Princeton University Library
32101 064469628

0902
.407

ANNEX LIB.

Library of

Princeton University.

Printed in Ge

XXVIII. Jahrgang. II. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik und Literatur.

№ 27.

Ausgegeben am 2. Juli 1869.

Inhalt:

Iwan Turgenjew's „Väter und Söhne“ . . . . . Seite 1
König Wilhelm in Bremen 9
Correspondenz aus Hannover 13
Der tirolische Clerus 16
Die Mecklenburgischen Domainenbauern und die Mecklenburgische Verfassung 20
Ranke's Wallenstein 27
Die Concessionirung von Eisenbahnbauten in England 31
Literatur 37

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.
Literarische Beilage von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Leipzig, 1869.

Friedrich Ludwig Herbig.

(Fr. Wilh. Grunow.)

Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern.

Digitized by Google

Die Grenzboten.

Zeitschrift für Politik und Literatur.

28. Jahrgang.

II. Semester. I. Band.

Leipzig,
Verlag von Friedrich Ludwig Herbig.
(Fr. Wilh. Grunow.)
1869.

(RECAP)

0902
.407
Jahrs. 28
pt. 3
1869

Register.

Jahrgang 1869. Drittes Vierteljahr.

Politik und Völkerleben.

König Wilhelm in Bremen. S. 9.
Correspondenz aus Hannover. S. 15.
Der tirolische Clerus. S. 16.
Die Mecklenburgischen Domainenbauern und die Mecklenburgische Verfassung. S. 20.
Aus Mecklenburg-Schwerin. S. 257.
Die Concessionirung von Eisenbahnbauten in England. S. 31.
Aus Schwaben. S. 58.
Das Concil und die bayrische Regierung. S. 62.
Das Oberhaus und die irische Kirche. S. 66.
Die Beurlaubung des Grafen Bismarck. S. 72.
Der Protestantismus im heutigen Frankreich. S. 81.
Die holländische Colonialfrage. S. 99.
Die schweizerische Demokratie und ihre Fortentwicklung. S. 121.
Noch ein Mal die Hamburg-Kieler Universitätsfrage. S. 138.
Politischer Monatsbericht (Ende Juli). S. 161. (Ende August) S. 348. (Ende September) S. 481.
Die deutschen Eisenbahnen und der Einpfennigtarif. S. 192.
Das neuste Rothbuch. S. 224.
Gewerbliche Hilfskassen. S. 233.
Correspondenz aus Holland. S. 237.
Die Züricher Volksbewegung und die neue Züricher Verfassung. S. 241.
Aus Schleswig-Holstein. S. 269.
Aus Nordschleswig. S. 398.
Die piemontesische Politik in den Jahren 1817 bis 1850. S. 281. S. 371.
Der Ausgang der irischen Kirchenbill. S. 292.
Die Gerichtsverfassung des norddeutschen Bundes. S. 296.
Aus Deutsch-Oesterreich. S. 335.
Rußland u. England in Centralasien. S. 401.
Der Kirchenverfassungsstreit in Kurhessen. S. 405.
Die Aussichten des nächsten bayrischen Landtags. S. 437.
Der volkswirthschaftliche Congreß. S. 462.
Die Organisation der liberalen Nationalpartei. S. 468.

Bilder und Schilderungen.

Die Lage in Galizien I. S. 142. II. S. 340.
Das Museum römischer Alterthümer in Lyon. S. 196.
Aus einem englischen Notizbuch. I. Das Haus zum Löwen und Einhorn in der City. S. 273. S. 307. II. Sonntag. S. 473.
Venedig und Triest. S. 345.
Aus dem Leben des Admirals von Sivers. S. 386.
Der Herzog von Luynes. S. 452.
Das deutsche Element in Rumänien. S. 494.

Literatur und Kunst.

Iwan Turgenjews „Väter und Söhne." S. 1.
Ranke's Wallenstein. S. 27.

611945

Briefe des Herzogs Karl August von Weimar. S. 41.

Antonello da Meſſina und ſein Bild in Berlin. S. 53.

Makart's „ſieben Todſünden." S. 110.

Eine Biographie Loudons. S. 114.

Eine neuere Geſchichte des franzöſiſchen Theaters. S. 151.

Alphonſe de Lamartine. S. 177.

Ungedruckte Goethe-Briefe. S. 201.

Honeggers Culturgeſchichte. S. 213.

Das Werk des ſächſiſchen Generalſtabs über den Krieg von 1866. S. 228.

Neue Ausgrabungen in Athen. S. 317.

Ein preußiſcher Staatsmann des 17. Jahrhunderts. S. 321.

Die Malerei auf der internationalen Kunſtausſtellung in München. S. 351. S. 422.

Richard Wagner's Rheingold. S. 422.

Renans Paulus. S. 491.

Die neuen Arvalenmonumente in Rom. S. 481.

Kritiken und Beſprechungen.

Politiſche Geſchichte der Gegenwart von W. Müller. S. 37. — Religionseid und Bekenntnißverpflichtung von M. Krenkel. S. 38. — Die bevorſtehende ſächſiſche Landesſynode, von Vinkau. S. 40. — Aus den Memoiren eines ruſſ. Dekabriſten. S. 76. — Revolutionsbilder aus Spanien von M. Klapp. S. 76. — Die arktiſche Fiſcherei von M. Lindemann. S. 78. — Die Wandgemälde des Landgrafenſaals. S. 160. — Der deutſch-ruſſiſche Conflict von W. von Bock. S. 318. — C. K. J. von Bunſen B. 2 v. Fr. Nippold. S. 319. — Briefe Humboldts an Bunſen. S. 479. — Ariſtophanes von Droyſen. S. 516. — Ariſtoteliſche Forſchungen von Teichmüller. S. 518. — Für Freunde der Tonkunſt von Rochlitz. S. 518. — Conſonanzen und Diſſonanzen von Lobe. S. 519. Wanderungen von Saupe. S. 520.

Iwan Turgenjew's „Väter und Söhne."

Ausgewählte Schriften Iwan Turgenjew's. Autorisirte Ueberſetzung. Erſter Band: „Väter und Söhne." (Mitau, Verlag von E. Behre.)

Die große politiſche Kataſtrophe, welche uns von dem Wohl- oder Uebelwollen des Auslandes unabhängig machte, war auf geiſtigem Gebiet lange vorbereitet. Durch die deutſche Literatur und Culturgeſchichte der letzten zwanzig Jahre zieht ſich wie ein rother Faden das Bedürfniß, von der Autorität der fremden Culturvölker, welche uns in Wiſſenſchaft, Kunſt und Leben lang genug für Vorbilder gegolten, los zu kommen, oder genauer formulirt, das Bedürfniß, die Ebenbürtigkeit, welche wir thatſächlich erlangt, äußerlich zum Ausdruck zu bringen. Damit hängt zuſammen, daß wir uns um die literariſche Production des Auslandes ungleich weniger kümmern, als vor dreißig und vor fünfundzwanzig Jahren, wo dieſelben Romane und Parteiſchriften in allen Studirſtuben und Salons zwiſchen Seine und Newa aufgeſchlagen lagen. Höchſtens, daß zu Gunſten hervorragender engliſcher Schöpfungen eine Ausnahme gemacht wird — die franzöſiſche ſchöne Literatur ſteht auf der Proſcriptionsliſte moderner deutſcher Bildung und mit der politiſchen Publiciſtik des zweiten Kaiſerthums ſieht es kaum beſſer aus.

Von neueren ausländiſchen Dichtern hat kaum einer in Deutſchland ſo viel Glück gemacht, wie der Ruſſe Turgenjew. Das Intereſſe, das man ihm entgegentrug, hatte doppelte Gründe; es galt einmal dem eigenthümlichen Talent dieſes feinſinnigen Künſtlers, der in Wahrheit der Charakteriſtik, Wärme und Leben der Schilderung, namentlich der Naturſchilderung, nach dem Zeugniß unſerer ſtrengſten Richter kaum übertroffen iſt, — und zweitens der Neuheit der Stoffe, welche er behandelt. Die erſten deutſchen Ueberſetzungen Turgenjewſcher Schriften erſchienen in der Zeit der Aufhebung der Leibeigenſchaft und des großen Umſchwungs in der inneren ruſſiſchen Politik. Grade weil man von dieſen Dingen wenig wußte, die Zuſtände und Einrichtungen, welche umgeſtaltet werden ſollten, kaum dem Namen nach kannte, ergriff man begierig die Gelegenheit, ſich mit ihnen auf zugleich unterrichtende

und anziehende Weiſe in Beziehung zu ſetzen. Durch die Bilder aus dem „Tagebuch eines Jägers“ lernten wir, was es mit der Unfreiheit eines nach Millionen zählenden Volks eigentlich auf ſich habe, und daß der Fluch derſelben die Herren ebenſo treffe, wie die Knechte; Berufsloſigkeit des Adels, Entſittlichung des Beamtenthums, Corruption der höheren Geſellſchaft, Unwahrheit und Hohlheit der auf geiſtiges und wiſſenſchaftliches Leben gerichteten Beſtrebungen — Alles wurde auf die eine Quelle zurückzuführen, in deren trüben Waſſern ſich der graue Himmel, der über Rußland lag, melancholiſch ſpiegelte.

Zu dieſem Intereſſe trat bald ein anderes. Turgenjews ſpätere Schriften, welche die aus der Kriſis der Jahre 1860—63 entwickelten Zuſtände zum Gegenſtande hatten (und wenigſtens durch Auszüge und franzöſiſche Ueberſetzungen raſch verbreitet wurden), ſchienen uns in frühere Abſchnitte unſerer eigenen Exiſtenz zurückzuführen. Was wir von jung- und altruſſiſchen Romantikern, Socialiſten, Materialiſten und Communiſten zu hören bekamen, erinnerte uns an die Tage, in denen unſere Väter unter dem Eindruck der großen geiſtigen Umwälzung geſtanden hatten, welche der Julirevolution gefolgt war. Daß jenſeit der Weichſel der Verſuch gemacht wurde, nicht nur mit der überkommenen politiſchen Tradition zu brechen, ſondern alle hergebrachten Begriffe von Gott, Staat, Geſellſchaft, Ehe und Sittengeſetz kritiſcher Reviſion zu unterziehen, die alte Welt in Trümmer zu ſchlagen und auf ihren Ruinen einen neuen, in die Wolken ragenden Prachtbau, mit wohnlichem Erdgeſchoß für die unteren, grenzenlos freier Ausſicht für die gebildeten Claſſen aufzuführen — das war ja nur eine zweite Auflage des Experiments, welches unſere eigenen Dichter und Politiker vor dreißig Jahren angeſtellt hatten! Dieſelben Namen, denen Jungdeutſchland ſeine Brand- und Sühnopfer dargebracht hatte, tauchten wieder auf, dieſelben Syſteme, welche uns geblendet hatten, machten ihre trügeriſche Anziehungskraft auf die öſtlichen Nachbaren geltend, und was uns von der nihiliſtiſchen Jugend erzählt wurde, die in Petersburg und Moskau ihr Weſen trieb, war Zug für Zug die Geſchichte von jenen Berliner „Freien“, die ihre Orgien mit dem Trinkſpruch „Pereat Gott“ begannen und ſich heute als Penſionaire der Reactionspartei über den ungeheuren Katzenjammer zu tröſten ſuchen, der ihnen ſeit der Enttäuſchung von 1848 in den Gliedern liegt und den ſie nicht mehr los werden können.

Für Rußland iſt auch dieſe Phaſe inzwiſchen vorübergegangen und des Dichters letzte Schriften haben uns bereits mit den „Allerneuſten“ bekannt gemacht, die als Träger des nationalen Princips das alte mit dem neuen Rußland auf Unkoſten der deutſchen und polniſchen Grenzprovinzen zu verſöhnen bemüht ſind.

Das vorliegende Buch, der Roman „Väter und Söhne“, der zum

erſten Male in deutſcher Verſion publicirt worden iſt, verſetzt uns in die Zeit der revolutionairen Ueberſchwenglichkeit und jenes nihiliſtiſchen Titanenthums zurück, das einige Zeit lang die öffentliche Meinung auf der ſarmatiſchen Ebene beherrſchte, ſeit dem polniſchen Aufſtande raſch aus der Mode kam und (manchen dagegen redenden Symptomen zum Trotz) in der Gegenwart todt geſagt wird. Machen wir uns zunächſt mit den Umriſſen der Fabel und den ſpecifiſchen Eigenthümlichkeiten des ruſſiſchen Nihilismus bekannt.

Eugen Baſarow und Arkady Kirſanow, zwei Petersburger Studenten, die ſich als Träger der modernen Ideen fühlen, beſuchen in den Sommerferien ihre Aeltern; Baſarow, (der Sohn eines verabſchiedeten Armeechirurgen, der ſich von den ſpärlichen Reſten ſeiner altmodiſchen Bildung mühſam nährt, und einer Mutter, die das naive, gläubige, patriarchaliſche Altruſſenthum in deſſen voller Liebenswürdigkeit repräſentirt) begleitet, ehe er nach Hauſe fährt, ſeinen Freund Arkady zu deſſen Vater, einem wohlhabenden Gutsbeſitzer. Dieſer Vater und deſſen Bruder, Paul Kirſanow, verabſchiedeter Gardeoffizier voll Byroniſch-romantiſchen Ideen, ſind Ariſtokraten von gutem Schlage, Männer, die in den Traditionen der weſteuropäiſchen Bildung aufgewachſen ſind und das eifrige Beſtreben zeigen, ſich mit der Neuzeit und deren Anſprüchen zu verſtändigen. In einer meiſterhaft hingeworfenen Expoſition wird der Gegenſatz zwiſchen dieſer Generation, die auf der Höhe der Zeit zu ſtehen glaubte, wenn ſie der geiſtigen Bewegung und den Culturfortſchritten reſpectvoll folgte — und dem Geſchlecht der Nihiliſten bezeichnet. Arkady Kirſanow iſt ein junger, gutherziger Edelmann, ohne innere Selbſtändigkeit, den der geiſtreiche und kräftige Freund in das Schlepptau ſeiner Ideen genommen hat, und den ein hübſches Mädchengeſicht aber ohne viel Mühe zu den verlaſſenen Panaten zuzückführt und durch eine glückliche Ehe mit der noch eben perhorrescirten alten Geſellſchaft ausſöhnt. Anders Baſarow, der Fanatiker der Negation iſt, ſich thatſächlich von jeder Autorität, jeder Rückſicht frei gemacht hat. „Wir zerſtören, weil wir eine Kraft ſind, und die Kraft gibt keine Rechenſchaft. Unſer Motiv iſt das Nützlichkeitsprincip. Jetzt iſt es nützlich, zu negiren, alſo negiren wir; es gilt tabula rasa zu machen — bauen mögen Andere"; das iſt die Quinteſſenz ſeiner Weisheit. Im Grunde mit einer noblen Empfindung und ſtark ausgeprägtem Rechtsgefühl begabt, hält der junge Mediciner es für Pflicht, Alles, was das Leben an idealen Momenten aufzuweiſen hat, in den Staub zu ziehen und unter dem Secirmeſſer ſeiner materialiſtiſchen Philoſophie abzuſchlachten. Zunächſt geräth er mit Paul Kirſanow, dem Oheim ſeines Freundes, dem Gentleman von der alten Schule, in Conflict. Wir laſſen, um alle weiteren Ausführungen über die Weltanſchauung der „Söhne" zu ſparen, den Diſput folgen, in welchem beide Richtungen, die alte und die neue, ihre Trümpfe ausſpielen.

Die beiden Kirſanow und die jungen Helden ſitzen bei der Abendmahlzeit und disputirten über die Nützlichkeit ariſtokratiſcher Inſtitutionen für Rußland, die Baſarow natürlich beſtreitet.

„Weſſen bedarf denn der Ruſſe ihrer Meinung nach?“ fragte Paul Kirſanow nach einer Pauſe. „Wenn man Sie ſprechen hört, ſo ſollte man glauben, wir befänden uns außerhalb der ganzen Menſchheit. Die Logik der Geſchichte fordert es ja“ ....

„Wozu ſoll uns die Logik! wir werden auch ohne dieſelbe auskommen.“

„Wie?“

„Sie haben doch, hoffe ich, keine Logik nöthig, um ein Stück Brod in den Mund zu bringen, wenn ſie hungrig ſind; was ſollen uns dieſe Abſtractionen!“

„Nun dann begreife ich Sie nicht! Nach welchen Beweggründen handeln Sie Nihiliſten denn?“

„Wir thun das, was wir für nützlich finden“, antwortete Baſarow, „in jetziger Zeit iſts am nützlichſten zu negiren und wir negiren.“

„Alles?“

„Alles.“

„Wie? Nicht allein die Kunſt, ſondern auch .... ſchrecklich zu ſagen!“

„Alles“, wiederholte Baſarow mit vollkommener Ruhe.

„Aber erlauben Sie, mein Herr“, begann Nicolai Petrowitſch, „Sie verneinen Alles, oder richtiger Sie zerſtören Alles, man muß aber doch auch bauen?“

„Das iſt nicht unſere Sache, vor allen Dingen muß der Boden geebnet werden.“

„Der gegenwärtige Zuſtand des Volkes fordert ſolches“, fügte Arkadius hinzu, „wir müſſen dieſen Forderungen nachkommen, und nicht unſerem perſönlichen Egoismus fröhnen.“

Offenbar gefiel dieſe letzte Phraſe Baſarow nicht, ſie klang ihm philoſophiſch, romantiſch; er fand es aber nicht nöthig, ſeinen Schüler zurechtzuweiſen.

„Nein, nein“, rief Paul Petrowitſch leidenſchaftlich aus, „ich will es nicht glauben, meine Herren, daß Sie das ruſſiſche Volk kennen, daß Sie die Repräſentanten ſeiner Beſtrebungen und Bedürfniſſe ſind! Nein, das ruſſiſche Volk hält die Ueberlieferungen heilig, es iſt ein patriarchaliſches Volk und kann ohne Glauben nicht leben“ ....

„Dagegen will ich nicht ſtreiten“, unterbrach ihn Baſarow, „ich bin ſogar bereit, zuzugeben, daß Sie darin Recht haben.“

„Aber wenn ich Recht habe“ ....

„So beweiſt es dennoch nichts!“

„Wie beweiſt denn das nichts?“ fragte Paul Petrowitſch verwundert Sie befinden ſich folglich im Gegenſatz zu Ihrem Volke.“

„Und wenn auch! das Volk glaubt, wenn der Donner rollt, daß der Prophet Elias im Himmel umherfahre; wie? ſoll ich ihm beiſtimmen? Außerdem — es ja das ruſſiſche Volk und bin ich denn kein Ruſſe?“

„Nein, darnach, was Sie eben behauptet haben, ſind Sie kein Ruſſe, ich kann Sie nicht als einen ſolchen anerkennen.“

„Mein Großvater hat gepflügt“, antwortete mir anmaßendem Tone Baſarow, „und fragen Sie den erſten beſten Bauer, in wem er eher ſeinen Landsmann erkennt; Sie verſtehen nicht einmal mit ihm zu ſprechen.“

„Sie ſprechen mit ihm, verachten ihn aber.“

„Was iſt dabei zu machen, wenn er dieſe Verachtung verdient! Sie tadeln meine Anſichten, aber wer ſagt ihnen, daß dieſelben nur zufällig in mir entſtanden, daß ſie nicht durch denſelben Volksgeiſt hervorgerufen ſind, zu Gunſten deſſen Sie reden?“

„Glauben Sie vielleicht“, fuhr Paul Kirſanow ſich zu Baſarow wendend fort, daß dieſes eine neue Lehre ſei? Der Materialismus, den Sie predigen, war ſchon oftmals en vogue und er hat ſich ſtets als unzureichend bewieſen.“

„Wieder ein Fremdwort!“ unterbrach ihn Baſarow. „Erſtens, wir predigen gar nicht, das iſt nicht unſere Schwachheit.“

„Aber was thun Sie denn?“

„Nun, wir thun Folgendes: zuerſt — es iſt noch nicht lange her — behaupteten wir, daß unſere Beamten beſtechlich ſind, daß wir weder Straßen, noch Handel, noch regelmäßige Behörden haben“ ....

„Ja, angenommen! Sie deckten die Mißbräuche auf, mit ſo Manchem davon bin ich einverſtanden, aber“ ....

„Aber darauf ſahen wir ein, daß das bloße Schwatzen über unſere Schäden zu gar nichts führt und daß auch unſere Klüglinge, unſere Stimmführer nichts werth ſeien; wir ſahen ein, daß wir uns nur mit Lappalien abgaben und über Kunſt, freies Schaffen, Parlamentarismus, Advocatur und Gott weiß worüber redeten, während es ſich um das tägliche Brod handelt und der gröbſte Aberglauben uns zu erſticken droht; alle unſere Actiencompagnien gehen aus Mangel an ehrlichen Leuten zu Grunde und ſelbſt die Freiheit, welche die Regierung den Bauern zu geben bereit iſt, wird uns ſchwerlich Nutzen bringen, denn der Bauer iſt froh ſich ſelbſt zu beſtehlen, um dann in der Schenke ſich zu betrinken.“

„Alſo“, unterbrach ihn Paul Petrowitſch, „Sie haben ſich von der Nutzloſigkeit dieſer Thätigkeit überzeugt und beſchloſſen, an nichts mehr ernſtlich Hand anzulegen?“

Digitized by Google

„Wir haben beſchloſſen, an nichts Hand anzulegen", wiederholte Baſarow verdroſſen.

„Und blos zu tadeln?"

„Und blos zu tadeln!"

„Und dies iſt alſo Nihilismus?"

„Und das iſt Nihilismus!" wiederholte Baſarow.

„Wie? Und Sie denken im Ernſt es mit dieſer Lehre gegen das ganze Volk aufzunehmen?"

„An einem Kerzenlichte, wie Sie wiſſen, entzündete ſich einſt ganz Moskau!" antwortete Baſarow.

„Jawohl, jawohl! Anfangs ſataniſcher Stolz, darauf Spott! davon läßt ſich die Jugend hinreißen und das erfüllt die Herzen der unerfahrenen Knaben! und dieſe Krankheit hat ſich bereits weit verbreitet, ſelbſt unſere Künſtler in Rom beſuchen nicht mehr den Vatican und halten Raphael für einen Narren, um nur keine Autorität gelten zu laſſen; aber ſelbſt ſind ſie erbärmlich und gänzlich unproductiv, ihre ganze Phantaſie reicht nicht weiter als höchſtens bis zum „Mädchen am Springbrunnen" und dabei iſt das Mädchen noch ganz abſcheulich gemalt; nach Ihrer Meinung ſind es tüchtige Leute, nicht wahr?"

„Meiner Meinung nach", entgegnete Baſarow, „taugt Raphael keinen Heller und die jungen Künſtler ſind um nichts beſſer."

„Bravo, bravo! ſo alſo haben ſich die jetzigen jungen Leute auszudrücken; früher mußten ſie ſich, wenn auch gezwungen, Mühe geben, nicht für Ignoranten zu gelten, jetzt aber brauchen ſie nur zu ſagen: alles auf der Welt iſt Thorheit, und damit iſt die Sache abgemacht! Die jungen Leute müſſen deſſen in der That froh ſein. Früher waren es einfach Lümmel, jetzt aber heißen ſie Nihiliſten."

„Unſer Streit iſt zu weit gegangen und es iſt beſſer ihn abzubrechen", ſagte Baſarow, „ich werde nur dann mit Ihnen einverſtanden ſein, wenn Sie mir auch nur *eine* Inſtitution in unſerem gegenwärtigen geſellſchaftlichen oder ſtaatlichen Leben nennen können, die nicht eine völlige und ſchonungsloſe Verneinung forderte."

Dieſe Probe wird genügen, um den Standpunct des jungen Geſchlechts vollſtändig zu bezeichnen. Der Conflict zwiſchen dem Romantiker und ſeinem cyniſchen jungen Gegner ſteigert ſich im weiteren Verlauf. Paul, der Baſarow im Verdacht hat, der Maitreſſe ſeines Bruders nachzuſtellen, fordert dieſen zum Zweikampf heraus. Der Nihiliſt, der ſich noch eben über die Widerſinnigkeit des Duells ausgeſprochen hat, kann nicht umhin die Forderung anzunehmen und verwundet ſeinen Gegner. Dann verläßt Baſarow das Kirſanow'ſche Haus und kehrt zu ſeinen Aeltern zurück, die ihn mit liebender Ungeduld erwartet haben. In den folgenden Capiteln,

Digitized by Google

welche den Gegenſatz zwiſchen dem alten Paar, das an dem geiſtvollen Sohn mit abgöttiſcher Verehrung hängt, und der brutalen, unduldſamen Härte des Helden ſchildern, gipfelt das Hauptintereſſe des geſammten Buchs und zugleich die Meiſterſchaft der Darſtellung des Autors.

Das Aelternpaar, das in ſtiller Abgeſchiedenheit von der Welt grau geworden iſt, treu an dem Glauben und Aberglauben ſeines Volks hängt, deſſen einziges Lebensintereſſe der Sohn iſt, den ſie nicht verſtehen können und der ihre Liebkoſungen halb verlegen, halb mürriſch zurückweiſt, in dem ſie den großen Mann verehren, obgleich er Alles mit Füßen tritt, was ihnen heilig iſt — dieſes alte Paar iſt mit einer Wärme und Feinſinnigkeit gezeichnet, wie ſie nur aus dem Pinſel des ächten Künſtlers quellen kann. Der Vater bemüht ſich, die Reminiscenzen ſeiner Jugendbildung aufzufriſchen, und den Intereſſen des Sohnes zu folgen, er ſteigert ſich zu einer Freiheit und Kühnheit des Urtheils, die ihn fortwährend mit ſeinen religiöſen Anſchauungen in Gegenſatz bringt, und kann es doch nicht dahin bringen, ſeinen Eugen zu verſtehen oder von dieſem als Genoſſe angeſehen zu werden; die Mutter iſt froh, wenn er ihre Liebkoſungen nicht all' zu rauh abweiſt, und wenn die Schöpfungen ihrer Kochkunſt bei dem bedürfnißloſen Studenten Gnade finden; ihre Religioſität verbirgt ſie ängſtlich, weil ſie ſeinen Unglauben ahnt und wenn Eugen mit dem Prieſter, der das Dankgebet für ſeine glückliche Ankunft gehalten, gemeinſam Thee trinkt, ſo ſind alle Wünſche der beſcheidenen Frau erfüllt. — Nach kurzem Zuſammenleben mit den Alten, reißt Baſarow ſich los, es zieht ihn in das Haus der ſchönen Wittwe Anna Odinzow, die er durch Kirſanow kennen gelernt hat und die in der Nachbarſchaft lebt. Anna iſt der Typus der Dame aus der großen ruſſiſchen Geſellſchaft, geiſtreich, kokett, nicht ohne Empfindung, aber gewohnt, dieſe in Eis zu verwandeln, ſobald ſie den andern Theil Feuer fangen ſieht. Baſarow, der die Ariſtokraten haßt, ihre ſeinen Formen als zeitraubende Spielereien verachtet, der ſeinem Freunde noch eben deducirt hat, „daß man als Phyſiologe nicht zweifelhaft darüber ſein könne, was es mit den ſogenannten geheimnißvollen Bezügen zwiſchen Männern und Frauen eigentlich auf ſich habe." — Baſarow hat für die ſchöne, feine Frau eine Leidenſchaft gefaßt, deren Flammen über ſeinem Kopf zuſammenſchlagen. Anna Odinzow kann dem intereſſanten jungen Sonderling, den ſie in ihre Kreiſe gebannt, warme Theilnahe nicht verſagen, aber das Geſtändniß ſeiner Liebe bricht ſo jäh und wild hervor, daß die an Formenſchönheit gewöhnte Frau wie vor einem „Abgrund des Häßlichen" zurückſchrickt, und den Mann, der ihrer quietiſtiſchen Lebensbehandlung gefährlich zu werden drohte, wenn auch mit getheiltem Herzen ſeiner Wege gehen läßt. Inzwiſchen haben Annas junge Schweſter und Arkady den Weg zu einander gefunden und ihre ſanften Herzen ohne großen Kampf zu friedlichem Bunde

vereinigt; aus dem herben Spott, mit dem Eugen ſeinem plötzlich mit der Welt verſöhnten Freunde Lebewohl ſagt, ſpricht zugleich der feine Humor des Dichters, der ebenſo die Wandlung des nur künſtlich zum Nihiliſten aufgebauſchten jungen Lebemanns, wie die Anſtrengungsloſigkeit zu belächeln ſcheint, mit der leicht aufgeſetzte Naturen den Kampf um liebendes Nehmen und Geben auszufechten pflegen. Eugen Baſarow kehrt in das verlaſſene Aelternhaus zurück, ſucht die Oede ſeines Herzens durch eifrige Studien zu übertäuben und ſtirbt wenig ſpäter an der Leichenvergiftung, die er ſich bei einer Section zugezogen.

Wie bei faſt allen Turgenjewſchen Dichtungen iſt auch bei den „Vätern und Söhnen“ der Hauptwerth nicht in der Compoſition, ſondern in der feinen, geiſtvollen und zugleich naturwahren Charakteriſtik der handelnden Perſonen und der meiſterhaften Schilderung der dieſe umgebenden äußeren und inneren Verhältniſſe zu ſuchen. Obgleich man es dem Dichter nachfühlt, für welche der beiden geſchilderten Richtungen er im Grunde ſeines Herzens Partei genommen und daß es ihm weſentlich darauf angekommen, der Unſchönheit des nihiliſtiſchen Titanenthums den Spiegel vorzuhalten, iſt die Zeichnung mit gewiſſenhafter Objectivität ausgeführt, ſtreift ſie nirgend auch nur an die Grenze der Carricatur. Im Gegentheil wird der Unterſchied zwiſchen einer Natur von dem Korn Baſarow's und den kleinen Seelen, die die revolutionaire Modephaſe aus Gedankenloſigkeit oder, um ihre ſittliche Verlumptheit zu bemänteln, mitmachen, durch eine Reihe ergötzlicher Nebenfiguren deutlich bezeichnet und das milde verſöhnende Schlußcapitel ſagt uns, auch das Geſchlecht der „Söhne“, die Allem, was das Leben an Schönheit und Idealismus geboten, rückſichtsloſe Fehde erklärten, habe als Humus für künftige Culturbildungen eine Miſſion gehabt.

Es fragt ſich, ob der Leſer, der nicht bei der Theilnahme für den Roman ſelbſt ſtehen bleibt, die Empfindung theilen wird, zu der Turgenjew am Schluß ſeines Buchs gelangt. Dieſes Dichters Sache iſt es ſonſt nicht, mit der Harmonie zu ſchließen; im Gegentheil ſind es herbe Diſſonanzen, die grade aus ſeinen ſchönſten Schöpfungen herausklingen, und wenn er ſelbſt das Bedürfniß einer Verſöhnung mit ſeinem unglücklichen Helden fühlt, ſo hat er die Präſumtion für ſich. Aber ſchwer wird es uns doch fallen, mit dem Geſchlecht, das Baſarow repräſentirt, Frieden zu ſchließen. Als Reſultat einer überſchraubten Bildung kann man ſich die abſolute Negation gefallen laſſen — tritt ſie am Anfang einer Entwickelung auf, die noch mit den elementarſten Forderungen zu kämpfen hat, ſo macht ſie den Eindruck aus leerem Kopf und leerem Herzen zu kommen.

König Wilhelm in Bremen und Hannover.

(Correſpondenz aus Bremen.)

Als König Wilhelm im vorigen Herbſt Hamburg und Lübeck beſuchte, ließ man in Bremen die Köpfe ein wenig hängen. Man glaubte ſich im Jahre 1866 einen ebenſo guten Anſpruch auf dieſe Ehre erworben zu haben; man war ſich bewußt, dem Gründer und Schirmherrn des norddeutſchen Bundes, wenn er käme, keine geringeren Sympathien entgegenzutragen. Dazu kam, daß die territorialen Veränderungen von 1866 für Bremen, das bisher von Hannover vollſtändig enclavirt geweſen war, eine beſonders große Rolle geſpielt und dieſe Hanſeſtadt plötzlich zur nahen Nachbarin Preußens gemacht hatten. So war der Wunſch nach perſönlicher Bekanntſchaft mit dem Oberhaupt der Nation noch verſtärkt durch das Verlangen, den mächtigen Nachbar, der plötzlich von der Elbe an die Weſer gerückt war, als Gaſtfreund in den eigenen Mauern zu ſehen. Da Bremen jedoch einmal (ſchon weil es noch immer keine grade und kurze Eiſenbahnverbindung von der Elbe zur Weſer gibt) in den vorjährigen Reiſeplan nicht hineinpaßte, ſo rechnete man deſto ſicherer auf dieſes Jahr; und ſchon beim Beginn des Sommers ſollte dieſe Hoffnung in Erfüllung gehen. Sobald die Abſicht des Königs feſtſtand, fingen die Köpfe an, ſich mit den nöthigen Vorbereitungen zu beſchäftigen. Bremen iſt mehr eine hübſche und behagliche, als eine intereſſante Stadt; für verwöhnte Fremde hat es wenig Sehenswerthes. So glaubte der Senat denn im voraus von zu hohen Erwartungen abrathen zu müſſen, aber einen guten, herzlichen Empfang ſtellte er allerdings in Ausſicht, und dieſen äußerlich in die Augen fallen zu laſſen beeiferten ſich frühzeitig Alle, die etwas dazu thun konnten. In der hiſtoriſchen Abtheilung des Künſtlervereins, wo Senator Smidt aus Anlaß des gehofften königlichen Beſuchs eine ältere, freundnachbarliche Beziehung zwiſchen Preußen und Bremen ans Licht zog, erinnerte man ſich, daß ſeit Kaiſer Heinrich dem Dritten, alſo ſeit mehr als acht Jahrhunderten kein Oberhaupt der Deutſchen an der unteren Weſer erſchienen ſei, und ſteigerte ſo in ſich und Anderen das Gefühl von der Denkwürdigkeit des bevorſtehenden Augenblicks.

Dieſer Augenblick trat gegen Willen und Abſicht aller Betheiligten beträchtlich ſpäter ein, als man gehofft und gewünſcht hatte. Unwohlſein nöthigte den König bekanntlich zweimal, die Reiſe hinauszuſchieben, ſo daß ſie zuletzt um vierzehn Tage ſpäter ſtattfand, als es urſprünglich beſtimmt war. Die getroffenen Empfangsanſtalten waren zu umfaſſend, die Spannung zu lebhaft und zu allgemein, als daß der Aufſchub nicht ſanguiniſche Gemüther hätte verſtimmen, den Aufſchwung der Volksſeele ein wenig

hätte dämpfen ſollen. Der König war ſpäter liebenswürdig genug, das natürlich zu finden. Aber da war der Eindruck doch ſchon vollkommen überwunden. Für Jedermann ging er unter in der freudigen Stimmung, welche der Beſuch an ſich, des Königs ebenſo würdevolle wie zwangloſe Huld, das Intereſſe an ſeinen berühmten Begleitern Bismarck, Moltke und Roon, die Allgemeinheit der Theilnahme und des Jubels erweckten.

Einen höheren, ſchöneren Feſttag, als den 15. Juni 1869 hat Bremen nie gefeiert. Die Erinnerungen an den gewaltigen Umſchwung in der Geſchichte des Vaterlandes, welchem das Feſt ja eigentlich galt, waren noch friſch genug, um ohne Mühe und angeſtrengte Reflexion in den Herzen wieder aufzuleben. Sie reichten auch tief genug in die Maſſen hinab, ſo daß im Straßengedränge keine irgend erhebliche Zahl Solcher übrigblieb, die garnichts bei der Sache gedacht und empfunden hätten. Daher der allen Beobachtern aufgefallene gemeinſame Zug ernſter Freudigkeit, der durch die dichten Reihen ging. Meinungsverſchiedenheiten über die nationale Hauptfrage gibt es in Bremen nicht. Trotz einer preußiſchen Stadt hat es ſich und dem Vaterlande zu den böhmiſchen Siegen Glück gewünſcht, wie der unwillkürliche Ausbruch von Begeiſterung bekundet, welchem die ſonſt ſo nüchterne Börſe ſich überließ, als im Juli 1866 die große Nachricht von Königgrätz eintraf.

Die Stärke und Allgemeinheit der Zurufe, die augenſcheinliche Sympathie der Bevölkerung ſind dem Könige wohlthuend aufgefallen. Er hat gefunden: das ſei ja wie bei ihm zu Hauſe. Ein Herr aus ſeiner Umgebung, der ſeit zwanzig Jahren und mehr die Könige von Preußen auf Reiſen zu begleiten pflegt, wollte ſich eines ähnlichen Empfangs, was das Entgegenkommen des Volks betrifft, überhaupt nicht entſinnen. Und ſoviel iſt allerdings ſicher: in einer Stadt von Bremens Größe, unter einem Stamm von dem Temperament des niederſächſiſch-frieſiſchen wäre mehr in dieſer Beziehung kaum denkbar. Die Worte, mit denen der Senat den Dank des Königs verkündigt hat, laſſen bei ihm auf ein ähnliches Urtheil ſchließen.

Nächſt dem König war ſelbſtverſtändlich Graf Bismarck Gegenſtand der unermüdlichſten öffentlichen Aufmerkſamkeit. Der Bundeskanzler empfing ſein volles Maß von ſpontanen Ovationen. Man ließ ihn nicht einmal entgelten, daß er, wie die jüngſte indiscrete Wiener Enthüllung verrieth, in Nikolsburg 1866 für den norddeutſchen Bund eifriger gewirkt hat als für die Annexion Hannovers u. ſ. ſ. Und daß Hannover aus der Reihe der ſelbſtändigen Staaten verſchwunden iſt, iſt in den Augen der Bremer ein Hauptverdienſt des Jahres 1866. Sie wiſſen wohl warum!

Nächſt der erfreulichen Aufnahme ſcheint die angenehme Behaglichkeit der Exiſtenz in Bremen die hohen Gäſte am meiſten getroffen zu haben.

„Ich denke, ich laſſe mich hier zum Senator wählen", hat Graf Bismarck zu ſeinem Wirthe, dem Reichstagsmitglied H. H. Meier geſagt. Der gute Geſchmack, der in den Empfangsanſtalten hervortrat, in der von ihrem Erbauer Heinrich Müller glänzend decorirten neuen Börſe, wie in dem ſtattlichen Triumphbogen am Heerdenthor, wurde nicht minder anerkannt. Wenn die Künſte in dieſer arbeitſamen Handelsſtadt auch wenig mitzuſprechen haben, ſo ſind ſie doch durch würdige und leiſtungsfähige Kräfte repräſentirt. Aus der abendlichen Illumination ragte das Haus hervor, in welchem Graf Bismarck wohnte: es zeigte in Flammenpracht die Krone Kaiſer Karls des Großen. Unter ihr war es, daß der Bundeskanzler, um der unabläſſig rufenden Menge zu genügen, gegen Mitternacht auf den Altan heraustrat, und für die ihm zu Theil werdenden Huldigungen dankte.

Der Zukunftsgedanke, welcher in der flammenden Kaiſerkrone lag, braucht den Bremern nicht erſt empfohlen zu werden. Sie wünſchen ſich nichts beſſeres, als daß das „Haupt der Nation", wie ihr präſidirender Bürgermeiſter den König in feierlicher Rede nannte, ſich bald die Krone aufſetzen könne, welche die allgemeine Anerkennung dieſer ſeiner Würde bedeuten würde. Sie ſind auch bereit, „dem Kaiſer zu geben was des Kaiſers iſt", der nationalen Centraliſation zu opfern was nöthig befunden wird. Dahin rechnen zwar Einige von ihnen auch, was Andere lieber vorbehalten möchten; z. B. die Rechtspflege. Aber in der Hauptſache ſind ſie Alle einig, — ſowohl darin, daß die Einheit nach außen hin aller inneren Selbſtändigkeit vorgeht, wie darin daß die eigentlich communalen Angelegenheiten ſammt Kirchen- und Schulweſen nicht von Berlin her geleitet werden ſollen. Umgekehrt, ſehen ſie es als die zeitgenöſſiſche Aufgabe der Hanſeſtädte an, durch ihr Beiſpiel und ihr entſchloſſenes, wohlüberlegtes Zuthun dazu mitzuwirken, daß ihre eigene ſtädtiſche Freiheit mit der Zeit in Deutſchland allgemein werde.

Jede der bedeutenderen Städte, welche der König diesmal zuerſt beſucht hat, Bremen, Emden und Osnabrück, iſt überzeugt, ſo ſcheint es, daß es in ihren Mauern am herzlichſten und begeiſtertſten zugegangen ſei. Nichts kann beredter dafür ſprechen, wie echt allenthalben die entgegenkommende Stimmung war.

Andere Gedanken ſtanden im Vordergrunde, als der königliche Beſuch das Meer berührte, in Bremerhaven und Heppens. Der heitere Schmuck der Flaggen und Wimpel, der Bremerhaven neben einer jubelnden Menge belebte, lud gewiſſermaßen ein, ſich getroſt aufs Meer hinauszuwagen. Das geſchah nun zwar nicht buchſtäblich; der König ſcheint das moderne Motto der Hohenzollern „Vom Fels zum Meer" für ſeine Perſon mit der ihm zuſtehenden Freiheit faſt ſo auszulegen, wie einſt die Niederländer das völkerrechtliche

„Jusqu' à la mer" der freien Rheinſchifffahrt; er wollte ſeinen Kriegshafen lieber zu Lande erreichen, als auf einem der großen Lloyddampfer, von einer ganzen Dampferflotte umgeben, von der Weſermündung in die Jade ſtechen. Das klägliche Schickſal, welches am Tage der Einweihung von Wilhelmshafen einige von Bremerhaven herübergekommene Paſſagierdampfer hatten, mag ihm darin Recht gegeben haben, wiewohl das breite Deck eines transatlantiſchen Poſtdampfers die Seekrankheit länger fernhält. Auch von den Anſtalten zur Rettung Schiffbrüchiger, von denen das intereſſante amerikaniſche Rettungsfloß zur Hand geweſen wäre, oder von den neuen Geräthen der Fiſcherei Notiz zu nehmen, behielt der König keine Zeit. Dagegen tafelte er an Bord des Lloyddampfers „Deutſchland", deſſen Einrichtungen er ſich von dem Verwaltungsrathsbeſitzer H. H. Meier erklären ließ. Dann aber begab er ſich zu den ſegelfertig vor der Hafenſchleuſe liegenden Schiffen der Nordpolarexpedition, „Germania" und „Hanſa", vernahm eine patriotiſche Anſprache des Herrn A. G. Mosle, beſah das erſtgenannte Schiff mit militairiſcher Genauigkeit, ſchüttelte Capitain Koldewey glückliche Fahrt wünſchend die Hand und ſah die Schiffe auf die Rhede hinausgehen. Wenn die Nordpolfahrt weiter nichts leiſtet, ſo hat ſie doch den mächtigſten Mann in Deutſchland zum erſten Male recht ernſtlich für ein nautiſches Unternehmen intereſſirt. Der zweitmächtigſte Mann, Graf Bismarck, erklärte ſogar, gern mitgefahren zu ſein, wenn er nicht Frau und Kinder zu Hauſe hätte.

Die bedeutungsvolle Feier vom 17. Juni zu Heppens, das in Wilhelmshafen umgetauft ward, hatte ihren Höhepunkt in dem Beſuch, welchen der König ſammt ſeinen Begleitern auf der Schraubenfregatte „Minotaur", dem Admiralſchiff der engliſchen Canalflotte, abſtattete. Die britiſche Regierung hatte es zur Bewillkommnung des preußiſchen Monarchen an den Nordſeeſtrand herübergeſchickt; ſoweit ſind wir heutigen Tages entfernt von jenen mehr als ſpöttiſchen Seitenblicken, welche Englands Staatsmänner einſt auf unſere nationalen Flottenbeſtrebungen warfen. Der König hatte die beiden Bremer Bürgermeiſter ſowie den Conſul H. H. Meier eingeladen, in Heppens mitzuerſcheinen, und Niemandem wahrlich mochte man es lieber gönnen, als dem ehemaligen Reichsmarineminiſter Duckwitz, daß er Zeuge der glänzenden Genugthuung war, welche ſo Deutſchlands Streben nach Seegeltung von der meerbeherrſchenden ſtolzen Britannia zu Theil wurde. Die betheiligten preußiſchen Beamten, voran der Miniſter v. Roon, ernteten an jenem Tage den Lohn ihrer Standhaftigkeit. Wie oft iſt prophezeit oder ernſtlich anempfohlen worden, den Bau bei Heppens als hoffnungslos aufzugeben! Nach den Erfolgen von 1866 glaubten ſanguiniſche Oſtfrieſen ſchon die Knock bei Emden des Jadebuſens Erbſchaft antreten zu ſehen. In Berlin hat man

das einmal begonnene Werk muthig durchgeführt, und heute sind alle jene Bedenken, die sich ihm während seiner langen Bauperiode in den Weg warfen, so gut wie verstummt.

Correspondenz aus Hannover.

Die viel besprochene und wiederholt aufgeschobene Reise des Königs durch die Provinz Hannover ist endlich Thatsache geworden und mit inniger Freude sehen die Einen, mit stillem Grolle die Anderen den für alle Theile gleich unerwarteten Resultaten dieser Reise nach.

Wir hatten von der vorigjährigen Anwesenheit des Königs in Hannover nicht den Eindruck gewinnen können, daß es rathsam sei, den Besuch schon jetzt zu wiederholen. Als aber die Reise durch das Unwohlsein des Königs hinausgeschoben wurde und dann plötzlich überall von welfischen Agitatoren ausgesprengt wurde, das Unwohlsein des Königs sei nur fingirt und in Wahrheit habe die durch die Wahl Ewalds documentirte Gesinnung von der Reise zurückgeschreckt, da fühlten wir, daß die Reise eine politische Nothwendigkeit geworden sei. Hatte doch die „Hannoversche Landeszeitung" für passend gehalten, den Besuch des Königs freudig als eine Gelegenheit zu begrüßen, Sr. Majestät den Schmerzensschrei Hannovers laut hallend in die Ohren zu rufen und zu zeigen, wie die Anhänglichkeit der Hannoveraner an ihre frühere Dynastie ungetrübt fortlebe!

Der Sieg bei der Wahl Ewalds hatte die welfische Partei so übermüthig gemacht, daß sie sich selbst einredete, eine Macht zu sein, und daß manche auch sonst ruhige Leute in Gefahr geriethen, das, was ihnen stets vorgesprochen wurde, zu glauben. Dem gegenüber war eine Lebensäußerung der nationalen Partei dringend geboten und keine Gelegenheit konnte dazu erwünschter sein, als die, welche der Besuch des Königs bot. Es wurde zur Ehrenpflicht, an dem Empfange Theil zu nehmen, der nicht dem Könige von Gottes Gnaden, nicht dem Landesherrn, von dessen Huld man Gnadenbezeugungen erhoffte, der dem Sieger von 1866, dem Gründer des neuen Deutschland galt.

Allgemein regte sich deshalb der Wunsch, die Reise des Königs zur baldigen Ausführung gebracht zu sehen und von den verschiedensten Städten und Corporationen wurden einladende Deputationen nach Berlin gesandt. Zugleich bildeten sich Comités, um dem Könige einen würdigen Empfang zu bereiten.

Als endlich die Reise zur Gewißheit wurde, erfüllte eine gewisse Span-

nung die Gemüther. Hannover war die erste Stadt, welche der König besuchen wollte, und unleugbar hatte hier die welfische Partei ihren Hauptsitz. Dieselben Volksclassen, die zu hannoverscher Zeit die „jubelnden Volksmassen" gebildet hatten, die kleinen Handwerker, die Landleute, die Arbeiter, bildeten, jetzt die hannoversche Volkspartei, und diese war entschlossen, den Königlichen Besuch zu welfischen Demonstrationen zu benutzen. Die Nationalen gehören durchweg dem gebildeten Bürgerstande an, von dem man nicht wissen konnte, wieweit er die ihm eigene Indolenz und die Abneigung gegen das Straßengedränge überwinden würde, um dem Könige einen festlichen Empfang zu bereiten.

So schwankten die Ansichten über den Ausfall des Königlichen Besuchs hin und her und die verhältnißmäßig geringe Ausschmückung der Häuser schien eigentlich nichts Gutes anzukündigen.

Als der Augenblick da war, drängten die Menschenmassen zum festlich geschmückten Bahnhofsplatz; es sollte sich zeigen, ob der Sieg den Hoch rufenden Nationalen oder dem Zischen der Welfengenossen bleiben wurde. Der Zug kam an; wildes Gerufe und ungeduldiges Drängen! Noch einige Minuten der Erwartung, während im Innern des Bahnhofes die ersten Vorstellungen stattfanden; dann trat der König aus der Halle, um in den Wagen zu steigen. Einen kurzen Augenblick tiefe Stille zur Befriedigung der ersten Neugier und dann *ein* tosendes Hoch aus vielen tausend Kehlen. Der Sieg war entschieden und von Gegendemonstrationen keine Rede mehr! Auch die Verbissensten mochten fühlen, daß jeder Versuch dazu eine Lächerlichkeit gewesen wäre.

Wir haben nach dem Erscheinen ausführlicher Zeitungsberichte natürlich nicht die Festlichkeiten zu schildern, die dem Könige zu Ehren stattfanden; nur das können und müssen wir bezeugen, daß bei jeder neuen Ausfahrt des Königs in die Stadt der Jubel sich mehrte, und daß, wohin wir auch hörten, der Eindruck von der Persönlichkeit des Königs überall derselbe war. Für die gebildeten Classen, deren Anschauungen auf Nachdenken beruhen, konnte dieser Eindruck natürlich nicht maßgebend sein, auf die *Massen* hat die Königliche Erscheinung des deutschen Schirmherrn entschieden gewinnend gewirkt.

Der nachhaltigste Umschwung ist in der Stimmung der welfischen Parteiführer eingetreten. Der siegesgewisse Uebermuth *vor* dem Besuche des Königs ist einer kleinlauten Beschämung gewichen und grollend und staunend sahen die Führer eine große Anzahl ihrer früheren Getreuen das gelb-weiße Banner verlassen. Man braucht nur die finstern Mienen der Chorführer zu sehen, um dessen gewiß zu werden, daß ihre Sache aufs Neue an Terrain verloren hat.

Was in der Stadt Hannover begonnen wurde, ist in der Provinz fort-

geſetzt worden, und wie die Provinz dem Vorbilde der Hauptſtadt gefolgt iſt, ſo hat ſie dadurch auch wiederum das Vorgehen dieſer gut geheißen; ſo deckt und ergänzt ſich das Verhalten beider und grade dadurch fühlt ſich die nationale Partei mit Recht mächtig gehoben, daß überall, wohin der König ſeinen Fuß geſetzt hat, nur ſie das Feld behalten hat, die antinationalen Tendenzen nicht einmal einen Verſuch gewagt haben, ſich geltend zu machen.

In der Provinz Bremen und Verden, in Oſtfriesland, Osnabrück und dem Arensbergſchen iſt der König faſt noch herzlicher und jubelnder aufgenommen, als in Hannover ſelbſt und es hat ſich hier namentlich auch die Landbevölkerung in hervorragender Weiſe bei dem Empfange betheiligt. Auch das iſt für unſere Welfomanen eine heilſame Lehre und wird ſie hoffentlich davon überzeugen, daß das herrſchende Gefühl in dieſen Theilen Hannovers die Befriedigung über die restitutio in integrum iſt und daß von einer Gewöhnung an die „neuen Verhältniſſe“ nicht die Rede zu ſein brauchte.

Zu conſtatiren iſt allerdings noch, daß nicht allein in Hannover ſelbſt, ſondern auch in der Provinz der Adel ſich durchweg von dem Empfange des Königs zurückgehalten hat.

Aufrichtig geſagt, bedauern wir das nicht; denn, hätten die Betheiligten ſich auch nur in Erfüllung einer einfachen Höflichkeitspflicht dem Könige vorſtellen zu müſſen geglaubt, wir ſind überzeugt, des Königs Perſönlichkeit und das ſüße, beſtrickende, ſo lang und ſchmerzlich entbehrte Parfum der Hofluft hätte gar Manchen raſch bekehrt. Was von dieſen Bekehrungen zu erwarten geweſen wäre, braucht der nationalen Partei nicht erſt geſagt zu werden; dieſe kann vor der Hand damit zufrieden ſein, daß die auf ihren Gütern grollenden Ritter ſich ſelbſt unſchädlich gemacht haben.

Gerade, daß bisher eigentlich nur die in jeder Richtung unabhängigen Leute, der eigentliche Kern der Bevölkerung, die Träger der nationalen Idee in der Stadt Hannover waren, während das leicht beſtimmbare Proletariat völlig in den Händen der Welfenagitatoren ſich befand, — das gibt der Feier ihre ſpecifiſche Bedeutung, ihren Werth, denn auch die böswilligſte Verleumdung kann hier nicht davon reden, daß polizeiliche Einwirkung den Jubel des Volks hervorgerufen habe. Von den Beſten der Bürger ging die Feier aus und hingeriſſen von der ſiegreichen Macht der in der Geſtalt des Königs verkörperten nationalen Idee betheiligten ſich an ihr die Anfangs widerſtrebenden Claſſen des Volks.

Der tiroliſche Clerus.

Aus Tirol, Ende Juni.

Bisher ruhte die Sache der Bildung unſeres Volkes auf dem Lande wie größtentheils in den Städten in den Händen der Geiſtlichkeit. Seine ganze Erziehung war auf Gehorſam gegen dieſe angelegt. Von Kindesbeinen an lehrte man es in kirchlichen Gebräuchen und Ceremonien, Aufzügen und Feſten die wahre Gottesverehrung und ſein Seelenheil, nebenbei auch ſein Ergötzen zu ſuchen; damit hing zuſammen, das dem Volk die Träger dieſer Handlungen wie Geſchöpfe höherer Ordnung erſchienen, dazu beſtimmt, den Verkehr zwiſchen Himmel und Erde zu vermitteln. Bei der Abgeſchloſſenheit unſerer Berge und Thäler, der geringen Berührung, in die ſelbſt die Städtebewohner mit dem Auslande kamen, dem Zuſtande unſerer Volksſchulen und der Unterſtützung, die der Clerus bei der Regierung fand, hielt es nicht ſchwer, das Volk in ſo beſchränkten Anſchauungen zu erziehen. Für die Leute, die dem Catechismus und den Chriſtenlehren entwachſen waren, halfen die Predigten, der Beichtſtuhl und die mündliche Unterweiſung nach, hatten ſie doch alle den Zweck, die Herrſchaft der Diener der Kirche bei Jung und Alt, Arm und Reich aufrecht zu erhalten und zu befeſtigen.

Das neue Schulgeſetz iſt der erſte Verſuch, die Erziehung des Volkes auf eine rationelle Grundlage zu ſtellen, vorerſt freilich nur ein Verſuch und zwar einer, deſſen Gelingen von Umſtänden abhängen wird. Zunächſt darf nicht überſehen werden, daß das neue Geſetz den Clerus an der gewohnten Art des Vortrags der Religionslehre auf keine Weiſe ſtört, dieſer ſomit bei der alten, bequemen Form beharren kann und zweifelsohne auch beharren wird. Die von anderer Seite geſtellten Anforderungen, die Wünſche für eine gründliche Behandlung der übrigen Lehrgegenſtände, können ſich aber nur allmälig und langſam Bahn brechen. Gute Schullehrer, die das moraliſche Gefühl und das Denkvermögen der Jugend zu wecken verſtehen, müſſen ganz neu gebildet werden. Nebenher thun insgeheim und öffentlich wohlgemeinte Lehren bereits das Ihrige, um den Aeltern das gründlichſte Mißtrauen gegen die neue Schulordnung und ihre Vertreter einzuflößen. Die tiroler Kanzeln ſind neuerdings überhaupt mehr die Tummelplätze für die politiſche Agitation als Stätten evangeliſcher Belehrung geweſen. Dies verdanken wir insbeſondere den jüngeren Geiſtlichen, die ihre theologiſchen Curſe in der Sturm- und Drangperiode unmittelbar vor und nach dem Jahre 1848, oder noch ſpäter durchmachten, und bei weitem einſeitiger, verblendeter und fanatiſcher ſind als diejenigen Prieſter, die der joſephiniſchen Zeit näher ſtanden. Daß es ſo kam und kommen mußte, dazu trugen hauptſächlich die Trennung

der theologiſchen Facultät von der Univerſität, die Erziehung der angehenden Theologen in biſchöflichen Seminarien oder im Jeſuitenconvicte zu Innsbruck und die Gründung einer eigenen jeſuitiſchen Lehranſtalt bei.

Der Gewinn mit der Univerſität vereinigter theologiſcher Facultäten liegt bekanntlich in der Möglichkeit allſeitiger Ausbildung für die künftigen Geiſtlichen und braucht darum nicht beſonders nachgewieſen zu werden; iſt ſie für den katholiſchen Geiſtlichen doch außerdem die einzige Zeit im Leben, in der derſelbe Gelegenheit zum Verkehr mit dem Laienelement und wiſſenſchaftlichen Lehrern hat. Freilich ſetzt dies entſprechende Lehrer, freie Bahn für das Studium und Befreiung der Theologie von der Zwangsjacke der Jeſuiten voraus, lauter Bedingungen, die bei uns in Tirol nicht zu treffen. Beſonders ſchädlich für jede freiere geiſtige Bildung ſind aber die biſchöflichen Seminarien. In Betreff unſeres Trienter Seminars brauchen wir nur an den traurigen Zuſtand der Verkommenheit zu erinnern, in dem ſich das Studium der Theologie in Italien überhaupt befindet, und die Anſtalt in Trient hat von jeher ihren Stolz darin geſetzt, ſich von ihren ſüdlichen Schweſtern möglichſt wenig zu unterſcheiden. Mit dem 16. Jahrhundert, eigentlich dem bekannten Concil, das von jener Stadt ſeinen Namen trägt, iſt für dieſe Anſtalt die Grenze alles Wiſſenswerthen geſchloſſen. Es lernen die heranwachſenden Seelenhirten, die noch dazu in Wälſchtirol außer dem Meſſeleſen häufig gar keine beſtimmte Beſchäftigung haben, bei magerer Koſt, ſtrenger Clauſur und geiſtestödtenden Vorträgen nur den beſcheidenen Inhalt der Hefte, aus denen ihnen ſelbſt noch der Schule bedürftige Lehrer vorleſen. Und, damit die jungen Leute ja nicht durch unheiligen Vorwitz zu überflüſſigem Nachdenken verleitet werden, ſchneidet man ihnen bei jeder auftauchenden Streitfrage alles weitere Eingehen, namentlich jede Rückſicht auf die Einwände der (natürlich in Finſterniß verſunkenen) Proteſtanten kurz mit der Erklärung ab, daß das Dogma hierüber anders entſchieden habe. In der theologiſchen Studienanſtait zu Brixen alſo außerhalb Wälſchtirols, ſteht es nicht viel beſſer. Das Bibelſtudium wird z. B. ohne Rückſicht auf das betrieben, was Kritik, Exegeſe, Sprachenkunde und Archäologie der letzten zwei Jahrhunderte ans Licht gefördert haben. Faremmo anche noi, erklärte Pius IX. betreffs der Herſtellung des Textes für die unter ſeinen Auſpicien veranſtaltete Ausgabe der vaticaniſchen Handſchrift im ſtolzen Vertrauen auf ſeine Jeſuiten, und der Erfolg bewies, wie ſehr dieſe ihrer Sache gewiß ſind. Daß Kirchengeſchichte und Kirchenrecht in usum Delphini zugeſchnitten und bearbeitet werden, brauchen wir nach dem vorhin Angedeuteten wohl kaum näher auszuführen, für Dogmatik und Moral bürgen ſchon die Doctores graves, nach denen ſie „tradirt“ werden. Mit dieſer einſeitigen und verkrüppelten Bildung tritt nun der junge Geiſtliche ſeinen Beruf an.

Liebe zur Wiſſenſchaft hat er nicht eingeſogen, denn Alles war darauf berechnet, ihm den Geſchmack an geiſtiger Koſt überhaupt gründlich zu verleiden. Wenn er das Meſſeleſen, Brevierbeten, Beichthören und Predigen hinreichend erlernt hat, und namentlich in Letzterem dem Bauernvolke genügt, beſitzt er jede ihm zur Erfüllung ſeines Berufes nöthige Fähigkeit.

Von der theologiſchen Facultät in Innsbruck wollen wir blos erwähnen, daß ihre Lehrer nach dem Miniſterialerlaß vom 7. November 1857 ausſchließlich dem Jeſuitenorden angehören, und daß von ihnen außer dem jeſuitiſchen Doctorgrade keinerlei wie immer geartete Bürgſchaft für ihre gelehrte Bildung gefordert wird. Dieſe Lehrer werden von dem Vorſteher der Ordensprovinz angeſtellt und entlaſſen, der academiſche Senat übt auf ihre Ernennung nicht den geringſten Einfluß, ſondern hat die jeſuitiſchen Doctores ohne Weiteres als Profeſſoren der theologiſchen Facultät anzuerkennen, ſobald ſie ihm als ſolche namhaft gemacht werden. Localdirector der Anſtalt iſt der jeweilige Rector des Jeſuitencollegiums zu Innsbruck, den Decan beſtellt der Provinzvorſteher. Einrichtungen dieſer Art ſind ſelbſt in Oeſtreich nur unter dem Miniſterium Leo Thun möglich geweſen; ſie beſtehen aber noch gegenwärtig, und wenn man nicht wüßte, was die Jeſuiten überhaupt unter Gottesgelahrtheit verſtehen, dürfte ſchon die eine Thatſache darüber Aufklärung geben, daß für Vorleſungen über Dogmatik im erſten Curſe neun, in den drei übrigen aber je zehn Stunden wöchentlich beſtimmt ſind, alle übrigen Fächer mithin auf ein Minimum reducirt erſcheinen. Dieſe Anſtalt zählte zu Anfang des gegenwärtigen Schuljahrs 202 Schüler, wovon 106 im Jeſuitenconvicte wohnten.

So ſteht es um die Erziehung und Bildung der Männer, die als Lehrer unſeres Volkes, als deſſen Seelenfreunde und Rathgeber an den Pforten ſeiner Schule Wache halten, damit kein anderer, als der geläuterte Geiſt *ihres* werkheiligen Chriſtenthums Einlaß finde. Der ſogenannte Schullehrer, der auf dem Lande für den Unterricht im Winter häufig nur 30 bis 40 Gulden Papiergeld erhält, iſt dadurch auf das Gnadenbrod angewieſen, das er als Meßner (Küſter) und Organiſt aus den Händen jener Geiſtlichen erhält, die ihn mit Späheraugen auf Schritt und Tritt verfolgen. Wehe ihm, wenn er etwa zu einem ihrer Widerſacher hinneigt, denn an Leuten, die an dem Umfang des geiſtlichen Einfluſſes Anſtoß nehmen, fehlt es in Tirol auch im ärmſten Thale nicht. Verkehr mit Perſonen dieſer Art wird als ſittlicher Makel angeſehen und das Uebrige verſteht ſich von ſelbſt. — „Das wird alles anders werden“ — meinen unſere Staatsmänner, „wenn nur erſt das neue Schulgeſetz in volle Wirkſamkeit getreten iſt. Die Lehrer werden künftig bleibend vom Staate angeſtellt, können dann nur in Folge von Disciplinaruntersuchungen ihrer Stellen entſetzt werden, ſie beziehen Jahrgehalte, mit

denen sie auch den örtlichen Verhältnissen gemäß ihre Familien erhalten können und was die Hauptsache ist, sie müssen sich während eines vierjährigen Unterrichts eine bessere Bildung aneignen, als die, welche ihnen bisher grundsätzlich zugemessen war, damit sie bei Leibe nicht mehr wüßten, als die bescheidenen Geistlichen. Dazu kommen noch die Lehrerprüfung und zwei Probejahre." Trotz alle- und alledem wird aber die Erziehung des Volkes nicht fortschreiten, so lange nicht in die Geistlichen selbst ein besserer Geist fährt. In katholischen Ländern und namentlich in dem von der Außenwelt so gut wie abgeschnittenen Tirol, ist der Einfluß des Clerus auf die ländliche Bevölkerung zu maßgebend, als daß eine gedeihliche Entwickelung der geistigen Anlagen und Kräfte festen Grund fassen könnte, so lange nicht auch der Geistliche dazu beiträgt, richtigere Vorstellungen von der Aufgabe des Menschen und dem Ziel seines irdischen Daseins, als dies bisher der Fall war, zu verbreiten, wenn nicht auch der Clerus Tirols sich aus dem Sumpfe seiner gegenwärtigen Verkommenheit erhebt. Dazu aber sind nothwendig: die Abschaffung der geistlichen Knabeninstitute an den Gymnasien, die Aufhebung der bischöflichen Seminarien zu Trient und Brixen, sowie der Jesuitenfacultät und des Convictes in Innsbruck, endlich die Besetzung der theologischen Lehranstalt mit dazu vom Staate berufenen, den Standpunkt der modernen Wissenschaft wahrenden Professoren. An die angehenden Geistlichen ist aber vor Empfang der Weihen die Anforderung zu stellen, daß sie sich durch eine strenge Prüfung nicht nur über die erworbenen theologischen Kenntnisse, sondern auch namentlich über ihre allgemeine Bildung ausweisen. Selbstverständlich ist hierbei mit allem und jedem gründlich aufzuräumen, was an die sogenannte „freie katholische Universität" der Dr. Buß und Genossen erinnern könnte. Wir begreifen wohl, daß der gegenwärtige östreichische Unterrichtsminister zu Wünschen solcher Art lächelnd die Achsel zucken wird, verzweifeln aber dennoch nicht daran, daß sie endlich in Ausführung kommen. Vielleicht sind es eben die erbittertsten Feinde des Fortschritts, die Wortführer in Rom, die in ihrer Verblendung und Herrschsucht zur schnelleren Beseitigung der ägyptischen Finsterniß helfen, als es allmälige Reformen vermöchten, und die schließlich auch in Oestreich (wie es bereits im westlichen Deutschland geschah), zu Protesten gegen das uns in Aussicht gestellte Dogma von der Unfehlbarkeit des Papstes und seiner Jesuiten drängen werden. Zerfällt einmal jener morsche, mittelalterliche Bau, dann sproßt wohl auch der Keim neuen Lebens aus den Ruinen.

Die Mecklenburgiſchen Domainenbauern und die Mecklenburgiſche Verfaſſung.

Correſpondenz aus Schwerin.

Mittelſt eines an das Finanzminiſterium gerichteten großherzoglichen Reſcripts vom 16. November 1867 wurde die Vererbpachtung der geſammten im Großherzoglich Mecklenburg-Schwerinſchen Domanium belegenen Bauerhufen — ca. 4000 an der Zahl mit einem Geſammtareal von etwa 28 □ Meilen — verfügt. Wäre nicht ſchon in jenem Reſcript als nächſter Zweck dieſer Maßregel die Schaffung eines unabhängigen Bauernſtandes bezeichnet worden, ſo hätte über deren weſentlich politiſche Bedeutung doch kein Zweifel mehr bleiben können, als wenige Tage darauf (19. Novbr. 1867) bei Eröffnung des Sternberger Landtags die großherzoglichen Commiſſarien ſich veranlaßt fanden, dieſer Maßregel im engſten Zuſammenhange mit dem Hinweis auf die durch Conſtituirung des norddeutſchen Bundes unabweislich nothwendig gewordenen Umgeſtaltung weſentlicher Beſtimmungen der mecklenburgiſchen Verfaſſung — zu erwähnen. Das Domanium iſt bekanntlich der ausſchließlichen Geſetzgebungsgewalt des Großherzogs unterworfen, ohne daß die Stände ein Recht hätten, ſich in die Angelegenheiten deſſelben zu miſchen. Wenn der Großherzog gleichwohl Veranlaſſung nahm, die Aufmerkſamkeit des verſammelten Landtags auf eine ſo tief in die domanialen Verhältniſſe eingreifende Maßregel zu lenken, indem er gleichzeitig an die nicht minder tief in die Verhältniſſe des ganzen Landes eingreifenden Conſequenzen der Bundesverfaſſung erinnern ließ, ſo iſt ſchon von vorn herein der Gedanke nahe gelegt, daß damit ein politiſcher Effect beabſichtigt wurde. Und in der That! wenn nicht alle Anzeichen trügen, will die Regierung ſich in dem durch die Vererbpachtung heranzubildenden Bauernſtande einen Factor ſchaffen, der einerſeits beſtimmt iſt, eine „Fortbildung" der Landesverfaſſung möglich zu machen, durch welche man die immer dringender auftretende Forderung einer Verfaſſungsreform zu erledigen hofft, der andererſeits aber auch geeignet iſt, dem wankenden Bau der landesgrundgeſetzlichen Inſtitutionen neuen Halt zu geben.

Da wir es hier nicht mit der wirthſchaftlichen, ſondern mit der politiſchen Seite dieſer Sache zu thun haben, beſchränken wir uns darauf, aus dem Inhalt der in Rede ſtehenden Maßregel anzuführen, daß den Bauern die Hufen bis zu einer gewiſſen Größe (18,000 mecklenb. □ Ruthen) unentgeltlich, der etwaige Arealüberſchuß aber gegen Zahlung eines Erbſtandsgeldes überlaſſen werden ſoll; daß ſie die Grundherrſchaft für die Ueberlaſſung der herrſchaftlichen Inventarien, ſowie für die auf die Hufen verwandten Saat- und Ackerbeſtellungskoſten entſchädigen, bei Hufen von einer gewiſſen

Größe an auch einen mit deren Umfang wachsenden aliquoten Theil des Versicherungswerthes der Gebäude bezahlen und endlich einen jährlichen Geldcanon entrichten sollen, in der Weise, daß der capitalisirte Werth desselben in das Hypothekenbuch zu erster Priorität eingetragen und von den Erbpächtern jährlich mit 4 Proc. verzinst wird.

Die Einzelheiten dieser Bedingungen sind von den Bauern selbst und von gewichtigen für dieselben in die Schranken getretenen Autoritäten mannigfach bemängelt, und namentlich ist es als eine unbillige Härte bezeichnet worden, daß den Bauern nur die Alternative gestellt sei, sich entweder den für die Vererbpachtung aufgestellten Bedingungen zu unterwerfen, oder ihre Hufen zu räumen.

Instruiren wir uns, ehe wir weiter gehen, über die Geschichte der neuen Verordnung. Als im Jahre 1850 die landständische Verfassung wiederhergestellt war, leitete die Regierung alsobald, um ihr bei Publication des Freienwalder Schiedsgerichts gegebenes Versprechen einzulösen, mit den Deputirten der reactivirten Stände „commissarisch — deputatische" Verhandlungen ein, die aber, wie vorauszusehen, völlig resultatlos verliefen. Unter andern wurde gegen die von den großherzoglichen Commissarien angeregte Frage, ob es sich nicht empfehlen dürfte, dem Bauernstande eine selbständige Betheiligung an den ständischen Befugnissen zuzugestehen, von den ständischen Deputirten — mit Recht — eingewandt, daß es der Zeit keinen Bauernstand in Mecklenburg gebe, daß also die angeregte Frage mindestens zur Zeit auf sich beruhen müsse*).

---

*) In dem über jene Verhandlungen geführten Diarium heißt es unter dem 4. October 1851: „Von Seiten des schwerinischen Herrn Commissarius werden die Regierungsintentionen rücksichtlich des zu bildenden dritten Standes ausführlich entwickelt.

Er soll aus dem erblichen kleinen Grundbesitz des Domanii, der Ritterschaft und der Städte, der seit längerer Zeit, namentlich im Domanio außerordentlich an Umfang gewonnen, gebildet werden, und zwar, hinsichtlich seiner äußern Organisation, nach Analogie der commissarischen Proposition rücksichtlich der Ritterschaft (— Beschränkung der Zahl der auf dem Landtage erscheinenden Mitglieder der Ritterschaft durch Wahl —), da eine Bildung von Gemeinden aus diesen Grundbesitzern bei der Zerrissenheit ihres Besitzes nicht thunlich.

Unter den Gründen für die Bildung und Hinzufügung des dritten Standes wird von Seiten des Commissarius besonders Gewicht darauf gelegt, daß man darin den Weg sehe, auf dem eine ständische Vertretung des ganzen Landes angebahnt werden könne.

Die Ansicht der ständischen Herren Deputirten spricht sich übereinstimmend dahin aus, daß zur Zeit noch nicht die nothwendigen Voraussetzungen zur Entstehung eines dritten Standes vorhanden seien „und daß die Stellung der kleinen Grundbesitzer zur Regierung einer gänzlichen Aenderung bedürfe, ehe dieselben zur Standschaft zugelassen werden könnten." Und in einer besondern Erklärung der Ritterschaft vom 9. October 1851 heißt es über diesen Punkt: „Was endlich die proponirte Bildung eines dritten Standes betrifft, so halten wir dafür, daß einem solchen das Recht der Standschaft nicht zu versagen sein wird, sobald er wirklich vorhanden ist. Wir glauben aber nicht, daß dies jetzt der Fall sei, und fanden wir namentlich bei denjenigen Landeseinwohnern, welche als die etwa einen solchen Stand bilden-

Seitdem ſcheint die Regierung mehr und mehr ihr Augenmerk auf die Schaffung eines Bauernſtandes concentrirt zu haben, zunächſt für das Domanium. Schon im Jahre 1865 wurde eine Gemeindeordnung für die Domanialortſchaften publicirt, um den zu ſchaffenden ländlichen Gemeinden einen Grad politiſcher Selbſtändigkeit zu gewähren, die völlig mit den bisher befolgten Principien der Bevormundung und Centraliſation brach. Aber den Ausführung derſelben blieb einſtweilen ſuspendirt, und ſie ſoll es bleiben, bis die Vererbpachtung durchgeführt iſt. Dann freilich, wenn dies geſchehen und die beabſichtigte Gemeindeordnung ins Leben tritt, dürften, — vorausgeſetzt, daß die Vererbpachtung in einer den materiellen Intereſſen der Bauern genügende Rechnung tragenden Weiſe geſchieht — alle Vorbedingungen gegeben ſein, unter den neuen Erbpächtern, um deren Hufe ſich die Gemeinden zuſammenſchließen ſollen, bald eine Art Standesbewußtſein zu wecken, und der ſo gebildete Bauernſtand dürfte bald die Spuren ſeiner künſtlich hervorgerufenen Bildung mehr und mehr verwiſchen.

Die Vertreter eines ſolchen Standes gedenkt die Regierung neben denen der Ritter- und Landſchaft in die reorganiſirte Ständeverſammlung zu führen, und glaubt damit genug gethan zu haben, die Forderung von Tauſenden und aber Tauſenden, die Forderung des Landes nach einer Verfaſſungsreform zu erledigen. Und ſchwerlich wird ſie darauf warten, bis der Bauernſtand zur wirklichen Entwickelung gediehen iſt. Es wird ihr genügen, die Stände auf die durch die jetzigen Maßregeln geſchaffenen Anfänge zu verweiſen, um von ihnen das Zugeſtändniß zu erlangen, daß auch den Bauern bei fortſchreitender Entwickelung ihrer Verhältniſſe Sitz und Stimme auf den Landtagen eingeräumt werden ſoll; gleichzeitig wird ſie dahin ſtreben, die Ritterſchaft zu veranlaſſen, ſich durch Deputirte aus ihrer Mitte vertreten zu laſſen, und die Landſchaft, den Bürgern neben den Deputirten der Magiſtrate eine Bank im Ständeſaal einzuräumen, und — die Entwickelung und Fortbildung der Verfaſſung wäre vollendet, das ſtändiſche Princip gewahrt und das Laud — mit einer erneuerten Auflage des landesgrundgeſetzlichen Erbvergleichs beglückt.

Es liegt kein Grund vor, anzunehmen, daß die Regierung dieſes in

---

den Glieder bezeichnet ſind, die allerweſentlichſten Requiſiten nicht, welche einen Stand als ſolchen kennzeichnen.

Wir geben zu, daß die Entſtehung eines dritten Standes vielleicht ſchon jetzt in manchen Ausbildungen der Verhältniſſe als in Zukunft bevorſtehend angedeutet ſein mag, und daß ſolche Ausbildung nicht überſehen, vielmehr durch die aus andern Rückſichten empfohlenen Maßregeln zur Fixirung des Grundbeſitzes, zur Förderung lebendigen Gemeinweſens und zur Heranbildung ſelbſtändiger Obrigkeiten in richtige Bahnen gelenkt werden müſſe, doch erſcheint es uns weder rathſam, noch möglich, vorweg durch die Geſetzgebung einen Stand zu creiren, der noch nicht in Wirklichkeit naturwüchſig vorhanden iſt."

weſentlich gleichen Zügen vor 18 Jahren entwickelte Reformproject beträchtlich umgeſtalten ſollte, wenn ſie über kurz oder lang nicht umhin können wird, den Ständen ein ſolches vorzulegen.

Gerade der Umſtand, daß die Regierung ſolch großes Gewicht darauf legt, durch die Vererbpachtung der Domanial-Bauerhufen einen neuen Stand zu ſchaffen, ſcheint uns bedenklich für die Verwirklichung der Hoffnungen Derer, die von der Regierung eine Verfaſſungsreform im modernen Sinn erwarten. Man hat viel Aufhebens gemacht von einem Toaſt, den der Großherzog am 24. April d. J. nach der Enthüllung des Standbildes Friedrich Franzs I. zu Ludwigsluſt ausbrachte und den er, von bevorſtehenden Verfaſſungsreformen ſprechend, mit den Worten ſchloß, wer dazu nicht mitwirken wolle, der möge abtreten von der Mitwirkung an den Geſchicken des Landes. Aber der Großherzog fügte hinzu, daß er keinen der um ihn verſammelten Getreuen auf dem eingeſchlagenen Wege zu verlieren hoffe; eine ſolche Hoffnung aber iſt nur begründet, ſo lange ſtatt von einer „Reform“ von der „Entwickelung und Fortbildung der beſtehenden Verhältniſſe“ die Rede iſt, wenn gleichzeitig „fremde Muſter“ mit Hand und Fuß abgewehrt werden, und wenn an dem „mecklenburgiſchen Boden“ feſtgehalten wird. Daß dieſer Boden kein anderer iſt, als der der landesgeſetzlichen Inſtitutionen, und daß auf dieſem kein geſundes Verfaſſungsleben gedeihen wird, das verſteht ſich von ſelbſt.

Wenn der Bauerſtand, dem wir ſonſt alles Gedeihen gönnen, lediglich herangezogen werden ſoll, um die ſtändiſche Verfaſſung ſtützen und ausbauen zu helfen: dann verliert die Vererbpachtungsmaßregel die Bedeutung einer größeren, auf politiſche Wirkungen im Innern berechneten Reform.

Aber wir verzweifeln darum noch nicht. Wir erwarten vielmehr, daß dieſe Ruine zuſammenſtürzen wird, ſobald man an ihr überhaupt zu rütteln beginnt. Der Tag des Zuſammentreffens der neugebackenen Bauern mit den Häuptern der alten Stände wird auf alle Fälle ein erſchütternder Moment ſein und Erſchütterungen kann der Erbvergleich nicht mehr vertragen.

Sofern die Regierung mit ihren Bauern in der angedeuteten Richtung politiſche Pläne verfolgt, kann die Vererbpachtung der Bauerhufen vom Lande noch nicht als politiſcher Fortſchritt begrüßt werden, es ſei denn, daß dieſer ſich mit der Hoffnung zu beruhigen vermöchte, daß *dieſe* Pläne nicht zu dem Ziele führen werden, auf welches ſie gerichtet ſind.

Aus einem anderen Geſichtspunkte betrachtet, bietet uns die Vererbpachtung der Bauerhufen dagegen auch in ihren politiſchen Conſequenzen ein erfreuliches Bild, und dieſes wollen wir der Vollſtändigkeit und des Contraſtes wegen jenen Plänen gegenüberſtellen.

Die Durchführung der Vererbpachtung im ganzen Domanium ſoll die Vorläuferin bilden für die Einführung der oben erwähnten Gemeindeordnung.

Bisher existirte in Mecklenburg der Begriff ländlicher Gemeinden in politischer Beziehung nicht. Es gab nur Kirchen- und Schulgemeinden. Alle übrigen, in anderen Staaten der Communalverwaltung zugewiesenen Angelegenheiten wurden im Domanium von den ca. vierzig großherzoglichen Domanialämtern aus geleitet; die Centralisation ging so weit, daß der Bauer kaum einen Graben zu ziehen oder aufzuräumen wagte, ohne desfallsige amtliche Genehmigung und Instruction — und im ritterschaftlichen Gebiet, wo jeder Ritter auf seiner Burg wie ein kleiner Fürst über das Wohl und Wehe seiner Hintersassen entscheidet, kann von einer Gemeindebildung natürlich erst recht keine Rede sein.

Das soll — zunächst im Domanium — anders werden. Die Gemeindeordnung vom 31. Juli 1865 führt das Princip ver Decentralisation mit wirklicher Consequenz durch, und wenn sie auch hier und da noch Spuren der Gewöhnung an administrative Bevormundung zeigt, so müssen diese doch verschwinden, mindestens zurücktreten gegen die Fülle der den projectirten Gemeinden in Aussicht gestellten Selbstverwaltungsbefugnisse. Einem Kritiker jener Gemeindeordnung, der sich offen zur feudalen Partei bekannte, schmeckten die aufgestellten Principien derselben so stark nach constitutionellen Tendenzen, daß er die Befürchtung aussprach, der dadurch ins Land gebrachte constitutionelle Sauerteig dürfte leicht den ganzen Teig durchsäuern.

Die Durchführung dieser Gemeindeordnung ist seit einer Reihe von Jahren geplant, in einzelnen Aemtern bereits durch die Einführung der auf dem gleichen Princip der Decentralisation beruhenden Ortschaftsarmenpflege vorbereitet worden. Die betreffenden Ortschaften sind aus dem Amtsarmenverbande ausgeschieden, und leisten ihre Beiträge nicht mehr an die Centralarmencasse des Amtsbezirks, sondern repartiren unter sich die zur Unterstützung der Hülfsbedürftigen nöthigen Beiträge*). Wenn auch die Armenpflege die nächste Aufgabe der Gemeinde sein sollte, so ist sie doch mit anderen, auf die gemeinsame Förderung von Interessen nicht bedürftiger Gemeindeglieder gerichteten Zielen zu eng verbunden, als daß diese auf die Dauer ausgeschlossen werden könnten. Das ist auch die Meinung der Regierung. Die vollständige Organisation der Dorfgemeinden, an deren Spitze ein engerer Schulzenrath steht, der in der Verwaltung durch einen aus freien Wahlen hervorgegangenen weiteren Gemeinderath unterstützt werden soll, ist von der Regierung ausdrücklich von der vorgängigen Durchführung der Vererbpachtung abhängig gemacht worden.

*) Wie die Regierung im Domanium die Gemeindebildung durch Decentralisation des Armenwesens eingeleitet, so suchte sie das ritterschaftliche und das ländliche Gebiet der Städte auch gerade in dieser Richtung zuerst zur Förderung derselben heranzuziehen, indem sie auf dem vorigjährigen Landtage die Vereinigung der bunt durcheinander gewürfelten ritterschaftlichen, städtischen und domanialen Gebietstheile zu gemeinschaftlichen größern Armenverbänden in Vorschlag brachte. Die Sache scheiterte aber an dem Widerspruch der Stände.

Daß dieſe Bedingung nothwendig erſchien, wird erklärlich, ſobald man einen Blick auf die bisherige Lage der unter lebenslänglicher Vormundſchaft von Beamten ſtehenden Bauern wirft. Wie deren Verhältniſſe einmal ſind, konnte man die Bauern aus der adminiſtrativen Bevormundung nicht entlaſſen, ohne den ganzen Verwaltungsmechanismus von Grund aus zu reformiren. Da Bevormundete nicht zu Verwaltern der Gemeinde taugten, mußte man alſo, um dieſe zu ſchaffen, die Curatel aufheben und ſich damit zur Reorganiſation der geſammten Domanialverwaltung verſtehen. Dann lag es nahe, gleich einen Schritt weiter zu gehen und die Bauern nicht nur zur freien Bewirthſchaftung ihrer Hufen zuzulaſſen, ſondern ſie dies auch auf eigenen Gewinn und Verluſt thun zu laſſen, d. h. ſie zu erblichen Beſitzern derſelben zu machen, zumal man dadurch zugleich den oben entwickelten weitergehenden Plan förderte. Und ſo entſchloß man ſich, die Vererbpachtung und die Organiſation der Landgemeinden in das Verhältniß gegenſeitiger Ergänzung zu ſetzen, ſodaß die Durchführung der einen nicht ohne vorgängige Durchführung der andern Maßregel möglich war.

In dieſem Sinn und um dieſer Conſequenzen willen iſt die Einführung der Erbpacht eine Maßregel von unleugbar politiſcher Bedeutung, ein wirklicher Fortſchritt für unſer geſammtes öffentliches Leben. Und da nur die Gemeinden zur rechten Blüthe gelangen können, deren Mitglieder ſo geſtellt ſind, daß der Einzelne eine Stütze des Ganzen zu bilden vermag, müſſen wir die Forderung ſtellen, daß den Bauern ſolche Bedingungen für die Vererbpachtung geſtellt werden, unter denen ſie dazu gelangen können, auf eigenen Füßen zu ſtehen. Was die urſprünglichen Vererbpachtungsbedingungen hieran fehlen ließen, iſt ihnen in manchen Stücken nachträglich zu Theil geworden und das Fehlende wird der Bauernſtand ſich noch zu erringen wiſſen, theils durch energiſche Vorſtellungen abzuändern, theils durch fleißige Ausnutzung der ihnen bereits gebotenen Vortheile.

Die Erbpächter als Mitglieder freier, ſelbſtändiger Dorfgemeinden begrüßen wir als eine willkommene Erſcheinung — aus dieſen Gemeiden ſehen wir den in das Programm der Regierung aufgenommenen unabhängigen, kräftigen Bauernſtand hervorgehen. Wird ihnen aber durch dieſes Programm zugleich die undankbare Aufgabe zugewieſen, den L.-G.-G.-E.-V. aufrecht zu erhalten und deſſen Lücken zu ergänzen, ſo iſt dieſe Freude keine reine, ſo erſcheint die ganze Sache in weſentlich verändertem Licht. Wir glauben indeſſen, daß noch ehe der Bauernſtand genugſam gekräftigt iſt, um von Ritter- und und Landſchaft als ebenbürtig oder doch gleichberechtigt anerkannt zu werden, Ritter- und Landſchaft längſt unter den Trümmern des landesgrundgeſetzlichen Verfaſſungsbaues begraben ſein werden. Der Bundesrath hat es freilich abgelehnt, den Ständen den Todesſtoß zu geben und die letzte Hand

an dieſe Ruine zu legen, deren Hallen noch wiedertönen vom Jubel der Feudalen, die triumphirend herabblicken auf das vergebliche Gebahren der 6000 Petenten. Glauben ſie ſich doch geborgen, ſo lange der norddeutſche Bund, der ihre Rechte anerkannt hat, überhaupt beſteht. Aber nachhaltiger, als ein entgegengeſetzter Beſchluß des Bundesraths hätte wirken können, wirkt im Verborgenen, und ſeit der helle Tag durch unſere Breſchen und Mauerlücken ſcheint, nicht mehr blos im Verborgenen der Zahn der Zeit, deſſen die politiſche Nothwendigkeit ſich überall ſiegesgewiß bedient, wo kein anderes Mittel verfangen will.

Man verſuche es nur, den Bauernſtand in Reih und Glied neben Ritter- und Landſchaft aufmarſchiren, und dieſe Trias Front machen zu laſſen an der mecklenburgiſchen Grenze. Gibt es kein anderes Mittel, den Kampf des ſtändiſchen mit dem conſtitutionellen Princip fortzuführen, als den beiden Ständen der Ritter- und Landſchaft den dritten der Bauern zuzugeſellen, ſo dürfte es auch von ihm bald heißen: res ad triarios rediit. Der aus conſtitutionell organiſirten Gemeinden hervorgegangene Bauernſtand dürfte einen gefährlichen Bundesgenoſſen abgeben. Hinter dem Rücken der Streiter wird aus dem in die Gemeinden gelegten conſtitutionellen Senfkorn der gefürchtete Conſtitutonalismus ſelbſt erwachſen, und den ſtreitenden Kämpfern die Rückkehr in den Sternberger und Malchiner Ständeſaal ſtreitig zu machen. Die zu Mitgliedern jener Gemeinden gewordenen Bauern werden unmöglich daran Geſchmack finden, zugleich Mitglieder einer ſtändiſchen Verſammlung zu ſein und zugleich an den Wahlen zu dem conſtitutionellen Reichstag Theil zu nehmen. Als die mecklenburgiſche Regierung ihre auf das conſtitutionelle Princip gegründete aber ſcheinbar für weitere politiſche Kreiſe ungefährlich gemachte Gemeindeordnung im Entwurf publicirte, hatte ſie nicht geahnt, daß daſſelbe Princip bald auch von außen hereinbrechen und die ſtändiſchen Inſtitutionen in ein vernichtendes Kreuzfeuer bringen werde. Wenn die Regierung auch noch jetzt die „unteren Kreiſe der Geſellſchaft“ nach dieſem „fremden Muſter“ auszubilden fortfährt und energiſch mit Vererbpachtung der Bauerhufen vorgeht, um dadurch zur Durchführung der Gemeindeordnung zu gelangen, ſehen wir ſie dann nicht auf einem Wege, der deſto ſchneller und ſicherer zu dem vom Lande erſehnten Ziele führen wird? Der norddeutſche Bund arbeitet unaufhaltſam von obenher am Abbruch der Schranken, die dem Zeitgeiſte den Eingang in den mecklenburgiſchen Patrimonialſtaat wehren, die modern organiſirten Gemeinden werden von unten deren Fundamente untergraben. Indem ſo Beide einander in die Hände arbeiten, werden ſie ſich bald begegnen auf dem Punkt, da kein Raum mehr iſt, das ſtändiſche Princip zu wahren.

Ranke's Wallenstein.

Geschichte Wallenstein's von Leopold v. Ranke. Leipzig, Duncker und Humblot. 1869 gr. 8. IX. u. 532 Seiten.

Von den Persönlichkeiten, welche uns die Geschichte des dreißigjährigen Krieges vor Augen stellt, ist Wallenstein zwar nicht die bedeutendste und liebenswürdigste — denn diese Auszeichnung kann nur Gustav Adolf zuerkannt werden — wohl aber bei seiner räthselhaften Natur der interessanteste Charakter. Schon seine Zeitgenossen hat er so verschiedenartig erregt, bald zur Bewunderung und Liebe, bald zur Furcht und zum Haß, und keinem ist so vieles anvertraut, keinem so arg mißtraut worden, wie dem Herzog von Friedland. In den die unbeholfene Geschichtsschreibung des 17. und 18. Jahrhunderts bestimmenden zum Theil officiellen Relationen und Beurtheilungen, die nach seinem Tode erschienen, war er einfach der ehrgeizige Emporkömmling, der als Rebell gegen seinen Kaiser gerichtet worden war. Stille Sympathien für ihn regten sich höchstens noch hier und da nach dunkeler Tradition in Böhmen. Gleich mit der Entwickelung einer eleganten deutschen Geschichtschreibung zu Ende des vorigen Jahrhunderts wurde Wallenstein durch die nach den damals bekannten Quellen ziemlich getreue geistvolle Darstellung Schillers in seinem dreißigjährigen Kriege, sowie durch die poetische Umbildung des Charakters des Helden in dem berühmten Drama in größeren Kreisen populär. Dann folgte seine einseitige Verherrlichung durch Förster, von dem nur noch die urkundlichen Mittheilungen von Werth sind. Damals machten der unhistorische Liberalismus der Zeit und die berechtigte Antipathie gegen Ferdinands II. spanisch-katholische Tendenzen Förster auf einige Zeit zu einer historischen Autorität. Die Reaction konnte nicht ausbleiben, theils die berechtigte in der Eröffnung einer Menge der wichtigsten unbekannten Quellen aus den Archiven von München, Wien, Dresden, Brüssel ꝛc., wodurch Förster in den meisten seiner Behauptungen auf eine für den Herzog sehr bedenkliche Weise widerlegt wurde, theils die einseitige parteiische, deren Vertreter in katholisch-loyalem Eifer befangen und fanatisch für die historische Vernichtung Wallensteins eintraten, wie Aretin und Hurter. Allmälig trat die leidenschaftliche Beurtheilung mehr zurück, das historische Urtheil klärte sich ab. Man erkannte von einem höheren historischen Standpunkte aus des Herzogs Begabung, die Bedeutung und Berechtigung mancher seiner Intentionen an, betrachtete aber seinen Untergang als die Folge seiner Schuld, weil er unter dem Scheine höherer Interessen herzlos immer nur für sich gearbeitet und weder genügend klug noch genügend kräftig nach dem Ziele

ſeines Ehrgeizes geſtrebt habe, welches zu erreichen die Geſchicke dem beſonders begabten Abenteurer ſonſt wohl vergönnt, wenn er ein nutzbares Werkzeug für ihre höheren Zwecke wird. Dies waren ungefähr die Anſchauungen des modernen hiſtoriſchen Bewußtſeins, die ſich auf viele zerſtreute Notizen, auf Mittheilungen, die von entgegengeſetzten Standpunkten ausgegeben worden waren, ſtützten. Wie ſchwer war es für die, welche von einem ſolchen Standpunkte aus neue Aufklärungen brachten, unbefangen zu bleiben und wenn ſie dies auch waren, wie ſchwer nach allen Richtungen hin umzuſchauen und durch die Prüfung und das Verſtändniß aller dieſer oft ſich widerſtrebenden Mittheilungen über Wallenſtein zu einer möglichſt objectiven Anſchauung zu gelangen. — Daß nun der Meiſter der modernen deutſchen Geſchichtsforſchung und hiſtoriſchen Kunſt, der mehr als irgend einer mit dem Geiſt und der Bewegung der Geſchichte des 16. und 17. Jahrhunderts vertraut iſt, ſich entſchloſſen hat, dieſe noch unerledigte Aufgabe zu löſen und, was ſeither zur Geſchichte Wallenſteins veröffentlicht worden iſt, in einer ausführlichen Biographie des Herzogs zu einem geiſt- und lebensvollen Bilde zuſammenzufaſſen — das muß als eines der erfreulichſten Ereigniſſe für die deutſche Hiſtoriographie betrachtet werden.

Was die Thatſachen betrifft, ſo gibt Ranke, der neben ſelbſtändiger Ausbeute und fruchtbarer kritiſcher Controle früher gemachter archivaliſcher Forſchungen das bereits veröffentlichte urkundliche Material und die vorhandene Literatur mit ſeinem weiten und ſcharfen Blicke umfaſſend benutzt hat, nichts weſentlich Neues. Aber die Behandlungsweiſe iſt durchweg original. Denn abgeſehen von der, manche wichtige Momente aufklärenden ſcharfen Kritik tritt uns hier der Charakter Wallenſteins im Großen und Ganzen, die feine pſychologiſche Entwickelung ſeiner Tendenzen, ſeine durch die Verhältniſſe gebotene Politik in einem meiſterhaften die Zeit und ihre Vertreter oft wunderbar beleuchtenden Bilde vor Augen. Dabei wird er zugleich der Theilnahme viel näher gerückt, das Rohe und Gehäſſige in ſeinem Charakter wird nicht verſchwiegen, aber doch ſehr gemildert, ſein ganzes Streben großartiger dargeſtellt, als es ſeither betrachtet wurde; überall, wo die Gegner anklagen, tritt Ranke mit außerordentlichem Scharfſinn als Vertheidiger auf, indem er, was Wallenſtein bei ſeinen Unternehmungen beabſichtigen konnte oder theilweiſe wollte, als ſein unverrücktes Ziel darſtellt und das geſchichtliche Recht des gewaltigeren Geiſtes gegen die beſchränkter Berechtigten geltend macht. Und wer wollte als echter Hiſtoriker nicht ein ſolches Recht anerkennen, wie es in bewegten Zeiten z. B. Moritz von Sachſen, Richelieu, Cromwell, Napoleon vertrat. Aber zweierlei iſt nothwendig, wenn eine ſolche ſympathiſche Betrachtung für die endgültige Beurtheilung einer hiſtoriſchen Perſönlichkeit maßgebend ſein ſoll. Zunächſt ein

dem Fortſchritt gewidmetes, wirklich heilſame Bahnen brechendes Streben des Mannes, das mit den Gewaltthätigkeiten ſeines Wirkens verſöhnt. Und dann die kluge Energie, welche das Unternehmen trotz der größten Hinderniſſe glücklich zu Ende führt. Beides iſt bei Wallenſtein problematiſch: der Verfaſſer gibt das ſelbſt vielfach zu und ſo bleibt denn blos die Bewunderung der auf Zeit einflußreichen Wirkſamkeit eines hochſtrebenden Politikers übrig, der ſeinen Gegnern geiſtig überlegen ſich viel vornimmt, manches energiſch durchſetzt, aber im Intereſſe einer ſpäteren höheren Entwickelung durch kleinere aber mit der realen Macht der Verhältniſſe vertrautere Gegner fallen muß. Wunderbar klar und geiſtvoll, wenn auch den Vertretern der ſeither beſtehenden Reichsverhältniſſe nicht ganz gerecht werdend, entwickelt Ranke zunächſt, wie Wallenſtein die univerſale Autorität des Kaiſerthums zugleich mit ſeiner eigenen eminenten Stellung durchzuſetzen ſuchte, allerdings nicht mit dem die Proteſtanten zur Verzweiflung treibenden Reſtitutionsedicte, auf welchem ſeine beſchränkten katholiſchen Gegner beſtanden. Darüber verlor er das Commando — doch wohl zum Glück. Denn wie hätte er auch als Sieger die Gewalt des Fanatismus hindern und uns ein ſpaniſch-habsburgiſches Dominat erſparen können. Ranke ſelber ſchwärmt natürlich nicht für die kaiſerlichen Tendenzen, im Gegentheil freut er ſich des welthiſtoriſchen Moments der Abwehr der Stralſunder und des Eingreifens Guſtav Adolfs zur Rettung des deutſchen Geiſtes. Demnach darf er ſich nicht wundern, wenn auch unter ſeinen Verehrern des Herzogs an und für ſich großartige Politik nicht überall mit der Theilnahme betrachtet werden wird, welche er ihr in ſeinem mit Künſtlerhand entworfenen Bilde widmet. Ebenſo iſt es ſpäter, als Wallenſtein nach kurzen Anwandlungen, im Bunde mit dem König von Schweden ſein Heil zu ſuchen, wiederum für den Kaiſer auftrat. Wo man ſeither ein vom Ehrgeiz motivirtes Schwanken der allerdings kühnen Intentionen, rohe Verletzung von Freund und Feind nach wechſelnden Stimmungen, Ueberſchätzung des eigenen Vermögens und Unterſchätzung der Macht der Gegner ſah, da entwirft Ranke ein geiſtvolles Bild der überall wohl zuſammenhängenden, zwar durch die wechſelnden Verhältniſſe bedingten aber conſequenten und großartigen Politik des Herzogs, welcher mit Anerkennung der Rechte beider Conſeſſionen das deutſche Reich gegen den Kaiſer und die ſpaniſch-clericale Faction ebenſo wie gegen Franzoſen und Schweden habe zur Ruhe bringen wollen. So hätte das deutſche Reich regenerirt, der weitere Krieg den Deutſchen erſpart, der fremde Einfluß abgewehrt werden können. Auch hier könnte man wohl meinen, es ſei gut geweſen, daß es nicht ſo gekommen, es gäbe ſonſt keine preußiſch-deutſche Geſchichte. — Und wenn ſelbſt zugegeben werden mag, daß der Herzog in dieſer Periode immer nur einen ſolchen Frieden als Polarſtern ſeines politi-

ſchen Wirkens vor Augen haben konnte, ſo weiſt doch Ranke ſelbſt öfters auf die Schwäche ſeiner Mittel und auf Mißgriffe ſeines Verfahrens, ſowie auf die Berechtigung ſeiner beſchränkten Gegner hin, mit deren Anſprüchen nach Wallenſteins Untergang ja auch die Geſchichte gründlich aufgeräumt hat.

Immerhin aber wird Ranke's Buch, wenn auch die Vertheidigung des Herzogs eine problematiſche bleibt, als die intereſſanteſte und lehrreichſte Arbeit über Wallenſtein, ſowie als der großartigſte und geiſtreichſte Beitrag zur Geſchichte des dreißigjährigen Krieges, den unſere Literatur aufzuweiſen hat, betrachtet werden. Denn der Krieg während Wallenſteins Theilnahme wird uns hier im großen Stile mit Hervorhebung aller die großen Wandelungen bedingenden Momente vor Augen geführt, alle bedeutenderen Begebenheiten und Charaktere werden von dem höchſten Standpunkt allgemeiner Betrachtung mit freiem und warmem Sinne für die fortſchreitende Entwickelung der Menſchheit in lebendigen Bildern und mit treffenden Urtheilen geſchildert, wie in keinem anderen Buche der Geſchichte jener Zeit. Referent verweiſt beiſpielweiſe auf die Schilderungen Mansfelds, Chriſtians von Dänemark und Guſtav Adolfs, deſſen gedrängte Charakteriſtik nach den Worten des Verfaſſers hier zum Schluß beigefügt werden ſoll mit dem dort folgenden Gegenbilde des Herzogs, welches faſt im Gegenſatz zu der Sympathie des Verſtandes, mit welcher Ranke deſſen Politik in den zwei verſchiedenen Perioden vor Guſtav Adolfs Auftreten und nach deſſen Tode ſchildert, — doch deutlich kund gibt, für wen in dieſer Zeit Ranke's Herz ſchlägt.

„Für Guſtav Adolf", ſagt Ranke S. 268, „war der evangeliſche Name Alles; er ſtritt für das Beſtehen des Proteſtantismus mit vollem Herzen. Er hatte denſelben zum Princip ſeiner Heerführung gemacht; er ſelbſt gehörte ihm mit freudigem und ſichern Bekenntniß an, heiter von Natur, durch und durch populär, ein Mann der deutſchen Bürgerſchaften, die ihn mit Freuden ſelbſt als ihren Herrn begrüßt hätten. Die Verehrung, die man ihm zollte, war ihm faſt zu ſtark. Dagegen konnte dem Friedländer nie genug Verehrung erwieſen werden. Man wußte nicht, ob er der Religion, die er bekannte, wirklich ergeben ſei: man ſagte, er glaube mehr an die Geſtirne, die ſein Aſtrolog befrage: manche meinten, er glaube auch daran nicht. Bei ihm war alles bedachter Plan, umfaſſende Combination, ein immer höher ſtrebender Ehrgeiz. Wenn auch der König ein weiteres Ziel verfolgte, ſo trat doch das vor den freien populären Impulſen zurück, denen er jeden Augenblick Raum gab. Wallenſtein war ein podagriſcher Strateg; der König ein General von rüſtiger Beweglichkeit; er hatte eine lebendige, kriegsmänniſche Ader. Wallenſtein wollte die Formen des Reichs erhalten mit möglichſter Schonung des Proteſtantismus; Guſtav Adolf ſie durchbrechen mit voller Feſtſtellung des

Bekenntniſſes. Niemand verließ ſich auf Wallenſtein: zu Guſtav Adolf hatte Jedermann Vertrauen."

K. G. Helbig.

Die Conceſſionirung von Eiſenbahnbauten in England.

Zum Bau einer Eiſenbahn im vereinigten Königreiche müſſen die Unternehmer im Beſitze einer Parlamentsacte ſein, die beide Häuſer paſſirt und die königliche Genehmigung gerade ſo erlangt hat wie Maßregeln, welche Staatsangelegenheiten betreffen. Keines von beiden Häuſern gibt einer Eiſenbahnbill ſeine Zuſtimmung, bis es ſich überzeugt hat, daß die projectirte Linie dem Gemeinwohle dienlich ſei und daß der privaten Intereſſen durch ſie etwa zugefügte Nachtheil durch die Größe des öffentlichen Vortheils aufgewogen werden wird, und jedes Haus ſchreibt gewiſſe, in der Hauptſache gleiche Bedingungen vor, die erfüllt ſein müſſen, ehe es eine Eiſenbahnvorlage überhaupt berückſichtigt. Dieſe auf den Schutz des Gemeinwohls zielenden Bedingungen ſind dargelegt in den Standing orders Bye-laws, Geſchäftsordnungen beider Häuſer, und alle Petenten einer Eiſenbahnbill müſſen nachweiſen, daß ihr Antrag dieſen Standing orders entſpricht, wenn ſie nicht jede Chance, die nachgeſuchte Conceſſion zu erlangen, verlieren wollen. Die Conceſſionsſuchenden haben eine lange Reihe von Bedingungen zu erfüllen. Erſtens müſſen ſie im Monat October oder November eine Bekanntmachung veröffentlichen, welche die Abſicht, die Conceſſion zum Bau ihrer Bahn zu erlangen, kundgibt und eine Beſchreibung von dem Laufe der Bahn, ſowie die Namen der Land- und Stadtgemeinden enthält, welche zu paſſiren ſind, und zwar ein Mal durch die London, Edinburgh oder Dublin Gazette, je nachdem die Linie in England, Schottland oder Irland liegen ſoll, ferner in den drei folgenden Wochen durch eine Zeitung der Stadt oder der Gegend, wo die zu expropriirenden Ländereien gelegen ſind, und endlich durch irgend eine Londoner Zeitung. Dieſe Bekanntmachungen werden nie vor dem letzten geſetzlich zuläſſigen Termine erlaſſen, da die Petenten fürchten, daß ein Concurrenzproject auftreten könne, wenn ſie ihre Abſichten zu früh kundgeben. An oder vor dem 30. November müſſen ſie bei einem in der Standing orders bezeichneten Beamten jedes Bezirks in duplo einen Bauplan einreichen, begleitet von einem book of reference, d. h. einem Verzeichniß mit den Namen der Eigenthümer und Beſitzer aller von ihnen in Anſpruch genommenen Ländereien und Häuſer nebſt Profilen und Duplicaten, und einer autoriſirten

Karte im Maßſtab von wenigſtens einem halben Zoll per mile, auf welcher die Bahnlinie ſo genau eingetragen iſt, daß man ihren Lauf und ihre Richtung verfolgen kann. Dieſelben Pläne, Karten und Profile müſſen ſie zu gleicher Zeit den Beamten der beiden Häuſer des Parlaments und des Handelsamtes einreichen und Copien derſelben ebenfalls vor dem 30. November den reſp. Gemeindebeamten. Die Pläne ꝛc. liegen ſodann zur Einſicht des Publicums auf. Wenn beabſichtigt wird, in einer Stadt fünfzehn oder mehr Häuſer zu expropriiren, welche Perſonen der arbeitenden Claſſe angehören, ſo verlangt das Haus der Lords eine genaue Bezeichnung aller intereſſirten Perſonen, und daß vor dem 15. December im Bureau des Hauſes nachgewieſen werde, daß in der Bill Vorſorge für eine Schadloshaltung wegen dieſes Nachtheils getroffen iſt. Beide Häuſer verlangen, daß die Unternehmer ſich vor dem 15. December an die Eigenthümer und Beſitzer der zu expropriirenden Häuſer und Ländereien wenden, mit der Anfrage, ob ſie mit der projectirten Linie einverſtanden ſind oder nicht, und daß ſie dieſelben mit dem Wege bekanntmachen, auf welchem ſie ihre etwaige Oppoſition gegen die Bill bei dem Parlamente vorbringen können. An oder vor dem 31. December müſſen in den Parlamentsbureaus Liſten niedergelegt werden, welche den Nachweis liefern, wie viele von dieſen einverſtanden ſind, wie viele opponiren, wie viele ſich neutral verhalten und wie viele ſich gar nicht erklären. An oder vor dem 17. December (Lords), beziehungsweiſe dem 23. December (Gemeine) muß ebendaſelbſt eine Petition um die Bill eingereicht werden, nebſt Copie und gedruckten Exemplaren zum Gebrauche der einzelnen Mitglieder. Zur ſelben Zeit iſt eine Copie der Bill im Bureau des Handelsamtes einzureichen.

Ferner iſt an oder vor dem 31. December bei den Häuſern ein Koſtenanſchlag des Unternehmens einzureichen, der in vorgeſchriebener Form aufzuſtellen iſt und die Koſten des Landerwerbs von den Baukoſten der Linie, des Bahnkörpers und der Stationen unterſcheidet. Endlich die letzte, aber eine der wichtigſten Inſtanzen in dieſem Präliminarprozeſſe: vor dem 15. Januar muß eine Summe von wenigſtens acht Procent des veranſchlagten Anlagecapitals in der Bank von England zu Gunſten eines in den genannten Orders bezeichneten Beamten deponirt werden. Das Geld kann nach Wahl der Deponenten in Conſols oder Schatzkammerbills angelegt werden, oder man kann bis zu dem erforderlichen Betrage Conſols überſchreiben laſſen oder Schatzkammerbills deponiren. Eine in der letzten Seſſion vom Hauſe der Lords beliebte Aenderung der Geſchäftsordnung verlangt, daß die Perſonen, in deren Namen das Depoſitum gemacht wird, zugleich Theilhaber des Unternehmens ſeien, und daß ſo dem früher herrſchenden Syſtem ein Ende gemacht werde, wonach das Depoſitum von Banquiers und Geldleihern

entlehnt wurde, die an dem Project nicht das mindeste Interesse hatten. Wenn das Project von einer bestehenden Gesellschaft ausgeht, welche das vergangene Jahr eine Dividende von ihrem Stammactiencapital gezahlt hat so bedarf es eines derartigen Depositums nicht.

Am 18. Januar beginnen die Examiners of Standing orders, Beamte, die im Hause der Gemeinen vom Sprecher, im Hause der Lords von der Versammlung selbst ernannt werden, mit der Untersuchung darüber, ob die Bedingungen der Geschäftsordnung erfüllt sind. Wenn sie berichten, daß dieselben nicht erfüllt sind, so fällt die Bill durch, es sei denn, daß das Haus eine Suspension dieser Orders für den besonderen Fall beschließen sollte, ein sehr selten und nur bei Nichterfüllung völlig unwichtiger Punkte eingeschlagener Weg. Beim Beginn der Session treten der Vorsitzende des Committee of Ways and Means des Unterhauses, der zugleich dem Hause präsidirt, wenn dasselbe in Comité geht und wenn der Sprecher krank ist, und der Comitévorsitzende des Oberhauses zusammen und bestimmen, in welchem Hause die betreffende Bill zuerst zur Verhandlung kommen soll. Die große Mehrzahl wird zuerst im Unterhause verhandelt und durch dieses wollen wir einer solchen Bill folgen.

Zuerst prüft, ob opponirt wird oder nicht, der Vorsitzende des genannten Committee unter Zuziehung vom Adjuncten des Sprechers, welcher die Aufmerksamkeit des Hauses auf jeden Punct in der Bill von einiger Wichtigkeit zu lenken hat. Jede Bill, welche die Bedingungen der Standing orders erfüllt hat, erlangt selbstverständlich (a sa matter of course) die erste und fast regelmäßig ebenfalls selbstverständlich die zweite Lesung. Zuweilen jedoch wird schon in diesem Stadium opponirt, und wenn die Bill bei der zweiten Lesung fällt, so ist sie summarisch abgethan und ihre Urheber haben Arbeit und Kosten umsonst angewandt. Die Bill geht, wenn sie passirte, alsdann an die Referees (Schiedsmänner), eine neue Institution, welche der Special-Commission einen Theil der früher auf ihr lastenden Arbeiten abgenommen hat. Die Referees sind Personen von bewährter Erfahrung in den Privatangelegenheiten betreffenden Geschäften des Hauses, welche der Sprecher gewöhnlich aus der Zahl der Parlamentsmitglieder ernennt und die ein Honorar beziehen. Ihnen präsidiren andere Mitglieder des Hauses, die keine Bezahlung empfangen. Drei Referees bilden einen Hof. Sie müssen auf das technische Detail des Unternehmens eingehen, die Ausführbarkeit der proponirten Werke prüfen und sich überzeugen, ob der Anschlag zu ihrer Ausführung hinreicht. Die Verhandlungen vor den Referees sind stets contradictorisch. Sofort nach der zweiten Lesung werden die nicht durchgefallenen Bills dem Vorsitzenden und einem andern Mitgliede des Committee of Ways and Means zugesandt. Die Opponenten bemühen sich, durch Gutachten von Technikern zu beweisen,

daß die projectirten Werke in irgend einer Hinsicht fehlerhaft seien und mehr kosten würden, als der Anschlag festsetzt, und durch die Aussage von Taxatoren und anderen mit den zu expropriirenden Ländereien bekannten Personen darzuthun, daß die im Anschlag für die Expropriation ausgeworfene Summe nicht hoch genug sei. Wenn die Referees berichten, daß der Anschlag ungenügend oder das Project in technischer Beziehung nicht wohl ausführbar sei, so fällt die Bill, es sei denn, daß das Haus für den besonderen Fall einen entgegengesetzten Beschluß faßt. Wenn jene zu ihren Gunsten berichten, so geht sie mit Bericht an eine Specialcommission, und der eigentliche Kampf beginnt. Wenn Petenten und Opponenten einig sind, können die Referees den ganzen Inhalt der Bill prüfen; das ist aber selten der Fall. — Die Specialcommission besteht aus vier, weder persönlich noch örtlich durch ihre Wähler interessirten Mitgliedern des Hauses. Der Vorsitzende derselben hat eine Stimme als Mitglied und als Vorsitzender eine verwerfende Stimme. Er wird gewählt durch den ständigen Ausschuß für Eisenbahn- und Canalvorlagen, bestehend aus den in Eisenbahnangelegenheiten kundigsten Männern des Hauses aus deren eigener Mitte; die drei anderen Mitglieder werden aus dem Gremium des Hauses erwählt und Jeder, der nicht Befreiung beanspruchen kann, weil er über 60 Jahre alt oder zur Regierung gehört, ist verpflichtet, die Wahl anzunehmen. Diese Pflicht ist keine leichte. Jeder Commission wird eine Gruppe von Vorlagen übergeben, welche zwei oder drei concurrirende Projecte umfaßt, und ihre Arbeiten nehmen bisweilen zwei oder drei Monate Zeit in Anspruch. Sie arbeiten von 11 Uhr Morgens bis 4 Uhr Nachmittags, um 4 Uhr beginnen die Plenarsitzungen, und so hat ein Commissionsmitglied oft 14 Arbeitsstunden täglich, ohne eine Geldentschädigung dafür zu bekommen. Der Bericht der Referees ist endgültig, so weit das Technische und der Anschlag dabei in Betracht kommen, und dadurch ist die Commission einer Arbeit ledig geworden, welche viel Zeit in Anspruch zu nehmen pflegte. Hinsichtlich verschiedener Concurrenzprojecte, besteht ihre Aufgabe darin, zu entscheiden, welches dem Publicum die beste Verkehrserleichterung gewährt, in der Gegend, deren Interessen es dienen soll, die meiste Unterstützung gefunden hat, Eigenthumsinteressen am wenigsten verletzt und am sparsamsten ausgeführt werden kann. Hinsichtlich des Verhältnisses zwischen Petenten und opponirenden Eigenthümern hat die Commission zu entscheiden, ob ein öffentlicher Nutzen nachgewiesen ist, welcher groß genug scheint, um die Benachtheiligung derjenigen zu rechtfertigen, deren Eigenthum ganz oder theilweise expropriirt werden soll, und ob der zu erwartende Nachtheil der Art ist, daß eine Geldentschädigung, wie sie auf dem Wege eines Entschädigungsprocesses zugebilligt wird, als genügend angesehen werden kann. Von jeder Partei werden Advocaten hinzugezogen.

Die Eisenbahngesellschaft wird durch etwa drei oder vier vertreten, von denen der erste ein enormes Honorar bezieht während alle reichlich bezahlt werden. Techniker, welche ansehnliche Besoldung erhalten, auch eine Menge anderer Sachverständigen werden zugezogen, und nachdem alle Parteien ihre Sache verfochten haben und der Anwalt der Antragsteller gehört ist, gibt die Commission ihre Entscheidung ab. Wenn sie erklärt, daß die Vorbedingungen nicht nachgewiesen seien, fällt die Bill, und ihre Petenten habe eine Masse Geld umsonst ausgegeben. Wenn sie erklärt, daß die Vorbedingungen nachgewiesen seien (the preamble is proved), so zieht sie die einzelnen Bestimmungen in Erwägung und legt für diese specielle Linie specielle Bedingungen auf, welche auf den Schutz von Interessen abzielen, deren Berücksichtigung sich durch die Verhandlungen als wünschenswerth herausgestellt hat und besondere Erleichterungen zum gemeinen Besten gewähren sollen. Diese Bedingungen werden oft von den Antragstellern zugestanden, um den Rückzug der Opposition zu veranlassen; fernere Bedingungen, den Standing orders entnommen, werden allen Bills zugesetzt, z. B. daß keine Gesellschaft autorisirt ist, mehr als ein Drittheil ihres Anlagecapitals auf dem Wege der Anleihe zu beschaffen, oder auch nur das Geringste von der gestatteten Anleihe zu effectuiren, ehe 50 Procent des ganzen Capitals baar eingezahlt sind, oder vorher Zinsen aus dem Capitale zu bezahlen — Einschränkungen, die oft nicht eingehalten werden. In jenen Orders stehen ferner Bestimmungen gegen das Kreuzen öffentlicher Straßen auf der Ebene; man zwingt die Gesellschaften in der Regel, die Straße mit einem Tunnel zu unterbauen oder mit einer Brücke zu überschreiten; Eisenbahngesellschaften dürfen nicht zugleich Eigenthümer von Docks oder Dampfbooten sein, wenn nicht die Commission ausdrücklich die Erlaubniß dazu beantragt. Die Commission fixirt ferner die Abgaben und das Maximum des Tarifs für die projectirte Linie und die Termine, bis zu welchen der Bau begonnen und beendet werden muß.

Wenn die Bill die Commission passirt hat, geht sie wieder zurück an das Plenum und für das eine Haus sind ihre Wehen in der Regel vorüber. Zuweilen wird noch bei der dritten Lesung erfolgreich opponirt. Diese Opposition aber, wie auch die gegen die zweite Lesung und jede im Parlamente selbst nicht vor den Referees oder der Commission sich erhebende, stützt sich wenigstens in den meisten Fällen auf öffentliche, nicht auf private Motive.

Die Bill geht nun weiter ans Oberhaus, wo sie fast ganz denselben Proceß durchzumachen hat. Es muß nachgewiesen werden, daß die Bedingungen der Standing orders erfüllt sind, und in gewissen Fällen muß eine besondere Versammlung der Actieninhaber die Vorlage nochmals bestätigen, nachdem dieselbe das eine Haus passirt hat und nunmehr die Verhandlung in dem anderen erwartet. Im Oberhause gibt es keine Referees

Digitized by Google

und die Specialcommmiſſion, die aus fünf Peers beſteht, prüft das Techniſche und den Anſchlag ſelber. Zuweilen wird die im Unterhauſe erfolglos geweſene Oppoſition hier erneuert, da ſich keines der beiden Häuſer auch nur im geringſten durch den Beſchluß des andern gebunden erachtet; in der Regel aber iſt die Oppoſition durch einen ſo koſtbaren Kampf erſchöpft und die Bill nimmt mit ziemlicher Leichtigkeit ihren Weg durch das Oberhaus. Das Hauptſächlichſte, was die Antragſteller zu thun haben, iſt, den Commiſſionsvorſitzenden des Oberhauſes zu befriedigen, der in der That jede Bill nach ſeinem Belieben verwerfen und nach ſeinem Gutdünken abändern kann.

Wenn ſie alle dieſe Gefahren glücklich überſtanden hat, erhält die Bill die königliche Genehmigung und die Unternehmer haben weiter nichts zu thun, als ihr Capital zu erheben, das Land und die Häuſer, ſoweit ſie dazu berechtigt ſind, zu erwerben — (wenn die Geſellſchaft und die Eigenthümer ſich über den Preis nicht einigen können, ſo wird derſelbe durch eine Jury feſtgeſetzt) — und die zum Bau der Bahn erforderlichen Contracte abzuſchließen. Das erſte iſt das wichtigſte Geſchäft und verlangt manchmal eine Menge Zeit. Die Eiſenbahnen bezahlen in der Regel ſo geringe Procente auf ihr Stammactiencapital, daß das Publicum mit Ausnahme der beim Bau der betreffenden Linie intereſſirten Landeigenthümer keine Actien zeichnet. So kommt die neue Bahn, ausgenommen wenn eine ſchon beſtehende Geſellſchaft ſie als Theil ihres Syſtems ausführt, in der Regel erſt durch einen beſonderen Handel mit einem Unternehmer zu Stande. Dieſer übernimmt den Bau der Linie für eine gewiſſe, natürlich nicht ſehr niedrige Summe und nimmt als Zahlung den geſammten Betrag oder den größten Theil der Actien an, die er zum höchſten Preiſe, den er erlangen kann, wieder losſchlägt. Für den Schaden, der ihm aus etwaigem Verkaufe unter pari erwächſt, iſt er durch die übermäßig hohe Bauſumme gedeckt, die er ſich berechnet. Das Geld für die Parlamentsgebühren und für den Ankauf der Ländereien wird durch ſolche Actien aufgebracht, welche das Publicum aus erſter Hand nimmt, oder durch Anleihen. Bisweilen verpflichtet ſich der Unternehmer, die Bahn zu dem Preiſe des Parlamentsanſchlages herzuſtellen und alle Gebühren zu bezahlen, und garantirt eine Verzinſung der Actien während der Bauzeit und noch einige Jahre ſpäter — ein oft erfolgreicher Köder, aber eine Uebertretung gegen den Geiſt der parlamentariſchen Vorſorge.

Ein Wort noch über die Koſten. Sie ſind ſtets erheblich, in einigen Fällen, wo große Geſellſchaften um die Conceſſion zu Vervollſtändigungslinien nachſuchen, enorm hoch. Da gibt es zuerſt die vorläufigen Vermeſſungen, die Aufmachung der Pläne und Karten, die Bekanntmachungen, dann kommen die Ausgaben in den beiden Häuſern, ferner die Koſten des Verfahrens vor den Referees, welche ſo viel wie möglich reducirt, aber immer

Digitized by Google

noch groß genug sind. Jeder Partei ist nur ein Anwalt gestattet, dem ein reiches Honorar bezahlt wird, vielleicht 100 Guineen in der ersten Instanz und 15 Guineen für jeden Tag der Verhandlungen; ferner kommen in Betracht die Honorirung von Advocaten, Geometern, Journalisten, die beträchtlichen Insertionskosten und manche andere derartige Ausgaben; die Techniker erhalten für ihre Gutachten sehr reiche Bezahlung von 50 bis zu 300 Guineen und dazu kommt eine ganze Schaar anderer Sachverständiger, die alle reichlich bedacht werden müssen. Die Hauptkosten aber erwachsen vor der erwählten Commission. Die Verhandlungen dauern etwa 40 oder 50 Tage; eine Gesellschaft muß durch drei oder vier Anwälte vertreten sein, von denen jeder den Tag 15 Guineen erhält, so lange die Verhandlungen dauern, und außerdem ein sehr hohes Honorar, z. B. der erste Anwalt bisweilen 500 Guineen. Ferner müssen die Techniker und die anderen hinzugezogenen Sachverständigen und eine Menge anderer Personen bezahlt werden, sodaß sich manchmal die Kosten auf 100,000 Pfd. Strl. belaufen, ehe noch eine Elle der Bahn gebaut, ein Fuß Land expropriirt ist. —

Literatur.

Politische Geschichte der Gegenwart von Wilhelm Müller, Prof. II. Das Jahr 1868. Berlin, J. Springer, 1869.

Der zweite Jahrgang des bereits in diesen Blättern besprochenen Werks: die Anlage ist dieselbe geblieben. In sachgemäßer übersichtlicher Weise sind die Ereignisse des Jahres 1868, deutsche und nichtdeutsche, zusammengestellt. Es ist eine fortlaufende Erzählung, frisch, bewegt, nicht in der objectiven Ruhe eigentlichen Geschichtsschreibung, die bei so unmittelbar naheſtehenden Vorgängen nur eine affectirte sein könnte, vielmehr mit der lebendigen Theilnahme, die der Deutsche an der forschreitenden Entwickelung seines Vaterlandes nimmt. Denn die deutschen Ereignisse stehen auch diesmal im Vordergrund des Interesses und sind mit besonderer Sorgfalt behandelt; ebenso die wirthschaftliche Tätigkeit des norddeutschen Reichstags und der Verlauf des ersten Zollparlaments, wie die Verhältnisse der süddeutschen Staaten. Insbesondere ist der Bewegung der öffentlichen Meinung in Süddeutschland ein großer Raum gegönnt und z. B. die Agitation bei den Zollparlamentswahlen durch Wiederauffrischung der bemerkenswerthesten Actenstücke aus jener Zeit in verdienter Weise dem Urtheil der Geschichte überliefert. Es ist damit Süddeutschland von einem Süddeutschen selbst ein scharfgeschliffener Spiegel vorgehalten, in welchen zu blicken nicht eben erfreulich, aber um so heilsamer ist. Aus Anlaß der Veröffentlichung der Usedomschen Note sind auch die diplomatischen Vorgänge des Jahres 1866 nach den bekannten Enthüllungen in den Kreis der Erzählung gezogen. Diese fortlaufende Revue, die zugleich bequem zum Nachschlagen eingerichtet ist, wird sich

gewiß ebenso abkürzen als der nach anderen Gesichtspuncten zusammengestellte Schultheß'sche Geschichtskalender.

Religionseid und Bekenntnißverpflichtung. Sendschreiben an Herrn Dr. Fricke, von Max Krenkel. Heidelberg, Bassermann, 1869.

Der Verfasser dieser Schrift, auch den Lesern dsr. Bl. bekannt als wackerer Kämpfer für protestantische Freiheit und als wohlbewanderter kritischer Bibelforscher, hat in seinen kirchlich-praktischen Bestrebungen, um die es sich hier allein handelt, einen sehr richtigen und sicheren Weg eingeschlagen. Er hat in seiner nächsten Umgebung, in Sachsen, den Uebelstand aufzufinden gesucht, der die unsrer gegenwärtigen Bildung und der protestantischen Idee entsprechende Entwickelung des kirchlichen Lebens am meisten aufhält, und erkannte als solchen Uebelstand mit treffendem Blicke den sogenannten „Religionseid", welchen noch bis vor Kurzem sämmtliche Lehrer an evangelisch-lutherischen Schulen, mit alleiniger Ausnahme der Lehrer mechanischer Fertigkeiten, zu leisten hatten, und mit welchem noch heute — nach wenig unterschiedenen Formularen — alle Geistlichen und Religionslehrer sowie Cultusministerial- und Consistorialbeamte bis zu den Secretären einschl., endlich auch die vier „in evangelicis beauftragten" Staatsminister, welche in Sachsen die oberste Stufe des Kirchenregiments einnehmen, vereidigt werden. Wesentlich dem Verdienste Krenkels, der sich anfangs begnügt hatte, gegen die Anwendung dieses Eides auf die Lehrer rein weltlicher Gegenstände aufzutreten, ist es zu danken, daß seit Ende 1867 diese Lehrer von solcher Verpflichtung befreit sind. Besonders mußten die Philologen, Historiker, Physiker und Mathematiker der Gymnasien sich durch jenes alte Erbstück aus den Zeiten des Kampfes gegen den Kryptocalvinismus gar wunderlich berührt, zuweilen auch ernstlich beengt fühlen. Der glückliche Erfolg nun berechtigte die Freunde wie die Gegner dieses Eides zu der sichern Erwartung, daß dem ersten Angriffe wohl bald ein zweiter und stärkerer folgen werde. Eine Bestreitung, welche Krenkels frühere s. Z. in den Grenzboten hervorgehobene Schrift („der sächsische Religionseid", Leipzig 1867) durch Dr. Fricke erfahren, (einen als Vermittelungstheologen bekannten und z. B. in der Abendmahlspraxis zur Zeit der preußischen Garnison durch Toleranz und unionsfreundliche Gesinnung rühmlich hervorgetretenen Prediger Leipzigs), — diese selbst gab dem Verfasser Anlaß, in der vorliegenden Schrift, nachdem die Außenwerke gefallen, nun gegen die Hauptbefestigungen des alten sächsischen Lutherthums anzurennen.

Die Leser dieser Blätter werden schwerlich alle wissen, was die Geistlichen Sachsens zu beschwören haben. Wir wollen deshalb wenigstens das Allgemeine mittheilen, daß durch jenen Eid gelobt werden muß, bei der „in hiesigen Landen angenommenen reinen Lehre der evangelisch-lutherischen Kirche, wie solche in der h. Schrift enthalten und in den Bekenntnißschriften der lutherischen Kirche dargestellt, beziehentlich wiederholt ist, beständig ohne Falsch zu verbleiben." (Wir haben in dieser Wiedergabe die kleinen Verschiedenheiten der Formulare verwischt und uns unwesentliche Kürzungen gestattet). Dr. Krenkel entrollt das geschichtliche Detail mit der größten urkundlichen Genauigkeit und mit einer so gründlichen und freien Benutzung des literarischen Apparats, daß er den geschultesten Theologen als ebenbürtiger Mitarbeiter erscheinen muß. Dabei ist seine Polemik von großer Würde, ernster Einfachheit und, wo sie streng werden muß, mit ächtem sittlichen Pathos geführt.

Auch dem Laien fällt bei jener Eidesformel sogleich auf, daß das Vorhandensein einer „in sächsischen Landen angenommenen reinen Lehre" vorausgesetzt wird, von welcher dann gesagt ist, daß sie in der H. Schrift und Bekenntnissen enthalten sei. Was heißt „angenommen"? Es kann wohl eben nichts Anderes bedeuten als „anbefohlen", und dies wieder heißt: „durch den Religionseid aufgenöthigt." Eben dieser Religionseid müßte also erst angeben, welches jene reine Lehre sei. Aber statt dessen nennt er mit seinem „wie solche" nur die Quellen, wo diese Lehre zu finden ist, und man kann deshalb nicht umhin zu glauben, daß der Eid den gesammten Inhalt der h. Schrift Alten und Neuen Testaments, den gesammten Inhalt sämmtlicher in Sachsen giltiger symbolischer Bücher (es sind dies mehr, als in andern lutherischen Ländern, ja man weiß nicht einmal sicher, was alles dazu gehört: vgl. S. 158 ff.), gleichmäßig für den Ausdruck jener reinen Lehre gehalten wissen wolle. Denn bedeutete etwa jenes „wie solche" nur „soweit als sie" (quatenus), — dann könnte Jeder aus den genannten Büchern sich etwas Beliebiges aussuchen und es für die „reine Lehre" erklären. Und in jenem strengen buchstäblichen Sinne ist der Eid auch historisch entstanden, wie uns Dr. Krenkel genau nachweist. Außer dem hier von uns hervorgehobenen Fehler deckt aber der Verf. mit einem fast ergötzlich wirkenden Scharfsinn noch so viele Widersprüche und Zweideutigkeiten jener Formulare auf, namentlich im Verhältnisse des Hauptsatzes zu weiteren Zusatzbestimmungen, daß es auf keine Weise möglich sein dürfte, diese sächsische Eigenthümlichkeit zu retten. Und doch ist sie erst im J. 1862 ausdrücklich — mit Veränderungen, die nur zum geringen Theil Verbesserungen waren — erneuert worden! — Auch Prof. Fricke wollte sie eigentlich nicht retten. Er hatte unsern Verf. vielmehr dahin beschieden, daß der Eid bestehen bleiben könne, weil „Jedermann wisse, daß derselbe nur auf die Substanz oder auf den Geist der Bekenntnisse abgelegt werde". Allerdings weist Krenkel nach (S. 65 ff.), daß selbst ein gefeierter hoch-lutherischer Prediger (Dr. Ahlfeld in Leipzig) in mehreren nicht unwichtigen Puneten ohne es zu wissen von den Bekenntnißschriften abgeht, und dasselbe ist in weit größerem Maßstabe von den wissenschaftlichen Theologen Sachsens bekannt; aber eben so sicher ist, daß der Wortlaut des Eides unsre studirende theologische Jugend leicht von vornherein zu der Absicht treibt, auf die Uebereinstimmung mit den symbolischen Büchern coûte qui coûte loszustudiren, Andere aber, oft die Begabtesten und Gemüthreichsten, erst ängstigt, dann dem theologischen Amte abwendet, und so ihre Kräfte der Kirche raubt. Und eben so sicher ist es, wie dies Krenkel durch Thatsachen bezeugen konnte, daß das sächsische Kirchenregiment die Grenzlinie zwischen der „Substanz" oder dem „Geiste" und allem Uebrigen entweder nach Bedürfniß des einzelnen Falles beliebig zieht oder auch gänzlich tilgt: wie es denn mit strengster Ablehnung verfuhr, als vor wenigen Jahren Dr. Sulze in Osnabrück, um einem Rufe nach seinem Vaterlande Sachsen folgen zu können, nur das protestantische Recht freier Schriftauslegung forderte, mit dem Vorbehalt, dabei von den Bekenntnißschriften abweichen zu dürfen. Auch Professor Riehm in Halle hat jenes Eides wegen einen Ruf nach Leipzig ausgeschlagen. Warum sagte man in diesen Fällen nicht, daß der Eid nur der „Substanz" gelte? Oder rechnete man so Vieles zu dieser Substanz, daß der keineswegs auf der äußersten Linken stehende Hallesche Theolog, der doch schon in Preußen verpflichtet worden, zuviel neue Verpflichtungen

hätten eingehen müſſen? — Mit Recht ſchlägt Krenkel vor, an der Stelle des Eides mit ſeinen formulirten Verſprechungen einfach eine feierliche Einweiſung mit allgemeiner moraliſcher Verpflichtung auf treue Amtsführung zu ſetzen.

Noch iſt bemerkenswerth, daß der Verf. durch ſeinen Kampf gegen den ſächſiſchen Religionseid eine Pietätspflicht gegen ſeinen Lehrer, den Philoſophen und Theologen Ch. H. Weiße, zu erfüllen bekennt, der dieſen Kampf lange Zeit im Stillen, beſonders durch gänzlich fruchtloſe directe Verhandlungen mit den kirchlichen Oberbehörden geführt hat. Weiße, der bei ſeinen Lebzeiten bei Weitem nicht allgemein nach Verdienſt gewürdigt und vielfach verkannt worden iſt, hat nach gar mancher Seite hin Beſtrebungen in Gang gebracht und auf die rechte Bahn geleitet, von welchen wir heute ſchon mit einiger Sicherheit ſagen können, daß ihnen die Zukunft gehört.

Die bevorſtehende ſächſiſche Landesſynode ꝛc. Von Dr. K. Binkau. Leipzig. Duncker u. Humblot. 1869.

Bei der bisher herrſchenden Stagnation des geiſtlichen Lebens und der völligen Entfremdung des gebildeten Laienthums gegenüber der proteſtantiſchen Kirche in Sachſen verdient es beſondere Aufmerkſamkeit, wenn Geiſtliche ſelbſt den Freimuth haben, ſich der Beſtrebungen zur Betheiligung der Gemeinde am kirchlichen Leben öffentlich anzunehmen und dadurch im edelſten Sinne zur Säculariſation der lutheriſchen Kirche beitragen. Dieſen Werth hat zunächſt das hier vorliegende, aus den Kreiſen des Proteſtantenvereins hervorklingende tapfere Wort eines ſächſiſchen Geiſtlichen, das der in Sachſen zur Begutachtung der eben begonnenen Kirchenverfaſſungsreform zu berufenden Landesſynode die wichtigſten Zielpunkte vorzeichnet. Neben der Armenpflege und dem Rechte, Kirchenanlagen zu erheben, iſt es beſonders die Wahl der Geiſtlichen, die der Verfaſſer im Sinne Luthers für die Gemeinden zurückfordert. Kann es etwas Unnatürlicheres geben, als wenn, wie dies zur Zeit thatſächlich in Sachſen geſchieht, hier ein auswärtiger Fürſt, dort ein katholiſcher Gutsbeſitzer, das eine Mal ein Paar Frauen, das andere Mal ein fremdes Conſiſtorium, da der Domprobſt des Hochſtifts Meißen, hier die Aebtiſſin des Kloſters Marienſtern für eine evangeliſche Gemeinde in Sachſen, dem Heimathlande der Reformation, den Pfarrer auszuwählen haben? Wie dieſe Bevormundung durch Collatur- und Privatpatronatsrechte — das Cultusminiſterium z. B. beſetzt 388 Stellen! — beſeitigt werden muß, wenn ſelbſtthätiges Leben in die Gemeinde kommen ſoll, ſo erheiſcht auch das complicirte ſechsſtufige, ſechsgliedrige Kirchenregiment (Superintendent, Kircheninſpection, Kreisdirection, Conſiſtorium, Cultusminiſterium, in evangelicis beauftragte Miniſter) mit ſeinem bureaukratiſchen Zuge Vereinfachung und Klärung, krüppelhafte Verhältniſſe und mittelalterliche Zuſtände, die ſo leicht Niemand in Sachſen vermuthet. Mit der Wärme des Vertrauens, das dem gebildeten Geiſtlichen ſo wohl anſteht, wie es ſelten gefunden wird, entwickelt der Verfaſſer die Schäden und die Strebziele einer erſprießlichen Agitation zur geiſtlichen und Gemeindefreiheit, durchdrungen von der Ueberzeugung, daß den Laien wie den praktiſchen Theologen durch die gleichen Mittel zu helfen iſt. —

Verantwortliche Redacteure: **Guſtav Freytag** u. **Julius Eckardt.**
Verlag von **F. L. Herbig.** — Druck von **Hüthel & Legler** in Leipzig.

XXVIII. Jahrgang. II. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik und Literatur.

№ 28.

Ausgegeben am 9. Juli 1869.

Inhalt:

Briefe des Herzogs Carl August von Sachsen-Weimar . . . Seite 41
Antonello da Messina und sein Bild in Berlin 53
Aus Schwaben 58
Das Concil und die bayrische Regierung 62
Das Oberhaus und die irische Kirche. 66
Die Beurlaubung des Grafen Bismarck 72
Literatur 76

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.

Leipzig, 1869.

Friedrich Ludwig Herbig.

(Fr. Wilh. Grunow.)

Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern.

Briefe

des Herzogs Carl August von Sachsen-Weimar an den Markgrafen Carl Friedrich von Baden und dessen Minister, Freiherrn von Edelsheim.

Die Briefe des Herzogs Carl August von Sachsen-Weimar, welche hier nach den zu Carlsruhe befindlichen Originalen mitgetheilt werden, sind der Mittheilung wohl würdig. Der Inhalt mehrerer ist von Bedeutung; alle erweisen den frischen und originalen Geist dieses Fürsten.

Der dritte Brief ist ein Scherz, der das überaus herzliche Freundschaftsverhältniß Carl August's zu Carl Friedrich, dem so viel älteren Manne, charakterisirt. Der fünfte ist in der von mir herausgegebenen Biographie Carl Friedrich's*) bereits gedruckt. Es ist die Antwort des Herzogs auf die Mittheilung eines Projectes des Markgrafen, eine Art deutscher Academie zu gründen**). Ich wollte ihn hier nicht weglassen, da er äußerst merkwürdige Anschauungen des Herzogs enthüllt. Die Briefe 7—10 stammen aus einer bewegten und wichtigen Epoche, aus der jede Mittheilung der Ueberlieferung werth ist. Der zehnte Brief bezieht sich auf die in ihren Einzelheiten nicht näher festzustellenden Bemühungen Carl Friedrichs, gegen das Andringen der Franzosen einen ausreichenden Widerstand des deutschen Reiches, wie es scheint in Anlehnung an die Ideen des Fürstenbundes, zu organisiren, Bestrebungen, die freilich nach Lage der Dinge, die auch dieser Brief sehr anschaulich vor Augen führt, vergeblich bleiben mußten. Die übrigen Briefe behandeln mehr nur persönliche Beziehungen der beiden Fürsten und ihrer Familien. Die vielfach uncorrecte Schreibart der Originale ist im Drucke beibehalten.

Carlsruhe, im Juni 1869.

Fr. von Weech.

---

*) Carl Friedrich von Baden von C. F. Nebenius. Aus dessen Nachlaß herausgegeben durch Fr. v. Weech. Carlsruhe 1868.

**) a. a. O. S. 268—277.

1. Carl August an Carl Friedrich.

Weimar, den 19. März 1785.

Den Verlust, theurer Freund, welchen Sie erlitten haben*), habe ich lebhaft mitempfunden und Ihren Schmerz darüber recht herzlich getheilt. Möge doch das Schicksal die vielen Bemühungen, welche Sie Sich beständig geben, Gutes zu thun, krönen und Sie dadurch belohnen, daß es Ihnen keine so lebhaften Wehthaten mehr zuschicke, sondern Ihre Wünsche erfülle und diejenige Freude Sie an Ihren Kindern und Kindeskindern erleben lasse, welche sich jeder rechtschaffene Vater erwartet. Ihnen möge der jüngst empfundene Schmerz nicht niederschlagen, sondern das Schicksal stärke Sie, und Ihr guter Genius lasse Sie dieses ertragen, wie Sie schon mehrere Leiden erduldet haben, ohne zu sinken und zu wanken. Die guten Jahre und Gesundheit, in welcher sich Ihre Kinder befinden, läßt hoffen, daß der Verlust rasch wieder ersetzt werde; meine Wünsche gehen dahin, daß dieses bald geschehe und daß Sie zum Danke für so viele Freude, welche Sie Ihren Nebenmenschen verursachen, auch Freude einernten mögen. Der Vorrath der Zufriedenheit, welchen der Himmel gewähren kann, ist groß. Ihnen möge viel und vieles und eben das, was sich am besten auf ihren Zustand paßt, zu Theile werden.

Seckendorf ist gestern nach Franken abgereist**), er hat kein Creditif für Ew. Durchlaucht, wenn sich aber die Umstände und Verhältnisse nähern (?) sollten, so ist er berechtiget, sich ein solches geben zu lassen.

Edelsheim straft mich mit Stillschweigen.

Leben Sie wohl, sehr lieber und sehr hochgeschätzter Freund, behalten Sie mich lieb, ich will es verdienen, indem ich mich den Guten, so sehr es meine Erkennungs- und Annäherungskraft zuläßt, nähern will.

C. A. H. z. S.

2. Carl August an Carl Friedrich.

Darmstadt, den 6. Juny 1785.

Wertheſter Freund! Der G. R. v. Edelsheim, den ich vergeblich hier erwartet habe, schrieb mir heute, daß er zu Ihnen nach Coblenz reiſete, da er mir aber vorher geſagt hatte, daß es Ihnen vielleicht nicht unangenehm ſeyn würde, wenn wir uns unterwegs irgendwo ſehn könnten, ich auch dieſes ſehr wünſchte, ſo will ich Ihnen folgenden Vorſchlag thun.

Morgen reiſe ich von hier ab und halte mich in Maynz längſtens bis zum 12ten oder 13ten auf, dann fahre ich zu Waſſer nach Cölln und Düſſeldorf; in Cölln würde ich den 17ten oder 18ten gewiß ſeyn. Könnten nun Sie von

*) Der Tod eines Kindes des Erbprinzen Carl Ludwig, des Sohnes Carl Friedrichs.

**) In Angelegenheiten des Fürſtenbundes.

Maſtrich*) dorthin kommen, ſo träfe ich Sie dorten an nnd hätte das Vergnügen, in Ihrer Geſellſchaft die Düſſeldorfer Gallerie zu ſehen. Im Gaſthof zum Wilden Mann ſteige ich in Cölln ab. Sollten Sie nicht dahin kommen können, Sie wären aber noch zu dieſer Zeit in Maſtrich, ſo ſchicken Sie einen Courier oder eine Eſtaffette nach Cölln, welche mich unter dem Namen des Grafen von Henneberg treffen wird. Dann komme ich vielleicht nach Maſtrich. Ich hoffe, Sie ſollen Ihren Herrn Sohn außer Gefahr angetroffen haben. Ich thue die lebhafteſten Wünſche für ſeine Geneſung. Leben Sie wohl, ſehr werther Freund.

Carl Aug. H. z. S.

3. Carl Auguſt an Carl Friedrich.

Vinariae XVIII. Cal. Jul. MDCCLXXXVI.

Serenissime adque celsissime Domine! Mulier mea acouchata est hieri, hora VIII. post prandium, de filia magna adque multum crianda, qui nomen abstulerabit Carolina Louisa de parenilo suo clementissimo, marchionem Badensem, quem rogo humillime in personam tuam ad patenstelliam; quod Vos non volebitis refusare mihi. Parturata bene portata est; post momentum operationis Princeps extraneus et propheta intratus est in hipocausto meo, quod bonum omen est. Conservas mihi amicitiam et benevolentiam, me credens cum adpensionem respectuosissimam de Vestra Perlucidatio

servus humillimus et amicus Carolus Aug.

4. Carl Auguſt an Edelsheim.

Homburg, 5. Juni 87.

Oh, wie plagt mich das Schickſal; ich bekam gar keine Nachricht von Ihnen, und endlich wurde mir vor gewiß geſagt, Sie wären den 24ten weg nach Dresden und gingen ſo durchs Gebürge und Franken nach Haus; hierauf bekam ich den 2ten früh eine Eſtaffette von Maynz, welche mich ſo dringend einlud den 10ten dorten zu ſeyn, daß ich es nicht länger abſchlagen konnte; meine Frau, da ich einmal ins Reich ging, wollte ich noch gerne einholen und ſo machte ich mich den 3ten früh weg und kam geſtern Nachmittag hier an. Heute Mittag gehen wir alle nach Darmſtadt und bleiben dorten bis zum 9ten, wo ich nach Maynz gehe; meine Frau kommt den 12ten auch dahin und dann ſchwimme ich mit ihr den 13ten nach Cölln, den 16ten geht meine Frau nach Achen und ich wieder nach Maynz, will dann den 23ten oder 24ten in Eiſenach ſeyn. Nun wäre es außerordentlich hübſch, gratios,

*) Dort hielt ſich der Markgraf auf, um ſeinen kranken Sohn, den in holländiſchen Dienſten ſtehenden Prinzen Friedrich zu beſuchen.

ordentlich, ſchön, lobenswerth und vortrefflich, wenn der Marggraf den 19ten dieſes nach Schwetzingen mit höchſtdenenſelben kommen wollte, wo ich mich dann ohnfehlbar einſtellen würde; ich bekenne, daß die Forderung hoch iſt, aber ich habe auch viel Entſchuldigungsgründe, warum ich dieſes ſo herzlich wünſche. Laſſen Sie mir per Eſtaffette Antwort wiſſen und adreſſiren den Brief an den Obriſt und Erbjägermeiſter von Stein in k. preußiſchen Dienſten nach Maynz, welcher ihn mir einhändigen wird. Alleweile knallt der Coadjutor auf den Maynzer Wällen. Leben Sie wohl und empfehlen mich den Herrſchaften.

Carl Aug. H. z. S.

5. Carl Auguſt an Carl Friedrich.

Weimar, d. 8. Auguſt 1788.

Theuerſter Freund! Ihren Plan, einen gelehrten Allgemeingeiſt zu ſtiften in unſerem Vaterlande, das auf Abgeſchnittenheit ſeiner Kräfte ſo zu ſagen gegründet iſt, habe ich richtig erhalten. Ich danke Ihnen für das Zutrauen, welches Sie mir hiebey bezeigen. Die vergebenen Verſuche, welche einige Wohlgeſinnte machten, um die Gemüther deutſcher Regenten dahin zu lenken, ſich zum allgemeinen politiſchen geſetzlichen Ruheſtand zu vereinigen, haben mich überzeugt, daß ein jeder Fürſt — ich nehme Sie davon aus — ſein Land wie eine Inſel und alſo Deutſchland wie einen Archipel angeſehen haben will, in welcher er dann ſehr eiferſüchtig darauf iſt, ſeine Inſulaner nach ſeiner Willkühr glücklich oder unglücklich, klug oder dumm zu machen: meine Hoffnung zu einem Allgemeingeiſte iſt ſchwach; indeſſen verdienen gewiß Ew. Durchlaucht gute Vorſchläge reife Ueberlegung: leider iſt Herder nach Italien abgereiſet und in deſſen Abweſenheit zu Ausführung einer Idee vorzuſchreiten, an welcher er ſo vielen Antheil hat, wollte ich nicht rathen; wir ſollen alſo — dünkt mir — die Zwiſchenzeit bis zu ſeiner Rückkunft benutzen, uns unter einander näher aufzuklären. Meiner Meinung nach iſt es noch zu früh, jetzt auf Ausbreitung des Allgemeingeiſtes unmittelbar loszugehen; man ſollte wohl erſt die engern Inſtitute zu benutzen ſuchen, die ſich von ſelbſt gemacht und verbunden haben, gewiſſe einzelne wiſſenſchaftliche Gegenſtände zu bearbeiten: was ſchon da iſt, kann man, geſchickt angewendet und unterſtützt, leichter zum allgemeinen Beſten anwenden, als wenn man das allgemeine Beſte, auf's allgemeine wirken wollend, wie einen einzelnen Gegenſtand zu behandeln ſich unterſtand. Einen zweyten Zweck zu erhalten, nehmlich durch allgemeine Behandlungen der Wiſſenſchaften in Deutſchland Gelegenheit zu einer Fürſtenverſammlung Deutſchlands zu geben, halte ich vor unausführbar, weil die Häupter des Bundes zu unbeweglich, deren Miniſterien zu allmächtig, hölzern und ſtrohern und die mindern, wohlgeſinn-

ten eifrigen zu minder ſind. Die Disproportion iſt zu groß. Das Detail dieſer hingeworfenen allgemeinen Grundſätze verſpreche ich mir bey einer mündlichen Beredung auszulegen, auf welche Zuſammenkunft ich noch immer hoffe. Indeſſen freue ich mich, Gelegenheit zu haben, Sie, theuerſter Freund, mit dem ganzen Gefühl meiner Ergebenheit zu begrüßen und mich in die Fortdauer Ihrer Freundſchaft zu empfehlen, ewig verharrend,

Theuerſter Freund,

Ihr treuer Diener und Freund

Carl Auguſt, H. z. S.

6. Carl Auguſt an Carl Friedrich.

Theuerſter Freund! So eben muß ich den König*) in Mannheim anmelden und zwar zum Mittwoch Mittag den 10ten dieſes; da es Ew. Durchl. angenehm ſein könnte, Se. Maj. dorten zu ſehen, ſo benachrichtige ich Sie hievon, bitte aber den Frh. v. Edelsheim mitzubringen, dem ich Antwort auf einen Brief ſchuldig bin, dieſes mündlich aber abthun möchte, um ein Blatt Papier zu erſparen.

Ich erſterbe mit der treueſten Anhänglichkeit

Ew. Durchl.

unterthänigſter Diener

Schloß Bodenheim, d. 8. April 1793. Carl Auguſt.

7. Carl Auguſt an Edelsheim.

Pirmaſens, d. 3. September 93.

Die Neugierde und die Langeweile trieben mich hierher, wo ich im Hauptquartier des Herzogs**) bin und mit großer Verwunderung das hieſige Terrain beſehe, welches ſo critiſch iſt, daß der geſchickteſte Tactiker ſtutzen würde, wenn er ſich darauf bewegen ſollte. Das ganz unglaubliche Betragen des Wiener Hofes hindert alle Operationen, die von dieſer Seite angegriffen, ganz neu in ihrer Art ſeyn würden und ganz neue Beyträge zur Kriegsgeſchichte von Elſaß lieferten. Mit Ungeduld warte ich hier ab, da mir der Herzog erlaubt, etwas bei ihm bleiben zu dürfen, ob ich glücklich genug ſeyn werde, einigen wichtigen Schritten beywohnen zu können. Neues von dieſer Gegend iſt nicht; die Franzoſen ſtehn in einem Haupt- und in einem Vorlager bei Schweig und Hornbach; die linke Flanque des Weißenburger Poſtens iſt gut gedeckt, man ſagt aber, ſie würden ihre Poſten ſchlecht

*) Friedrich Wilhelm III. von Preußen.

**) Friedrich Wilhelm von Braunſchweig. Vrgl. Wegele, Carl Auguſt. Leipzig 1850 S. 55 ff.

vertheidigen: es kommen erſtaunlich viele Elſaſſer Bauern, die emigriren; ſie ſagen alle, daß bey ihnen der democratiſche Theil der ſehr geringere wäre. Ein franzöſiſcher General d'Arlande deſertirte vor 12 Tagen hierher.

Der Obriſt und Generalquartiermeiſter v. Grauert, der alles zuſammenträgt, um Charten des Kriegsſchauplatzes zu ſammeln, hat mich gebeten, ihm folgende zu verſchaffen:

1. die Speyerſchen Forſtcharten, welche bei Hinter-Weidenthal an die Badenſchen Forſte angrenzen, auch an die Hanauiſchen, ingleichen auch über den Sonner Hof und Saltzweg ſich erſtrecken,

2. alle übrige zum Bisthum Speyer gehörigen ökonomiſchen Vermeſſungen und Forſtriſſe, ſo in und an die Speyer'ſchen Gebirge gelegen ſind.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß dieſe Sachen borgweiſe dem ꝛc. Grauert anvertraut würden, damit er ſolche könne copiren und in die Hauptcharte des Herzogs eintragen laſſen; ich kenne Niemand der dieſen Wunſch zu erfüllen mehr Mittel beſäße wie Ew. Excellenz, indem Sie über den hochwürdigſten Speyerſchen Capaunen einen ſo gräßlichen (?) Einfluß beſitzen, daß er, auf Ihr Begehren, die Mittheilung der Charten nicht verſagen wird: quo die, ſo können dieſe Sachen an den Herzog geſendet werden, welcher dann einen Empfang- und Schuldſchein darüber ausſtellen würde. Ich erbitte mir Ihre Antwort nach Edenkoben zu adreſſiren. Leben Sie recht wohl, theuerſter Freund, empfehlen Sie mich dem Herrn Marggrafen, Erbprinzen und Prinzeß: ſchreiben Sie mir etwas über die Erſcheinung zu Carlsruhe; ſo bald ich kann, komme ich ſelbſt wieder zu Ihnen. Prinz Ludwig von Baden*) campirt hier, ich ſehe ihn täglich. Vale et ama!

C. A.

8. Carl Auguſt an Edelsheim.

Pirmaſens 4. Septbr. 1793.

Da ich erfahre, daß der Prinz Louis erſt heute meinen geſtrigen Brief an Ew. Excellenz abfertiget, ſo ſchreibe ich Ihnen noch dieſen, um mich eines andern Auftrages zu entledigen, den mir der Herzog ohnmittelbar gegeben hat. Ich ſagte ihm, was Sie mir neulich in Carlsruhe von dem bewußten Charpentier erzählten: der Herzog wünſcht ſehr dieſes Mannes habhaft zu werden und ſeine Plane zu bekommen: Charpentier ſoll nur ſeine Bedingungen angeben, unter welchen er ſeine Perſon und ſeine Sachen ausliefern wolle, vorausgeſetzt daß auch dieſe Bedingung erfüllt werde werden. Der Herzog ſcheint einen großen Werth auf ſeinen Beſitz zu legen. Erzeigen Sie mir den Gefallen, dieſe Unterhandlung zu übernehmen und mir gelegentlich Antwort zukommen zu laſſen. Ein Expreſſer bringt Ihnen, wie ich höre, meine

*) Der zweite Sohn Carl Friedrichs und ſpätere Großherzog.

Briefe, durch dieſen hoffe ich etwas von Ihnen zu hören. Hier iſt noch alles beim alten, es heißet die Wurmſerſche Armee bedaure ſehr den ohnüberlegten Schritt, den man ihr hat machen laſſen: der General machte ſeiner Armee weiß, der Herzog tournire die Linien, während er ſie von vorne angriff; die Unwahrheit dieſes Romans wird ihn hoffentlich in ſein rechtes Licht bey Hofe und bey ſeinen eigenen Leuten ſtellen. So geht es in der Welt, wenn alles bey der Hand iſt, um den Endzweck zu erfüllen, ſo hemmt ein Nichts die Wirkung aller Kräfte. Das Glück iſt ein Weib — — — — —*). Vale.

C. A.

9. Carl Auguſt an Carl Friedrich.

Theuerſter Freund! Den ſchmerzhaften Verluſt, welchen ich am 6ten dieſes Nachmittags erlitten habe, werden Ew. Durchl. ſchon zu Edinkhofen**) gehört haben; mein Bruder ſtarb an der Entkräftung, welche ihm die Ruhr zurückließ und die ein Nervenfieber hervorbrachte: der geſchickte Regimentschirurgus von Clement verſuchte umſonſt alle Mittel, um ihn zu retten. Alle Plane, Hoffnungen und Ausſichten des Verſtorbenen, die durch die jetzigen Zeitläufe entſtanden waren, wurden mit einmal abgeſchnitten und mir ein Verhältniß zerriſſen, deſſen Zerſtörung mir um ſo mehr empfindlich fiel, da die Gewohnheit mich an dieſen einzigen ganz nahen Verwandten feſte geknüpft hatte: die Folgen dieſes Zufalls erſchrecken mich, wenn ich ſie betrachte, da der Verſtorbene zärtlich von meiner Mutter geliebt wurde, die nicht erwartete, einen ihrer zwei Söhne zu überleben.

Recht ſehr bedaure ich, Sie theuerſter Freund, in Edinkhoven nicht geſehen zu haben; ein anderer Augenblick wird mir hoffentlich günſtiger ſein. In die Fortdauer Ihrer Freundſchaft empfehle ich mich und verbleibe mit dem Gefühle der reinſten Verehrung und Anhänglichkeit

Ew. Durchl.

treuer Diener und Vetter

Pirmaſens d. 10. Sept. 1793. Carl Aug.

10. Carl Auguſt an Carl Friedrich.

Theuerſter Freund! Ich ſehe vollkommen die bedenkliche Lage ein in der die Verfaſſung von Deutſchland gegenwärtig ſchwebt und ich fühle ganz die Nothwendigkeit, alle Mittel aufzubieten, um Religion, Ordnung und wahre Freyheit unter dem Schutz der Geſetze zu erhalten. Ich mußte mich alſo allerdings über den Inhalt Ihres Schreibens vom 9. Oct., ſowie

*) Durchaus nicht mitzutheilende Schilderung des Eigenſinns der Fortuna.

**) Erenkoben in der Rheinpfalz.

über die Schritte freuen, die Sie gemeinſchaftlich mit dem Herrn Landgrafen von Caſſel zur möglichen Rettung unſeres Vaterlandes gethan haben; ich erkenne mit dem Gefühl des aufrichtigſten Dankes die wahre patriotiſche Mühe, die Sie Sich in dieſer Angelegenheit gegeben haben und verehre die vortreffliche Abſicht, in welcher Sie die gegen das einreißende furchtbare Uebel zu treffenden Anſtalten in Vorſchlag gebracht haben. Sie erlauben mir aber, mein theuerſter Freund, daß ich über die mir deßhalb mitgetheilte Eröffnung Ihnen meine Gedanken mit der Offenherzigkeit vorlegen darf, zu der mich Ihre mir geſchenkte Freundſchaft auffordert und daß ich über die ganze Angelegenheit Ihnen meine Meynung ausführlich entwickeln darf.

Niemand, mein theuerſter Freund, kann ſehnlicher wünſchen als ich, daß endlich einmal zweckmäßige Schritte zur Rettung Teutſchlands gethan werden mögen, ſowie auch Niemand bereitwilliger ſeyn kann, jeden dazu abzweckenden Maßregeln beyzutreten. Die Lage der teutſchen Fürſten iſt in dieſem Augenblick mehr als jemals bedenklich und das Intereſſe der vorliegenden Fürſten erfordert nicht viel mehr kraftvolle Thätigkeit als dasjenige der vorerſt noch ſicher ſcheinenden Stände, um ſich mit gemeinſchaftlichem Nachdruck gegen ihre innern und äußern Feinde zu ſchützen; meine eigene Sicherheit wird mich daher mit Vergnügen jedem Mittel beytreten machen, wodurch die Sicherheit und das Beſte des Reichs auf eine wirklich erſprießliche Art befördert werden könne; dieſer Verſicherung, theuerſter Freund, werden Sie um ſo eher Glauben beymeſſen, da Ihnen nicht unbekannt iſt, wie lebhaft ich den kräftigſten Maßregeln, die zur Rettung Teutſchlands getroffen werden, beigeſtimmt habe und daß ich ſehr bereitwillig war, mein Votum am Reichstag zur Stellung des Quintupli abzulegen, obgleich dieſes ergriffene Rettungsmittel mich und mein Land in nicht geringe Verlegenheit ſetzt. Ich kann Ihnen ſogar nicht bergen, daß die Stellung dieſes Quintupli für mein Land eine ſo große und ſeine Kräfte ſo ſehr erſchöpfende Beſchwerde iſt, daß ich die Möglichkeit einer noch größeren Anſtrengung nicht einſehen kann.

Auf Ihre Aufforderung, mein theuerſter Freund, mich bey den übrigen herzoglich ſächſiſchen Häuſern dahin zu verwenden, daß ſie einem Bund beytreten, der dieſen wichtigen Zweck zum Gegenſtand hat, habe ich nicht angeſtanden, alles nöthige deßhalb an Gotha zu eröffnen; an die übrigen habe aber nichts können gelangen laſſen, denn da ſie als Nebenlinien von Gotha angeſehen werden, ſo erfordert das Herkommen, daß Gotha ihnen ſolche Angelegenheiten mittheilt. Dieſe nöthigen Communicationen in dem Geſammthaus verhindern mich, Ihnen ſchon jetzt eine entſcheidende Antwort auf Ihre freundſchaftliche Eröffnung zu ertheilen; jedoch habe ich Veranlaſſung, von mehreren herzogl. ſächſiſchen Häuſern mir ſehr wenig zu verſprechen, denn

leider sind dieselben seit mehreren Jahren in solche drückende Schuldenlasten gerathen, daß sie kaum im Stand seyn werden, zu irgend einer außerordentlichen Reichshülfe etwas erkleckliches beyzutragen.

Was indessen Chursachsen selbst betrifft, so ist dieses von der Art, daß Sie oder der Landgraf von Cassel schon mit ihm vertraulich communicirt werden haben.

Uebrigens kann ich Ihnen, mein theuerster Freund, in Wahrheit nicht verhehlen, daß ein verlängerter Krieg meinen Einsichten nach nothwendig die schlimmsten Folgen haben muß, und daß jetzt überhaupt ein Krieg mit Frankreich, wo man sich jedes, auch das unmenschlichste Mittel erlaubt, um ihn aushalten zu können, für Teutschland auch bei den nachdrücklichsten Maßregeln ohnmöglich von guten Folgen seyn kann. Ich glaube daher mit mehreren andern einsehn zu müssen, daß man von Seiten des gesammten Reichs die dringendsten Vorstellungen möge an den Kayser gelangen lassen, um bald möglichst Frieden zu schließen. Ich sehe zwar sehr wohl ein, wie traurig ein solcher Friede just ausfallen muß, ich fühle aber auch auf's lebhafteste, daß in den jetzigen Umständen ein nachtheiliger und schlechter Friede doch gewiß das kleinere zu erwartende Uebel seyn wird.

Verzeihen Sie mir, theuerster Freund, die Freymüthigkeit, mit der ich Ihnen meine Gesinnungen eröffnet habe und erhalten Sie mir fortdauernd Ihre Gewogenheit und Freundschaft, der ich mit der aufrichtigsten Anhänglichkeit und Ergebenheit verbleibe

Ew. Durchl.

Weimar, 4. Novbr. 1794.

treu ergebenster Freund, Vetter, Gevatter u. Diener
Carl August.

11. Carl August an Carl Friedrich.

Theuerster Freund. Welche lebhafte Freude ich über Ihre Errettung*) empfunden habe, können Sie Sich vorstellen, wenn Sie meiner Ergebenheit und Freundschaft für Sich Gerechtigkeit wiederfahren lassen. Der Himmel wende von Ihnen und von uns allen auf ewige Zeiten dergleichen abscheuliche Gefahren ab, wie die waren, in welchen wir uns, und Ew. Durchlaucht zumahlen Sich neuerlich befanden.

Diesen Glückwunschbrief überbringt Ihnen einer Ihrer Unterthanen, ein ausgezeichnet gutes, treues Subject, der junge Wippermann, Sohn Ihres

*) Bezieht sich auf die Besetzung der Markgrafschaft Baden durch die Franzosen, vor denen Carl Friedrich mit den Seinen geflohen war.

alten Stallmeiſters; er hat ſich verſchiedene Jahre als Jagdvolontair hier aufgehalten, iſt ſehr fleißig, ordentlich und thätig geweſen und ich kann ihn mit gutem Gewiſſen Ew. Durchlaucht zu Gnaden empfehlen.

Morgen gehe ich nach Töplitz über Leipzig; an letzterem Orte finde ich den Fürſten von Deſſau; dieſer hat völlig das Podagra gehabt. Mir thut ebenfalls ein Bad nötbig, denn in meinem Blute ſind noch alte Reſte von der Campagne, die nicht ſanfte kitzeln.

Recht leid war es mir, daß ich Ihnen in Anſpach*) nicht aufwarten konnte oder daß Sie nicht zu mir kamen; der Friede wird mir wohl die Leichtigkeit gewähren, Sie einmahl in Carlsruhe zu beſuchen, wenn Sie mir die Erlaubniß dazu geben.

Erhalten Sie mir Ihre Wohlgewogenheit und Freundſchaft und glauben an meine unwandelbare Ergebenheit, mit der ich zu verbleiben das Glück habe

Ew. Durchlaucht

treuer Diener, Freund

Weimar, 5. Mai 97. und Vetter

Carl Auguſt.

12. Carl Auguſt an Carl Friedrich.

Theuerſter Freund. Ihnen meinen Glückwunſch zu der fröhlichen Ereigniß abſtattend, welche Ihr Haus betrifft, benutze ich dieſe Gelegenheit, um mich in die Fortdauer Ihrer mir ſo werthen Freundſchaft zu empfehlen. Die Familie ſpedire ich unter heutigem Dato bey ſtarkem Regenwetter wieder zurück; ſie iſt gut emballirt, ich hoffe daher, daß ihr die Näſſe nichts ſchaden ſoll. In drei bis vier Wochen erwarte ich ſie wieder hier; wie ſchön wäre es, wenn Ew. Durchl. alsdann auch hierher kommen könnten; Sie würden mich, obwohlen perſönlich etwas veraltet, jedoch in der Anhänglichkeit an Ihnen ſo friſch wie jemahlen finden und mir alsdann erlauben, Ihnen mündlich wiederholen zu dürfen, daß Niemand Ihnen treuer ergeben und mit wärmerer Freundſchaft zugethan iſt als

Ew. Durchlaucht

treuer und ganzergebenſter

Diener, Freund und Nepote

Weimar, d. 21. Auguſt 1797. Carl Auguſt.

---

*) In Triesdorf bei Anſpach hatte Carl Friedrich ein ihm von dem König von Preußen angebotenes Aſyl gefunden.

13. Carl August an Carl Friedrich.

Theuerſter Freund! Der Raſtatter Friedens-Congreß iſt ein zu wichtiger Gegenſtand für alle deutſche Reichsgenoſſen, als daß man nicht emſig wünſchen ſollte von denen dorten vorkommenden Handlungen und Verhandlungen genau und balde unterrichtet zu ſeyn; wer keinen eigenen Geſandten dahin zu ſchicken befugt oder genothdrungen iſt, wird ſich, verſchafft er ſich nicht beſſere Canäle, mit denen Nachrichten begnügen müſſen, welche von dorten her durch die Zeitungen mögten ausgeſtreut werden, oder er muß warten, bis die ehrwürdige Reichsdeputation an Kayſer und Reich ihren Hauptbericht erſtattet. Dieſen Bericht erſt abzuwarten oder mich mit Zeitungsnachrichten zu behelfen, iſt mir ohnmöglich, ich habe alſo den Entſchluß gefaßt, einen Secretair an den Ort des Friedens-Congreſſes zu ſenden, der mir das Bulletin der Merkwürdigkeiten der vorliegenden wichtigen Epoque faſſe und überſchreibe. Dieſe Perſon, mein Cammer-Actuarius Kruſe, wird Ew. Durchlaucht dieſen Brief einhändigen und mich dabei Ihnen, theuerſter Freund, zur Fortdauer Ihrer Wohlgewogenheit und Freundſchaft empfehlen. Erzeigen mir Ew. Durchl. die Gnade, zu befehlen und zu erlauben, daß dieſer ꝛc. Kruſe unter dem ſpeciellen Schutze Ihrer Miſſion zum R. Fr. Congreſſe ſtehe und daß Dero Miniſter und reſp. Geſandte von Edelsheim ihn protegiren und ihm die Nachrichten mittheilen laſſen dürfe, welche meine billige Neugier befriedigen können. Gebe der Himmel, daß ich balde erfahre, Ew. Durchl. ſeyen ohne Sorge über Ihre Beſitzthümer.

Mein eifriger, ſchon lange gefaßter Wunſch, Ihnen, theuerſter Freund, einmahl wieder perſönlich aufwarten zu dürfen, könnte ſich vielleicht balde realiſiren, wenn

1) ich wüßte und zwar recht gewiß wüßte, daß es Ew. Durchl. nicht unangenehm wäre, mich bei Ihnen zu ſehen, während der Fr. Congreß im Gange wäre,

2) wenn der Congreß noch über das neue Jahr, nehmlich in den Monath Januar 98 dauerte,

3) wenn andere Gegenſtände und Zufälligkeiten, welche ich noch nicht überſehen kann, mich nicht an der Ausführung meines Projektes hindern.

Ueber den erſten Punkt meiner Zweifel können mich Ew. Durchl. allein unterrichten, ich hoffe, daß Sie es ganz unbefangen zu thun die Gnade haben werden; den 2ten können Sie beſſer wie jemand in der Entfernung beurtheilen; der 3te hängt vom Zufalle und von der Sinnesart verſchiedener Perſonen ab. Der Wunſch, Ew. Durchl. wieder zu ſehn wird bey mir immer lebhafter, da die Schwierigkeiten ſich zu heben ſcheinen, welche bisher ſeiner Ausführung den Weg ſperrten; Ihnen aber jetzt aufwarten zu dürfen, wäre

mir doppelt angenehm, weil ich von so nahe den Anfang der Tragödie sahe, welche am Abend dieses Jahrhunderts aufgeführt wurde und ich auch den 5ten Akt derselben gerne durch eigne Augen beurtheilen möchte: neue merkwürdige Ackteurs sind in selbiger aufgetreten, die wahrscheinlich in Rastatt erscheinen werden und deren Beschauung mich sehr interessiren würde.

Die Ehrerbietung und Ergebenheit, welche ich Ew. Durchl. schon seit langen Jahren gewidmet habe, ist Ihnen, theurerster Freund, zu bekannt, als daß ich nöthig hätte, diese Gesinnungen Ihnen aufs Neue anzupreisen; sie sind und bleiben unverändert dieselben; mit ihnen verharre ich

Ew. Durchlaucht

treu ergebenster Diener,

Weimar, d. 29. Nov. 1797. Vetter und Freund

Carl August.

14. Carl August an Carl Friedrich.

Theuerster Freund! Wie tief ich mit Ihnen fühle und wie lebhaft ich Ihren gerechten Schmerz theile, darf ich wohl Ew. Durchl. nicht erst durch Versicherungen zu erkennen geben, da Sie meine Anhänglichkeit und Ergebenheit kennen und ich selbst einen alten Freund und lieben Verwandten verlohr. Möge Ihnen der Himmel Trost zusenden, Sie stärken, erhalten und wieder fröhlich machen.

In wenig Wochen werde ich Ew. Durchl. einen Recondolenciarium übersenden, der zwar noch etwas jung ist, mir aber doch über den Kopf wuchs und den ich Ihnen, wertheſter Freund, recht angelegentlich zu Gnaden empfehle. Nehmen Sie ihn gütig auf, er wird just so alt, als wie ich es war, als ich das Glück hatte, Ew. Durchl. vorgestellt zu werden.

Erhalten Sie mir Ihre alte, mir so werthe Freundschaft und glauben, daß ich mit der unwandelbarsten wärmsten Hochachtung stets verbleibe

Ew. Durchl.

unterthäniger Diener und Freund

Weimar, d. 24. Januar 1802. Carl August.

Antonello da Meſſina und ſein Bild in Berlin.

Iſt es ſchon ein Uebelſtand der modernen Kunſtgeſchichte, gerade von den intereſſanteſten Malern älterer Zeit wenig biographiſche Notizen erlangt zu haben, ſo muß doppelt beklagt werden, daß dies Wenige in der Regel nicht viel Poſitives oder aber Thatſachen enthält, die keinen großen Werth haben. Mit dieſem leidigen Refrain ſchließt die Forſchung der meiſten exacten Unterſuchungen auf dem Gebiet der claſſiſchen Periode italieniſcher Kunſt; und wir müſſen ſie hier auch den Bemerkungen über einen Mann vorausſchicken, der für die Geſchichte der venezianiſchen Malerei und darum für die Entwickelung der Malerei überhaupt epochemachende Bedeutung hat und deſſen hiſtoriſche Feſtſtellung deshalb von umſo höherem Intereſſe iſt. Denn wie anſehnlich auch der Erwerb ſein mag, den die Archive Italiens, Deutſchlands, Belgiens in jüngſter Zeit an Bruchſtücken geboten haben, mit deren Hilfe ſich beſtimmte Anhaltepuncte zur Reconſtruction dieſer oder jener Malerbiographie ergeben, Antonello da Meſſina, einer der merkwürdigſten Künſtler, in dem ſich nordiſche und ſüdliche Kunſtthätigkeit berühren, iſt bisher ziemlich leer ausgegangen. — Die meiſte Schuld an der Dunkelheit, die ihn umgibt, hat auch hier nationale und locale Eiferſucht, jener leidige Kunſtparticularismus, der die allgemeinen Geſchenke der Muſen womöglich monopoliſirt. Bei den neapolitaniſchen Kunſtſchriftſtellern iſt es Glaubensartikel, daß Antonello die techniſche Verwerthung des Oeles erfunden oder doch bereits geübt habe, ehe er aus dem Süden wegging, die Niederländer ſetzen ihren Stolz in die Gegenbehauptung, er ſei erſt durch Johann van Eyck mit dem Verfahren bekannt geworden. Im Laufe der Zeit iſt von den erhitzten Gegnern manches unerlaubte Beweismoment in die Controverſe hineingezogen worden, und hauptſächlich aus dieſem Grunde verſuchen wir in den nachfolgenden Bemerkungen eine Reihe von Thatſachen in Erinnerung zu bringen, auf welche bisher auch von der unparteiiſchen Kritik zu wenig Rückſicht genommen worden iſt.

Zu den intereſſanteſten Stücken in den Künſtlerbiographien Vaſari's gehört ohne Frage die mit gewohnter Sicherheit gegebene Erzählung von Antonello's Reiſe nach den Niederlanden. Wir erfahren, daß der Maler, ein Mann von großer geiſtiger Behendigkeit und bedeutender Praxis, der nach mehrjährigen Studien in Rom ſich erſt in Palermo und dann in Meſſina niederließ, eines Tags auf einer Geſchäftsreiſe in Neapel zufällig ein Oelgemälde van Eyck's (Giovanni da Bruggia) ſah, das florentiniſche Händler für den König Alphons mitgebracht hatten; und die techniſche Beſchaffenheit

dieſes Bildes habe ihm einen ſolchen Eindruck gemacht, daß er alles Andere bei Seite ließ und nach Flandern fuhr, um mit jenem Meiſter bekannt zu werden. Dieſer vertraute ihm denn auch die Geheimniſſe ſeiner Oelmalerei, Antonello ging mit dem Erwerb nach Meſſina zurück, und wandte ſich ſchließlich nach Venedig, wo er dauernden Aufenthalt nahm und ſtarb. —

Maurolyco, ein Stadtgenoſſe des Meſſaneſen, deſſen Sicilianiſche Chronik zuerſt i. J. 1562 gedruckt wurde, weiß noch Beſtimmteres als Vaſari: Antonello ſei in Meſſina um der vorzüglichen Weiſe willen, mit welcher er die Naturwirklichkeit und Thiere dargeſtellt habe, ſehr gefeiert worden, habe Aufträge von der venezianiſchen Regierung erhalten und in Mailand in Ruf geſtanden; der Chroniſt fügt hinzu, er habe eine neue Malmethode angewandt, und nennt auch eins ſeiner Bilder in Palermo. — Aelter noch als die Notizen Vaſari's und Maurolyco's iſt die des neapolitaniſchen Architekten Summonzio in ſeinem Briefe an Marcantonio Michele in Venedig (d. d. 20. März 1524). Er ſagt, „Colantonio del Fiore hätte die Oeltechnik vom „Re Raniero" (René von Anjou) erlernt, habe ſich aber nicht ſo lange mit der Sache beſchäftigen können, um es in der Zeichnung zu gleicher Fertigkeit zu bringen wie Antonello da Meſſina, ſein Schüler", der damals, wie es ſcheint, in Venedig wohlbekannt war.

In den Niederlanden begegnen wir nun andererſeits der Autorität van Mander's, der den Bericht Vaſari's mit erklärlicher Treue nachſchreibt. Beſtätigung findet derſelbe jedoch in einem Manuſcript, das ein belgiſcher Kritiker Mr. de Baſt erwähnt, und worin es heißt, „Antonello von Sicilien ſei nicht aus Flandern weggegangen, ohne ein Gedenkſtück deſſen zu hinterlaſſen, was er vom Meiſter Johann van Eyck gelernt, denn eins ſeiner Tafelbilder habe er zum Beweis ſeiner Fertigkeit in die Johanneskirche geſtiftet." Das Poſitive an der Angabe dieſes Zeugen iſt, daß jenes Manuſcript im Jahre 1636 Eigenthum des Karl van Rym, Herrn von Bellem, war; bekannt wurde es Herrn de Baſt durch eine Abſchrift, welche in unſerem Jahrhundert dem Herrn van der Beke, weiland Stadtſecretair zu Gent, gehörte.

Prüfen wir dieſe literariſchen Quellen über Antonello's Lebensgang an der directen künſtleriſchen Hinterlaſſenſchaft des Meiſters, ſo haben wir zuerſt das Portrait im Berliner Muſeum mit der Inſchrift:

„1445 Antonellus Messaneus me pinxit";

ſodann eine Kreuzigung in der Gallerie zu Antwerpen, bezeichnet:

„1475. Antonellus Messaneus me pinxit",

von dem jedoch angenommen wird, daß ſeine Signatur urſprünglich mit der des Berliner Bildes identiſch geweſen ſei; dann einen „Chriſtus als Weltheiland" in der Nationalgallerie zu London, ſignirt:

„Millesimo quatricentessimo sexstagesimo quinto. XIII. Indi.
Antonellus Messaneus me pinxit".

Von ſpäteren Arbeiten kennen wir noch folgende Bilder: in Neapel mit dem Datum 1470, in Meſſina mit D. 1473, in Glasgow mit 1474, in Paris (Louvre) mit 1475, in Mailand mit 1476. Stücke ohne Jahreszahl, aber mit Antonello's Namen, haben wir geſehen: in Rom, Genua, Venedig, Pavia, London, Wien, Berlin und Frankfurt a. M. Unter den nicht mehr nachweisbaren Bildern iſt ein Portrait aus der Gallerie Vidman in Venedig bemerkenswerth, das nach Zanetti's Angabe mit vollem Namen und der Jahreszahl 1478 bezeichnet war. Davon mehr.

Vorab müſſen wir uns mit Vaſari über die Chronologie ſeiner Angaben auseinanderſetzen: Antonello geht nach Flandern und macht ſich dort mit van Eyck perſönlich bekannt, ſieht jedoch nachher ein Bild deſſelben, das für Alfons von Aragon gekauft war. Nun iſt aber zu erinnern, daß Johann van Eyck 1440 ſtarb und Alfons die Regierung in Neapel erſt 1442 antrat. Dies Wirrniß läßt ſich heben, wenn man entweder einen Schreibfehler Vaſari's annimmt und ſtatt Alfons „René von Anjou" lieſt oder die Angabe dahin interpretirt, jenes in Neapel ausgeſtellte Bild habe ſich auf dem Wege zu Alfons nach Palermo befunden. Jedenfalls ſcheint unwiderſprechlich, daß Antonello bei van Eyck's Lebzeit in Flandern war, ſobald man die Jahrzahl des Berliner Bildes in Rechnung zieht; angeſichts dieſes Portraits wird vollkommen einleuchtend, wie der Sicilianer durch unmittelbares Studium bei dem niederländiſchen Meiſter es ſoweit brachte, um in der Zeit kurz nach deſſen Tode der ungewöhnlichen Schwierigkeiten des neuen Verfahrens Herr zu werden und im Jahre 1445 die Technik deſſelben ſo meiſterhaft zu handhaben, wie es unſer Bild von „1445" zeigt. Wir geſtehen, die Beweiskraft dieſes Gemäldes für unanfechtbar gehalten zu haben; weder die Unzulänglichkeit der Angabe Vaſari's noch die Zweifel über den Werth der handſchriftlichen Notiz des Herrn de Baſt konnten bisher das greifbare Zeugniß erſchüttern, das dieſe Arbeit bot. Eingehendes Studium der venezianiſchen Schule jedoch und eigene Muſterung von Antonello's Bild aus dem J. 1465, das erſt kürzlich bekannt geworden iſt, haben uns über den Thatbeſtand Bedenken beigebracht. Das Heilandsbild der Nationalgallerie in London hat ſehr viel Flämiſches, aber nicht die gleiche Verwandtſchaft mit dem alten Moſaiktypus wie Arbeiten aus van Eyck's Schule; es iſt in Oel gemalt, doch ohne die vollendete Durchführung, die ſpätere Gemälde Antonello's auszeichnet: Chriſtus, Bruſtbild von vorn geſehen, erhebt die Rechte zum Segnen, während die Finger der Linken auf den Sockel ruhen, der den Körper unten abſchließt; die Stirn iſt niedrig, die Naſe lang, die Augen wie ſchwarze Puncte dicht hinter der Naſe. Die Farbe iſt durchſichtig, aber braun und noch von

leimartiger Zähigkeit. Es fehlt nicht an Beiſpielen, welche lehren, wie allmälig und ſchrittweis Antonello erſt völlige Abklärung ſeiner Bindemittel und Fertigkeit der Behandlung erlangte; — man vergleiche ſein Ecce Homo von 1470 in der Sammlung Zir zu Neapel, und die Madonna mit Heiligen aus dem J. 1473 im Kloſter S. Gregorio zu Meſſina. Vor 1475 bekundet er nirgends die Herrſchaft über die Feinheiten ſeiner Kunſt, die das herrliche Bild im Louvre ſo werthvoll macht, und auch dies iſt bei aller Meiſterſchaft immer noch etwas roth und eintönig in der Carnation.

Von ſelbſt wirft ſich die Frage auf: wo war Antonello, als er die Bilder malte, welche die Jahrzahlen 1465 bis 1473 tragen? Möglicherweiſe weilte er damals in Süditalien und hatte Venedig noch nicht beſucht, denn die Arbeiten aus jener Periode befinden ſich in Sicilien oder Neapel und ihrer Provenienz läßt ſich unſchwer nachkommen. Das Gemälde der Londoner Nationalgallerie hat auf der Rückſeite das Siegel der Stadt Neapel, die Madonna von S. Gregorio in Sicilien und das Ecce Homo der Gallerie Zir ſind ſtets in neapolitaniſchen Privatſammlungen geweſen. — Aber auch abgeſehen von dieſen Beweisſtücken des Alibi läßt ſich erkennen, daß Antonello vor 1473 nicht in Venedig geweſen iſt. Mit Einſtimmigkeit berichten die Kunſtſchriftſteller, daß das Beiſpiel unſeres Meiſters ſofort umgeſtaltend auf den Stil der venezianiſchen Maler wirkte. Wie iſt aber der Stil der Bellini und Vivarini beſchaffen in den Jahren 1465, 1470 oder ſelbſt 1475? Es iſt unmöglich, in Venedig ein einziges Tafelbild nachzuweiſen, welches die Anwendung des Oeles als Bindemittel vor 1473 conſtatirt. Die Gemälde Gentile Bellini's an der Orgel in S. Marco ſind 1464 und zwar in Tempera gemalt, Giovanni Bellini's Pieta im Dogenpalaſte vom J. 1742 in Tempera, Bartolommeo Vivarini malt zuerſt 1473 in S.S. Giovanni e Paolo in Oel, Gentile Bellini wird erſt 1490 Meiſter in der neuen Technik, Giovanni 1487.

Wir wenden uns nun zu dem Berliner Bilde zurück. Es iſt das Portrait eines jungen Mannes mit leuchtenden Augen und klarer Hautfarbe; die Umriſſe ſind vollendet rein, Helldunkel und Modellirung meiſterhaft, die Durchführung vollkommen. Wir haben die Leiſtung eines Künſtlers vor uns, der alle Vorſtudien der Oeltechnik bis zur äußerſten Fertigkeit durchgemacht, über alle Schwierigkeiten des Handwerks ſich erhoben, ſein Bindemittel bis zu abſoluter Farbloſigkeit geläutert hat. Dargeſtellt iſt ein Venezianer in venezianiſchem Coſtüm, zwar nach der Weiſe van Eyck's, aber mit der Modification, welche die venezianiſche Kunſt an die Hand gab. — Kann das Bild wirklich aus dem J. 1445 herrühren? Die Schwierigkeiten, welche der Beantwortung dieſer Frage entgegenſtehen, ſind ungewöhnlich. Zunächſt wußte Niemand zu ſagen, woher das Bild eigentlich komme, und dann fand

ſich keine ſchriftliche Notiz, daß ein ſolches Gemälde mit dieſem Datum je bekannt geworden ſei. Wie war der Sachverhalt aufzuklären? Folgendes wird uns allgemach wahrſcheinlich: das Berliner Bild hat urſprünglich der Sammlung Vidman angehört, iſt aus dieſer in den Beſitz Bartolommeo Vitturi's übergegangen und dann aus Venedig in die Hände eines engliſchen Sammlers gekommen, der es wieder der Gallerie Solly abtrat. Dort iſt es endlich vor etwa 40 Jahren durch Dr. Waagen gegen ein anderes Gemälde eingetauſcht worden. Was wir von der Sammlung Vidman wiſſen, iſt in folgender Angabe Zanetti's erſchöpft*): „In der Gallerie ausgewählter Gemälde, welche der venezianiſche Patrizier Bartolommeo Vitturi aus Liebhaberei zuſammenſtellte, befindet ſich das Bildniß eines venezianiſchen Edelmanns, gemalt von Antonello, in welchem der beſte Geſchmack flämiſcher und venezianiſcher Manier vereinigt iſt. Es trägt den Namen des Malers und die Jahreszahl 1478, gehörte zuerſt der berühmten Gallerie der patriziſchen Grafen Vidman an und gelangte durch Erbgang in Beſitz des Hauſes Vitturi als Schenkung des Grafen Lodovico Vidman an Signor Bartolommeo."

Was das Berliner Bild betrifft, ſo paßt es mit dem Datum 1478 vortrefflich in die Chronologie der Werke Antonello's, aber mit dem Jahre 1445 ſchlechterdings nicht. Immerhin iſt es heikel, ſich bei dieſer Wahrnehmung zufrieden zu geben. Thatbeſtand und Vorausſetzung können nur durch Annahme einer Fälſchung verbunden werden. Deshalb richten wir das Augenmerk Sachkundiger auf die Frage: „iſt die Ziffer 1445, wie ſie gegenwärtig beſteht, aus Veränderung einer urſprünglichen Zahl 1478 zu erklären?" An dieſer Subſtitution war übrigens ein doppeltes Intereſſe vorhanden. Einer gewiſſen Claſſe italieniſcher Kritiker konnte daran liegen, thatſächlich zu belegen, daß Antonello ſchon vor van Eyck's Tode, der ihn im Alter unterrichtet haben ſollte, in der Oeltechnik ſo bewandert war, daß lange Bekanntſchaft mit dieſem Verfahren bei ihm vorausgeſetzt werden müſſe. Dabei iſt zu bemerken, daß in der Zeit, in welcher dieſe Fiction gäng und gäbe war, als Todesjahr des Johann von Eyck das Jahr 1445 galt. Auf der andern Seite hatte es für einen Niederländer immerhin Werth, die Wahrſcheinlichkeit, daß Antonello durch Johann van Eyck in der Oelmalerei unterrichtet ſei, durch Nachweis einer Leiſtung wie dieſes Berliner Bild erhärtet zu ſehen. Hat man ſich doch vor 50 Jahren in Belgien lange und mit Bitterkeit darüber geſtritten, ob die Signatur der Kreuzigung in Antwerpen 1445 oder 1475 ſei, und hat de Baſt's Gewähr für hinreichend gehalten, um ſich für erſteres Datum zu entſcheiden, nicht blos darum, weil das, was er zur Sache beibrachte, durch-

*) A. M. Zanetti, Pittura Veneziana Venedig 1771. S. 21.

aus annehmbar ſchien, ſondern weil überhaupt kein Grund war, an ſo früher Entſtehung des Antwerpner Bildes zu zweifeln, umſo weniger, wenn man das Berliner Portrait aus dem nämlichen Jahr datiren konnte. Beſtärkt werden übrigens die Zweifel gegen das letztere dadurch, daß das Antwerpener ſeinerſeits offenbar Antaſtung erfahren hat.

Bei dieſer Unterſuchung muß ſich ſchließlich auch ein Reſultat über Antonello's Lebensdauer ergeben. Die Annahme, daß der Sicilianer noch mit Johann van Eyck zuſammengetroffen ſei, verlangte es, ſeine Geburt etwa ins Jahr 1420 zu ſetzen, und dabei blieben auch diejenigen ſtehen, welche ihn für Domenico Veniziano's Lehrer anſahen, ein jetzt beſeitigter Irrthum. Wenn man gelten läßt, daß das früheſte beglaubigte Bild Antonellos das von 1465 iſt, dann wird man ſein Geburtsjahr jedenfalls nach 1420, wenn nicht ſogar nach 1430 zu ſuchen haben.

J. A. Cr.

Aus Schwaben.

Ende Juni.

Halb verdroſſen und halb vergnügt ſind unſere 17 Zollparlamentsboten, oder vielmehr unſere 15, — denn zwei hatten ſich die Reiſe geſpart, — aus der norddeutſchen Hauptſtadt zurückgekehrt. Verdroſſen, weil ſie ſich doch ſagen müſſen, daß ſie nicht gerade die „imponirende Rolle" geſpielt haben, von welcher vor Kurzem Probſt das katholiſche Landvolk in Oberſchwaben unterhielt, als er ihm den ehemaligen Reichsregenten Becher an Stelle des zum k. k. Regierungsrath avancirten Profeſſors Schäffle zum Zollparlamentsabgeordneten empfahl. Vergnügt aber, ſofern ſie wenigſtens mit dem Bewußtſein heimkehrten, das daß Zollparlament in ſeiner dreiwöchentlichen Seſſion ſo gut wie nichts ausgerichtet habe, und das Wenige doch nicht mit ihrem Willen. Sie hatten die Genugthuung, bei jeder Abſtimmung, gleichgültig worüber, conſequent mit Nein geſtimmt zu haben, — ein einzigesmal ſoll ein einziger Abgeordneter ungetreu geworden ſein, — und ſo konnten ſie ſchließlich überhaupt mit Befriedigung auf das Reſultat der Seſſion zurückblicken, denn dieſes Reſultat war faſt Null.

Daß ſie, um zu dieſem Reſultat mitzuwirken, die Reiſe nach Berlin unternehmen mußten, war freilich kein Vergnügen, und ſie machten daraus kein Hehl. Etliche Wochen vor der Einberufung des Parlaments hatten ſie einen Kriegsrath in Stuttgart gehalten, auf welchem die Frage erörtert wurde, ob

man überhaupt dem zu gewärtigenden läſtigen Ruſe entſprechen wolle. Es war nicht lange nach der Landtagsſeſſion, und weil damals das Miniſterium eine ſcheinbare Schwenkung ausgeführt und der Demokratie ein unfreundliches Geſicht gezeigt hatte, ſo meinten die zum Kriegsrath Verſammelten, ihre Stellung zu den beiden Collegen Varnbüler und Mittnacht (welche zu dieſer Berathung nicht hinzugezogen waren) möchte eine mißliche werden. Es tauchte ſogar der Vorſchlag auf, insgeſammt das Mandat niederzulegen, um aufs Neue eine unmißverſtändliche Willenskundgebung des ſchwäbiſchen Volks herauszufordern. Man überzeugte ſich freilich in Bälde, daß Herrn v. Mittnacht, der ſich ſein Mandat von den Wählern erneuern laſſen mußte, Unrecht geſchehen war, wenn man Zweifel in die Feſtigkeit ſeiner particularliſtiſchen Ueberzeugungen geſetzt hatte. Und was ſchon damals bei der gemeinſchaftlichen Berathung trotz allem Widerſtreben den Ausſchlag geben mußte, war das Bewußtſein der gebieteriſchen Pflicht: es galt, das Vaterland, nämlich das engere, vor den Erpreſſungen und Bedrückungen zu retten, welche ihm unfehlbar beſchieden waren, wenn ſeine Vertheidiger nicht wachſam auf der Breſche ſtanden. Man beſchloß alſo, dem Ruſe zu folgen, um, wie es in der Kunſtſprache des Particularismus heißt, „der weiteren Verpreußung des Südens und weiterer Ausſaugung ſeiner Kräfte durch neue zollvereinsländiſche Steuern kräftig entgegenzuwirken.“ Dieſes Gefühl der Pflicht machte gerade die Glieder der ſchwäbiſchen Fraction zu den alleremſigſten Parlamentsbeſuchern, ſie fehlten nie, und wenn ſie auch in der Lage waren, nur einen einzigen Redner ins Feld zu ſtellen, der ſich mit rühmenswerther Beharrlichkeit auch vor die verlorenſte Sache aufpflanzte, ſo verließ doch Keiner ſeinen Poſten, ehe die letzte Abſtimmung vorüber und vollkommene Beruhigung an die Stelle beängſtigender Ahnungen getreten war.

Solche Ausdauer war nun um ſo mehr anzuerkennen, als der Aufenthalt in der norddeutſchen Hauptſtadt für die Schwaben voll von Unannehmlichkeiten aller Art war. Solches mußte man wenigſtens ſchließen aus den Worten, welche Einzelne derſelben in heimiſchen Blättern veröffentlichten und die eine fortlaufende Klage über Alles und noch einiges Andere bildeten. Das Wetter war kalt, unfreundlich, in der großen Stadt nirgend eine geziemende Unterhaltung aufzutreiben, in der Oper kein guter Sänger, im Schauſpielhauſe kein guter Darſteller. Und ebenſo kalt wie das Wetter war die Geſellſchaft; man glaubte Rückſichten zu vermiſſen, denen man noch im vorigen Jahre begegnet war. „Kein Süddeutſcher hat hier Zutritt in eine Familie“, klagte Einer, der freilich ſpäter von einem Anderen dementirt wurde, welcher in dieſer Hinſicht glücklicher geweſen zu ſein ſchien. Daß der Rechenſchaftsbericht der ſüddeutſchen Fraction und die Eindrücke, welche einige Abgeordnete nach der erſten Seſſion vor ihren Wählern in Würtemberg und

Bayern ausgebreitet hatten, doch nicht völlig wirkungslos bleiben konnten, ſcheint nicht geahnt worden zu ſein. Man wunderte ſich, die norddeutſchen Collegen etwas zugeknöpfter zu treffen; ſelbſt die preußiſchen Conſervativen, bei denen man am meiſten „Verſtändniß“ gefunden hatte, waren zurückhaltender, das Verlangen einer Ehrenerklärung wegen der Aeußerung des Grafen Kleiſt wurde nicht in befriedigender Weiſe erfüllt, der Wunſch nach Erneuerung des vorigjährigen Cartels, — obwohl Herr v. Windthorſt emſig hin und her ging, — rundweg abgeſchlagen. Ebenſo war nach der linken Seite die Verbindung noch lockerer geworden. Keine Volksverſammlung wurde diesmal arrangirt, auf welcher die ſüddeutſchen Neinſager dem Berliner Volk ihre Gefühle entwickeln konnten, ſtatt deſſen waren es die Nationalliberalen Völk und Stauffenberg, deren Worte in einer Berliner Wählerverſammlung lebhaften Beifall ſich errangen und ſo auch dieſe Poſition den Schwaben entzogen. Und als ſich Becher, der ehemalige Reichsregent, um eine Bühne für ſeine Beredtſamkeit aufzufinden, nach dem fernen Holſtein wandte, fand ſich auch dieſe letzte Hoffnung getäuſcht durch das polizeiliche Verbot, das die Volksverſammlung zu Neumünſter verhinderte.

Das waren verdrießliche Erfahrungen. Was aber das Ausharren auf den Bänken des preußiſchen Herrenhauſes noch ganz beſonders unerquicklich machte, war die unausgeſetzte Angſt, von welcher ſie ſich heimgeſucht ſahen. Sie ſaßen, wenn man ihren Berichten Glauben ſchenkt, fortwährend wie auf Nadeln. Beſtändig ſahen ſie ein drohendes Damoklesſchwert über ſich hängen. Denn es ſtand ihnen feſt, daß die Nationalliberalen die Seſſion nicht würden vorübergehen laſſen, ohne einen „Coup“ auf die Süddeutſchen auszuführen. Was ſie ſich unter dieſem Coup eigentlich dachten, war nicht recht erſichtlich; das Aufregende war eben dies, daß ſie nicht einen Augenblick ſicher waren, wann und in welcher Geſtalt das Gefürchtete über ſie hereinbrechen werde. Sie hatten die unbeſtimmte Ahnung, daß die Norddeutſchen ſich zu einem „allgemeinen Angriffsplan“ verſchworen hätten, zu dem nur eben noch die paſſende Gelegenheit abgewartet werde. Dieſe Beängſtigung vor einem ſchwarzen Unbekannten, der unter den ſcheinbar harmloſen Debatten über Petroleumzoll und Rübenſteuer verborgen laure, erreichte ihren Gipfel, als der Metz'ſche Antrag geſtellt wurde; jetzt waren ſie überzeugt, daß dies die vorbedachte Falle ſei, in welche man die Süddeutſchen verlocken wolle, und aus der Heimath wurde ihnen bereits zugerufen, ſie müßten mit Proteſt das Zollparlament verlaſſen, falls die Mehrheit dieſen nationalliberalen Uebergriff guthieße. Erſt als auch dieſe ſchlimmſte Gefahr glücklich vorüberging, ohne die verborgene Unthat zur Reife zu bringen, athmeten die geängſteten Gemüther auf, die Berichte klangen von da an beruhigter, es fehlte jetzt ſogar nicht der Ausdruck befriedigenden Selbſtgefühls, daß man durch die

gezeigte feſte Haltung die Anſchläge des Feindes vereitelt habe, und ſo konnte man denn am Ende ſcheiden mit der tröſtlichen Gewißheit, „daß das Zollparlament zur bloßen wirthſchaftlichen Verſammlung geworden ſei.“

Wenn nun die abgelaufene Seſſion auch nur das eine Reſultat gehabt hätte, der ſüddeutſchen Fraction etwas von ihrer krankhaften Angſt zu benehmen, ſo wäre ſie nicht vergeblich geweſen. Dieſe Angſt iſt vielleicht das bezeichnendſte Moment der im Süden bis jetzt noch vorwaltenden antinationalen Strömung. Trotz der bekannten officiellen Erklärungen der preußiſchen Regierung, und trotzdem, daß das äußerſte Mißtrauen keine Thatſache aufzufinden vermag, die an der Aufrichtigkeit dieſer Erklärungen zweifeln ließe, geht durch unſer ſchwäbiſches Volk das unbeſtimmte Gefühl und wird gefliſſentlich genährt, daß der Norden es darauf abgeſehen habe, den Süden zu vergewaltigen, auszuſaugen, zu verſchlucken, zu verſpeiſen, kurz unerhörte Gewaltthat an ihm zu verüben. Darf doch die particulariſtiſche Preſſe ihren Leſern noch immer täglich wiederholen, daß vor drei Jahren Preußen unſer Land mitten im tiefſten Frieden aufs treuloſeſte überfallen und mit Krieg überzogen habe. Auch ſonſt iſt es nicht grade heldenhafte Geſinnung, durch die das Land der alten Schwabenſtreiche in neueren Zeiten hervorleuchtet. Nur aus dieſem Kreiſe konnte im vorigen Jahr jener Appell an die Furcht kommen, den der Bundeskanzler zurückweiſen mußte. Und nur an den Geſtaden des Neckar konnte die auf die Furchtſamkeit ſpeculirende Broſchüre „eines deutſchen Offiziers“ als ein patriotiſches Werk verherrlicht werden und eine wenigſtens ephemere Wirkung hervorbringen. Es liegt auf der Hand, daß dieſe Angſt nicht eben von einem Gefühl der Unbefangenheit zeugt, und es hat ſein Komiſches, mit der Thatſache dieſes ängſtlichen Mißtrauens die rohen Großſprechereien zuſammenzuhalten, mit denen eine renommiſtiſche Preſſe jenes Gefühl zuweilen zu übertäuben befliſſen iſt.

Aber auch das liegt auf der Hand: wohl Niemand wird es mehr bedauern, daß von der Arbeit an dem neuen Bund vorläufig die Süddeutſchen ausgeſchloſſen ſind. Sie ſelbſt wollen es nicht anders, und man kann es ihnen nicht oft genug wiederholen, daß ihr Wille gewiſſenhaft reſpectirt werden wird. Die Politik der Mainlinie hat nachträglich ihre Legitimation erhalten. So lange der Süden in ſeiner Mehrheit Männer ins Parlament ſchickt, deren Ehrgeiz nach einer zum geflügelten Wort gediehenen Aeußerung darauf gerichtet iſt, das Einigungswerk zu „verpfuſchen“, ſo lange iſt es gut, daß ihnen die Möglichkeit hierzu nur innerhalb gewiſſer Grenzen verſtattet iſt. Denn inzwiſchen ſchreitet doch der Ausbau des Bundes fort, dem auch ſie dereinſt angehören werden. In ſeiner Mehrheit iſt der Süden in der That für die Einheit noch nicht reif. Wenn man ſich das Mißtrauen gegen die beſcheidene Inſtitution des Zollparlaments und andererſeits den erbitterten

Krieg gegen die neuen Heereseinrichtungen im Süden vergegenwärtigt, so ist der Schluß unvermeidlich, daß die Bande, welche bis jetzt über den Main geschlagen sind, die Zollvereins- und Allianzverträge, das äußerste Maß von Einheit sind, das im Augenblick der Süden in seiner Gesammtheit erträgt. Ob unter der sichtbaren Oberfläche von Mißtrauen, Empfindlichkeit und beschränktem Eigensinn sich doch noch ein gesunder Kern von nationaler Gesinnung erhalten hat, müßte sich erst in einer ernstlichen Krisis zeigen. Inzwischen aber ist das Zollparlament mit seinen überaus nüchternen Geschäften eine ebenso heilsame Schule für den Süden, wie die preußische Wehrverfassung. Denn jenes dämmt die Gewohnheit der Phrase zurück, wie diese mit der Zeit ein männliches Geschlecht erziehen und ebenso das verlorene Selbstgefühl wie das Bewußtsein von der Einheit der Nation wiederherstellen wird.

r.

Das Concil und die bayrische Regierung.

München, Anfang Juli 1869.

Es verlautet in der letzten Zeit mehrfach von Schritten, welche die bayrische Regierung bei den katholischen und paritätischen Staaten Europas gethan haben soll, um dieselben zu gemeinsamen Schutzmaßregeln gegen die Beschlüsse des künftigen Concils zu bewegen. Gefahren, welche dem Staate von Seiten eines allgemeinen kirchlichen Concils drohen sollen, liegen dem Geiste des 19. Jahrhunderts etwas fern ab. Mehr als drei Jahrhunderte sind vergangen seit das langgezogene „anathema sit" des Concils von Trient, des letzten allgemeinen (ökumenischen) Concils die im Glauben gespaltene Welt durchklang und den großen Zwiespalt des 16. Jahrhunderts besiegelte. Von da ab hören wir nur noch von sporadisch abgehaltenen Provinzial-Synoden, bis mit Anfang unseres Jahrhunderts auch diese verschwinden.

Das Concil von Trient war Jahrzehnte lang von der ganzen christlichen Welt, insbesondere von Kaiser und Reich sehnlichst herbeigewünscht worden, da man der durch den Religionsfrieden von Nürnberg und Passau und durch das Interim geschaffenen Provisorien müde war. Dagegen hatten die damaligen Päpste alle Minen springen lassen, um das Zusammenkommen dieser Versammlung zu verhindern. Jetzt will der Papst ein Concil, während die Laienwelt nicht das geringste Bedürfniß darnach verspürt, ja

vor einem solchen ein entschiedenes, wenn auch mitunter sehr unklares Mißtrauen an den Tag legt. Der Syllabus hat uns von den päpstlichen Vorlagen für das Concil einen höchst unangenehmen Vorschmack gegeben. Ist dieses Gefühl berechtigt? und worin bestehen die Gefahren, die aus den Beschlüssen des Concils für den Staat und damit für die ganze moderne Cultur hervorgehen können?

Betrachten wir zunächst die Zusammensetzung des Concils und die Stellung desselben innerhalb der Verfassung der katholischen Kirche, so erscheint es als eine Versammlung (Collegium) der höchsten Inhaber der Kirchengewalt, welche vom Papste zur Entscheidung wichtiger dogmatischer, liturgischer und disciplinärer Angelegenheiten der Kirche zusammenberufen und mit Vorlagen bedacht worden sind.

Nach dem Herkommen haben in demselben nur die Bischöfe, aber diese schon kraft ihrer Weihe, die Cardinale (auch wenn sie nicht zugleich Bischöfe sind), und endlich die Generäle und Aebte der Mönchsorden *entscheidende* Stimmen, wogegen die niederen Cleriker sowie Laien nur mit *berathender* Stimme zugelassen werden können. Aus dem Umstande, daß die Bischöfe schon kraft *ihrer Weihe* Stimme im Concil haben, ergibt sich ein numerisches Uebergewicht der italienischen Nationalität zu Ungunsten der übrigen, das geradezu erdrückend wirken muß. Denn nirgends gibt es mehr Titular-Bischöfe (Bischöfe ohne Diöcese), wie gerade im Königreich Italien. Die Beschlüsse der Concilien bedürfen zu ihrer Gültigkeit der Bestätigung und Publication durch den Papst. Aus dieser Organisation geht hervor, daß der Papst und das Concil zusammen die gesetzgebende Gewalt in der Kirche ausüben und daß die vom Papst bestätigten Beschlüsse des Concils unzweifelhafte *Quellen für einen Theil des katholischen Kirchenrechtes sind.*

Wir sagten „für einen Theil" insofern das gegenwärtig in Deutschland geltende Kirchenrecht sehr verschiedene Bestandtheile enthält. Es finden sich in demselben Kirchengesetze im *engeren* Sinn, also Bestimmungen, die sich auf die inneren Verhältnisse der Kirche beziehen, und andererseits kirchen- und staatsrechtliche Bestimmungen, durch welche die Stellung der Kirche dem Staat und Dritten gegenüber geregelt wird.

Was nun das künftige Concil in ersterer Beziehung an neuen Grundsätzen aufstellen wird, muß schon seinem Ursprunge nach als bindendes Gesetz für die Katholiken anerkannt werden und unabhängig von jeder Beeinflussung des Staates bleiben, weil letzterer der Natur der Sache nach nicht berufen sein kann, in Bezug auf das *Dogma* oder das innere kirchliche Leben und dessen Organisation als Gesetzgeber aufzutreten. So wird von staatlicher Seite gegen die projectirte Infallibilitäts-Erklärung des Papstes, solange

dieſelbe nur als Glaubensſatz aufgeſtellt wird, nichts eingewendet werden können. Er wird alſo, wenn dieſe Anſicht, welche den Papſt nicht nur Gott ähnlich macht, ſondern ihn wirklich Gott gleichſtellt, durch das Concil zum Dogma erhoben werden ſollte, deſſen lehrreicher Verkündung durch die Geiſtlichen kein Hinderniß in den Weg gelegt werden dürfen. Nur die hieraus gezogenen practiſchen Sätze, inſoweit ſie Dritten oder dem Staat gegenüber zur Geltung gebracht werden wollen, würden ſeiner Cognition unterliegen.

Was dagegen den zweiten Theil des Kirchenrechtes, den kirchen- und ſtaatsrechtlichen betrifft, ſo können natürlich für ihn die Beſchlüſſe eines Concils nicht als gültige Rechtsquellen betrachtet werden, weil hierdurch die Kirche ins ſtaatliche Leben hinübergreifen würde. Trotzdem hat ſich die Kirche niemals abhalten laſſen, Beſtimmungen dieſer Art aufzuſtellen und zur Geltung bringen zu wollen, wie denn viele im gegenwärtigen Kirchenrechte noch geltende ältere Rechtsregeln aus rein kirchlicher Quelle gefloſſen ſind. Als Geſetze gelten dieſelben aber nicht, weil ſie ein Ausfluß der kirchlichen geſetzgebenden Gewalt ſind, ſondern weil ſich der Staat, entweder aus Schwäche oder aus unvollkommener Einſicht in ſein eigenes Weſen, ihre Reception durch Univerſitäten und Gerichtshöfe hat gefallen laſſen oder aber weil er dieſelben ausdrücklich gebilligt und genehmigt hat.

So haben wir auf dem Wege der Reception z. B. das ganze corpus juris canonici, welches nicht nur ſtaatsrechtliche, ſondern auch zahlreiche rein civilrechtliche Beſtimmungen enthält, als geltendes Recht in Deutſchland bekommen.

Daß auch dieſesmal durch das Concil ſtaatsrechtliche, ja rein politiſche Fragen zur Entſcheidung gebracht werden ſollen, ſteht außer allem Zweifel, nachdem bereits eine eigene Section zur Vorberathung derſelben unter dem Vorſitze des deutſchen Cardinals Reiſchach niedergeſetzt worden iſt. Wenn wir auch bei dem erſtarkten Selbſtbewußtſein des Staates nicht mehr zu fürchten haben, daß Beſchlüſſe eines Concils uns wie die oben gekenntzeichneten als allgemein rechtsverbindliche Geſetze aufgedrungen werden, wie das in früheren Jahrhunderten der Fall war, ſo iſt damit keineswegs jede Gefahr beſeitigt. Auch in dieſer Richtung wird der moraliſche Einfluß des Concils auf das Gewiſſen von Millionen Katholiken ein unberechenbarer ſein. Von allen Kanzeln und Kathedern werden die von der allgemeinen Synode aufgeſtellten kirchlich-politiſchen und rein politiſchen Grundſätze als eine Art idealen noch nicht realiſirten Rechtes dargeſtellt werden, welches für das Gewiſſen der Gläubigen bindend iſt, und deſſen Verwirklichung nur durch die Gewalt des modernen „entchriſtlichten“ Staates aufgehalten wird. Damit iſt denn der Grund nicht nur zu unzähligen Gewiſſensconflicten, ſondern auch zu Conflicten mit dem Staat und mit Andersgläubigen in der umfaſſendſten Weiſe gelegt. Wir werden wieder bei Durchführung ſtaatlicher

Maßregeln hören müſſen: „Man muß Gott mehr gehorchen als den Menſchen“, mit dem Anerbieten, ſich lieber röſten zu laſſen, als dem Staat nachzugeben.

Jeder Theorie iſt der Trieb nach ihrer practiſchen Verwirklichung eingeſchloſſen, wie dem Samen die Pflanze. Und ſo wird es denn auch, wenn das Staatsrecht des Concils einige Zeit in den Köpfen der Gläubigen geſpukt hat, zur gelegenen Zeit nicht an Urſachen zu deſſen Realiſirung fehlen. Wenn die bayriſche Regierung in richtiger Vorausſicht der Conflicte und Kämpfe, welche aus dem Verſuch einer einſeitigen Löſung kirchen- und ſtaatsrechtlicher Fragen hervorgehen müſſen, die Hand zu einer Verſtändigung dadurch zu bieten ſuchte, daß ſie die katholiſchen und paritätiſchen Staaten Europa's zu gemeinſamen Schritten bei der päpſtlichen Curie aufforderte, ſo iſt vor allen Dingen nicht zu verſtehen, warum dieſem Vorſchlag eine ſo maßloſe Verhöhnung zu Theil wird, wie ſie auf das Miniſterium Hohenlohe ſeitens der ultramontanen Blätter gehäuft wird.

Man hat der bayriſchen Regierung vorgeworfen, ſie wiſſe noch gar nichts von den päpſtlichen Vorlagen, und wolle daher einen „Kampf mit Windmühlen“ führen. Iſt es denn die Schuld des bayriſchen Miniſteriums, wenn man in dieſer Beziehung noch im Unklaren über das Concil iſt? Liegt nicht vielmehr auf der Hand, daß der erſte gemeinſame Schritt der Regierungen dahin gehen muß, die päpſtliche Curie zur Mittheilung der für das Concil beſtimmten Vorlagen zu veranlaſſen?

Abgeſehen davon gilt der alte Satz, daß man vor, nicht nach dem Schlage parirren muß. Sollen Kämpfe nach Art der Cölner Wirren vermieden werden, ſo kann dies nur *vor* dem Concil durch Einwirkung auf die päpſtlichen Vorſchläge geſchehen; ſind die Beſchlüſſe einmal gefaßt, ſo bleibt dem Staat nur noch die Aufnahme des Kampfes übrig.

Man hat ferner in der Aufforderung der bayriſchen Regierung zu *gemeinſamer* Action eine beabſichtigte Aufſtachelung der europäiſchen Regierungen zu feindſeligen Schritten gegen die Curie finden wollen. Vorwürfe dafür, daß Bayern nicht allein vorgeht, können wenigſtens von Seiten der ultramontanen Preſſe nicht ernſtlich gemeint ſein. Dieſe Preſſe hat zu oft die untergeordnete Rolle betont, welche Bayern im europäiſchen Staaten-Concert ſpiele, als daß dieſelbe von einem einſeitigen Schritt der bayriſchen Regierung Schaden fürchten dürfte. Der ſchwächſte und kleinſte Staat war von jeher der Mißachtung und Rückſichtsloſigkeit der Curie am meiſten ausgeſetzt, und es iſt nur anzuerkennen, wenn ſich die bayriſche Regierung eine hochmüthige Abweiſung zu erſparen ſuchte.

Was die Mittel zur Erreichung des angeſtrebten Zweckes betrifft, ſo ſind dieſelben ebenſo naheliegend als einfach. In erſter Linie wird es ſich

darum handeln, eine genaue Kenntniß der päpſtlichen Vorlagen zu erlangen und zunächſt einmal den status causae et controversiae genauer feſtzuſtellen, als dies bisher möglich war. Es werden hierauf Verhandlungen zwiſchen den Staaten untereinander ſtattzufinden haben, um die gemeinſamen Beſchwerdepuncte zu eruiren, und der Schluß wird darin beſtehen, dieſe der päpſtlichen Curie kundzugeben und mit ihr in Unterhandlungen zu treten. Auch wird es am Platze ſein, diejenigen Schritte jetzt ſchon ins Auge zu faſſen, welche ſich als durch das eventuelle Scheitern dieſer Verhandlungen nothwendig gewordenen herausſtellen würden. Allerdings könnten die Staaten, geſtützt auf viele Präcedenzfälle verlangen, daß ihren Abgeſandten berathende Stimme auf dem Concil eingeräumt werde. Allein es iſt kaum glaublich, daß irgend eine Regierung von dieſem unbeſtreitbaren Rechte Gebrauch machen werde, weil dies eine Anerkennung und Unterordnung unter das Concil wäre und einer Aſſimilirung zu ähnlich ſähe. Der gewöhnliche diplomatiſche Weg wird ſich, vorausgeſetzt, daß eine gemeinſame Action der Regierungen überhaupt zu Stande kommt, wohl als hinreichend erweiſen.

Von dieſen Geſichtspuncten aus dürften die Schritte des bayriſchen Miniſteriums der ultramontanen Preſſe nicht mehr ſo lächerlich wie vor einigen Wochen vorkommen, denn Preußen und Italien haben ihre Zuſtimmung in der Hauptſache bereits erklärt. Allerdings wird ſich ein vollſtändiger Erfolg nur dann hoffen laſſen, wenn Frankreich von der Partie iſt: nicht nur weil Napoleon durch die Occupation den größten Einfluß auf Rom hat, ſondern weil der Papſt in ihm noch immer den mächtigſten und ergebenſten Sohn der Kirche erblickt. Der Kaiſer hat gelegentlich des Jahrestages der Schlacht von Solferino zu ſeinen Soldaten geſagt: Unſere Kriege ſind die Fortſchritte der Civiliſation geweſen. Nun, der Feldzug gegen die Uebergriffe der päpſtlichen Curie und gegen den dort herrſchenden Jeſuitismus wäre ſo gewiß ein Fortſchritt in der Civiliſation, wie die Säuberung Italiens von den Oeſtreichern!

Das Oberhaus und die iriſche Kirche.

Die große Debatte des Oberhauſes über die Zukunft der iriſchen Staatskirche hat nicht nur den oratoriſchen Ruhm der Lords auf die höchſte Stufe erhoben, ſondern auch ihre politiſche Bedeutung aufs Neue in das vortheilhafteſte Licht geſtellt. Nach der vorigjährigen Verwerfung der suspensory Bill und der Erklärung der Parteiverſammlungen conſervativer Peers, glaubte

man, daß Lord Derby als Führer der Tories das Haus in seiner Hand habe, daß dasselbe auf den alten Traditionen bestehen und es auf einem Conflict mit dem Unterhause ankommen lassen werde. Aber das Oberhaus hat gezeigt, daß er kein Parteiausschuß ist, sondern daß es sich als verantwortlicher Factor im Staatsleben fühlt, daß es sich die traditionelle Mäßigung der englischen Aristokratie bewahrt hat und eben deshalb seinen eigenthümlichen Einfluß erhalten wird. Sein Vortheil ist, daß es aus durchaus unabhängigen Männern besteht, während eine repräsentative Versammlung wie das Haus der Gemeinen von ihren Constituenten abhängt und sich namentlich nach einer Neuwahl schwerlich mit denselben in Widerspruch setzen kann. Ein Mitglied des Unterhauses weiß, daß es vor seinen Wählern rechtfertigen muß, was es sagt, Männer wie Lord Salisbury und Carnarvon, (welche bekanntlich bei der disraelischen Schwenkung zum Haushaltswahlrecht aus dem Cabinet traten), wären schwerlich wieder gewählt worden, wenn sie im Unterhause gesessen, weil sie die Tories verlassen, ohne zu den Liberalen überzugehen Ein Peer aber sagt, was er will, weil er niemand verantwortlich ist und das Oberhaus ist namentlich deshalb befähigt, unabhängig von allen Einflüssen die Stimme staatsmännischer Billigkeit zur Vermittlung der Extreme geltend zu machen. Hierzu wird sich wahrscheinlich gleich bei der gegenwärtigen Frage Gelegenheit zeigen; im Unterhause war die Debatte unbedeutend, weil jedes Mitglied der Mehrheit erst kürzlich durch seine Wähler verpflichtet war, in dieser Frage mit Gladstone zu gehen, die Bill passirte dann auch mit einer großen Majorität gegen eine schwache Opposition. Nichts desto weniger ist kaum ein weiter blickender Staatsmann von der materiellen Regelung der Frage befriedigt, welche der Gladstone'sche Plan vorgeschlagen. Die Peers sind jetzt in der Lage, die Bill durch Berathung im Comité so zu verbessern, daß sie den wirklichen Bedürfnissen Irlands entspricht, aber die Vorbedingung hierfür war die Annahme der zweiten Lesung, deren traditionelle Bedeutung die Annahme des Princips des Gesetzes ist, während die Ablehnung das Oberhaus in unheilbaren Conflict mit der Nation gebracht hätte. Eben darum war die Debatte von so großer Tragweite nicht nur für den Augenblick, sondern für die Zukunft der Verfassung.

Unter den Gegnern der Bill nahm Lord Derby mit wenigen starren Anhängern des Alten den äußersten Flügel ein, indem er behauptete, daß der Krönungseid der Königin und die irische Unionsacte die Aufhebung der Staatskirche, deren ungeschmälerte Fortdauer auch bei der Abschaffung der Test-Act von den Katholiken feierlich versprochen worden, verhinderten. Gerade der glänzendste Redner gegen die Bill, der neuernannte Bischof von Peterborough, welcher das Haus zu minutenlangem Beifall hinriß, ließ jenes Argument als durchaus hohl fallen und gab zu, daß kein Gesetz eine Nation

oder einen Souverain in infinitum binden könne, vielmehr jedes Geſetz auf dem Wege geändert werden dürfe, auf dem es entſtanden. Dies iſt um ſo bedeutſamer, als es in England ja glücklicherweiſe keine Charte, kein Verfaſſungsgrundgeſetz gibt, welches mit den andern im gewöhnlichen Laufe der Dinge erlaſſenen Geſetzen in Conflict kommen könnte. Man kennt dort nur eine Art von Geſetzen, die Magna Charta oder die Declaration of Rights könnte morgen aufgehoben werden, wenn der übereinſtimmende Wille von Krone und Parlament es wollte.

Die ernſten Argumente gegen die Bill waren im Weſentlichen folgende:

1) Daß die Katholiken Irlands nicht befriedigt würden, ſondern der Maßregel nur zuſtimmten, um den Proteſtanten zu ſchaden. Die religiöſe Gleichheit ſei eine Chimäre, welche die Katholiken nirgend gewährten, wo ſie die Majorität bildeten.

Darauf ward mit Recht erwidert, daß man hinſichtlich der iriſchen Katholiken zwiſchen Laien und Prieſtern unterſcheiden müſſe. Die erſteren blickten allerdings mit ungetheilter Befriedigung auf die Maßregeln, die erſte, welche England freiwillig Irland entgegentrage, weil ſie eine bisher gegen ſie geübte Ungerechtigkeit beſeitige; die eigentlichen Unruhſtifter, die Fenier fürchteten nichts mehr als ernſthafte Reformen, die ſie als Beſtechungen hinſtellten, welche die Patrioten ihrem eigentlichen Ziele, der Losreißung Irlands an England (Ireland for the Irish) entfremdeten. Wenn man aber die Bevölkerung befriedige, ſo verliere die Agitation des Clerus ihre Wurzel; den hierarchiſchen Gelüſten deſſelben wolle man nicht genug thun, aber wenn er in andern Ländern die Proteſtanten unterdrücke, ſo ſei dies kein Grund, daß England den Grundſätzen des Proteſtantismus zuwider, fortfahre, ſeine katholiſchen Unterthanen zur Erhaltung einer ihnen antipathiſchen Kirche zu zwingen. Die Zeiten Cromwell's und Wilhelm III. ſeien vorüber.

2) Hoben die Gegner hervor, daß die Bill einen Angriff auf die Heiligkeit des Eigenthums ſanctionire, der um ſo bedenklicher ſei, als es ſich um Eigenthum der Kirche handle. Die Geiſtlichkeit ſei die Armee, welche der Staat unterhalte um Sünde und Verbrechen zu bekämpfen und man könne nicht auf die apoſtoliſche Kirche hinweiſen, welche ohne Unterſtützung und unter Verfolgung groß geworden, weil die Umſtände jetzt ganz andere ſeien. Die Apoſtel hätten auch nicht Buchdruckerkunſt und Telegraphen gekannt, aber wer denke daran der Kirche den Gebrauch dieſer Erfindungen der Neuzeit zu verbieten? Wenn man glaube, daß die anglikaniſche Kirche von allen beſtehenden ſich dem Ideal einer chriſtlichen am meiſten nähere, ſo ſei es widerſinnig ihr die Früchte ihrer Kämpfe zu nehmen und ſie zu zwingen, dieſelben wieder zu beginnen. Man könne auch das profane Expropriationsrecht des Staates nicht auf das Eigenthum von Corporationen anwenden,

denn daſſelbe trage keinen rein privaten Charakter. Es ſei nur privat, ſofern dabei beſtimmte Perſonen intereſſirt ſeien, öffentlich aber was ſeinen Gebrauch und was die Bedingungen betreffe, auf denen es beruhe. Gerade deshalb provocire es die Angriffe der modernen Gleichmacherei. Alle Revolutionen hätten mit der Confiscation der Kirchengüter begonnen, damit aber ſei der Damm durchbrochen, welcher auch das Privateigenthum ſchirme, und man ſei durch die Conſequenz fortgedrängt zum Socialismus.

Hiergegen erhob ſich zuerſt der würdige Biſchof von St. Davids, der gelehrte Dr. Thirlwall mit einem feierlichen Proteſt. „Gott", ſagte er, „bedarf nichts von Menſchen, die Frage iſt nicht, ob das Kircheneigenthum Gott oder Menſchen gehört, ſondern ob eine beſtimmte Claſſe vom Eigenthum für die Geſellſchaft wohlthätiger iſt, als eine andere und die Entſcheidung darüber ruht auf dem breiten Grunde allgemeiner Zweckmäßigkeit. Ich bin ſo eifrig für die Herrſchaft des Proteſtantismus als irgend jemand, aber nur für eine Herrſchaft von religiöſem, moraliſchem und geiſtigem Charakter, eine Herrſchaft von Wahrheit und Vernunft über Irrthum und Sünde." —

Und von anderer Seite wird hervorgehoben, daß wenn dies richtig, der Staat die verſchiedenen Confeſſionen und ihre Bedeutung berückſichtigen müſſe; in England bilde die anglikaniſche Kirche die Majorität, in Schottland die presbyterianiſche, in Irland die katholiſche. Bei der Union mit Schottland ſei man weiſe genug geweſen, die presbyterianiſche Kirche anzuerkennen, bei der Union mit Irland habe Georgs III. Bigotterie dies verhindert und daraus ſtamme alles Unheil. Alle jene Räſonnements ließen das eine große Hauptargument für die Aufhebung der iriſchen Staatskirche unberührt, daß ſie die Kirche einer winzigen Minorität ſei, welche auf Koſten der Majorität erhalten werde. Niemand könne nach den bisherigen Erfahrungen noch hoffen, daß Irland proteſtantiſch werden würde, wie man dies 1688 gethan. Wenn alſo eine Staatskirche den Zwecken nicht mehr entſpreche für welche ſie gegründet, ſo habe der Staat das Recht und die Pflicht, ſie aufzuheben, wie jede andere Corporation, die ſich überlebt habe, denn Corporationen ſeien eben nur Schöpfungen des Staates. Lord Carnarvon warnte noch ſpeciell davor, auf die bloße Thatſache der Union von Staat und Kirche zu viel Gewicht zu legen, niemals ſei dieſelbe enger geweſen als in Frankreich am Vorabend der Revolution. Aber dies habe die vollſtändige Entfremdung der Geſellſchaft von der Kirche, die Herrſchaft des Voltairinanismus und Materialismus nicht gehindert. Die Kirche ſei in der Revolution gefallen, weil ſie allein durch den Staat aufrecht gehalten war, die Waffen, mit denen ſie zerſtört, ſeien unter dem Ancien régime geſchmiedet worden.

3) Ward von den Widerſachern betont, daß die iriſch-proteſtantiſche Kirche, als freie Corporation conſtituirt, nicht mehr im Stande ſein werde,

ſich gegen die mächtige Organiſation der Hierarchie in Irland zu wehren; ſolle ſie aufhören, Staatsinſtitut zu ſein, ſo ſei es doch ungerecht, ihr alles Eigenthum zu nehmen. Dieſer Vorwurf gegen die Gladſtone'ſche Bill war unzweifelhaft berechtigt und die Miniſter im Oberhauſe, die Lords Granville, Kimberley und Argyll ſtanden mit ihrer Verneinung deſſelben ziemlich allein. Dagegen erkannte die geſammte gemäßigt conſervative Partei, durch deren Hülfe allein der Sieg erfochten ward, an, daß in dieſer Beziehung Abhülfe nöthig ſei; namentlich müſſe für die in den inneren Theilen des Landes zerſtreuten Proteſtanten geſorgt werden, da man dieſelben ſonſt in die Alternative ſetze, ihre Kinder ohne Erziehung zu laſſen, ſie katholiſch zu erziehen oder auszuwandern. Aber, hoben jene Peers hervor, grade um derartige Abänderungen der Bill zu bewirken, müſſe man die zweite Leſung annehmen. Die Frage ſei jetzt eine ganz andere als voriges Jahr, wo Gladſtone's Suspenſory-Bill dem Oberhauſe vorgelegen. Dieſe ſei aus reinen Parteimotiven hervorgegangen, ihre Annahme würde die iriſche Kirche desorganiſirt haben, ehe eine neue Organiſation geſchaffen worden, und das Haus für die Discuſſion einer ſolchen in die ungünſtigſte Lage geſetzt haben. Inzwiſchen hätten die Wahlen zum Unterhauſe unzweifelhaft entſchieden, daß die Nation in ihrer großen Majorität das Aufhören der Minoritäts-Staatskirche, das disestablishment wolle, und es ſei eine eitle Hoffnung, zu glauben, daß dies Verdict des Volkes noch abzuändern ſei. „Wenn", ſagte Lord Grey, „eine Meinung ſich langſam, aber ſtetig im Volke gebildet hat, wenn die Flut wie in der gegenwärtigen Frage zu Gunſten eines Wechſels zu ſteigen beginnt, wird ſie ſo wenig wieder zurücklaufen, als ein Fluß von der See weg; ſetzen Sie ſich, Mylords, nicht in Widerſpruch mit der Nation. Sie können nicht hoffen, dieſe Bill bei Seite zu ſchieben, Sie können nur einen kurzen Aufſchub bewirken, ſie werden damit aber zugleich die größten Gefahren heraufbeſchwören, die Bill wird wiederkommen und dann unverändert angenommen werden müſſen. Hätte das Oberhaus die Reformbill von 1831 acceptirt, ſo wäre die von 1832 unnöthig geworden, von der der Schrei erging, die Bill, die ganze Bill, nichts als die Bill." Lord Salisbury ſetzte in ſeiner meiſterhaften Rede in gleichem Sinne die Bedeutung und Aufgabe des Oberhauſes auseinander. „Der Zweck eines zweiten Hauſes iſt, die Lücken zu ergänzen und die Fehler zu verbeſſern, welche in den Berathungen des erſten Hauſes vorkommen. In neunundneunzig Fällen von hundert intereſſirt die Nation ſich nicht für unſere Politik und in allen dieſen Fällen iſt kein Unterſchied zwiſchen Lords und Gemeinen. Dann aber gibt es einzelne Fälle, wo die Nation zu Rathe gezogen werden muß, um die Politik der Regierung zu entſcheiden. Es kann ſein, daß das Unterhaus Unrecht hat; dann müſſen die Lords darauf beſtehen, daß die Nation durch Neuwahlen befragt werde, aber wenn ſie darauf

dem Unterhause Recht gibt, so ist die Sache entschieden, die Nation trägt die Verantwortlichkeit und es ist weder räthlich noch würdig, ihr zu widerstehen. Im gegenwärtigen Falle ist die Sache klar, die Nation hat sich für die Aufhebung der irischen Staatskirche ausgesprochen und die Consequenzen daraus sind unvermeidlich. Aber in den Details der Maßregel ist die Regierung weit über den Auftrag hinausgegangen, welchen sie von den Wählerschaften empfangen. Die gegenwärtigen Minister haben ausdrücklich vor den Wahlen erklärt, daß das Parlament frei darüber zu bestimmen habe, wie weit die Einziehung des Kirchengutes gehen solle. Die Bill ist schädlich, weil sie den Protestanten fast Alles nimmt, welche sich im Vertrauen auf den Schutz der Regierung in Irland niedergelassen und als ihre sicherste Stütze bewährt haben. Wir müssen deshalb die Bill verbessern und die Regierung kann unsere Verbesserungen nicht zurückweisen, denn das englische Volk würde sich gegen den populairsten Minister wenden, der versuchen wollte, seinen Sieg starrköpfig zu mißbrauchen. Compromiß ist das wahre Wesen brittischer Politik und sein Geist, der durch unsere ganze Geschichte geht, kann nicht plötzlich durch eine große Majorität gebannt werden. Die Regierung weiß, aus welchem Stoff große Majoritäten gemacht sind. Wollte sie aber dennoch unsere Amendements verwerfen, wie anders wird dann unsere Stellung sein? Kann Mr. Gladstone wegen Detailfragen an das Volk appelliren, um die Verfassung zu zerstören und das Oberhaus abzuschaffen? Nein, das Volk tritt immer für große und weite Principien ein, welche einen Wendepunct unserer Geschichte bilden, aber es läßt die Entscheidung der Ausführung im Detail den Factoren, denen die Verfassung sie anvertraut hat. Wenn Sie, Mylords, die zweite Lesung verweigern, so acceptiren Sie den Kampfplatz, den Ihre Gegner Ihnen anbieten, statt den einzunehmen, welchen Sie sich selbst wählen können."

In der That, so war es. Niemand hoffte mehr auf die Verwerfung der Bill als die Radicalen, welche einen Conflict zwischen den Lords und der Nation wünschten, um denselben zum Ausgangspuncte eines Kampfes gegen die Stellung der erblichen Pairie zu machen; das ist in dem tactlosen Briefe Bright's, den zu entschuldigen Lord Granvilles dornige Aufgabe war, deutlich zwischen den Zeilen zu lesen. Um so mehr freuen wir uns mit allen Gemäßigten, daß die Weisheit der Majorität diesen Plan zu Schanden machte. Es ist kein Kleines, daß in einer Zeit wo der Imperialismus und die Demokratie grassiren, die brittische Aristokratie den Ruhm traditioneller, festgewurzelter Institutionen aufrecht hält.

Die Frage, die jetzt den Peers vorliegt, ist also die Verbesserung der Bill in der Comitéberathung. Dabei handelt es sich darum, wie weit können die Abänderungen gehen, wo hört das Detail auf und wo fängt das Princip

an, das mit der zweiten Leſung angenommen wurde? Der ſchwächſte Punct der Gladſtoneſchen Bill iſt unſerer Anſicht nach, daß ſie nicht — wie Pitt und Grey beabſichtigten — irgend welche Ausſtattung der katholiſchen Kirche Irlands in Ausſicht nimmt, ſondern das Vermögen der Staatskirche nach Ausſterben der jetzigen Intereſſenten allein an Spitäler und Irrenhäuſer geben will. Zwar eine Bezahlung der Prieſter durch den Staat iſt nicht wohl möglich, weil dieſelben hartnäckig weigern, eine ſolche anzunehmen, aber man könnte den Erlös aus der Säculariſation der biſchöflichen Kirche für die Errichtung paſſender Wohnungen der Geiſtlichen aller drei Confeſſionen anwenden. Die biſchöfliche Geiſtlichkeit würde ihre gegenwärtigen Kirchen und Wohnungen behalten, die katholiſchen Prieſter und presbyterianiſchen Geiſtlichen würden allmälig die dieponibel werden Summen für gleiche Zwecke erhalten. Der Herzog von Devonſhire hat dies Syſtem ſchon freiwillig aus ſeiner Taſche auf ſeinen großen Beſitzungen in Irland ausgeführt, das Volk iſt dort zufrieden, die Pachten werden pünktlich bezahlt und die Prieſter ſind wohlgeſinnt, ſie werden durch ſolche Amtswohnungen an das Kirchſpiel und die Obrigkeit gefeſſelt. Die bisher angekündigten Amendements der Lords Grey und Ruſſell würden einer ſolchen Löſung den Weg bahnen, und es iſt wahrſcheinlich, daß, nachdem einmal das Princip entſchieden, auch die Conſervativſten wenigſtens ſo viel als möglich zu retten ſuchen werden. Eine andere Frage iſt es freilich, wie Gladſtone dieſen Verſuch, ſein Werk zu verbeſſern, aufnehmen wird. Lord Derby nannte ihn in der Debatte den herrſchſüchtigſten, befehleriſchſten und zugleich unbeugſamſten Miniſter (the most imperious, absolute and al the sume time most erratic minister), der je Englands Geſchicke gelenkt, und unleugbar iſt er heftig, hartnäckig und eigenſinnig. Aber wir hoffen, daß er ſich der beſſeren Einſicht ſeiner vorurtheilsfreien Freunde fügen wird, denn Lord Ruſſell ſelbſt befürwortet dieſe Löſung. Kommt ſie zu Stande, ſo iſt es das Verdienſt des Oberhauſes.

Die Beurlaubung des Grafen Bismarck.

Daß Graf Bismarck Urlaub auf eine Reihe von Monaten genommen mit gänzlicher Ablöſung von den Geſchäften, und daß er die Stellung eines preußiſchen Miniſterpräſidenten aufgegeben, das war das wichtigſte Ereigniß der vergangenen Woche, von dem wir wahrſcheinlich einen neuen Abſchnitt

in der Entwickelung unſeres Staates zu datiren haben. Wenn Gegner des Grafen in dieſem Schritt nicht viel mehr als einen Act des Trotzes ſehen, oder gar eine Demonſtration, welche ſeine Unentbehrlichkeit erweiſen ſoll, ſo thun ſie ihm zuverläſſig Unrecht. Es iſt zweifellos, daß eine große Geiſt und Leib beherrſchende Abſpannung und Ermüdung ihn gezwungen hat. Er iſt nicht mehr in den Jahren erobernder Jugend, er hat ſeine geſchäftliche Laufbahn nicht in der regelmäßigen Arbeit des Actentiſches, ſondern zum großen Theil in der Fremde in der bequemeren Thätigkeit eines Diplomaten begonnen, er hat viele Energie ſeiner Natur im Kampf gegen die preußiſche Volksvertretung verbraucht, hat in den kritiſchen Monaten des Jahres 1866 Stimmungen und Kämpfe durchgemacht, welche wohl kein Sterblicher ohne Einbuße ſeiner Kräfte ertragen kann, und er hat darauf in der Erhebung des Sieges das gewaltige Werk auf ſich genommen, aus dem Chaos ein neues Staatsleben zu ſchaffen. Iſt es zu verwundern, daß ihm die Kraft verſagt, die er im vorigen Jahr nur unvollſtändig wiedergewonnen? Wir betrachten mit menſchlichem Antheil die Erkrankung, und der Dank, welchen ihm die Nation ſchuldet, möge, ſo wünſchen wir, ein helles Licht auf die Tage ſeiner Zurückgezogenheit weiſen. Aber es iſt auch unmöglich, die Anſicht fern zu halten, daß ſeine gemüthliche Niedergeſchlagenheit durch eine peinliche immer ſchwerer laſtende Empfindung vergrößert worden iſt, durch die Empfindung, daß für ſeine Natur in der Lage, die er ſich ſelbſt geſchaffen, nicht weiter zu kommen iſt. Seine ganze Leitung der Geſchäfte war das Umtreiben einer ſehr künſtlichen Maſchine, nur er verſtand Stift und Schraube in Arbeit zu erhalten, wenn ihm einmal ein Theil verſagte oder wider ſeinen Willen rotirte, dann mußte der ganze Mechanismus ins Stocken kommen. Schon im Jahr 1867 wurde das deutlich, aber gern beruhigte ſich der Deutſche durch die Hoffnung, die neue Verfaſſung des Bundes ſei nur der Anfang für eine conſequentere und einfachere Organiſation, Grundlage zu energiſchem Ausbau. Unterdeß ſind die Reibungen ſtärker geworden als der Meiſter.

Eine amerikaniſche Zeitung hat vor Kurzem ein Geſpräch des Grafen Bismarck mitgetheilt, in welchem derſelbe der Majorität des Reichstages die Schuld an dem Mißlingen ſeiner beabſichtigten Finanzoperationen zugeſchrieben haben ſoll. Dieſer Bericht iſt ein mißlungener Verſuch, die Thatſachen für das Ausland und kommende Geſchlechter zu Gunſten des Grafen unrichtig darzuſtellen. Nicht der Reichstag hat den Bundeskanzler im Stich gelaſſen, ſondern der Bundeskanzler hat dem Reichstage mehr zugemuthet, als die wärmſten Anhänger ſeiner Politik auf ihr Gewiſſen nehmen konnten. Wenn die Majorität im Reichstage ſich gegen jede der proponirten Steuern

ausgesprochen hat, so war der letzte Grund nicht das Mißbehagen über die heftige, würdelose und nicht durchweg wahrhafte Weise, in welcher die Bedürfnißfrage Preußens vor den Reichstag gezogen wurde, sondern im Hintergrunde lag der Opposition die ernstere Erwägung: durfte der Reichstag unter dem gegenwärtigen System sich dazu benutzen lassen, den preußischen Landtag zu einem Nichts herabzudrücken? Bei dem Balancirspiel der Gewalten, welches der Reichskanzler organisirt hat, wo die Rechte der preußischen Krone durch die des Bundesfeldherrn oder gar der Bundesfürsten neutralisirt, wo Bundestag und Reichstag, Reichstag und Landtag gegen einander gestellt wurden, blieb man doch sehr unsicher über die letzten Ziele des Reichskanzlers. Nur das merkte man deutlich, daß auch ihm, wie den andern Ministern Preußens, mehr am Herzen lag, die Regierung möglichst unabhängig von der Controle durch die Volksvertretung zu führen, als mit Hülfe der Volksvertreter das System in Preußen zu bessern. Und es bestand bei einer sehr lebhaften Anerkennung der großen Eigenschaften, welche die Nation an dem Grafen Bismarck bewundert, zwischen ihm und den ehrlichen Leuten, welche das Gewissen des Volkes darzustellen hatten, kein festes Vertrauen. Ja noch mehr, es wird die Aufgabe der Zukunft sein, die Competenzen des preußischen Landtags in den Reichstag zu verlegen. Voraussetzung dafür ist aber ein freieres Selbstregiment der preußischen Kreise und Provinzen und die Möglichkeit einer offenen und legalen Uebertragung der restirenden Landtagsbefugnisse durch großen Pairschub. Was bis jetzt von den Anstrengungen des Bundeskanzlers für eine neue Organisation der preußischen Provinzen verlautete, gab keine Aussicht, daß er die Absicht habe, diese Radikalcur der preußischen Verhältnisse vorzunehmen. So lange aber die Regierung Preußens nicht den Entschluß, die Einsicht und die Wege zeigt, auf denen der preußische Staatsbau mit dem deutschen Staat *eins* werden kann, ja so lange die Beschaffenheit der neuen Bundesregierung noch zweifelhaft läßt, ob sie Deutschland in einer großen Staatsverwaltung zusammenschließen will, so lange wird gerade die preußisch gesinnte Partei im Reichstage sich hüten müssen, den Organismus des preußischen Staats da zu schädigen, wo die Widerstandskraft des preußischen Volkes gegen mögliche Willkür seiner Regierung vorhanden ist.

Nach der officiellen Mittheilung ist die Absicht des Grafen Bismark, sich nach seiner Genesung auf die Geschäfte des Bundeskanzlers und des auswärtigen Ministers zurückzuziehen, die inneren preußischen Angelegenheiten gänzlich anderen Händen zu überlassen. Es ist nicht möglich zu begreifen, wie er eine solche Stellung auch nur wochenlang ertragen will. Schon jetzt hat ihn nicht der Widerstand des Reichstages, sondern die In-

ſubordination ſeiner preußiſchen Collegen und die Auffaſſung bedrängt, daß jeder Miniſter ein Diener der Krone ſei wie der andere, jeder in ſeinem Reſſort, nur die Krone der Chef; und doch war er bis jetzt noch der Vorgeſetzte und hatte das Recht, vom Herrn von der Heydt Finanzpläne und vom Grafen Eulenburg Einſicht in die preußiſche Verwaltung zu verlangen. Jetzt ſoll die Leitung des preußiſchen Staatskörpers ganz vom Bunde getrennt und in ſelbſtändigem Miniſtercollegium etablirt werden, das wahrſcheinlich aus Fachminiſtern ohne Präſidenten beſtehen wird. Bei ſolcher Löſung wird die Stellung des Bundeskanzlers noch viel ſchwieriger und von dem guten Willen anderer eiferſüchtiger Autoritäten abhängiger, und eine erfolgreiche Wirkſamkeit dieſer Inſtanz ruht ganz und gar auf der zufälligen perſönlichen Geitung, welche Graf Bismarck mitbringt. Es iſt wieder eine ſehr künſtliche Maſchine, nur mit geringerer Druckkraft, die im günſtigſten Falle wieder nur von dem einen Manne regiert werden kann und von keinem Nachfolger, denn jeder Andere würde ein abhängiger Diener der preußiſchen Miniſter und das erſte Opfer ihrer Zwiſtigkeiten. Offenbar wäre dies eine vollſtändige Umiegung des Schwerpuncts. Für die definitive Ordnung der deutſchen und preußiſchen Verfaſſungsverhältniſſe erſcheint uns ſolche Maßregei in dem oben angedeuteten Sinne als ein Rückſchritt, für den Bundeskanzler aber als der Anfang unvergleichlich größerer Verlegenheiten.

Wir ſind der Meinung, daß das Bundeskanzleramt in einer geordneten Zukunft mit dem Miniſterium des Innern verbunden ſein müßte, in der Zeit nämlich, wo man in Preußen zu der Erkenntniß gekommen ſein wird, daß nicht auf den auswärtigen Geſchäften, ſondern auf der inneren Verwaltung die Kraft und das Anſehen des Staates beruhe. Bis dahin aber iſt noch ein weiter Weg zu durchwandern, und die Stationen auf dieſem Wege müſſen nach unſerer Anſicht ſein: größeres Selbſtregiment der Kreiſe und Provinzen, Evacuirung des preußiſchen Landtags durch liberale Ergänzung des Herrenhauſes und dadurch mögliche geſetzliche Uebertragung ſeiner Competenzen theils an die Provinziallandtage, theils an den Reichstag. Der Landtag mag dann fortbeſtehen für einzelne formelle Acte der Geſetzgebung, bis ihn irgend eine Zukunft als unnöthig beſeitigt.

Unterdeß haben die Gegner des norddeutſchen Bundes keine Urſache, ſich ſeiner gegenwärtigen Kriſis zu freuen. Denn wie unfertig und grillig auch ſeine Verfaſſung ausſehen mag, der neue Staat war ſo tiefes Bedürfniß der Nation und iſt durch eine Anzahl organiſirender Geſetze bereits ſo feſt mit den Intereſſen von dreißig Millionen verflochten, daß er noch größere Schwierigkeiten zu überwinden vermag, als ſelbſt die Erkrankung des Grafen Bismarck. ♀

Literatur.

Aus den Memoiren eines ruſſiſchen Dekabriſten. (Leipzig, S. Hirzel.)

Das lebhafte Intereſſe, welches den einzelnen in den Grenzboten veröffentlichten Skizzen aus dem Leben des vielgeprüften ruſſiſchen Verſchwörers vom December 1825 gefolgt war, hatte eine frühere, als die bei uns ſonſt für ſolche Fälle übliche Veröffentlichung des geſammten Werks wünſchenswerth gemacht. Indem wir unſere Leſer mit dem Erſcheinen des Werks bekannt machen, haben wir nicht nöthig, auf Werth und Eigenthümlichkeit ſeines Inhalts noch beſonders hinzuweiſen; die Bekanntſchaft mit einem einzigen der von uns mitgetheilten Abſchnitte genügte dem kundigen Leſer zu dem Eindruck, daß wir es mit einem ebenſo wahrheitsgetreuen wie anziehenden Bericht über einen Lebenslauf zu thun haben, wie er merkwürdiger kaum gedacht werden kann. Ganz abgeſehen von den Verhältniſſen, mit denen des Autors Aufenthalt in Petersburger Kaſematten, ſibiriſchen Gefängniſſen und kaukaſiſchen Burgveſten uns bekannt macht, iſt die hocharistokratiſche Verſchwörung zu Gunſten einer demokratiſchen Verfaſſungsänderung an und für ſich für ihren Schauplatz und ihre Theilnehmer ebenſo charakteriſtiſch, wie für den Leſer neu und anziehend. Gegenüber einem Publicum, das mit einem Theil dieſer Aufzeichnungen bereits bekannt und für dieſelben intereſſirt iſt, wird beſonderer Nachdruck darauf zu legen ſein, daß die Mittheilungen der Grenzboten keineswegs mit dem Inhalt des geſammten Werks identiſch ſind. Neu iſt vor Allem der Eingang, der die Geſchichte der geheimen Geſellſchaften oder vielmehr der revolutionairen Ideen in Rußland in ihrem Zuſammenhange darſtellt und auf ihren Urſprung, das philoſophiſche Jahrhundert, zurückführt; neu ſind ferner die Nachrichten über den von Peſtel und den Brüdern Murawjew-Apoſtol geleiteten Bund des Südens und deſſen unglücklichen Erhebungsverſuch; ebenſo die ausführlichen Verzeichniſſe aller zu den verſchiedenen Zweigen der Verſchwörung gehörigen Perſonen, der wider ſie gefällten Urtheile und ſpätere Modification. Endlich ſind die Berichte über des Verfaſſers Aufenthalt in Sibirien durch zwei Abſchnitte vervollſtändigt, welche die Reiſe von Petrowsk nach Kurgan und den jahrelangen Aufenthalt in dem genannten Städtchen ſchildern, das ein Menſchenalter früher das Exil Kotzebue's geweſen war. Den Schluß bilden die Reiſe in den Kaukaſus, der zweijährige Aufenthalt in den verſchiedenen Theilen dieſes merkwürdigen und wenig bekannten Landes und die Begnadigung des Verfaſſers, der ſeine politiſchen Irrthümer mit dem Verluſt der ſchönſten Lebensjahre und ſeiner Geſundheit theuer genug gebüßt hatte.

Wir wünſchen dieſem Buch die Verbreitung, welche daſſelbe als erſte deutſche Quelle zur Geſchichte des Aufſtandes von 1825 und zugleich als Bericht über die Schickſale eines wackeren, ungebrochenen Mannes verdient.

Revolutionsbilder aus Spanien. Von Michael Klapp. (Hannover bei bei Rümpler.)

Das Wiener Feuilleton hat in Norddeutſchland von Alters her keinen be-

ſonders guten Ruf und die letzten Jahre, in denen das Geſchäft mit der liberalen Phraſe den Markt beherrſchte, hat dieſen Ruf nicht eben gebeſſert.

Wie weit es mit dieſer Art von Journalſchreiberei kommen kann, haben wir aber erſt aus der vorliegenden Schrift erfahren. Der Verfaſſer, ein in der Donauſtadt viel beliebter und berühmter Feuilletoniſt, der Jahre lang das Glück gehabt, die untere Etage der „Neuen freien Preſſe" zu beherrſchen, war im Herbſt vorigen Jahres nach Spanien gegangen, um die ſpaniſche Revolution zum Gegenſtande anmuthiger Schilderungen für ſeine Wiener Patrone zu machen. Hinterher ſind die einzelnen Artikel nothdürftig abpolirt und zu einem Ganzen zuſammengefügt worden, das jetzt als 18 Bogen ſtarkes Buch vor uns liegt.

Dieſe achtzehn Bogen enthalten zwölf Hauptabſchnitte, von denen ſieben neuſpaniſchen Reiſeeindrücken (das Bourbonenneſt in Pau. — Aus dem Roman der Königin — Carlos Marſoti und Padre Claret — Auf der Puerta del Sol — Madrider Tagebuch u. ſ. w.), fünf der Charakteriſtik ſpaniſcher Revolutionsmänner (Prim, Serrano und Topete, Olozaga, Caſtellar, Garrido) gewidmet ſind. Den norddeutſchen, vielleicht den außeröſtreichiſchen Leſer überhaupt, der das eine oder das andere der mit dieſen verheißungsvollen Ueberſchriften verſehenen Capitel geleſen, will es bedünken, als habe er ein Buch vor ſich, welches nicht in deutſcher, ſondern nur in einer der deutſchen ähnlichen oder gleichlautenden Sprache geſchrieben worden iſt. Sprech- und Denkweiſe des Autors ſind von dem, was bei uns gewohnt und in der guten Geſellſchaft hergebracht iſt, ſo verſchieden, daß eigentlich alle Anknüpfungspunkte für landsmannſchaftliche Verſtändigung fehlen. Dieſes leichtfertige, gutmüthig-gedankenloſe Gebahren, das ohne die geringſte Scheu jede politiſche Tagesmode mitmacht, jeden Tageshelden feiert, auf die bloße Nachricht von dem Septemberaufſtande für das neue „liberale" Spanien ſchwärmt, an der ſpaniſchen Grenze für Nichts als hübſche Mädchen Augen, für Nichts als königliche Scandalgeſchichten Ohren hat, die anſtößigſten Dinge durchaus naiv und mit einer gewiſſen fachverſtändigen Collegialität weitererzählt, ſich kindlich über die eigenen Einfälle freut und ſtets bei unverwüſtlichem gutem Humor bleibt, muthet uns ſo fremd an, als gehöre es nicht nur einem andern Volk und einer andern Zeit, ſondern einem andern Erdtheil und einer anderen Zeitrechnung an. Und doch werden wir durch die oft wiederholten, uns ſelbſt nur allzugeläufigen Schlag- und Kraftworte der politiſchen Gegenwart daran erinnert, daß wir es mit einem mitſtrebenden Zeitgenoſſen zu thun haben, — allerdings einem, der ſich über ſein Streben kaum irgend welche Illuſionen macht!

Für die Beſchaffenheit der Reiſeeindrücke, welche auf den erſten 185 Seiten niedergelegt ſind, werden die obigen kurzen Andeutungen genügen. Was die Charakteriſtik der ſechs großen Revolutionsmänner anlangt, mit denen wir in des Werkes zweitem Theil bekannt gemacht werden, ſo iſt dieſelbe dadurch beſonders merkwürdig, daß ſie dem Verfaſſer Gelegenheit gibt, ſich als Anhänger der ſpaniſchen Republik und des entſchiedenſten ſpaniſchen „Fortſchritts" zu bekennen und die Moderados unbarmherzig zu verurtheilen. Wir können uns lebhaft das Entzücken vorſtellen, mit dem dieſe Bekenntniſſe von dem ebenſo liberalen Wiener Philiſter auf-

genommen werden, der das liberale Neu-Oeſtreich durch ein noch liberaleres Neu-Spanien überflügelt ſieht.

Die arktiſche Fiſcherei der deutſchen Seeſtädte 1620—1868 von Moritz Lindemann. 26. Ergänzungsheft zu Petermanns geographiſchen Mittheilungen. (Gotha bei Juſtus Perthes).

Der verdienſtvolle Urheber der deutſchen Nordpolexpedition, Herr Petermann in Gotha, hat dem deutſchen Intereſſe für dieſe großartige Unternehmung kaum einen geeigneteren Sporn geben können, als es durch die Publication der vorliegenden Schrift Lindemanns geſchehen iſt. Die Geſchichte der deutſchen Großfiſcherei im nördlichen Eismeer iſt, wenigſtens ihrem Zuſammenhange nach, dem größten Theil unſerer Nation fremd und doch hat ſie alles Recht darauf, den verwandten Unternehmungen anderer Culturvölker an die Seite geſetzt zu werden. Während England, Holland, Frankreich und Dänemark die Bedeutung dieſes Betriebes ſchon vor drei Jahrhunderten erkannten und demſelben im wirthſchaftlichen Intereſſe wie zum Zweck der Ausbildnng und Abhärtung ihrer Seeleute thätige Theilnahme und wirkſame Unterſtützung zuwandten, waren die Deutſchen, welche mit jenen Völkern in Concurrenz treten wollten, von Hauſe auf ſich ſelbſt und ihre privaten Hülfsmittel angewieſen: denn ſtaatlichen Schutzes im Auslande zu entbehren, war ihnen ſchon im ſiebenzehnten Jahrhundert zur Gewohnheit geworden. Wenn ſie nichtsdeſtoweniger den ungleichen Kampf mit den Angehörigen begünſtigterer Staaten und Nationen nicht ſcheuten, wenn namentlich die Hanſeſtädte unverdroſſen an dem Beſtreben feſthielten, Gefahr und Gewinn der arktiſchen Fiſcherei mit Engländern und Niederländern zu theilen, ſo verdient das allein die Theilnahme der Nachgeborenen, welche Zeugen der ſtaatlichen Beſtrebungen ſind, die der deutſchen Flagge Anſehen und Geltung in Nord und Süd erobern wollen.

Das vorliegende Buch (118 S. in gr. F.) enthält aber ſehr viel mehr, als ſein beſcheidener Titel verſpricht. Der Verf. entfaltet ein anziehendes und intereſſantes Bild der Fiſchereiverſuche aller Völker im Norden und berückſichtigt die Unternehmungen der fremden Völker ebenſo ausführlich und gewiſſenhaft, wie die der Deutſchen. Von den Anlagen und den beiden trefflichen Karten abgeſehen, welche den Werth dieſer ſchätzenswerthen Schrift weſentlich erhöhen, enthält dieſelbe ſechs Abſchnitte: Eine Einleitung, welche die wirthſchaftliche und politiſche Bedeutung der Großfiſcherei im Allgemeinen, die Urſachen des Zurückbleibens der Deutſchen auf dieſem Gebiet und die Leiſtungen der Hanſeſtädte erörtert, und ſechs Hauptcapitel (die Anfänge der Fiſcherei in den nördlichen Meeren vor der Entdeckung Spitzbergens — die Spitzberger- und Grönlands-Fiſcherei im 17ten Jahrhundert — die weiteren Unternehmungen bis zum 19ten Jahrhundert — die heutige Fiſcherei und die deutſchen Unternehmungen — die Fiſcherei-Unternehmungen in der Südſee, dem atlantiſchen Ocean und in den arktiſchen Gewäſſern Aſiens und Amerikas).

Ganz abgeſehen von der reichen Belehrung, welche uns durch des Verfaſſers geographiſche und wirthſchaftliche Ausführungen geboten werden, ent-

hält die Arbeit desſelben eine Fülle reicher Details über die Gefahren und Wagniſſe, welche die einzelnen Unternehmer durchzumachen hatten, ehe es ihnen gelang, bis in die Regionen vorzudringen, welche die eigentliche Heimath ihrer koſtbaren Beute ſind. In dieſer Beziehung machen wir ganz beſonders auf drei in dem zweiten und dritten Hauptcapitel enthaltene Abſchnitte aufmerkſam, welchen kaum ein Leſer ohne die lebhafteſte und wärmſte Theilnahme folgen wird. Den Bericht der drei norddeutſchen Matroſen, welche 1777 den Schiffbruch des Grönlandfahrers „Wilhelmina" mitgemacht und ſich nach Weſtgrönland gerettet hatten, die Geſchichte der Ueberwinterung von acht Engländern auf Spitzbergen (1630) und den Bericht des Hamburger Schiffsbarbiers Martens über ſeine Fahrten nach Grönland und Spitzbergen (1671), welches im ſiebzehnten Jahrhundert als Appertinenz Grönlands angeſehen wurde. — Was den Bericht der ſchiffbrüchigen Deutſchen anlangt, welche mit der „Wilhelmina" bis an den 78° nördl. Br. geſegelt waren, ſo iſt er in mehr wie einer Rückſicht merkwürdiger, als Alles, was von zeitgenöſſiſchen Seefahrern aufgezeichnet worden. Nicht nur, daß die geretteten Matroſen eine Reihe von Abenteuern und Entbehrungen ausgeſtanden haben, die an das Unglaubliche grenzen — dieſelben haben in Mitten aller ſie umgebenden Schrecken ein „Tagregiſter" ihrer Erlebniſſe geführt, deſſen Ausführlichkeit ſchon im vorigen Jahrhundert allgemeine Aufmerkſamkeit erregte. Am Sonntag den 12. Juli 1778, ſo wird uns berichtet, begegnete der Schreiber eines holländiſchen Schiffes zu Amſterdam drei Leuten in Kleidern der Wilden. Es waren drei deutſche Matroſen, Harm Henrick Kröger, deſſen gleichnamiger Sohn und Karſten Külke aus Bremen. Die Neugierde, „welche einem öffentlichen Scribenten eigen iſt, um beſondere Umſtände merkwürdiger Begebenheiten zu hören", veranlaßte den Holländer, ſich mit den drei Leuten in ein Geſpräch einzulaſſen und zu großer Verwunderung des Hörers fand ſich, daß die Deutſchen ein Tagebuch geführt hatten, welches um die Hälfte größer und ſehr viel ausführlicher war als die gedruckte Erzählung eines der mitbetheiligten Commandeure, Mart Janſſen. Der Holländer veranlaßte die Herausgabe dieſes von Harm Henrick Kröger geführten Journals, das im Jahr 1779 zu Bremen erſchien und das unſer Autor im Auszuge und meiſt mit directem Anſchluß an den Wortlaut mittheilt. Dieſer Bericht allein ſichert dem intereſſanten Werke Anſpruch auf die Theilnahme auch der weiteſten Leſerkreiſe; der naive fromme Ton der Erzählung iſt ebenſo ergreifend wie der Inhalt, der der Zähigkeit deutſcher Seemannsnaturen ein in ſeiner Weiſe unvergleichliches Zeugniß ertheilt.

Ueber die Fahrten nach Spitzbergen und die wichtige Rolle, welche dieſe unbewohnbare Inſel in der Geſchichte der arktiſchen Fiſcherei geſpielt hat, iſt der Bericht des oben erwähnten Schiffsbarbiers Friedrich Martens beſonders ausgiebig. Der Verfaſſer desſelben hat ein entſchiedenes Beobachtungstalent und eine gewiſſe Bildung beſeſſen, welche ihn befähigte, ſeine Aufmerkſamkeit nicht nur auf die damalige Technik der Fiſcherei und ihren eigenthümlichen Betrieb durch die verſchiedenen Nationalitäten zu richten, ſondern auch die nordiſche Natur nach ihren charakteriſtiſchen Merkmalen aufzufaſſen und wiederzugeben. Auch dieſer Bericht war ſeiner Zeit (1675) veröffentlicht worden und iſt der Vergeſſenheit durch unſeren Autor entriſſen worden. An dieſe Erzählung ſchließt ſich die höchſt merkwürdige Geſchichte

der Ueberwinterung von acht englischen Matrosen auf Spitzbergen, die hier im Herbst 1630 durch ein Versehen zurückgelassen worden waren und zum höchsten Erstaunen ihrer Kameraden im Frühling des nächsten Jahres wiedergefunden wurden, allerdings nachdem sie kaum glaubliche Gefahren und Strapatzen überstanden, drei und einen halben Monat lang die Sonne nicht gesehen, drei Wochen lang selbst jeden Dämmerscheins beraubt gewesen. — Der Versuch, die Wintermonate auf dem Eise dieser unwirthbaren Insel zu verbringen, ist während des 17ten Jahrhunderts wiederholt, aber nur zwei Mal mit Erfolg gemacht worden: 1631 von den erwähnten acht Engländern, drei Jahre später von sieben holländischen Freiwilligen, welche zu diesem Zweck besonders verproviantirt und ausgerüstet worden waren und das Wagniß glücklich überstanden; das Schiff, welches sie in diese nordische Region gebracht, hatte Spitzbergen schon Ende August verlassen müssen, und kehrte erst im Juni wieder zurück. Im nächsten Jahre (1634) wurde dasselbe Experiment, abermals von sieben Holländern unternommen. Da man im folgenden Frühjahr aber keinen derselben lebend wiederfand, wurden weitere Ueberwinterungsversuche von der holländischen Compagnie aufgegeben. Sie sind auch von anderer Seite nicht mehr aufgenommen worden, zumal Spitzbergens Bedeutung für die nordische Fischerei in späterer Zeit beträchtlich abgenommen hat. — Sowohl die Zahl der in die einzelnen Gegenden unternommenen Expeditionen, als die Angaben über die Ausbeute derselben sind auf Grund genauer statistischer Erhebungen ausführlich mitgetheilt. — Die beiden interessanten Karten (der Nordpol und das europäische Nordmeer), auf denen die von den wichtigeren Expeditionen genommenen Course verzeichnet sind, rühren beide von Petermanns Meisterhand her.

Wir glauben unsern Bericht über das Lindemannsche Werk nicht angemessener schließen zu können, als mit den Worten der Petermannschen Einleitung zu demselben, die außerdem wegen ihrer conkreten Beziehung auf die zweite deutsche Nordpolexpedition von Bedeutung sind. „Wir brauchen vor Allem richtig geschulte, kühne, durchwetterte Seeleute, wie sie die Engländer, Nordamerikaner, Holländer u. A. namentlich aus ihren Großfischereien und Forschungs-Expeditionen im Eise gewonnen haben. Panzerschiffe und Kanonen allein thun es nicht, und Eisenherzen hinter hölzernen Wällen sind nicht mehr werth, als Hasenherzen hinter eisernen Wällen."

Mit **Nr. 27** hat diese Zeitschrift ein **neues Quartal** begonnen, welches durch alle **Buchhandlungen** und **Postämter** zu beziehen ist.

Leipzig, im Juni 1869.

Die Verlagshandlung.

Verantwortliche Redacteure: **Gustav Freytag** u. **Julius Eckardt.**

Verlag von **F. L. Herbig.** — Druck von **Hüthel & Legler** in Leipzig.

XXVIII. Jahrgang. II. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik und Literatur.

№ 29.

Ausgegeben am 16. Juli 1869.

Inhalt:

Der Protestantismus im heutigen Frankreich . . . . . Seite 81
Die holländische Colonialfrage 99
Makart's „Sieben Todsünden oder die Pest in Florenz" 110
Eine Biographie Laudon's 114

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.

Leipzig, 1869.

Friedrich Ludwig Herbig.

(Fr. Wilh. Grunow.)

Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern.

Digitized by Google

Der Protestantismus im heutigen Frankreich.

Das allgemeine Stimmrecht, das von sechs zu sechs Jahren ganz Frankreich in Bewegung setzt, functionirt in diesem Lande auch auf dem Gebiet der reformirten Kirche, und zwar ist dieses kirchliche Stimmrecht genau so alt wie das politische. Die demokratische Verfassung, die sich von den Gemeinden aus aufbaut, ist zwar eine alte Tradition der Hugenottenkirche, in ihrer jetzigen Gestalt stammt sie aber aus dem Jahr 1852, das nach langen Zeiten der Rechtlosigkeit oder der Reglementirung der reformirten Kirche erst wieder ihre Selbständigkeit zurückgegeben hat. Aus den allgemeinen Wahlen, die alle drei Jahre stattfinden, gehen die Presbyterialräthe und die Consistorien hervor und diesen stehen wiederum die Wahlen der Geistlichen sowie der Professoren an den nationalkirchlichen Facultäten zu. Der Staat wahrt sich in dem sogenannten Centralrath blos ein Oberaufsichtsrecht, ohne sich in die inneren Angelegenheiten der Kirche zu mischen. Diese entbehrt somit einer eigentlichen Centralbehörde; die Consistorien, deren es über hundert sind, stehen unter sich in keinem äußeren Verband, man redet deshalb im officiellen Sprachgebrauch nicht von der reformirten Kirche, sondern von den reformirten Kirchen Frankreichs, und da der Schlußstein der Verfassung, nämlich die große Synode, der allein das Gesetzgebungsrecht und die Entscheidung in dogmatischen und liturgischen Fragen zustünde, bis jetzt ebenso fehlt, wie die Provinzialsynoden, so ist der reformirten Kirche in Frankreich eine Freiheit der Bewegung eigen, die in demselben Maße nur etwa noch in einigen Schweizer Cantonen vorhanden ist und der öffentlichen Meinung ungehinderter als irgendwo Einfluß auf die Gestaltung des kirchlichen Lebens sichert.

Die kirchlichen Richtungen, in welche der französische Protestantismus der Gegenwart auseinandergeht, sind dieselben, wie sie überall theils aus dem Umschwung des modernen Bewußtseins, theils aus der Bewegung der theologischen Wissenschaft sich entwickelt haben. Im Anfang dieses Jahrhunderts herrschte auch dort ein mehr oder weniger flacher Rationalismus in

den hergebrachten orthodoxen Formen. Langsam brachen sich einzelne Schüler Schleiermacher's Bahn, und tiefer noch waren die Wirkungen, als mit dem Anfang der dreißiger Jahre der englische Methodismus eindrang, der die gemeinsame Mutter sowohl einer freisinnigen als einer zur Orthodoxie zurücklenkenden Richtung war. Jetzt zuerst bildeten sich Parteien mit eigenen Organen, und der Kampf vertiefte sich um so rascher, als nun die neue deutsche Theologie in immer breiterer Weise sich Eingang verschaffte. Die Untersuchungen der Tübinger Schule fanden eine scharfsinnige und geistreiche Uebertragung. Lange bevor Renans Buch so viel Staub aufwarf, hatten diese Studien, zuerst von den Straßburgern noch mit großer Zurückhaltung eingeführt, an E. Scherer, Nicolas, Réville, Nefftzer u. A. beredte Vertheidiger, die damit der theologischen Wissenschaft in Frankreich einen ganz neuen Horizont eröffneten und einer Partei, welche sich auf die ursprüngliche Christuslehre gegen die spätere Kirchenlehre berief, mächtige Waffen in die Hand gaben. Wesentlich auf deutscher Geistesarbeit beruhend, unterschied sich dieser französische Liberalismus doch von Anfang an durch zwei ihm eigenthümlichen Momente. Vor allem nämlich wußte er sich rasch eine populäre Wirkung zu sichern, indem er die Resultate der Kritik in anziehenden, wenn auch eclectischen Essays darbot, welche sich ein weites Lesepublicum erwarben und die religiösen Interessen fast zum Rang von Tagesfragen erhoben. Das andere aber ist die praktische Tendenz, die sich von Anfang an das wissenschaftliche Interesse knüpfte. Was der Gelehrte gefunden, mußte auch der Gemeinde zu gut kommen. Einen Widerspruch zu dulden zwischen einem Christenthum für Gebildete und einem Christenthum für das Volk, zwischen einer officiellen Lehre für die Kanzel und einer esoterischen Lehre für die Wissenden, war ganz gegen das französische Temperament. Die wissenschaftlichen Richtungen wurden sofort zu kirchlichen Parteien.

Diesen Parteien bietet nun die freie Verfassung ein unbegrenztes Gebiet wetteifernder Wirksamkeit. Es fehlt eine oberste Gewalt, die eine einseitige Richtung begünstigen, eine gegnerische unterdrücken könnte. Niemand kann einem Consistorium, das aus einer Mehrheit liberaler Wähler hervorgegangen ist, verbieten, freisinnige Geistliche anzustellen, und diese sind Niemand verantwortlich als ihren Gemeinden und ihren Consistorien. Eine officielle Lehre existirt nicht, selbst die Verbindlichkeit des Glaubensbekenntnisses von Rochelle ist schon seit Napoleon I. aufgehoben, der Geistliche ist für seinen Lehrvortrag einzig an die Schrift ohne jede andere Autorität gewiesen. Unter diesen Umständen gibt es keine herrschende Orthodoxie, von der sich die freieren Richtungen erst das Recht der Existenz zu erbetteln hätten, gleichberechtigt stehen sich die Parteien gegenüber. Jede ist ohne Hilfe der Staatsgewalt auf die eigenen Kräfte angewiesen und keine Rücksicht auf Gnade oder

Ungnade eines bureaukratiſchen Kirchenregiments legt dem freien Wort Feſſeln an.

Unter dieſen Umſtänden befindet ſich die Orthodoxie in einer eigenthümlichen Lage. Sie iſt ihrem Princip nach excluſiv, das Monopol gehört zu ihrem Begriff, ſie hört auf Orthodoxie zu ſein, wenn ſie andere Richtungen als gleichberechtigt neben ſich dulden muß. Seit lange iſt deshalb ihr Beſtreben darauf gerichtet geweſen, die Mehrheit, die ſie als die ältere Richtung gegenwärtig unzweifelhaft noch beſitzt, zu einer dauernden Befeſtigung ihrer Herrſchaft zu benützen. In dieſem Sinne agitirte ſie für das Inſtitut der Synode, um durch dieſe eine neue Autorität in Glaubensſachen aufzurichten, der die Minderheit ſich zu fügen hätte, wenn ſie es nicht vorzöge, die Kirche zu verlaſſen. Und da dieſe ihre Beſtrebungen bisher erfolglos waren, bietet ſie wenigſtens überall da, wo ſie thatſächlich im Beſitz der Gewalt iſt, alle Mittel auf, dem Eindringen der gegneriſchen Richtung einen Riegel vorzuſchieben. So vor Allem in Paris, wo dieſe Kämpfe, die weit über Frankreich hinaus die Aufmerkſamkeit auf ſich lenkten, einen beſonders leidenſchaftlichen Charakter angenommen haben. Die Abſetzung Athanaſe Coquerels des Jüngeren, Sohns des im vorigen Jahr verſtorbenen vieljährigen Hauptes der Pariſer Liberalen, führte den Bruch des bis dahin leidlich bewahrten Friedens unter den Parteien herbei, ſie war das Signal, welches die ganze reformirte Kirche in zwei feindliche Heerlager theilte.

Mehrere Umſtände wirkten zuſammen, daß gerade in der Pariſer Gemeinde die Gegenſätze ſo feindlich aufeinanderſtießen. Paris war immer die feſte Burg der Orthodoxie geweſen, um welche ſich die vorwiegend orthodoxen Kirchen des Nordens gruppirten, während im Süden, in der alten Heimath des Hugenottenthums, die liberale Meinung vorherrſcht. Die Orthodoxie der Hauptſtadt hatte aber weniger dogmatiſche, als vielmehr weſentlich hierarchiſche Motive. Der Presbyterialrath erneuerte ſich bis zum Decret von 1852 durch Selbſtergänzung, und ſo kam es, daß die Leitung der Pariſer Gemeinde in die Hände einer Ariſtokratie gerieth, welche ſich aus Freunden und Verwandten zu recrutiren pflegte und nicht blos durch Beſetzung der Predigerſtellen die Orthodoxie aufrecht erhielt, ſondern durch das Diaconat, dem die Armenpflege obliegt, eine eigentliche Herrſchaft in der Gemeinde ausübte. Es war dies eine Gruppe von Männern, welche unter Louis Philipp eine hervorragende Stelle theils als Staatsmänner theils als Finanzmänner geſpielt hatten und in Guizot ihr geiſtiges Haupt verehrten. Die Orthodoxie angreifen hieß alſo vor Allem das Monopol der Kirchenleitung gefährden, das in dieſen Händen lag. Kein Zweifel, daß es den Herren Deleſſert, André, Mallet u. ſ. w. um die Reinhaltung des Glaubens zu thun war, aber noch mehr war ihnen darum zu thun, die ſüße Ge-

walt zu behaupten, an deren Beſitz ſie ſich gewöhnt hatten. Der Kampf gegen die Orthodoxie war hier alſo zugleich der Kampf gegen eine wohlbefeſtigte Hierarchie.

Dieſes Verhältniß erſchwerte den Kampf und machte erklärlich, warum auch das Decret von 1852, das die allgemeinen Wahlen einführte, nur langſam ſeine Wirkungen äußerte. Dazu kommt, daß die erſten Wahlen in eine Zeit der allgemeinen Reaction fielen. Wie das politiſche Stimmrecht nur die Folge hatte, eine ergebene Mehrheit in den geſetzgebenden Körper zu ſenden, ſo bewährte ſich auch das Stimmrecht, das den Proteſtanten eingeräumt wurde, in dieſer Zeit als eine Stütze des Conſervatismus. In Paris wurden einfach die ſeitherigen Mitglieder des Presbyterialraths gewählt, das allgemeine Stimmrecht beſtätigte ſie, und ebenſo fielen die folgenden Wahlen zu Gunſten des Presbyterialraths aus. Doch ließ ſich ein ſtetiges, wenn auch langſames Anwachſen der Oppoſition, eine ſtetige Abnahme der Mehrheit bemerken. Wie ſich im politiſchen Leben der öffentliche Geiſt langſam wieder aufrichtete, ſo bildeten jene Wahlen einen Gradmeſſer für die Erweckung des Geiſtes der Initiative und des Fortſchritts innerhalb der proteſtantiſchen Kirche. Der gleichzeitige Aufſchwung der theologiſchen Wiſſenſchaft förderte mächtig, und außerhalb Paris hatte die liberale Meinung allmälig immer mehr Erfolge aufzuweiſen.

Für die Liberalen in der Hauptſtadt lag darin ein mächtiger Antrieb, ihrem Presbyterialrath, der ſich nicht ungern eine Autorität über die ganze reformirte Kirche angemaßt hätte, energiſcher auf den Leib zu rücken. Im Jahre 1860 wurde die Union protestante liberale gegründet, eine Vereinigung, deren Zweck war, „die religiöſe Bewegung unter den Proteſtanten in Frankreich zu unterſtützen, die fortſchreitende Entwickelung der chriſtlichen Wahrheit zu fördern, und die freie Glaubensäußerung im Schooß der nationalen Kirche zu ſichern.“ In ihrer Ankündigung berief ſich die Union auf das reformatoriſche Princip, daß der Glaube vor Allem frei und perſönlich ſein müſſe, daß Jeder das Recht habe, im Gewiſſen und in der Bibel zu ſuchen, was er glauben ſolle, daß das Weſen der Religion nicht in dieſen oder jenen Lehrmeinungen, ſondern in Gefühl und Leben beſtehe. Ein Verein alſo denkender Proteſtanten ſei die Union, aber ſie ſei bereit, auch mit denen ſich zu verbinden, welche anders denken, vorausgeſetzt, daß ſie im Princip und in den Folgen die Toleranz für verſchiedene Lehrmeinungen auf dem gemeinſamen Boden der Freiheit, des Gewiſſens und der chriſtlichen Liebe zulaſſen. In dieſem Sinne wollten ſie durch Publicationen, durch die Zeitſchrift „le protestant liberal“ und durch einen jährlichen Almanach wirken. Die Union hatte ihren Sitz zu Paris, wo ein Ausſchuß von 18 Laien die Geſchäfte leitete.

Der Hauptzweck der Union war, die Hierarchie des Presbyterialraths zu stürzen und zu diesem Behufe durch Belehrung und Aufklärung der Wähler auf die Wahlen einzuwirken. Von diesem Augenblick an fühlte sich der Presbyterialrath bedroht, bei den Wahlen im Januar 1861 geboten die Liberalen bereits über ein volles Drittel der abgegebenen Stimmen, es galt darum strenger als zuvor die Zügel anzuziehen. Die Union war zwar von Laien gegründet und geleitet, auch ihre Publicationen waren von Laien geschrieben, allein es liegt auf der Hand, daß die Wirksamkeit liberaler Prediger jene Bestrebungen am meisten unterstützen mußte. Es galt also, das Eindringen liberaler Prediger um jeden Preis zu verhindern, solche, die schon vorhanden waren, wo möglich zu entfernen. Letzteres war nun zwar bei den älteren Pfarrern, Coquerel Vater und Martin-Paschoud nicht mehr möglich, aber es war möglich, die Söhne Coquerels von der Kanzel auszuschließen, Athanase, dem älteren derselben, die Suffraganstelle, die er bei Martin-Paschoud bekleidete und die alle drei Jahre neu bestätigt werden mußte, zu entziehen, und Etienne, den jüngeren, der Aumonier an einem Gymnasium war, gar nicht zuzulassen. Ende 1863 wurde der Vorschlag von Coquerel dem Vater, den jungen Valés zum Suffragan zu nehmen, vom Presbyterialrath abschlägig beschieden; es war dies das Vorspiel dessen, was bald darauf gegen A. Coquerel, Sohn, geschah.

In solchen Fällen pflegt es selten ohne sehr menschliche Motive zuzugehen, sie waren auch hier in reichem Maß vorhanden und man darf sie zur Erklärung des Geschehenen nicht übergehen. Die Gegnerschaft der im Presbyterialrath thronenden Olympier gegen die Coquerel datirt aus früherer Zeit. Coquerel, der Vater, war der einzige gewesen, der im Consistorium der geschlossenen Majorität mit einer selbständigen Ueberzeugung gegenüberstand und ihr durch einen fortgesetzten kleinen Krieg unbequem wurde. Diese Animosität gegen den Vater trug sich ganz von selbst auch auf die Söhne über, um so mehr, als Athanase sich rasch einen starken Anhang und eine ausgebreitete Wirksamkeit erwarb. Athanase Coquerel, Sohn, war, nachdem er seine Studien in Genf absolvirt, von 1843—1848 Suffragangeistlicher in Nîmes, 1848 Aumonier an einem der Pariser Lyceen; im Jahre 1850 wurde er zum Suffragangeistlichen des leidenden Pfarrers Martin-Paschoud, der 1836 zum letzten Male als liberaler Geistlicher an der Pariser Gemeinde angestellt worden war, ernannt, und in dieser Eigenschaft nahm er bald eine ganz exceptionelle Stellung ein. Obwohl nur Hilfsgeistlicher, hatte er in kurzer Zeit die vollsten Kirchen, das ausgebreiteste Seelsorgeramt. Eine ungewöhnliche Rednergabe, vielseitige Bildung, der Eifer, mit dem er sich allen kirchlichen Obliegenheiten, allen gemeinnützigen Zwecken widmete, erwarben ihm ein allgemeines Vertrauen. Mit seinem Bruder Etienne, der sich be-

ſonders als gewandter, allzeit ſchlagfertiger Polemiker erwies, gab er das Journal „Lien“ heraus, das einen geiſtvollen Kampf gegen die Orthodoxie führte und heute noch das angeſehenſte Organ des liberalen Proteſtantismus iſt. Dabei fand er noch Zeit für eine ausgebreitete literariſche Thätigkeit. Von ſeinen äſthetiſchen Studien legten ſeine Briefe über die ſchönen Künſte in Italien vom Standpunkte des religiöſen Lebens (1857), von ſeinen geſchichtlichen Forſchungen der erſte Band einer Geſchichte der reformirten Kirche von Paris (1862), eine Lebensbeſchreibung von J. Calas und ſeiner Familie und einige kleine Monographien Zeugniß ab. Der Kaiſer hatte ihn, den Hilfsgeiſtlichen, mit dem Kreuz der Ehrenlegion ausgezeichnet, was ſeinen Collegen gleichfalls ein Dorn im Auge war. Kurz, man darf es ſagen, und es iſt in öffentlicher Verſammlung ausgeſprochen worden: es war der Neid, der die Oppoſition gegen ihn ſchärfte und zum Haſſe ſteigerte.

Aber es kam darauf an, greifbarere Gründe aufzufinden, um das Vorgehen gegen ihn zu beſchönigen, es galt, eine paſſende Zeit und Gelegenheit abzuwarten. Dieſe ſchienen gekommen, als das Leben Jeſu von Renan veröffentlicht wurde und deſſen unglaubliche Popularität die Orthodoxie beider Lager erſchütterte. Die Katholiken halfen ſich durch Hirtenbriefe, Pamphlete, durch den Index. Den Reformirten ſtand kein Index zu Gebot, aber ſie zögerten nicht, jetzt eine Maßregel durchzuſetzen, zu der ſie ſchon längſt entſchloſſen waren. Viermal war von drei zu drei Jahren die Suffraganſtelle A. Coquerels ohne Widerſpruch erneuert worden; 1861 wurde ſie ihm, dem bereits Verdächtigen, nur auf zwei Jahre erneuert; im November 1863 ſchlug Martin-Paſchoud abermals vor, die Suffraganſtelle, und zwar diesmal definitiv, ſeinem bisherigen Hilfsgeiſtlichen zu übertragen.

Der Presbyterialrath übergab die Sache einer Commiſſion von drei Geiſtlichen und vier Aelteſten, welche einen der einſeitigſten Fanatiker, Mettetal, Diviſionschef auf der Polizeipräfectur, zu ihrem Berichterſtatter wählte. Der Bericht, der in der Sitzung vom 5. Februar 1864 verleſen wurde, enthielt, ohne zu einem Schluß zu kommen, eine Reihe von Beſchwerden gegen Coquerel. Die Debatte wurde auf die Sitzung vom 19. Februar vertagt, in welcher Coquerel ſelbſt erſchien, ſich mit Würde gegen die Anſchuldigungen vertheidigte und ſich offen zu den angezogenen Stellen bekannte, die man gegen ihn zuſammengeleſen hatte. Die Entſcheidung ſelbſt wurde in der Sitzung vom 26. Februar gefällt. Mit 12 Stimmen gegen 3 wurde der Antrag Martin-Paſchouds verworfen und ſomit die Nichtbeſtätigung Coquerels ausgeſprochen. Die drei Stimmen gehörten Coquerel dem Vater, dem Pfarrer Montandon, der dogmatiſch ganz orthodox, in kirchlichen Fragen jedoch tolerant und freiſinnig iſt, und einem der Aelteſten.

Welches waren die Anklagen gegen A. Coquerel? In doppelter Hin-

Digitized by Google

ſicht, hieß es, habe ſich Coquerel eine Verfehlung zu Schulden kommen laſſen, gegenüber den Glaubenslehren der Kirche und gegenüber den Rechten des Presbyterialraths. In erſterer Beziehung wurden zunächſt fünf Stellen aus Artikeln des „Lien“ ausgezogen, wonach der Angeſchuldigte z. B. geäußert hatte, daß er die Fragen der Dreieinigkeit, der Erbſünde, der Verſöhnung, der Inſpiration, der Autorität der Schrift und anderer ſogenannter Fundamentaldogmen nicht blos ein wenig, ſondern ganz anders verſtehe als die Orthodoxen. Ueber die übernatürliche Geburt Jeſu hatte er ſich zweifelnd ausgeſprochen und ſie für einen Punct von untergeordneter Wichtigkeit erklärt, auch gegen die Anbetung Jeſu, die nur Gott gebühre, ſich erklärt. Er hatte davon geredet, daß das Evangelium, die erhabenſte Geſchichte, zugleich Spuren der Legende zeige, neben ewig Wahrem zugleich das Gepräge der Irrthümer der Zeit trage, in der es entſtanden; endlich war in einer Stelle angeführt, daß die göttliche Autorität nicht im Buchſtaben und nicht in den Denkmälern des Judenthums und Chriſtenthums wohne, ſondern daß der göttliche Geiſt frei, machtvoll und ganz unabhängig vom Buchſtaben in den Herzen wirkſam ſei. Das war Alles, was aus ſämmtlichen Jahrgängen des „Lien“ von dem Berichterſtatter Ketzeriſches aufgeſpürt und zuſammengetragen werden konnte.

Aber weiter. Im Auguſt 1863 hatte Coquerel eine eingehende Kritik von Renans Leben Jeſu im „Lien“ veröffentlicht. Sie war in Form von Briefen an Renan ſelbſt geſchrieben und trug die Aufſchrift: „Lieber gelehrter Freund!“ Das war das erſte Verbrechen. Schon dieſe Anrede bot Anlaß zu einer Rüge, deren gehäſſiger Charakter erſt dann in ſeinem vollen Licht erſcheint, wenn man die perſönlichen Beziehungen der Familie Coquerel zu den Familien Ary Scheffer und Renan kennt. Aber auch in der Kritik ſelbſt wurden die von dem Verfaſſer gemachten Ausſtellungen und Einwendungen für ungenügend, die dem Buch geſpendeten Lobſprüche für anſtößig erklärt. Die Coquerel'ſche Kritik iſt durch Ueberſetzung auch in Süddeutſchland bekannt*) geworden, es genügt daher, darauf zu verweiſen. Man weiß, daß ſie ſich — allerdings in maßvollſter Form — vom Standpunct des poſitiven Chriſtenthums aus durchgängig gegen Renan erklärt und die Ausſtellungen des Gelehrten überall an den Thatſachen des chriſtlichen Bewußtſeins mißt. Sie ging nicht über das hinaus, was man ſelbſt auf deutſchen Kirchentagen hören konnte, wie denn überhaupt Coquerel zu den gemäßigtſten Anhängern der neuen Schule gehört. Weiter wurde ihm vorgeworfen ein Artikel im „Lien“, worin von eben dieſer neuen Schule und ihren wiſſenſchaftlichen Verdienſten mit zu großem Lobe geredet und der Standpunct von Renan, Pécaut, Scherer als eine zu weitgehende aber begreifliche Reaction gegen das Chriſtenthum der

*) Zwei franzöſiſche Stimmen über Renans Leben Jeſu (Regensburg 1864).

Genfer und eines Adolf Monod erklärt war. Dies waren die Sünden wider den christlichen Glauben.

Sehr erheblich fielen sie eben nicht ins Gewicht. Ernster mußten wohl die Versündigungn an der Autorität des Presbyterialraths sein. In der That war dem Suffragan Martin-Paschoud's vorgeworfen, daß er einen systematischen Krieg gegen diese Behörde geführt, seine Kanzel den vorgerücktesten Mitgliedern der neuen Schule eingeräumt, der liberalen Union seinen publicistischen Beistand geleistet, endlich eine Art von Privatdiaconat gegründet habe, durch das er sich einen Kreis von Anhängern über seine Gemeinde hinaus verschaffe. In seiner Vertheidigungsrede konnte Coquerel mit Recht entgegnen, nicht gegen eine Behörde, sondern gegen eine Parteimeinung, nicht gegen eine bestehende Autorität, sondern gegen deren Zusammensetzung habe er gekämpft; wenn er Colani von Straßburg und Réville von Rotterdam, angestellte Geistliche, auf seine Kanzel habe steigen lassen, so sei dies ein Recht und ein Gebrauch, der nie angefeindet worden sei; seltsam sei es, ihn für die Union liberale verantwortlich zu machen, die ohne seine Mitwirkung sich gebildet habe und deren Mitglied er nicht sei; endlich, was man hämisch ein Privatdiaconat nenne, sei, wie Jedermann wisse, nichts als ein Wohlthätigkeitsverein, den er unter seinen Katechumenen gestiftet habe, und der, wie alle Privatwohlthätigkeitsanstalten dazu bestimmt sei, die officiellen Anstalten zu unterstützen und dem Diaconat eine sehr erlaubte Concurrenz zu machen. Den Nerv der Sache aber, um die es sich handelte, traf Coquerel am Schlusse seiner Rede, wenn er sagte: mit Befremden habe er Eins im Bericht der Commission vermißt, nämlich daß derselbe mit keinem Wort weder die geistlichen Bedürfnisse, noch die Gewissensrechte berücksichtigt habe. Die Commission habe sich nur an Einen Punct der vorliegenden Fragen und nicht den wichtigsten und christlichsten gehalten; sie habe vergessen, daß die Regierenden für die Regierten da seien und in einer Kirche die Bedürfnisse der Seelen und Gewissen dasjenige seien, worauf Alles ankomme. Was ich verlange, fuhr er fort, ist dies: Eine große Anzahl von Seelen, deren Leitung Sie mir übertragen und mehrfach bestätigt haben, wünscht mich als ihren Pfarrer zu behalten; sie haben die Ueberzeugung, daß mein Amt von oben gesegnet und ihnen förderlich sei, sie wünschen, daß ich den religiösen Unterricht ihrer Kinder, den ich angefangen, fortsetze. Diese Seelen glauben sich in der Ausübung eines ihrer kostbarsten Rechte verkürzt und in der Erfüllung einer ihrer heiligsten Pflichten beeinträchtigt, wenn Sie mein Seelsorgeramt vernichten. In ihrem Namen also verlange ich vom Presbyterialrath, daß er mich von Neuem bestätige als Suffragan des Pfarrers Martin-Paschoud.

Damit war die Sache ganz richtig formulirt. Von liberaler Seite wurde verlangt, daß eine Meinung, eine Minorität allerdings, die aber schon

damals ein Drittel ausmachte, ihren Vertreter habe, daß der Wunsch und das Bedürfniß eines großen Theiles der Gemeinde nach einem Prediger ihrer Wahl, der dazu in einer Reihe von Jahren sich bewährt und ihr Vertrauen in steigendem Maß gewonnen hatte, erfüllt werde. Aber für dieses Bedürfniß der Gemeinde hatte die ausgetrocknete Orthodoxie der Machthaber keinen Sinn. Was war ihr das Bedürfniß der Seelen? Ihr kam es auf den Ausschluß einer Richtung an, welche, wenn sie noch weiter um sich griff, den Bestand ihrer Herrschaft erschütterte. Die Anklage auf Ketzerei war offenbar aufs schwächste motivirt und mit Recht konnte Coquerel seinen Anklägern ins Gesicht sagen, daß vor der Confession von Rochelle sie so wenig bestünden wie er, ja daß auch die Sätze des apostolischen Glaubensbekenntnisses in unseren Tagen Niemand wörtlich und ernstlich nehme. Nicht die Heterodoxie Coquerels war das Anstößige, dies war der Vorwand; ihre Herrschaft stand auf dem Spiel, daher der Haß. Später haben es die Wortführer der Orthodoxie geradezu eingestanden, daß der Bestand der liberalen Union das eigentliche Motiv des Beschlusses vom 26. Februar war und daß dieser nicht gefaßt worden wäre, wenn Coquerel die Auflösung des Vereins hätte durchsetzen wollen. Am 17. December äußerte sich Pederzet in einem Artikel der orthodoxen „Espérance" in halbofficiellem Ton dahin, der Presbyterialrath habe im Interesse seiner Selbsterhaltung so handeln müssen, er sei durch die Liberalen in seiner Zusammensetzung bedroht, und er dürfe nicht die mächtigste Waffe in der Hand seiner Gegner lassen. „Es ist niemals zu spät, die Wahrheit zu erkennen; nun die Wahrheit, hier ist sie in zwei Worten: in dem feierlichen Beschluß des Presbyterialraths hat die liberale Union die die weißen Kugeln in schwarze verwandelt. Sie trägt die Verantwortung für den Schlag, den der Presbyterialrath nur ausgeführt hat." Dies hieß wenigstens offen eingestehen, um was es sich handelte.

Man hat von liberaler Seite zuweilen auch das Recht des Presbyterialraths zu dem Schritt, den er gethan, bestreiten wollen. Offenbar mit Unrecht, die Geistlichen wählen ihre Suffragane selbst, aber die Wahl kommt als Vorschlag vor den Presbyterialrath, der sie zu genehmigen hat. Nun hat zwar das Pariser Consistorium zugegeben, daß bis jetzt nie der Fall vorkam, daß der betreffende Vorschlag eines Geistlichen zurückgewiesen wurde. Es war also wohl eine ganz ungewöhnliche Maßregel, aber die formelle Competenz läßt sich nicht anfechten. Dennoch stempelten sie die näheren Umstände zum allergehässigsten Ketzergericht unserer Zeit. Schon daß es an einer so überlegenen Persönlichkeit vollzogen wurde, machte den Erfolg peinlicher für die Sieger als für die Besiegten. Indem die Anklage zu ihrer einen Hälfte dahin ging, daß der Presbyterialrath angegriffen worden sei, erklärte dieser

ſich damit ſelbſt zum Richter in eigener Sache, und wenn, um das Gehäſſigſte von dieſer Poſition abzuwehren, zugleich mit dürftigen Mitteln eine Ketzerklage angeſtrengt wurde, ſo blieben die Orthodoxen den Nachweis ſchuldig, welches die rechtsgiltigen dogmatiſchen Normen der reformirten Kirche ſeien, gegen welche Coquerel ſich verſehlt habe. Er maßte ſich eine dogmatiſche Autorität an, die nach dem Geſetz nicht den Conſiſtorien, ſondern der factiſch nicht beſtehenden Synode zukommt. Er conſtituirte ſich als Glaubensgericht in der Abſicht, alle Pfarrer zu entfernen, die nicht zur Orthodoxie, d. h. vielmehr nicht zu der im Conſiſtorium zur Zeit dominirenden Meinung gehörten. Es war alſo eine Maßregel der Intoleranz, im Geiſt des Katholicismus, nicht des Proteſtantismus, widerſprechend dem Herkommen und Geiſt der franzöſiſchen Kirche, und eine Maßregel höchſter Unbilligkeit gegen ein volles Drittel der Kirche von Paris, das des Predigers ſeiner Wahl beraubt werden ſollte.

Am 26. Februar war das Urtheil geſprochen worden. Am 29. war es Coquerel noch vergönnt, ſich auf der Kanzel von ſeiner Gemeinde zu verabſchieden. Noch einmal riſſen ſeine bewegten Abſchiedsworte die dichtgedrängte Zuhörerſchaft hin. Unmittelbar darauf begann eine Agitation in der Gemeinde, um gegen den Spruch des Presbyterialraths zu proteſtiren. In wenigen Tagen wurde eine Adreſſe um Wiedereinſetzung Coquerels mit 5000 Unterſchriften bedeckt. Von allen Seiten erhielt er Beweiſe von Anhänglichkeit und Sympathie, Zuſchriften kamen aus allen Theilen Frankreichs, von Einzelnen, von Presbyterialräthen, von Conſiſtorien, auch aus der Schweiz, aus Holland, aus England und Amerika ſtellten ſich die Zeugniſſe verwandter Geſinnung ein. Der Presbyterialrath ſah ſich genöthigt, die Acten des Proceſſes der Oeffentlichkeit vorzulegen, worauf ſofort eine Antwort der proteſtantiſchen Union erfolgte. In der Preſſe wogte ein erbitterter Kampf zwiſchen beiden Richtungen, Broſchüren flogen hinüber und herüber.

Mitten unter dieſer Aufregung der Geiſter, die an ſich der Sache der Orthodoxie wenig förderlich war, traten im April zu Paris, im Juni zu Nimes die Paſtoralconferenzen zuſammen, freie Vereinigungen zur Beſprechung kirchlicher Angelegenheiten, wie ſie alljährlich im Frühjahr ſtattzufinden pflegten. Ihre Beſchlüſſe ſind nichts als ein motivirter Meinungsausdruck; aber ohne daß ihnen irgend welche geſetzliche Befugniſſe zuſtänden, waren ſie doch bis dahin das einzige ſichtbare Band, welches die reformirte Kirche Frankreichs vereinigte, und gewiſſermaßen ein Erſatz für die Synode, ohne die Autorität der Synode, ein getreuer Spiegel der augenblicklich vorherrſchenden, auf gemeinſamer Tribüne ſich meſſenden Richtungen. Beiden Conferenzen ſah man in dieſem Jahre mit ungewöhnlicher Spannung entgegen, und beide waren

zahlreicher beſucht als je. Zwar wußte man im voraus, daß zu Paris die Orthodoxen, auf der Nimer Conferenz, die vorzugsweiſe aus den Kirchen des Südens beſucht zu ſein pflegt, die Liberalen die Mehrheit beſitzen würden. Allein eben dieſes Verhältniß zeigt auch aufs klarſte, wie widerſinnig es war, wenn die eine Partei den Anſpruch auf Excluſivität erhob und der anderen das Recht der Exiſtenz innerhalb der Kirche beſtritt.

Die Theſe der Orthodoxen auf der Pariſer Conferenz war: „zu erklären, daß die reformirte Kirche Frankreichs poſitive Lehren und conſtituirte Organe, die darüber zu wachen berufen ſind, beſitzt.“ Vager konnte der Antrag nicht wohl lauten, vorſichtiger der Grundgedanke, daß die Orthodoxie berechtigt ſei, was nicht zu ihr gehöre, aus der Kirche auszuſchließen, nicht verdeckt werden. Die begründenden Reden der Orthodoxen hielten ſich gleichfalls ſehr allgemein. Man vermied eine genaue Definition jener poſitiven Lehren, offenbar, um die Nüancen zu verbergen, in welche die Orthodoxie ſelbſt ſich ſpaltet. Und doch wurden eben dieſe nicht präciſirten und definirten Dogmen zum Schiboleth gemacht, um diejenigen, welche man für richtige Proteſtanten erklärte, von den übrigen ſcharf zu trennen. Dieſe ſpecielle Aufgabe hatte Guizot, das greiſe Haupt der Orthodoxen, übernommen. Er zählte in der Weiſe eines päpſtlichen Syllabus die hauptſächlichſten Negationen auf, welche in unſerer Zeit die Kirche bedrohen, und reſümirte dagegen in einer Erklärung die hauptſächlichſten Glaubensartikel, zu der ſich ſeine Freunde bekennen. „Wir haben vollen Glauben an die übernatürliche Thätigkeit Gottes in der Regierung der Welt, an die göttliche und übernatürliche Eingebung der heiligen Schrift, wie an ihre ſouveraine Autorität in religiöſen Dingen, an die ewige Göttlichkeit und die übernatürliche Geburt, wie an die Auferſtehung unſeres Herrn Jeſus Chriſtus, der Gottmenſch, Erlöſer und Heiland der Menſchen iſt; wir ſind überzeugt, daß dieſe Fundamente der chriſtlichen Religion auch die Fundamente der reformirten Kirche ſind, welche ſie poſitiv als ſolche anerkannt hat.“ Alſo eine ſubjective Auswahl von Dogmen, deren Einheit einzig der Begriff des Uebernatürlichen war, von Dogmen überdies, welche als allen chriſtlichen Bekenntniſſen gemeinſam erklärt wurden — man muß geſtehen, daß eine ſolche Orthodoxie wenig zuverſichtlich auftrat. Die Gegenerklärung der Liberalen ging davon aus, daß die Glaubensbekenntniſſe ſtets nur ein Element der Zwietracht geweſen und daß die beiden religiöſen Tendenzen, die man Orthodoxie und Liberalismus nennt, herkömmlich im franzöſiſchen Proteſtantismus ſeien, und verlangte auf Grund hiervon Anerkennung der Einheit der reformirten Kirche auf der doppelten Grundlage des Evangeliums und der Freiheit der Gewiſſen. Sie verlangte Toleranz für beide Richtungen, aber die Intoleranz trug den Sieg davon. Die von Guizot beantragte Erklärung wurde angenommen und damit freilich nichts

anderes conſtatirt, als daß die Kirchen im Norden von Frankreich vorherrſchend orthodox ſind.

Auf der Nimer Conferenz bildeten die Orthodoxen, obwohl ſie alle Kräfte aufgeboten hatten, nur ein Drittel der anweſenden zahlreichen Mitglieder. Gegenſtand der Tagesordnung war das apoſtoliſche Glaubensbekenntniß, über welches der im Jahre zuvor zum Berichterſtatter ernannte Pfarrer Viguié von Nimes eine geſchichtliche Abhandlung vortrug. Dieſe Abhandlung, welche ſich namentlich über die Entſtehung des Symbols verbreitete, war natürlich nicht geeignet, Anhänger für den Antrag zu werben, welchen die Orthodoxen ſtellten, nämlich die förmliche Zuſtimmung zu dieſem Symbol zu erklären. Dagegen traten die Liberalen, nachdem die Tagesordnung erledigt war, mit einer Anſprache an die Gläubigen der reformirten Kirche in Frankreich hervor, welche beſtimmt war, zu verſöhnen und zu beruhigen, aber auf dem Boden der gleichmäßigen Duldung beider Richtungen. Wir heben aus dieſer Anſprache, welche faſt der claſſiſche Ausdruck für die Meinung der Liberalen geworden iſt, nur den einen Satz heraus: „Beſeelt vom Geiſt der Liebe, wie er Jüngern Chriſti ziemt, ſuchen wir vor Allem nicht das, was trennt, ſondern das, was einigt. Wir reichen uns die Hand trotz der Verſchiedenheit unſerer theologiſchen Anſichten, und dieſe Verſchiedenheit ſelbſt wird unter uns ein Element der Thätigkeit, des Fortſchritts und Lebens ſein. Wir wollen Niemand ausſchließen, wir ſind glücklich, in derſelben Kirche zu leben mit allen denen, welche unſeren Herrn Jeſus Chriſtus reinen Herzens lieben und welche die beiden großen Grundſätze des Proteſtantismus annehmen: das Evangelium und die Freiheit.“ Dieſe Adreſſe wurde von 109 Geiſtlichen unterzeichnet. Die Orthodoxen hatten vor deren Verleſung geräuſchvoll den Saal verlaſſen und unterzeichneten mit den ihnen anhängenden Laien eine Gegenerklärung. Die beſte Legitimation des liberalen Proteſtantismus waren die beredten Kanzelvorträge, welche in den Tagen der Conferenz Athanaſe Coquerel, Sohn, und der junge feurige Pfarrer Peliſſier von Bordeaux vor dicht gedrängten Bänken hielten. So ſtand alſo Nimes gegen Paris, der Süden gegen den Norden, die Liberalen gegen die Orthodoxen; die Spaltung in zwei ſcharf geſchiedene Heerlager war vollendet.

Gleich nach der Nimer Conferenz beſchloſſen die Orthodoxen, künftig daſelbſt ſeparate Conferenzen zu halten; in der Minderheit zu ſein, war ihnen unerträglich. Auch ſonſt mehrten ſich die Symptome eines verſchärften Gegenſatzes. In Paris blieb die Suffraganſtelle des Pfarrers Martin-Paſchoud unbeſetzt. Dieſer machte von ſeinem Recht der Initiative keinen anderen Gebrauch, als daß er immer Coquerel vorſchlug, ein Vorſchlag, den ebenſo regelmäßig der Presbyterialrath zurückwies. Der kranke Mann war dadurch genöthigt, ſelber wieder die Kanzel zu beſteigen, und wenn er, da das Pre-

digen wirklich seine Kräfte überstieg, sich zeitweilig nach einer Hülfe umsah, die er selbstverständlich nicht im orthodoxen Lager suchte, so gab das dem Consistorium neuen Anlaß zu kleinlichen Chicanen. Der Zustand schien unerträglich und bereits ließ das Consistorium Drohungen fallen, daß es sich zu eigenmächtiger Abhilfe genöthigt sehen werde. Im December erneuerte sich auch die Unduldsamkeit gegen Athanase Coquerel, Vater, indem man ihm den gewählten Suffragan, Pfarrer Rives, verweigerte.

So fehlte es der kirchlichen Presse auf beiden Seiten nicht an reichem Stoff der Polemik, als im Januar 1865 die Zeit der Neuwahlen der Presbyterialräthe heranrückte. Gespannt sah man der Entscheidung in Paris entgegen. Denn während an den anderen Orten die Minderheit sich fast ohne Anstand der Mehrheit unterordnete, ob diese den Liberalen oder den Orthodoxen gehörte, hatte die Wahl in Paris eine principielle Bedeutung. Siegten die Liberalen, so war die Bestätigung der Wahl Coquerel's vorauszusehen, der Hauptanlaß des Streits war beseitigt, der Kirche der Frieden wiedergegeben; die Parität beider Richtungen innerhalb des Protestantismus anerkannt. Umgekehrt, wenn die Orthodoxen abermals siegten, dauerte der Streit, der die ganze Kirche in Athem hielt, ungelöst fort, zum mindesten bis zu den nächsten Wahlen. „Die Frage ist die", schrieb Etienne Coquerel im „Lien" (11. Januar), „wird man frei sein im Schooß der Kirche oder wird man Sclave sein in der Kirche und frei nur unter der Bedingung, aus ihr auszutreten? Besteht die christliche Freiheit darin, jede Meinung in ein geschlossenes, intolerantes, enges Kirchlein einzupferchen, oder alle verschiedenen Meinungen, die sich aufs Evangelium berufen, in einer weiten Kirche zu vereinigen, wo wie in der ersten Kirche, der Kirche Jesu und der Apostel, die dogmatischen Unterschiede beherrscht sind von der Macht des religiösen Gefühls und der christlichen Liebe?" Und ein anderesmal: „Wenn die liberale Meinung siegt, so ist gewiß, daß der Friede wieder gekräftigt wird und die Zukunft sich ruhiger anläßt, und dies einfach, weil die Liberalen keinen der Ansprüche erheben, welche die orthodoxe Partei nicht mehr verhehlt. Wollen wir die orthodoxen Priester aus ihren Gemeinden vertreiben? Machen wir den Anspruch, allein die Wahrheit, allein das Recht auf die Kirche zu besitzen? Jedermann weiß, daß das Gegentheil der Fall ist. Wir haben jederzeit ihnen das gleiche Recht, wie uns, zugesprochen, in der Kirche zu bleiben, und wie wir vertreten zu sein in den kirchlichen Körperschaften und unter den Laien, welche unsere Presbyterialräthe und Consistorien bilden."

Von beiden Seiten wurden die größten Wahlanstrengungen gemacht. Aber außer den geistigen Mitteln der Presse standen den Orthodoxen noch die Mittel der kirchlichen Disciplin zu Gebot. Schon im Juli 1863 hatte das weise vorsorgende Consistorium ein willkürliches Reglement für die Bil-

Digitized by Google

dung der Wahllisten erlassen, wodurch dieser Behörde ein ungebührlicher Einfluß eingeräumt und viele Wähler ausgeschlossen wurden, und gegen welches die Liberalen vergebens protestirten. Außerdem stand dem Presbyterialrath die Hilfe der Diaconen mit ihrem Einfluß auf die niederen unterstützungsbedürftigen Classen zu Gebot, der Evangelisten, jener officiellen Laiengeistlichen, die, dem Dienst irgend eines Predigers beigegeben, die Häuser der Armen zu erbaulichen Zwecken besuchen, der Lehrer u. s. w. Besuche wurden nicht gespart, Damen aus den höchsten Ständen waren in Bewegung. Außer den Mahnungen von der Kanzel wurden die Wähler von den Pfarrern zu besonderen Versammlungen zusammen berufen. Am Vorabend der Wahl erschien eine Adresse des Presbyterialraths an die Gläubigen, welche die Religion in Gefahr erklärte: „Es handelt sich darum Christen zu bleiben oder es nicht mehr zu sein."

Diese Mittel wirkten. Der Sieg blieb den Orthodoxen, aber mit einer so kleinen Mehrheit, daß man sie eine zufällige nennen durfte. Der siegreiche Candidat der Orthodoxen, der bei 2630 Abstimmenden die meisten Stimmen erhielt, hatte nur 31 Stimmen mehr als der erste Candidat der Liberalen. Hatten die Liberalen drei Jahre zuvor ein Drittel der Stimmen gehabt, so zeigte die Neuwahl, daß sie jetzt nahezu die Hälfte der Stimmberechtigten bildeten. Nicht minder charakteristisch war, daß Guizot, das eigentliche Haupt der Orthodoxen, der Verfasser jener Blumenlese orthodoxer Sätze, welche das Schiboleth der Partei waren, unterlag und erst in einer zweiten Wahl mit einer Mehrheit von nur 9 Stimmen über den liberalen Candidaten gewählt wurde.

Die Wahlen hatten also festgestellt, daß die Kirche von Paris in zwei annähernd gleiche Hälften zerfiel. Die einfache Billigkeit schien daraus die Lehre ziehen zu müssen, daß unter diesen Umständen keinem Theil das Recht zukomme den anderen auszuschließen. Man konnte nicht mehr von einer turbulenten Minderheit reden, welche die Kirche durch ihre Forderungen beunruhige, man konnte überhaupt nicht mehr von Mehrheit und Minderheit reden, und die numerische Gleichheit schien auch die Gleichheit der Rechte zu verlangen. War für die orthodoxe Hälfte durch Prediger und Seelsorger ihrer Farbe ausreichend gesorgt, so schienen auch die Liberalen im Recht, wenn sie eine Befriedigung *ihrer* religiösen Bedürfnisse und eine verhältnißmäßige Vertretung im Kirchenregiment beanspruchten. Mehr wollten die Liberalen gar nicht und ihr Verlangen schien um so berechtigter, als ihre Meinung seit Jahren offenbar in steter Zunahme begriffen war. Aber die Orthodoxie hätte nicht müssen Orthodoxie sein, wenn sie diese Folgerung aus der Thatsache gezogen hätte. Sie entnahm sich die entgegengesetzte Lehre. Indem sie sich die Gewalt unabwendbar entschlüpfen fühlte, war sie ent-

ſchloſſen, wenigſtens die Zeit, die ihr der precäre Sieg gelaſſen, möglichſt auszubeuten. Drei Wochen nach der Wahl wurde Martins wiederholtes Geſuch abermals zurückgewieſen. Das Syſtem der Excluſivität ſollte vollendet, die Diſſentirenden unterdrückt oder zum Austritt genöthigt werden. Unter einem Dutzend Prediger in Paris waren noch zwei Liberale, Coquerel der Vater und Martin-Paſchoud, beide waren alt, man verweigerte ihnen liberale Amtsverweſer zu beſtellen, man wartete nur auf ihren Abgang, um dieſe gleichfalls durch Orthodoxe zu erſetzen. Oder nein, man wartete nicht einmal darauf, ſondern man erklärte dem Pfarrer Martin am 12. Mai 1865, wenn er nicht binnen zwei Monaten einen neuen Vicar annehme, werde der Presbyterialrath gegen ihn einſchreiten.

Am folgenden Tage erwiederte Martin, daß er nicht beabſichtige, einen anderen Suffragan vorzuſchlagen und daß er inzwiſchen die Functionen ſeines Amts ſelbſt fortführen werde. Nach ſechs Monaten, am 20. October, hielt der Presbyterialrath wieder eine Sitzung, worin er erklärte, daß zwiſchen ihm und dem Pfarrer Martin ein Conflict beſtehe, der vor die höhere Behörde, das Conſiſtorium, zu bringen ſei. Dies hieß nun nichts anderes, als ſich zum Richter in eigener Perſon machen. Denn das Pariſer Conſiſtorium beſteht aus 32 Mitgliedern, nämlich den 21 Mitgliedern des Presbyterialraths und den 12 Pfarrern und Laienvertretern der anderen zum Conſiſtorialbezirk gehörigen Gemeinden. Die höhere Autorität des Conſiſtoriums iſt alſo in dieſem Fall eine reine Fiction, der Presbyterialrath von Paris beherrſcht jederzeit das Conſiſtorium. In derſelben Sitzung ſetzte der Presbyterialrath ſein intolerantes Verfahren gegen Ath. Coquerel Vater fort. Der dritte Geiſtliche, den dieſer als ſeinen Suffragan vorſchlug, Pfarrer Vezès, wurde ihm ebenſo verweigert, wie früher die Pfarrer Valès und Rives, zum deutlichen Beweis, daß dieſe Behörde entſchloſſen war, jedem liberalen Geiſtlichen fortan die Kanzeln von Paris zu verſchließen, ja die betagten liberalen Pfarrer zum Rücktritt zu nöthigen. Das Conſiſtorium fühlte ſich ſtark genug, dieſe Maßregel bald gegen Martin direct anzuwenden. Im November ſetzte es eine eigene Commiſſion ein, in welcher ſich Guizot befand, und welche die Aufgabe hatte, ſich mit Martin ins Benehmen zu ſetzen und je nach dem Erfolg Vorſchläge zu machen. Im December verſammelte ſich die Commiſſion, und da Martin gegen das ganze Verfahren proteſtirte und in ſeinen Entſchlüſſen verharrte, trug ſie am 5. Januar 1866 auf die Amtsentſetzung Martin-Paſchoud's an, die vom Conſiſtorium ſofort genehmigt wurde. Am 12. Januar ſollte die Neuwahl vorgenommen werden.

Diesmal war nun doch der Bogen überſpannt, der Fanatismus hatte über die gewöhnlichſte Klugheitsrückſicht geſiegt. Jetzt handelte es ſich nicht

mehr um ein moraliſches Unrecht, wie es A. Coquerel geſchehen, ſondern um eine Uebertretung des Geſetzes, welches ausdrücklich die Unabſetzbarkeit der Geiſtlichen garantirt. Sofort ſetzte eine Anzahl Geiſtlicher einen Proteſt auf, der in wenigen Tagen die Zuſtimmung von über 200 Amtsbrüdern in ganz Frankreich erhielt. Selbſt aus dem orthodoxen Lager erfolgten Zuſchriften, aus welchen zum Theil in ſehr energiſcher Weiſe die beleidigte Würde des Standes ſprach. Ganze Conſiſtorien ſchloſſen ſich dem Proteſt an. Auch die lutheriſche Kirche, die ſoeben durch die Ernennung T. Colani's zum Profeſſor der practiſchen Theologie an der Facultät und zum Profeſſor der Philoſophie am Seminar zu Straßburg in eine ähnliche, durch die freiſinnige Entſcheidung des Kaiſers wieder beſchwichtigte Bewegung verſetzt worden war, blieb nicht zurück. Eine Proteſtation von Straßburg trug die Unterſchriften von Colani, Reuß, Schmidt, Bruch, Baum und vielen anderen Profeſſoren und Geiſtlichen. Zum Theil wurden dieſe Proteſte direct an den Cultusminiſter Baroche gerichtet, der gleich auf die erſte Mittheilung von Martin ſein Urtheil über die Illegalität des Acts fällte. Nach dem Geſetz können die Functionen eines Pfarrers nur aufhören durch den Tod, durch freiwilligen Rücktritt, oder durch die von der Staatsbehörde ausgeſprochene Abſetzung. Der Act des Conſiſtoriums, ſagte der Miniſter, ſei alſo eine Umgehung der Mitwirkung der Staatsgewalt bei der Entfernung eines Pfarrers, und er betrachte Martin nach wie vor als mit ſeinen Functionen bekleidet. Dadurch war die Maßregel des Conſiſtoriums als ungeſetzlich ſuspendirt, die beabſichtigte Neuwahl konnte nicht ſtattfinden, Martin blieb im Amte. Obwohl ſeine körperliche Untüchtigkeit notoriſch war, hielt er es für ſeine Pflicht auszuharren, um ſeine Stelle einem liberalen Geiſtlichen offen zu halten. Für die Regierung aber konnte die im Geſetz nicht vorgeſehene körperliche Untüchtigkeit kein Grund für die Abſetzung Martins ſein, ſie hätte denn in dieſem Fall Partei für die orthodoxe Meinung genommen, ein Eingriff in die häuslichen Händel der theologiſchen Parteien, den die Regierung bisher ſorgfältig vermieden hat.

Der Miniſter rechnete ohne Zweifel darauf, daß der für ihn peinlich zu entſcheidende Conflict doch noch eine Löſung innerhalb der Gemeinde ſelbſt finden werde. Allein daran war bei der ſteigenden Erbitterung und gleichen Hartnäckigkeit beider Theile nicht zu denken. Von orthodoxer Seite war man ſo wenig zum Nachgeben bereit, daß vielmehr beſchloſſen wurde, auch das ſchwache Band, welches bisher noch die gemeinſchaftlichen Conferenzen für beide Theile gebildet hatten, entzwei zu reißen, wie es bereits für die Conferenzen im Garddepartement gelöſt worden war. Als im April 1866 die Pariſer Conferenzen eröffnet wurden, brachten die Orthodoxen den Zuſatz zum Reglement ein, daß die Conferenzen als Grundlage ihrer Berathungen

die souveraine Autorität der Schrift in Glaubenssachen und das apostolische Symbol als Resumé der darin enthaltenen wunderhaften Thatsachen anerkenne. Um die Discussion zu vermeiden, sprach die Conferenz ihre Auflösung aus, worauf die Mehrheit sich sofort auf Grundlage dieses Programms als Conferenz constituirte. Die Liberalen, nicht Willens, sich dem Glaubensjoch einer Mehrheit zu unterwerfen, die jedes Jahr wechseln kann, waren genöthigt, ihre Berathungen von da an gesondert zu halten.

Man hat zuweilen von radicaler Seite den Liberalen den Rath gegeben, um allen Plackereien der Orthodoxen zu entgehen, die Kirche zu verlassen und sich auf dem Grundsatz der Freiheit der Kulte als eigene Kirche zu constituiren. Es ist derselbe Rath, den einst in Deutschland Strauß der liberalen Theologen gab, die sich keine Mühe geben möchten, einen Leichnam durch moderne Gewürzlein und Salben noch länger bei einem scheinbaren Leben zu erhalten. Es ist derselbe Rath, welchen mit frommer Miene den französischen Liberalen Guizot ertheilt, der so schön von der Freiheit der Kirche zu schreiben weiß, aber darunter nur die Freiheit versteht, aus einer Gemeinschaft auszutreten, mit deren Principien man nicht mehr einverstanden ist. Allein darüber ist ja eben der Streit, welches diese Principien sind, und ob eine etablirte Mehrheit das Recht hat, diese Principien einseitig festzustellen. Mit Recht haben die Liberalen, einzelne Ausnahmen abgerechnet, dem Rath widerstanden. Sie würden damit ein Band zerreißen, das ihnen nicht minder theuer ist als ihren Gegnern, sie würden eine Ueberlieferung abbrechen, auf die sie dasselbe Recht zu haben sich bewußt sind, und sie würden damit gerade den Grundsatz der Orthodoxen, daß die Mehrheit ihre Ansichten der Gesammtheit auferlegen dürfe, anerkennen. Unzweifelhaft leisten sie der Freiheit einen größern Dienst, wenn sie den Kampf gegen die Intoleranz auf dem Boden der Kirche fortsetzen, als wenn sie diesen Boden preisgeben.

Dies also ist gegenwärtig der Stand des Parteikampfs. Die Orthodoxen erklären jedes Band der Gemeinschaft mit den Liberalen für gelöst. Dem Grundsatz der letzteren, daß alle auf das Evangelium sich stützenden Richtungen Raum in der Kirche neben einander haben, stellen sie die Alleinherrschaft einer Partei als Grundsatz auf und verwirklichen ihn, soweit es in ihrer Macht steht. Im Januar 1867 glaubte das orthodoxe Consistorium zu Caen so weit gehen zu können, durch einfachen Beschluß das kirchliche Wahlrecht auf diejenigen einzuschränken, welche sich ausdrücklich zum apostolischen Symbol bekennen, ein Act der Willkür, der eine lebhafte Polemik für und wider zur Folge hatte und abermals das Einschreiten der Staatsgewalt herausforderte. Denn der Cultusminister konnte nicht dulden, daß die Laune eines der 104 Consistorien eigenmächtig das gesetzliche Wahlrecht

abänderte und erklärte den Beſchluß für ungültig. In Bordeaux konnte der Sturm der Orthodoxen auf die Stellung des liberalen Pfarrers Peliſſier nur durch energiſche Einſprache der Gemeindeglieder abgeſchlagen werden. In Paris dagegen können die Orthodoxen ſich rühmen, nahezu ihr Ziel erreicht zu haben. In den Wahlen von 1868 blieben ſie wiederum Sieger, obwohl abermals nur mit einer unbedeutenden Mehrheit, und als Ath. Coquerel, Vater, im Januar 1868 ſtarb, wurde auch deſſen Stelle mit einem orthodoxen Prediger beſetzt. Jede Gelegenheit, die bewährte Kraft des jüngeren A. Coquerel für die Pariſer Gemeinde wieder zu gewinnen, wurde zurückgewieſen, wie auch der begründete Vorſchlag, die Gemeinde der Hauptſtadt in mehrere ſelbſtändige Gemeinde zu zerlegen, keine Gnade fand. Unter dieſen Umſtänden entſchloß ſich Coquerel, dem ſeitdem nur zuweilen die Kanzel einer liberalen Gemeinde gaſtweiſe offen ſtand, im April 1868 eine Reihe von freien religiöſen Vorträgen in Paris zu eröffnen, welche für eine zahlreiche Zuhörerſchaft ein willkommener Erſatz für den officiellen Gottesdienſt ſind, den ihnen das Kirchenregiment verweigert. Dabei verwerthete er ſeine unfreiwillige Muße zu einer ausgebreiteten ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit, und gern ergreifen wir die Gelegenheit, auch deutſche Leſer auf die gediegenen Arbeiten dieſes vielſeitig gebildeten Geiſtes aufmerkſam zu machen. Wir nennen von ſeinen ſeitdem veröffentlichten Schriften, die theils den Geſchichtsforſcher und liberalen Kritiker, theils den vielgereiſten und ſelbſtſtändig urtheilenden Kunſthiſtoriker erkennen laſſen, die folgenden: Les forçats pour la foi. Paris 1866. Eine geſchichtliche Studie über die Hugenottenverfolgungen von 1684 bis 1775. Les premières transformations historiques du christianisme. Paris 1866. Eine Entwickelungsgeſchichte der chriſtlichen Ideen bis zur Zeit Conſtantins. La conscience et la foi. Paris 1867, ein beredter Verſuch, das Gewiſſen zur Grundlage der chriſtlichen Religion zu machen. Histoire du Credo. Paris 1869, eine Geſchichte und Analyſe des apoſtoliſchen Glaubensbekenntniſſes. Rembrandt et l'individualisme dans l'art. Paris 1869, eine auf Kenntniß faſt ſämmtlicher europäiſcher Gallerien beruhende Charakteriſtik des niederländiſchen Malers, verbunden mit einer ſcharfſinnigen Unterſuchung über den Einfluß des Proteſtantismus auf die bildenden Künſte. Libres études. Paris 1868, eine reichhaltige Sammlung zerſtreuter Aufſätze über religiöſe, geſchichtliche und kunſtgeſchichtliche Materien. Seine eigentliche Stärke beſitzt indeſſen Coquerel unſtreitig als Kanzelredner, und wer ſich über den Standpunct und die Beſtrebungen der freiſinnigen Schule in Frankreich näher unterrichten will, findet in ſeinen zahlreichen, theils einzeln, theils in Sammlungen erſchienenen Predigten — neben denen Colani's — das reichſte und authentiſchſte Material.

Prüft man die Streitkräfte, die von beiden Seiten ins Feld gerückt

werden, die Polemik, welche hier der „Lien", dort die „Espérance" unterhält, vergleicht man die hervorragenden Leistungen der Kanzelberedtsamkeit in beiden Lagern, und hält man vollends die wissenschaftlichen Leistungen, dort eines Guizot, eines Pressensé, hier eines Réville, Colani, Coquerel gegen einander, so wird man keinen Augenblick im Zweifel sein können, wem schließlich der Sieg gehören wird. Die Orthodoxen scheinen nicht zu ahnen, welche Consequenzen es für sie selber haben muß, daß sie die Dinge auf diese Spitze stellten. Die Legitimation zu ihrem intoleranten Vorgehen schöpfen sie einzig daraus, daß sie bisher die Majorität in Händen haben. Diese Majorität aber kann sich bei jeder Wahl ändern, und sobald dieser Fall eintritt, sehen sich die Orthodoxen dem fatalen Dilemma gegenüber, entweder auf ihr Verlangen der Alleinherrschaft zu verzichten, oder aber mit dem Satze, daß sie mit den Liberalen nichts Gemeinschaftliches mehr haben, Ernst zu machen und als Secte, als Häresie aus der Kirche zu scheiden. Die Waffe, die sie jetzt gegen die Liberalen brauchen, würde sich gegen sie wenden, gerade wie einst am Ende der nachapostolischen Zeit die judenchristliche Partei theils der katholischen Partei sich anschloß und damit auf die Exclusivität ihrer Orthodoxie verzichtete, oder aber, sofern sie auf diesem Standpuncte verharrte, als Häresie aus der Kirche geschieden wurde oder vielmehr selbst sich von ihr schied. Die ernsteren Fragen würden sich freilich erst dann erheben, wenn sich die neue Richtung auch äußerlich den Sieg, d. h. ihre Gleichberechtigung erstritten hätte. Ob es möglich sein wird, daß eine Kirche unter dem Banner „Das Evangelium und die Freiheit" ohne formulirte Glaubensartikel, ohne übersinnliche Dogmen besteht, ob die Religion nicht ein ihr wesentliches Element verliert, wenn die letzten Mythen und Legenden der Wissenschaft und Kritik zum Opfer gefallen sind, ob nicht die Gegensätze von Glauben und Wissen, anstatt dauernd versöhnt zu sein, nur in neuen Formen wiederkehren werden, — dies Alles sind Probleme, die noch ungelöst sind und die den Hintergrund der religiösen Kämpfe der Gegenwart nicht blos in Frankreich bilden.

W. Lang.

Die holländische Colonialfrage.

Haarlem, Anfang Juli.

Unsere Colonialpolitik war bis zum Jahre 1848 in einen dichten Schleier gehüllt, der nur sehr allmälig und langsam gelüftet worden ist. Noch vor fünfzehn Jahren war dieselbe selbst dem gebildeten Holländer eine terra incognita. Liegt es doch in der Natur der Sache, daß man sich über Zustände, die man

nicht vor Augen hat, nur ſchwer ein richtiges Urtheil bildet. Nach Dingen, die fern abliegen, zu fragen und mühſame Quellenſtudien über dieſelben zu treiben, iſt überdies nicht Jedermanns Ding. So iſt es gekommen, daß unſere coloniale Frage nur ſehr langſam gefördert und erſt neuerdings in den Vordergrund geſtellt worden iſt.

Wenn von Hollands oſtindiſchen Beſitzungen die Rede iſt, ſo verſteht man darunter eigentlich immer nur die Inſel Java, da die anderen — die ſogenannten Außenbeſitzungen — durchaus nicht in die Wagſchale fallen. Die Gewürz-Inſeln: Amboina, Banda u. ſ. w. ſind durch die Politik der oſtindiſchen Compagnie längſt ſo tief geſunken, daß ihr früher viel begehrter Beſitz zu einer Laſt geworden iſt, und daß alle Mittel zur Hebung ihres Zuſtandes bis jetzt geſcheitert ſind. Die Beſitzungen — Colonien kann man ſie nicht nennen — auf Borneo, Sumatra und den übrigen größeren Inſeln haben außer dem nördlichen Theil von Celebes ebenfalls keine Bedeutung. Auch iſt die Verwaltung derſelben von der Java's völlig getrennt und verſchieden. —

Wie ſteht es nun mit Java? Nach dem bis jetzt geltenden „Culturſyſtem" muß die Bevölkerung von Java der Regierung eine jährliche Steuer, die „Landrente" zahlen, die ſich von einem Fünftel bis zur Hälfte der erſten Ernte der cultivirten Ländereien beläuft. Die zweite Ernte iſt frei. Nach orientaliſchem Begriff iſt der Staat der Eigenthümer des Grund und Bodens und der Bauer, der denſelben bearbeitet, hat nur ein gewiſſes Beſitz- oder Gebrauchsrecht; die „Landrente" kann als Pachtzins angeſehen werden, nur daß das Beſitzrecht des Inhabers unantaſtbar iſt, ſo lange der Bauer ſeinen Verpflichtungen dem Staat gegenüber Genüge leiſtet. Dieſe Abgabe, die in Natura oder in Geld geleiſtet werden kann, wäre an und für ſich nicht unzuläſſig, wenn ſie nur gleichmäßiger vertheilt und geordnet wäre. Der Grundbeſitz iſt in Indien ein gemeinſchaftlicher; jedes Deſſa (Dorf) vertheilt jährlich die ihm zuſtehenden Ländereien unter ſeine Einwohner. Früher wurde meiſtens in größeren Zeiträumen vertheilt, aber das „Culturſyſtem" machte eine jährliche Vertheilung nöthig. Der Deſſa-Häuptling ſorgt für die Eintreibung der Steuer; er wird von den Bewohnern gewählt und vertritt die Intereſſen des Deſſa gegenüber der Regierung. — Daß ein ſo geordneter Communal-Grundbeſitz nicht fördernd auf den Landbau wirken kann, verſteht ſich von ſelbſt. — Die Bevölkerung Java's iſt ferner verpflichtet, den fünften Theil des cultivirten Landes mit den Producten zu bepflanzen, welche für den europäiſchen Markt verlangt werden, hauptſächlich Kaffee und Zucker, da andere Artikel, wie Indigo u. ſ. w. als Verluſt bringend nicht mehr verlangt werden.

Anlangend den Zuckerbau verpflichtet unſere Regierung die Bevölkerung

auf einem Fünftel ihrer urbaren Felder Zuckerrohr zu pflanzen und gegen äußerſt geringen Preis an die europäiſchen oder chineſiſchen Inhaber der örtlichen Zuckermühlen zu liefern. Der Zuckermüller iſt dagegen verpflichtet, der Regierung wieder zu geringem Preiſe ſein Fabrikat zu verkaufen, wobei ihm jedoch immer noch ein beträchtlicher Gewinn bleibt. Der Lohn, den die Bevölkerung bezieht, beläuft ſich dagegen durchſchnittlich auf einige wenige Gulden für das ganze Jahr.

Die Bearbeitung des Kaffee's geſchieht nicht wie beim Zucker im Großen, ſondern ſie iſt einfacher und wird von den Eingebornen ſelbſt betrieben. Das Product muß, ſowie es in Europa an den Markt gebracht wird, an die Regierungsmagazine abgeliefert werden. Für das Picul Kaffee wird ein Preis von 3 bis 10 Gulden gezahlt, während der Werth 40 bis 50 Gulden beträgt. Auf dieſe Weiſe erhält eine Familie von fünf Perſonen, die beim Zuckerbau beſchäftigt iſt, jährlich zwiſchen $2\frac{1}{10}$ und 15 Gulden für hundert-tägige Arbeit. Dafür muß nicht allein geſät, geerntet und das Product zubereitet, ſondern auch die Plantage von Unkraut gereinigt werden, was bei dem tropiſchen Klima die Hauptarbeit bildet. Da der Kaffeebaum nur in einem Alter von 5 bis 15 Jahren trägt, muß ferner immer für jungen Anwuchs geſorgt werden. Nach dem Geſetz ſoll der Bevölkerung der Marktpreis nach Abzug von zwei Fünfteln für Landrente und 3 Gulden Transportkoſten nach den Hafenplätzen, vergütet werden, was bei dem niedrigen Preiſe von 35 Gulden das Picul etwa 18 Gulden ausmachte. Demnach verdient die Regierung ſchon geſetzlich 10 Gulden an jedem Picul und bei einer jährlichen durchſchnittlichen Ernte von 800,000 Picul 8 Millionen Gulden. — Daß die Bevölkerung Java's nicht freiwillig für ſo geringen Lohn arbeitet, und daß ſie durch den angewandten harten Zwang demoraliſirt wird, verſteht ſich von ſelbſt.

Bekanntlich ſteht an der Spitze der oſtindiſchen Regierung der Generalgouverneur mit vicekönigliher Gewalt. Unter ihm werden die 21 Provinzen (Reſidentien) Java's durch Reſidenten mit Aſſiſtenzreſidenten und Controleuren verwaltet. Dieſe europäiſchen Beamten beſorgen außer der Adminiſtration auch den größten Theil der Juſtiz. Jede Provinz iſt in Regentſchaften eingetheilt, an deren Spitze der inländiſche Regent mit ihm untergebenen Diſtricts- und Deſſa-Häuptlingen ſteht. Um die Bevölkerung zur Lieferung der Producte zwingen zu können, mußte die Regierung alle Beamten und hauptſächlich die Inländer (d. h. die Javanen) in ihrer Hand haben. Dazu hat ſie folgende Mittel angewandt, durch welche das Intereſſe dieſer Beamten mit dem der Regierung eng verbunden wurde: den Inländern unter den Beamten überwies die Regierung bald die Steuer einer gewiſſen Länderſtrecke zur Belohnung, bald überließ ſie ihnen ſo wie den Europäern

einen gewiſſen Procentſatz, (gewöhnlich ein Zehntel vom Werth) der von der Bevölkerung gelieferten Producte. Endlich errichtete ſie aus den Familien der Häuptlinge eine Art inländiſcher Polizei.

Auf dieſe Weiſe wurden die vornehmen Javanen von der Regierung gegen das Volk gewonnen. Ja es wurde durch dieſes Syſtem der Druck vermehrt, denn im Intereſſe dieſer Beamten lag es, ſo viel Erzeugniſſe als möglich pflanzen zu laſſen.

Die Verwaltung Java's war auf dieſe Weiſe keine Regierung, deren Aufgabe es iſt, Recht und Gerechtigkeit zu üben, ſondern eine intereſſirte Partei, welche dem Volke gegenüberſtand und Richter in eigener Sache war.

Nach altherkömmlichem Brauch (Adat) war die Bevölkerung Java's ferner verpflichtet, für ihre Häuptlinge einen von ſieben Tagen zu arbeiten. Es war dieſes eine Form der Beſteuerung, die unter dem Namen von Herrendienſten ſeit unvordenklichen Zeiten beſtand. Nun machte die Regierung zur Erhaltung und Errichtung ihrer öffentlichen Gebäude, Wege, Brücken u. ſ. w. auch noch Anſpruch auf Herrendienſte, die ſie zuweilen bezahlte, meiſtens aber nicht*). Auch die europäiſchen Beamten maßten ſich ein ſolches Recht an, ſo daß häufig die Zahl der Tage, an welchen der Javane ohne Lohn arbeiten mußte, auf 150 jährlich ſtieg. Zu dieſen kamen dann noch die Tage, an denen er, wie erwähnt, für einen kaum nennenswerthen Lohn zu arbeiten hatte.

An Klagen über die Folgen dieſes Zuſtandes hat es nicht gefehlt. Schon im Jahre 1844, alſo 14 Jahre nach der Einführung des „Culturſyſtems" ſchrieb der „Direktor der Culturen" G. L. Baud dem Generalgouverneur, es ſei ſoweit gekommen, daß der Bauer häufig ſeinen zur Nahrung beſtimmten Reis verkaufen müſſe, um ſeine Steuern zu bezahlen, während er ſeinen Hunger mit Waldwurzeln ſtille. Derſelbe Baud ſchrieb im Jahre 1847 dem Könige: „Wären nicht überall die directen und indirecten Vortheile des Mutterlandes die allein berückſichtigten Hauptmomente, ſo müßte die Erkenntniß der Schwierigkeiten, die mit der Indigocultur verbunden ſind, und deren Einfluß auf die entſetzliche Vertheuerung der Reispreiſe, nothwendigerweiſe den Entſchluß hervorrufen, dieſe Cultur ganz aufzugeben." Aber anſtatt auf dieſe Mahnungen zu achten, ging man auf dem eingeſchlagenen Wege weiter fort; der Golddurſt des Mutterlandes war nicht zu löſchen, bis eine allgemeine Hungersnoth in den Jahren 1846 bis 1851 eintrat und in ihrer Begleitung der epidemiſche Typhus. Es war kein Mißwachs geweſen, da die Ernten den mittleren Ertrag überſchritten hatten, und doch waren zahl-

*) Zu den unbezohlten Herrendienſten gehören: Perſonen- und Briefpoſtdienſt, Gefängniß- und Nachtwächterdienſt. Dazu kam noch, daß dieſe Dienſte häufig in einer Entfernung von zwanzig Stunden geleiſtet werden mußten.

lose Menschen den Hungertod gestorben, hatten Eltern ihre Kinder für einen halben Gulden zum Verkauf angeboten. Und was that die Regierung? Im Anfange gar nichts — ja einzelne ihrer Beamten widersetzten sich den durch mitleidige Europäer vorgenommenen Reisvertheilungen. Während die Javanen Hungers starben, lieferte Java an die Niederlande noch jährlich einen Ueberschuß von durchschnittlich 12 Millionen Gulden, einen Ueberschuß, der vielleicht doppelt so groß gewesen wäre, wenn die Preise des Kaffee's in jenen Jahren nicht so niedrig gestanden hätten. Diese Ueberschüsse, die in die niederländische Staatscasse geflossen sind, betrugen vom Jahre 1840 bis 1864 die Gesammtsumme von 462 Millionen Gulden, in einigen der letzten Jahre selbst 35 Millionen jährlich.

An diesen Zahlen können Sie den Erfolg des „Cultursystems" ermessen, zugleich finden Sie in ihnen aber auch die Ursache seines Entstehens und seiner Fortdauer. Gelddurst, oder will man milder urtheilen, Geldnoth hatten diese indischen Zustände geschaffen, und Geldnoth erhält sie. Die holländischen Finanzen waren in der letzten Zeit in günstigen Verhältnissen, die sie jedoch allein den indischen Zuschüssen zu verdanken hatten; ohne diese hätte unser Staatsbudget schon lange mit einem bedeutenden jährlichen Deficit schließen müssen.

An der Entstehung und Ausbildung des Cultursystems hat ein nur geringer Theil des holländischen Volks Antheil gehabt. Als nach der Entdeckung des indischen Seeweges die Portugiesen nach Ostindien kamen, fanden sie auf den Sunda-Inseln eine sanftmüthige Bevölkerung, die auf einer ziemlich hohen Stufe der Entwickelung stand. Diese Cultur hatte sich über den ganzen Archipel und noch weit darüber hinaus bis nach Cochin-China verbreitet. Zwar war durch den seit dem fünfzehnten Jahrhundert hereingebrochenen Islam ein Rückschlag eingetreten, aber die portugiesische und später die holländische Herrschaft beschleunigte diesen Verfall in jeder möglichen Weise. Die im Jahre 1602 errichtete ostindische Compagnie erhielt von dem holländischen Staate das Monopol des Handels mit den Ländern östlich vom Cap der guten Hoffnung. Sie begründete an verschiedenen Puncten des Archipels ihre Niederlassungen, theilweise als Erbin der vertriebenen Portugiesen, theilweise gründete sie neue Stationen. Auf die Verwaltung der neuerworbenen Länder ließ sie sich meistens nicht direct ein, sondern sie überließ dieselbe den inländischen Fürsten, denen sie dafür die Verpflichtung zur Lieferung verschiedener für den Handel bestimmter Producte auferlegte.

Die Preise dafür waren sehr willkürlich und niedrig; häufig wurde Nichts bezahlt. Außerdem trieb die Compagnie freien Handel mit den Eingeborenen, hauptsächlich in Zucker, dessen Production schon im vorigen Jahrhundert auf Java ziemlich bedeutend war. Erwuchs ihr aber bei diesem

Handel eine Concurrenz, die läſtig wurde, ſo verbot ſie mit einem Male alle Ausfuhr. Dadurch wurden natürlich alle Induſtrie und aller Handel gelähmt, die beide denn auch am Ende des vorigen Jahrhunderts ſehr im Verfall waren.

Mit dem 1. Januar des Jahres 1800 übernahm der holländiſche Staat (die damalige bataviſche Republik) die oſtindiſche Compagnie mit einem Deficit von 135 Million Gulden. So ſchlimm hatte die Compagnie gewirthſchaftet, daß das Reſultat für Oſtindien ebenſo unglücklich war wie für Holland: Und doch hatte ſie ſeit ihrer Begründung jährlich durchſchnittlich 19 Procent Dividende gezahlt. Nach Uebernahme der Verwaltung durch die holländiſche Regierung (unter dem General-Gouverneur Daendels) wurde das Syſtem der Pflichtlieferungen von Marktproducten beibehalten, jedoch mit einigen Verbeſſerungen; namentlich wurden beſſere Preiſe bezahlt, und die ganz unbezahlten Lieferungen abgeſchafft. Dagegen verpflichtete Daendels die Bevölkerung zum Bau einer großen Militairſtraße durch die ganze Länge der Inſel. Dieſes ausgezeichnete Werk iſt in außergewöhnlich kurzer Zeit, aber mit der größten Rückſichtsloſigkeit gegen die Eingeborenen, ausgeführt worden. — Es war darum nicht zu verwundern, daß die Javanen im Jahre 1811 den Einzug der Engländer mit Freuden begrüßten. Der engliſche Generallieutenant Raffles ſchaffte ſofort das Syſtem der oſtindiſchen Compagnie ab und führte dagegen das Syſtem der „Landrente", ſo wie es noch jetzt beſteht, ein. Die Einwohner konnten produciren, was ſie wollten und damit nach Gutdünken Handel treiben. Aber ſchon im Jahre 1816 kam Java wieder an die Holländer, und obgleich dieſe im Anfang geneigt ſchienen, dem Syſtem des Generallieutenants Raffles zu folgen, ſo verließen ſie daſſelbe doch allmälig. Es ſcheint, daß König Wilhelm I. perſönlich gegen die liberale, engliſche Einrichtung eingenommen war, und daß ſeine Regierung wegen ihrer liederlichen Finanzwirthſchaft darauf bedacht ſein mußte, auf jede nur mögliche Weiſe von Java Vortheile zu ziehn. Dazu kam, daß Raffles Reformen auf Schwierigkeiten geſtoßen waren, die nur durch die Zeit gelöſt werden konnten. Aber im Mutterlande hatte man keine Zeit; die Schulden häuften ſich entſetzlich und die Colonien koſteten jährlich noch einige Millionen. Zwar verbeſſerte ſich der Zuſtand derſelben ſichtlich, ihr Deficit machte allmälig Ueberſchüſſen Platz, aber das Mutterland mußte Geld haben und zwar ſogleich.

Die beſtehenden Plantagen wurden Anfangs an die Einwohner verpachtet, und zwar mit der Verpflichtung dieſelben zu unterhalten, und die darauf fallende Landrente zu bezahlen. Mit ihren Erzeugniſſen konnten die Pächter damals nach Gutdünken handeln. Nach Ablauf des erſten Contractes aber im Jahre 1823 wurde den Pächtern bekannt gemacht, daß ſie zur

Unterhaltung der Plantagen auch noch weiter verpflichtet seien. Zugleich wurde den Ausländern verboten, Magazine zu errichten, d. h. den Eingebornen jede Gelegenheit zum Verkauf ihrer Producte genommen. Allerdings machte die Regierung bekannt, zu welchem Preise sie die Producte kaufen würde und berechnete danach die Landrente; kamen aber die Producenten mit ihren Erzeugnissen, so weigerte sie unter irgend einem Vorwand die Annahme, um sich ihrer auf andere Weise zu einem Spottpreise bemächtigen zu können; häufig genug reichte der Ertrag nicht hin, die Landrente zu decken. Zwang und Erpressung waren wieder die Losung geworden, und diese sollten um so mitleidloser geübt werden, als die Geldverlegenheit des Mutterlandes beständig stieg. Zu dem Aufstande des Diepo Negoro in Java (1825—1830) gesellten sich die belgischen Unruhen, und als im Jahre 1830 die Revolution ausbrach, sandte Wilhelm I. den Grafen van der Bosch mit der ausgedehntesten Vollmacht als Generalgouverneur nach Indien. Bosch ist der Schöpfer des „Culturſystems". Der Erfolg desselben hat seine Erwartung sowohl wie die seiner Gegner übertroffen. Wohl erhoben sich einige Stimmen gegen das neue System, aber im Drange der Zeiten wurden sie überhört. Auch die Eingebornen Javas, die so lange geduldig ausgehalten hatten, widersetzten sich hin und wieder; aber die Widerspenstigen wurden ins Gefängniß geworfen oder mit Ruthen (Rotting) geschlagen. Noch im Jahre 1864 sind eine halbe Million Ruthenschläge an die Javanen ertheilt worden. Dafür hat uns Java seit der Einführung des Culturſystems mehr als 500 Millionen eingebracht, womit wir Schulden tilgen, Eisenbahnen bauen, unsere Landesvertheidigung bezahlen und — die Sclaven in Westindien freikaufen konnten.

Bei diesen glänzenden finanziellen Erfolgen und bei dem Dunkel, in welches die Regierung ihre Colonialpolitik zu hüllen wußte, war natürlich, daß das „Culturſystem" zum goldenen Kalbe der Holländer wurde — bis mit der Constitution vom Jahre 1848 auch die Regierung der Colonien unter nähere Aufsicht der Kammern kam. Zunächst erhob der Abgeordnete Baron van den Hoevell, früher Prediger zu Batavia, öffentlich seine Stimme gegen das „Culturſystem". Aber er fand so wenig Gehör, daß das „Culturſystem" noch im Jahre 1854 neu bestätigt wurde. Van den Hoevell selbst wurde natürlich mit allen nur möglichen Lästerungen und Verleumdungen überhäuft. Aber dennoch brach die Wahrheit sich allmälig Bahn — Kammer und Regierung sahen sich bald veranlaßt, auf Verbesserungen zu denken. Der vor einigen Jahren entbrannte Streit über die Colonialfrage hat uns seit dem Jahre 1862 selbst sieben verschiedene Minister für die Colonien gebracht, aber zu einem durchgreifenden Resultat ist er noch nicht gekommen. Das Haupthinderniß einer Reform ist und bleibt unsere Finanznoth.

Die conservative Partei will natürlich den bestehenden Zustand erhalten und höchstens einige Mißbräuche abschaffen. Sie behauptet, der Indier sei durch natürliche Anlage und den Einfluß des Climas faul und arbeite nicht mehr, als er zu seinem bescheidenen Unterhalte nöthig habe; der Arbeitszwang sei für ihn darum eine Wohlthat. Auf die jährlichen Ueberschüsse als eine Vergütung für die Mühe und Kosten seiner Verwaltung und seines sittlich hebenden Einflusses habe Holland zweifellosen Anspruch. Das Culturſystem sei für Java wie für das Mutterland eine Wohlthat gewesen und müsse darum erhalten werden. Die Kammern thäten am Besten, sich in die Verwaltung der Colonieen gar nicht zu mischen, der Regierung dürften nicht durch Gesetze die Hände gebunden werden u. s. w.

Die Liberalen wollen einen langsamen Uebergang vom Zwang zum freiwilligen Uebereinkommen. Der Javane soll künftig die Erzeugnisse, die er jetzt zu liefern gezwungen ist, freiwillig pflanzen, jedoch dürfen die großen Ueberschüsse der indischen Casse nicht wegfallen, sie müssen dem Mutterlande vielmehr erhalten bleiben. Die ganze Verwaltung soll gesetzlich geordnet und besser organisirt werden. — Auch die Liberalen halten daran fest, daß das Mutterland Recht auf die Ueberschüsse habe.

Die Radicalen und mit ihnen die „christlich-nationale" Partei des Herrn Groen van Prinsterer verlangen, daß Indien überhaupt nicht mehr ausgesogen werde, daß Holland nicht mehr die directen Vortheile in Form der Ueberschüsse erhalte, daß diese vielmehr zu Gunsten der Javanen verwendet werden. Die Abschaffung des Zwangsystems steht bei ihnen so ziemlich in zweiter Reihe, da sie sehr wohl begreifen, daß davon so lange nicht die Rede sein kann, als noch von Seiten des Mutterlandes Anspruch auf große Summen erhoben wird. Außerdem wollen sie, daß für die Entwickelung des Volkes Etwas gethan und daß eine durchgreifende Reorganisation der Verwaltung vorgenommen werde. Zur Charakteristik des gegenwärtigen Zustandes sei noch angeführt, daß auf der ganzen Insel höchstens 50 Schulen für Eingeborene mit etwa 7000 Schülern bestehen, was bei ca. 12 Millionen Einwohnern etwa Eine Schule auf 600,000 Seelen macht. Das sind die den Javanen aus der holländischen Verwaltung erwachsenen Vortheile. Die Vortheile, welche die Niederlande aus ihnen gezogen haben, werden wir gleich kennen lernen.

Die Liberalen haben nicht den Muth, das Uebel mit der Wurzel auszurotten, deshalb kommen sie zu der Ungereimtheit, daß sie die Aushungerungspolitik verlassen und dennoch deren Nutzen behalten wollen. Ist es denn denkbar, daß der Javane freiwillig für den bisherigen geringen Lohn schwere Arbeit verrichten werde? Oder werden sich die Vortheile nicht bei wachsendem Arbeitslohn nothwendig vermindern müssen? Oder aber, kann die freiwillige

Production und damit der Wohlstand auf Java so sehr steigen, daß die dadurch erhöhte Steuerfähigkeit den Ausfall, den die höheren Löhne zur Folge haben müssen, decken würden? Nur in diesen drei Fällen wäre die Erhaltung der Ueberschüsse möglich. Aber die beiden ersten Fragen wird man sofort verneinen müssen, und ebenfalls die dritte, wenn man bedenkt, daß, wie wir gesehen haben, der Javane bei der gegenwärtigen Production kaum noch Zeit genug hat, um seine Reisfelder zu bestellen. Mit der Halbheit der Liberalen kommt man darum nicht weiter; entweder muß man das „Cultursystem", so wie es ursprünglich organisirt war, fortbestehen lassen, oder man muß dasselbe mit allen seinen Consequenzen verwerfen. Veränderungen untergraben das System nur, ohne ihm seine schädlichen Wirkungen zu nehmen.

Will man Indien Recht wiederfahren lassen und Holland von der Schmach befreien, daß es von dem Schweiß eines unterdrückten Volkes lebt, so muß zuerst auf die indischen Ueberschüsse verzichtet und dafür gesorgt werden, daß anderweitige Mittel zur Bestreitung des Staatshaushaltes beschafft werden. Die Lösung der colonialen Frage muß in Holland, nicht in Indien beginnen. Solange unser Budget regelmäßig mit einem Deficit von ungefähr 15 Millionen schließt, werden wir nicht zum erwünschten Ziele gelangen. Die indischen Ueberschüsse haben seit Jahren unser Deficit decken müssen, sie haben uns verleitet, immer größere Ausgaben zu machen, und das große Elend unserer Colonialpolitik ist, daß sie uns gänzlich demoralisirt hat. Von 1846 bis 1866, also in über zwanzig Friedensjahren, sind unsere gewöhnlichen Einnahmen, ohne die indischen Zuschüsse, nur um 10 Procent, dagegen unsere Ausgaben (nach Abzug der Zinsen für unsere Schulden und der für außergewöhnliche Zwecke verwandten Summen) um 40 Procent gewachsen. Bei unserem veralteten Steuersystem und der drückenden Höhe der Abgaben (circa 20 Fl. per Kopf) war die Abschaffung einiger den Arbeiterstand am meisten drückenden Steuern durchaus zu rechtfertigen. Die Millionen, welche Indien uns geliefert hat, sind nützlich verwandt, aber der Gedanke, daß der Staat mit seinem indischen Gelde überall helfen muß, ist so allgemein geworden, daß aller Unternehmungsgeist aus dem Volke verschwunden ist. Unsere beiden ersten Eisenbahnen wurden von deutschem und englischem Gelde, die späteren vom Staat und nur zwei oder drei kleine Bahnen von holländischen Actiengesellschaften gebaut. Amsterdam's Hilferuf um eine bessere Verbindung mit der Nordsee erklang schon seit zwanzig Jahren und ein neuer Canal war zur Lebensbedingung für die Hauptstadt geworden. Als es aber darauf ankam, 20 Millionen Capital für eine solche Unternehmung auf Actien zu zeichnen, konnte die nöthige Summe nicht zusammengebracht werden, und das Land, welches jedem fremden Staate seine Millionen mit vollen Händen leiht, war zu engherzig, um eine verhältnißmäßig kleine Summe an einen nationalen

Zweck zu wagen. Schließlich haben englische Unternehmer Hilfe bringen müssen.

Aber der unglückliche Einfluß unserer Colonialpolitiker reicht noch sehr viel weiter. Da der Staat in Indien Landbauer und Händler ist, da er seine Erzeugnisse in Europa an den Markt bringen muß, es aber nicht für angemessen hält, mit den Käufern direct in Verbindung zu treten oder mit Ausländern zu thun zu haben, — so veranlaßte er im Jahre 1824 die Errichtung einer Actiengesellschaft unter dem Namen „Handelmaatschappy", die als Agentin der Regierung fungirt. Alle Gouvernementsproducte werden in Indien an die Filialen dieser Gesellschaft abgeliefert, von dort mit holländischen Schiffen nach holländischen Häfen gebracht und hier an holländische Häuser verkauft. Dadurch ist für die Rhederei und den Handel ein so bedeutendes Monopol geschaffen, daß begreiflicher Weise ein ungünstiger Einfluß nicht ausbleiben konnte. So lange der Handel sich auf ein solches System stützt, kann er zu keiner freien selbständigen Entwickelung gelangen. Vom Handel Amsterdams kann man darum auch durchaus nicht sagen, daß er im Fortschreiten begriffen sei, wenigstens nicht in dem Maße, als man von einem so bedeutenden Platze erwarten könnte. Eine Treibhauspflanze, wie sie durch unsere Colonialpolitik groß gezogen ist, muß bei dem ersten Sturm der freien Concurrenz vernichtet werden. — Die Holländer rühmen sich der Freihandelspolitik eifrig zu huldigen, nur thun sie dieses nicht in Bezug auf Ostindien. Lähmung auf wirthschaftlichem Gebiet zeigt sich denn auch überall; der Wohlstand der arbeitenden und mittleren Classen nimmt im Großen und Ganzen nicht zu; die Arbeitslöhne sind nicht höher, als im Anfang dieses Jahrhunderts, und obgleich man dabei Vieles auf Rechnung des schon im vorigen Jahrhundert eingetretenen Rückschrittes in unserer commerciellen und industriellen Bedeutung zu schreiben hat, so steht doch fest, daß unsere Energie sich ohne den ostindischen Nothhelfer viel kräftiger entwickelt hätte. Es wäre ein neues Leben in unsere Erwerbsthätigkeit gekommen, wir hätten uns wirthschaftlich mehr gehoben, und bei einer sparsamen Haushaltung würden wir dann eher im Stande gewesen sein, das Gleichgewicht in unsern Finanzen wieder herzustellen.

So offenbaren sich die schädlichen Folgen der Colonialpolitik überall in unserm Volksleben. Man ist sich dessen allmälig auch in weiteren Kreisen bewußt, aber noch klammert man sich an diese alten Zustände krampfhaft an. Es ist ein dumpfes Gefühl eigener Ohnmacht, das sich in dem oft wiederholten Ausrufe kundthut: „Nimmt man uns Ostindien, so sind wir verloren!" Selbst bis in unsere auswärtige Politik kann man diesen Einfluß verfolgen. Schon im Jahre 1830 wußte König Wilhelm I, daß England und Frankreich die Trennung Belgiens von Holland beschlossen hatten und daß sich

die übrigen Großmächte derſelben nicht kräftig widerſetzen würden. Aber Wilhelm weigerte ſich hartnäckig, dieſe Trennung anzuerkennen und blieb noch Jahre lang gewaffnet. Hätten ihm die indiſchen Ueberſchüſſe nicht damals die Mittel zu einer ſolchen Handlungsweiſe verſchafft, die ſich häufenden Staatsſchulden würden den eigenſinnigen Fürſten beträchtlich früher zur Einſicht gebracht haben.

So iſt es immer derſelbe Refrain, bei welchem man bei Beſprechung unſeres holländiſchen Colonialſyſtems ankommt: Womit ſollen wir unſer Deficit decken, wenn Indien uns nicht zu Hilfe kommt? Weſentlich aus dieſem Grunde iſt eine Löſung dieſes Problems bis jetzt nicht erfolgt. — Ganz unthätig ſind wir darum doch nicht geblieben. Seit mehreren Jahren hat man ſich damit beſchäftigt, vorläufig einigen beſonders kraſſen Uebelſtänden abzuhelfen. Die Tendenz, welche ſeit 1848 bei unſerer Regierung mehr und mehr zur Geltung gekommen iſt und deren Einfluß ſich ſelbſt die conſervativen Miniſterien nicht entziehen konnten, iſt dahin gerichtet, den Javanen die ſchwere Laſt, welche ſie tragen, mindeſtens erträglicher zu machen. Es herrſcht auch nicht mehr ſo viel Willkür und Maßloſigkeit als früher, es iſt eine Wendung zum Beſſern in die indiſchen Zuſtände gekommen. Wir nähern uns mehr und mehr der Ueberzeugung, daß mit dem Princip, Indien auf orientaliſche Weiſe zu regieren, nicht weiter zu kommen ſei und daß die Geſetze geſunder europäiſcher Staatsöconomie auch im Oſten die richtigen ſind. Aber das Grundprincip, auf welchem das „Culturſyſtem" beruht, iſt bis jetzt nicht angetaſtet worden; noch immer iſt der Arbeitszwang in voller Blüthe, der Verwaltungsbeamte zugleich Richter. Und was das Schlimmſte iſt: wir eignen uns den ſauer verdienten Lohn der Javanen an, ohne für ihre Entwickelung Etwas zu thun. Haben wir doch noch vor einigen Wochen erleben müſſen, daß die Kammern nur höchſt ungern in eine Zinſengarantie für eine indiſche Eiſenbahn willigten. Der Holländer iſt bedächtig und langſam, und es ſcheint auch bei ihm der Zeit zu bedürfen, ehe er mit einem Syſtem wirklich bricht, das er zwar verurtheilen muß, das aber doch ein Mal Früchte getragen hat. Die ſogenannte radicale Partei, d. h. die Partei, welche eine gänzliche Veränderung unſerer Colonialpolitik verlangte — hat zur Zeit ſo wenig Einfluß in den Kammern und bei der Regierung, daß zunächſt eine Entſcheidung noch nicht zu erwarten ſteht. Unter den gegenwärtigen Umſtänden würde kein Colonialminiſter mit einem radicalen Programm vor die Kammern zu treten wagen. Die Conſervativen haben eine einflußreiche Stütze an den vielen aus Indien zurückgekehrten Beamten und an den Zuckerunternehmern, die drüben ihr Glück gemacht haben und deshalb das alte Syſtem mit allen ihnen zu Gebote ſtehenden Mitteln vertheidigen. Sie beſitzen eine anſehnliche Minorität in den Kammern. Die Liberalen, die bis zum zweiten Miniſterium Thorbecke (1862) unter der Lei-

tung dieſes Staatsmannes in geſchloſſenen Reihen ſtanden, ſind ſeit dem Fall dieſes Cabinets in Uneinigkeit gerathen, was ihre Macht trotz der Majorität in den Generalſtaaten lähmt. Im Ganzen wäre eine Neubildung dieſer Partei überhaupt ſehr wünſchenswerth. Ihre alte Phalanx beſtand zu einem großen Theil aus den Schülern Thorbecke's, der ſeiner Zeit bekanntlich Profeſſor in Leyden war. Thorbecke's Werk, die Conſtitution von 1848, beſteht nunmehr 21 Jahre, ohne daß irgend eine zeitgemäße Neuerung an derſelben vorgenommen oder auch nur einer der erwieſenen Mängel abgeſtellt worden wäre. Ob eine Neugeſtaltung der liberalen Partei zum gewünſchten Ziele führen wird, oder ob ſich eine neue Partei bilden muß, um uns in zeitgemäßere Bahnen zu treiben, bleibt dahin geſtellt.

Conſervative ſowohl wie Liberale — unſere beiden großen Parteien — ſtehen gegenwärtig auf keinem feſten Boden; beider Streben iſt nicht deutlich ausgeſprochen, deshalb verlieren ſie ſich in unendliche Zänkereien über kleinliche Fragen, deshalb ſtreiten ſie um Beſetzung der Miniſterien und laſſen auf dieſe Weiſe die koſtbare Zeit ungenützt vorbei gehen. Von dem in hohem Alter ſtehenden Herrn Thorbecke iſt eine Reorganiſation, wie ſie die Umſtände fordern, wohl kaum mehr zu erwarten.

Makart's „Sieben Todſünden" oder die Peſt in Florenz.

Die grünen Blätter haben das Makart'ſche Bild: „Die ſieben Todſünden" noch nicht erwähnt; dieſer Umſtand mag mich entſchuldigen, wenn ich, ſo vielen Berichten nachhinkend, in ganz ſpäter Stunde hier mein Votum niederſchreibe. Denn erſt in dieſen letzten Tagen hatte ich Gelegenheit, das vielgeprieſene und vielgeſchimpfte Werk in Cöln zu ſehen, wo es im Gertrudenhofe für einige Zeit ausgeſtellt wird. Meine Erwartungen waren ziemlich hoch geſpannt. Mit keiner Kunſtſchöpfung hatte ſich ſeit Jahren die öffentliche Meinung ſo viel beſchäftigt, über keine ſind ſo ſchroff ſich widerſprechende Urtheile laut geworden, wie über das Makart'ſche Gemälde. Sowohl das Intereſſe, welches viele Kreiſe an dem Bilde nahmen, wie der Widerſtreit der Anſichten mahnte mich an die Zeit, als Gallait's und Biéſve's bekannte Werke ihren Rundgang durch Deutſchland machten und überall, wohin ſie kamen, ebenſo begeiſterte Verehrer wie erbitterte Gegner fanden. Nur daß damals ausſchließlich künſtleriſche Gründe die Urtheile motivirten, bei dem Makart'ſchen Bilde auch noch

ſittliche Erwägungen hinzutraten. Nach Allem, was ich davon gehört und geleſen hatte — die Berichte fanden den Weg ſogar bis in das ſüdlichſte Italien — dachte ich mir den Künſtler als ein Talent erſten Ranges, nur wenige Schritte von vollendeter Meiſterſchaft entfernt, deſſen Farbentechnik ſchon jetzt keine Vergleichung zu ſcheuen hat, welcher dem Cultus des Schönen mit voller Seele zugethan moraliſche Bedenken überſah und den Tadel, den man gegen die Wahl des Gegenſtandes etwa erhob, rechtfertigen oder wenigſtens entſchuldigen konnte mit dem Hinweiſe auf die Fülle der Schönheiten, die er demſelben entlockt; das Werk ſelbſt erwartete ich ſinnberauſchend zu finden, voll magiſcher Kraft und üppig wuchernden Lebens. Es mag bei ſtrengen Sittenrichtern Anſtoß erregen, aber nicht abſprechen ließe ſich ihm ein energiſches Leben, eine gewaltige Kraft, eine üppige Schönheit.

Ich muß offen geſtehen, daß mich der Anblick des Gemäldes, das bekanntlich aus drei ſelbſtändigen Tafeln beſteht, in den meiſten Beziehungen enttäuſcht hat. Die Sinne berauſchend oder was noch viel ſchlimmer, wirklich unkünſtleriſch wäre, ſie kitzelnd wirkt das Bild nicht. Von Correggio's mythologiſchen Gemälden gar nicht zu reden, wie ganz anders packt die Roxane Sodoma's in der Farneſina die Sinne und weckt ſüßes Sehnen und entzündet das Feuer der Empfindung. Aber, um nicht durch das Anlegen eines zu hohen Maaßſtabes dem Künſtler ungerecht zu werden, wie geſchickt haben nicht moderne franzöſiſche Maler ſinnliche Reize wiederzugeben verſtanden. Bei Makart kommen wollüſtige Stellungen und unzüchtige Bewegungen auch in Hülle und Fülle vor, aber ſchon dadurch, daß ſie ſich bis zum Eintönigen wiederholen, durch die übertriebene Häufung wird jeder tiefere Eindruck gelähmt, bleibt nur eine ſtumpfe Empfindung übrig. Legt es der Künſtler auf die höchſte Steigerung des Affectes an, ſo muß er mit der einmaligen Schilderung deſſelben ſich begnügen, er muß uns wie zu einem Gipfel emporführen und dieſen allein für ſich ſtehend vor unſer Auge ſtellen. Häuft er ſolche Gipfel nebeneinander, ſo geht der Eindruck der Höhe verloren. Man denke ſich ein Muſikſtück vom Anfang bis zum Ende im ſtärkſten Fortiſſimo vorgetragen. Betäubender Lärm würde dadurch erzeugt werden, aber die wahre Wirkung der Kraft gewiß verloren gehen. Dazu kommt noch bei Makart die arge Vernachläſſigung der Zeichnung, die nebelhafte Unbeſtimmtheit der Formen. Wenn man ſich zehn bis zwölf Schritte von dem Bilde entfernt, ſo daß die einzelnen Figuren unkenntlich werden, alle Deutlichkeit und Klarheit, was eigentlich hier vorgehe, aufhört, gewinnt man einen angenehmen Farbeneffect. Der Künſtler verſteht ſich vortrefflich auf die Behandlung der Halbtöne, auf wirkſame Farbencontraſte, er hält Licht und Schatten in großen Maſſen zuſammen, dämpft die erſteren und weiß den letzteren noch einen farbigen Schimmer zu verleihen. Der harmoniſche Ein-

druck, welchen die Farbengebung auf den Fernſtehenden macht, verſchwindet aber, ſobald man dem Bilde näher rückt. Denn dann wird die ſchrankenloſe Willkür des Colorits dem Auge offenbar und daß über dem allgemeinen Farbeneffect Form und Zeichnung völlig vernachläſſigt worden, erſichtlich.

Makart gebraucht keine Localfarben. Er kann dafür berühmte Vorbilder anrufen, und ſelbſt wenn dieſes nicht der Fall wäre, ſein Vorgehen vollkommen rechtfertigen. Farben, die an ſich nicht natürlich ſcheinen, werden es durch die Nachbarſchaft und Gegenſtellung anderer. Delacroix behauptet einmal, wenn Paul Veroneſe auf ſeine Palette eine Farbe vom Ton des Pariſer grauen Straßenſchmutzes empfangen hätte und damit zugleich den Auftrag, das Fleiſch einer Blondine nur mit dieſer grauen Farbe zu malen, er würde ohne Zögern das Werk begonnen und mit dem größten Erfolge vollendet haben. Er wollte mit dieſem paradoxen Satze nichts weiter ſagen und er hat es an ſeinen eigenen Werken glänzend durchgeführt, daß Farben durch die Neben- und Gegenſtellung anderer Töne ihren urſprünglichen Charakter verändern und der Geſammteindruck die volle Wahrheit wiedergibt, welche in der Schilderung des Einzelnen und Beſonderen vermißt wird. Mit dieſer Freiheit des Coloriſten, mit dem andern Zugeſtändniſſe, daß dieſer durch die Farben zeichnen darf und ſoll, begnügt ſich Makart nicht. Ihm gilt ausſchließlich der abſtracte Farbeneffect; was dieſen nicht fördert oder wohl gar ſchwächt, iſt für ihn nicht vorhanden; er ſteht auf dem Standpunct des Ornamentiſten, verflüchtigt dem maleriſchen Scheine zu Liebe die menſchlichen Geſtalten, drückt dieſe auf den Werth todter Sachen, bloßen Beiwerkes herab, das ſich nach Belieben verſchieben und umgeſtalten läßt. Findet Makart, aus größerer Ferne ſein Bild überblickend, daß da und dort die Geſammtwirkung noch einen Farbenton erheiſche, ſo ſetzt er ihn auf die Stelle hin, aber ohne daß er ihm eine beſtimmte Form gäbe oder mit einem Gegenſtande, einer Figur in eine klare Beziehung brächte. Es iſt der reine Farbenfleck, den wir erblicken. Braucht er eine größere Farbenfläche, ein breiteres Lichtfeld, um den Schattenpartien ein kräftigeres Gegengewicht entgegenzuhalten, ſo bilden Modellirung und Zeichnung kein Hinderniß, ſolche Farbenflächen anzubringen. Das nackte Weib, das ſich im Vordergrunde des Mittelbildes mit ihren Reizen breit macht, iſt eine zuſammengeballte weißgelbe Maſſe mit unklaren verſchwommenen Formen und daher ohne allen Ausdruck; der Mann im Hintergrunde hebt nicht mit dem Arm, ſondern mit einem ungeſtalteten Klumpen Fleiſch die goldene Kette empor; auf dem erſten Bilde gebt bei der Frau, welche ſich an den Säulenſockel anlehnt, Bruſt und Rücken ſo unmittelbar in das grüne Gewand über, daß wieder nur der verworrenſte Eindruck zurückbleibt. Aehnliche Uebertreibungen eines

ganz einſeitig aufgefaßten Coloritprincipes ließen ſich noch zahlreich anführen.

Wie wenig unter ſolchen Umſtänden die Compoſition befriedigen kann, iſt leicht begreiflich. Für die Gliederung des Gemäldes in drei Tafeln liegt kein hinreichender Grund vor. Weder wird in den Seitentafeln das Motiv des Mittelbildes vorbereitet oder zum Ausklingen gebracht, wie es etwa auf alten Flügelaltären vorkommt, noch wird in den drei Tafeln eine fortlaufende Entwickelung des dargeſtellten Gegenſtandes gegeben. Wir haben es weder mit einer eigentlichen Reihencompoſition noch mit einer ſymmetriſch aufgebauten zu thun. Trügt nicht alle Wahrſcheinlichkeit, ſo wollte Makart urſprünglich ein recht üppiges und tolles Bacchanal ſchaffen, er erſchrak aber ſpäter über die kecke Nacktheit der Schilderung und hängte ihr ein moraliſches Mäntelchen um. Aus dem Bacchanale wurde eine Darſtellung der ſieben Todſünden. Nun ſchieben ſich aber und drängen ſich die beiden Grundvorſtellungen durch einander, ohne daß die eine oder die andere zu ihrem vollen Rechte gelangt, wie dieſes ſchon der wechſelnde Titel andeutet, unter welchem Makart's Werk ausgeſtellt wird. Bald wird es „die Peſt in Florenz", als ob die berühmte Erzählung Boccaccio's ihm den Gegenſtand geliefert hätte, bald „die ſieben Todſünden" bezeichnet. Der Künſtler kommt immer wieder auf das Bacchanal zurück, für deſſen Schilderung auch ſein Farbenſyſtem am beſten paßt, zerreißt aber ſtets die Stimmung durch willkürlich eingeſtreute Figuren und Gruppen, welche wieder für ſich nicht bedeutend genug ſind, um einen ſelbſtändigen Eindruck hervorzurufen. Wollte er die Peſt von Florenz malen, ſo reichte eine Tafel vollkommen aus; dann erſt hätte die Schilderung der Orgie den vollkommenen Abſchluß gefunden, die rechte Steigerung erfahren; wollte er uns die Todſünden warnend vor die Augen führen, ſo bedurfte es einer viel ſchärferen Gliederung, einer gleichmäßigeren Darſtellung der einzelnen Sünden, als wir im Makart'ſchen Bilde wahrnehmen. Die Neidiſchen, die Spieler, die zornigen Raufbolde treten hier als bloße Anhängſel der Völler und Wüſtlinge auf. Der Mangel an Feinheit in der Compoſition wird folgerichtig in Formengebung und Technik fortgeſetzt. Wir begegnen Figuren aus allen Jahrhunderten. Zu einzelnen Köpfen hat die neuere franzöſiſche Schule beigeſteuert, andere ſind der Rococokunſt entſprungen, noch andere beruhen auf Studien der Künſtler des ſiebzehnten Jahrhunderts, welche Makart angeſtellt hat. Vollends in der Technik führt uns der Künſtler die ganze Scala vom flüchtigſten Entwurfe bis zur ſauberſten Ausführung unvermittelt, mit unglaublicher Sorgloſigkeit nebeneinander geſtellt vor. Hier der eine Frauenkopf, dort das rothe Gewand, einzelne Prachtgefäße und Blumen ſind mit einem feinen Sinn für Naturwahrheit colorirt, dicht nebenan

aber ſtoßen wir auf wahres Grobzeug von Malerei, aufgeſchmierte Skizzen, die am wenigſten irgend welche Berechtigung haben.

Mit dem Künſtler wären wir fertig. Er iſt ein mit gutem Farbenſinn begabter Mann, der eben bisher keine andern künſtleriſche Eigenſchaft in ſich ausgebildet hat. Hört er nicht ſtatt auf die vielen falſchen Freunde, die er beſitzt, auf einen ehrlichen Feind und verſucht ſeine Kraft nicht erſt an einfachen, nur durch Formenklarheit wirkſamen Aufgaben, ſo wird ſein Name bald wieder vergeſſen werden und er höchſtens als Stilllebender oder Decorationskünſtler fortleben. Was aber die vorlauten Enthuſiaſten an der Iſar und Donau betrifft, ſo mögen ſie ſich geſagt ſein laſſen, daß es gewiß löblich iſt, wenn ſie ſich an den Ultramontänen reiben, ſich gegen das Concordat auflehnen und die Einſprache des Clerus und der Frömmler in Sachen der Kunſt energiſch zurückweiſen; nur bitten wir, daß es das nächſte Mal nicht wieder auf Koſten des guten Geſchmackes geſchehe.

Anton Springer.

Eine Biographie Laudon's.

Das Leben des k. k. Feldmarſchalls Gideon Ernſt von Laudon. Nach den Originalacten des k. k. Haus-, Hof-, Staats- und Kriegsarchivs. Von Wilhelm Edler von Janko.

Trotz ſeines nach Jahrhunderten zählenden Kriegsruhms und ſeiner langen Kriegsgeſchichte hat Oeſtreich nur zwei Feldherrn, die wirklich populär geworden ſind: den Prinzen Eugen und Laudon (richtiger Loudon, wie der berühmte Träger dieſes Namens und ſeine Anverwandte ſich ſchrieben, reſp. noch jetzt ſchreiben); als dritter wäre höchſtens Radetzki noch zu nennen, deſſen Feldlager in den Jahren 1848 und 1849 in der That Oeſtreichs Heimath geworden war und dem die Dankbarkeit ſeiner Landsleute dafür die Härten verziehen hat, deren er ſich wenigſtens zu Zeiten gegen die Italiener ſchuldig machte. — Eugen und Laudon ſind außerhalb des Kaiſerſtaats ebenſo anerkannt und gefeiert, wie in dem Staat, der ihnen zur Heimath geworden; ihre Popularität ſtand von Hauſe mit der Mißachtung in engem Zuſammenhang, welchem der Wiener Hofkriegsrath zu allen Zeiten ausgeſetzt geweſen iſt, jene Behörde, die beiden Helden das Leben nach Kräften ſauer gemacht hat und durch ihre Urtheilsloſigkeit und Pedanterie gradezu ſprichwörtlich geworden iſt. Der „edle Ritter“ und der Gegner Friedrichs des Großen,

den selbst das preußische Volkslied feierte, haben sich beide so mühsam durcharbeiten müssen, daß wer sie pries, zugleich das alte Oestreich anklagte.

Trotz der Beliebtheit, deren Laudon sich in diesem wie im vorigen Jahrhundert bei Freund und Feind erfreute und trotz der exceptionellen Rolle, die er in der östreichschen Kriegsgeschichte spielt, hat es bis jetzt keine wirkliche Biographie dieses berühmten Kriegsmannes gegeben. Die zeitgenössischen Schriften von Pezzl (1790) und Krsovitz (1785) sind längst veraltet und selbst in den Tagen ihrer Jugend ziemlich mittelmäßig gewesen, die späteren, für den Handgebrauch k. k. Officiere und loyaler Civilpatrioten bestimmten Aufsätze Hormayrs, Kunitschs, Schweigerds u. s. w., bloße Compilationen, die aus den älteren Quellen zum größten Theil wörtlich abgeschrieben waren. Das vorliegende Buch dagegen ist mit Benutzung der Staatsarchive und von einem gebildeten Manne geschrieben, dem es wirklich um die Feststellung der Wahrheit zu thun war und der die Wissenschaft wenigstens um eine Anzahl neuer Aufschlüsse bereichert hat. Auf das Janko'sche Buch näher einzugehen, erscheint schon aus diesem Grunde geboten.

Was den eigentlich biographischen Theil, d. h. Laudons persönliche Geschicke anlangt, so sind allerdings einige Irrthümer und Lücken zu constatiren, zum Theil solche, welche der Vers. hätte vermeiden können, wenn er sich die Mühe genommen hätte, eine Skizze über Laudon anzusehen, welche der Referent vor Jahresfrist publicirte, und die Herr v. Janko, wahrscheinlich ohne sie gelesen zu haben, in der „Neuen freien Presse" kurzer Hand abfertigte. Laudons Jugendgeschichte und Herkunft ist, trotz des Interesses, welches sie bietet, in dem vorliegenden Buch auf kaum drei Seiten abgehandelt und diese drei Seiten enthalten vier nachweisbare Irrthümer. Erstens wird für ausgemacht angesehen, daß die Laudon von schottischer Abstammung sind; die Annahme beruht auf einem Geschlechtsregister, das der Feldmarschall aus Edinburg kommen ließ und in welchem behauptet war, Matthäus Lowdoun, der Sohn des Grafen von Air, sei Ende des 16. Jahrhunderts nach Livland ausgewandert. Nachweislich wurde aber schon 1432 ein Otto von Laudohn (sic) von dem Rigaschen Erzbischof Henning mit dem Gute Tootzen belehnt. Jankos Angabe, daß Matthäus v. Laudon in den Dienst des Schwertbrüderordens getreten sei, ist vollständig unrichtig, denn das Edinburger Document, welches die einzige Quelle für die schottische Genealogie bildet, sagt ausdrücklich, des Matthäus Bruder Hugo sei im Jahre 1622 gestorben, der Schwertbrüderorden aber existirte seit dem ersten Viertel des dreizehnten Jahrhunderts nicht mehr, da er im Jahre 1237 zu Viterbo in den Orden der deutschen Herren aufgegangen war. Zweitens hieß des Feldmarschalls Mutter nicht Bornemund (wie Janko behauptet), sondern Bornemann; drittens ist der Feldmarschall nicht am 10. October 1716, sondern wie die bezügliche Notiz des

Kirchenbuchs ausweiſt, am 2. Februar 1717 geboren worden (der 10. October war ſein Namenstag und wurde als ſolcher jährlich gefeiert); viertens hat der berühmte Feldherr den Krimmfeldzug unter Münnich nicht als Unterofficier, ſondern bereits als Fähnrich, reſp. Unterlieutenant mitgemacht. — Gleich hier wollen wir bemerken, daß auch das zweite Capitel in Bezug auf Laudons perſönliche Geſchicke einen Irrthum enthält. Gleich den älteren öſtreichiſchen Biographen des Feldherrn weiß auch Herr v. Janko nicht, daß derſelbe zwei Mal verheirathet geweſen iſt, während für dieſe Biographen feſtſteht, daß Laudons vieljährige Lebensgefährtin Clara, geb. v. Haagen, keine lebenden Kinder zur Welt gebracht habe, ſind neuerdings zu Bunitſch die Grabſteine zweier ſeiner Söhne entdeckt worden. Dieſer Widerſpruch löſt ſich einfach dadurch, daß Gideon Ernſt von Laudon in erſter Ehe mit Eliſabeth von Eſſen („aus einer deutſchen Familie in Ungarn") verheirathet war und von dieſer ſechs Kinder hatte, welche ſämmtlich im zarten Kindesalter verſtarben. Selbſt dem gründlichen und ſonſt wohlunterrichteten Verfaſſer des „Biographiſchen Lexikons für das Kaiſerthum Oeſtreich" von Wurzbach iſt dieſe einfache Thatſache nicht bekannt geweſen. — Endlich ſei erwähnt, daß Herr v. Janko in einer heute nicht mehr üblichen Weiſe die Charakteriſtik ſeines Helden von der übrigen Darſtellung getrennt und in ein beſonderes, an den Schluß geſetztes Buch gebracht hat, welches in drei Unterabtheilungen, „Laudon als Soldat und Feldherr", „Laudon als Privatmann" und „Parallelen", zerfällt und dadurch einen etwas ſteifen und ſchablonenartigen Eindruck macht. Soll das vollſtändige Bild eines Charakters entworfen werden, ſo darf der Privatmann nicht von dem Staatsbürger getrennt werden; es iſt im Gegentheil nothwendig, die über den Charakter und die Eigenthümlichkeiten gefällten Urtheile mit der Darſtellung der Handlungen in Zuſammenhang zu bringen und gleichſam aus dieſer ſelbſt hervortreten zu laſſen. Die „Parallelen" wiederholen übrigens nur die von Hormayr, Kunitſch, Schweigard u. ſ. w. gemachten, etwas altfränkiſchen Vergleiche zwiſchen Laudon, Marcellus und Paulus Aemilius, — Vergleiche, die nur möglich waren, ſo lange Plutarchs Biographien für Muſter biographiſcher Darſtellung und Quellen erſten Ranges gelten konnten.

Doch das nur beiläufig. Der Hauptwerth des Janko'ſchen Buchs und die Abſicht des Verfaſſers liegen auf einer anderen Seite. Das Leben Laudons iſt zum Ausgangspunkt einer ſelbſtändigen, aus bisher unbenützten Quellen geſchöpften Darſtellung des ſiebenjährigen Krieges gemacht und dieſe iſt, trotz mannigfacher Ausſtellungen, die von unſerem Standpunkte aus gemacht werden müſſen, von entſchiedenem Intereſſe. Anerkennenswerth iſt vor Allem, daß der Verfaſſer trotz ſeines entſchieden öſtreichiſchen Standpunktes und trotz ſeiner Beurtheilung des großen Königs, die an dem wirklichen

Wesen desselben vorübergeht, durchweg in dem Ton ruhiger Sachlichkeit redet; selbst bei der Polemik gegen Friedrichs kriegsgeschichtliche Aufzeichnungen (die bekanntlich mit einer Ungunst gegen Laudon verfaßt sind, die zu der Urbanität und Anerkennung, mit der Friedrich seinen Gegner bei persönlichen Begegnungen behandelte, seltsam contrastirt), geht es stets sehr maßvoll und anständig zu. Von dem alt-östreichischen, einseitigen, freilich schon vor hundert Jahren unhaltbar gewesenen Reichs- und Rechtsstandpunkte ist eigentlich nirgend die Rede. Der Verf. versucht vielmehr Kaunitzs Rechnung auf eine Mitwirkung Frankreichs im Kampf gegen die „neue, Preußen genannte Erscheinung am politischen Horizont Europas" zu rechtfertigen und gesteht ehrlich zu, daß es sich um einen Conflict widerstreitender Interessen gehandelt habe. Mit aller Schärfe wird der Bruch hervorgehoben, der sich seit der Kaunitzschen Verwaltung in der Diplomatie, wie in dem inneren Staatsleben Oestreichs vollzogen hatte. Die auf „Einheit der Verwaltung, Bewußtsein seiner Kräfte und Fähigkeit einer freien Bewegung" gerichtete Umwälzung des inneren Staatslebens war das nothwendige Complement eines neuen diplomatischen Systems, das die alten, im spanischen Erbfolgerkriege geknüpften Bündnisse mit den Seemächten einer französischen Alliance opferte, „die alsbald Mittelpunkt aller großen Ereignisse des 18. Jahrhunderts werden sollte". — Die Resultate, welche der siebenjährige Krieg für Oestreich gehabt hat, haben zu deutlich gegen diese Alliance geredet, als daß wir für die Kaunitzschen Pläne dieselbe Bewunderung haben könnten, welche unsern Autor erfüllt — ganz abgesehen davon, daß von dem nationalen Standpunkt gar nicht die Rede ist, und das habsburgische Hausinteresse ohne Weiteres für den allein berechtigten Leitstern des neuen Systems gilt. Dafür, daß die innere Umgestaltung Oestreichs trotz aller Bemühungen Maria Theresias und aller Pläne Kaunitzs, ja was noch mehr sagen will, trotz aller Erfahrungen, die man im siebenjährigen Kriege machte, nicht zum Abschluß kam, ja auf den wichtigsten Gebieten des öffentlichen Lebens pium desiderium blieb — dafür liefert gerade das vorliegende Buch eine lange Reihe von interessanten und zum Theil neuen Belegen. Während die Darstellung der eigentlichen Kriegsgeschichte nur hie und da Gesichtspunkte bietet, die in dem bekannten Schäferschen Werk nicht schon ausfindig gemacht worden wären, bieten die ausführlichen Erörterungen über Laudons Verhältniß zu den in Wien maßgebenden Elementen Gelegenheit zu lehrreichem Einblick in die eigenthümliche Beschaffenheit der östreichischen Kriegsleitung jener Zeit und gerade diese Seite des Janko'schen Buchs scheint uns besondere Aufmerksamkeit zu verdienen, zumal auch der Verfasser auf sie besonderes Gewicht legt und seine pädagogische Tendenz ziemlich deutlich durchsehen läßt. Freilich bietet kaum ein anderer Abschnitt neuerer Geschichte so reiche Veranlassung zu Klagen über Unverbesserlichkeit und zu Warnungen vor thörichtem Vorurtheil, wie die auf die letzten 120 Jahre bezüglichen Capitel aus Oestreichs Militairgeschichte.

Als Laudon in die Dienste Maria Theresias trat, stand Graf Daun an der Spitze der militairischen Reformpartei: sein Werk war die Vermehrung der Artillerie und — so unglaublich es klingen mag — sein Hauptargument für die Verstärkung dieser Waffe, der Hinweis darauf, daß Gustav Adolf (genau 100 Jahre früher) seine Haupterfolge einer zahlreichen und gut bedienten Artillerie zu danken gehabt habe. Der bloße Name Daun bürgt uns dafür, daß von überstürzenden Neuerungen oder einem principiellen Bruch mit den alten Traditionen nicht entfernt die Rede war, daß es sich

eigentlich um Nichts weiter als die Berücksichtigung der dringendsten Zeitbedürfnisse handelte. Zudem war Daun durch Geburt und Neigung Mitglied der herrschenden Kaste und schon als solches daran interessirt, daß (wie der alte Krsovitz es optimistisch nennt) Oestreich „darin ausgezeichnet blieb, daß es sich an die einmal hergebrachte Ordnung hielt". Nichts desto weniger stand die von Khevenhüller, später von Daun vertretene Reformpartei bei der höheren Wiener Gesellschaft und namentlich beim Hofkriegsrath im übelsten Geruch. Der Vicepräsident dieser Behörde Graf Neipperg, „camarade de debauche et de guerre" des Kaisers Franz, genoß bei Maria Theresia weitreichende Autorität und war dabei ein ausgemachter Reactionär. Während seine im Civilfach dienenden Freunde unablässig gegen Kaunitz agitirten, wußte er zu bewirken, daß weder Daun, noch Browne, sondern Prinz Karl von Lothringen bei Beginn des Feldzugs von 1757 an die Spitze der Armee gestellt wurde. Schon im Jahre 1756 hatte derselbe Mann durch die Nachlässigkeit, mit der er die Ausrüstung leitete, unsägliches Unheil angestiftet, und zwei Mal den Versuch gemacht, den vom bayrischen Erbfolgerkriege her gut beleumdeten Obristlieutenant Laudon von der activen Armee abzuhalten: der eingewanderte Livländer gehörte ja nicht zur Kaste. — Diesem Verhalten entsprach denn auch das Resultat: Ende Juli 1757 stand die Sache für Preußen so ungünstig, daß der König Sachsen fast vollständig räumen mußte und daß seine Armee unter dem Eindruck einer ganzen Reihe von Schlappen stand — der innere Krieg aber, der das östreichische Obercommando zerriß, machte jede Benutzung der mühsam errungenen Vortheile unmöglich: Neipperg sah als Gegner Kaunitz's dem ganzen Kriege mißgünstig zu, Daun intriguirte gegen Lothringen, und neun kostbare Herbstwochen gingen auf diese Weise unwiederbringlich verloren. — Im August war Laudon zur Reichsarmee übergeführt worden; in dieser herrschte eine Unordnung und Systemlosigkeit, welche die Desorganisation des östreichischen Heeres noch bei weitem übertraf, an dem französischen Hilfscorps übrigens einen würdigen Alliirten fand. Die Briefe des Helden über den Zustand dieser Armeen erklären zur Genüge, warum derselbe sich nach kurzer Frist wieder zu den Oestreichern versetzen ließ; sie bilden außerdem einen bemerkenswerthen Beitrag zur Geschichte jener Zeit.

1758 hatte Daun endlich den Oberbefehl erhalten. Wiederum errangen die Oestreicher eine Reihe wichtiger Erfolge und wiederum fehlte es ihnen an Einsicht und Energie zur Verfolgung derselben. Daun, der die Gefährlichkeit des Wiener Terrains aus langjähriger Erfahrung kennen mochte, war zu keinem selbständigen Vorgehen zu bringen und überdies von Verräthern umgeben. Nach Collin und Hochkirch blieb er ebenso unthätig, wie nach dem Gefecht von Domstädel und da Oestreichs Verbündete, die Russen und Franzosen, sich zu gemeinsamer Action nicht entschließen konnten, behauptete das Genie ihres großen Gegners, der nie einen Vortheil unbenutzt ließ, auch dieses Mal das Feld. Nichtsdestoweniger blieb Daun auch für das nächste Jahr in seiner Machtstellung und Laudon wurde mit seinem Corps unter den Oberbefehl des russischen Generals Grafen Soltykow gestellt. — Indem wir die übrigen Einzelheiten des Feldzugs von 1759 übergehen, erwähnen wir nur noch, daß das vorliegende Werk eine Reihe interessanter Detailaufschlüsse über das Verhältniß der russischen Hilfstruppen zu Oestreich und genauen Bericht über die Verhandlungen zwischen Soltykow und den östreichischen Befehlshabern enthält.

Die folgenden Abschnitte, in denen Laudon bereits als Feldzeugmeister

auftritt und an den Kriegsoperationen selbständigen Antheil hat, nehmen successive an Ausführlichkeit zu und sind namentlich wegen der Mittheilungen aus dem Briefwechsel Laudon's mit Kaiser Franz I. und Kaunitz von Wichtigkeit. Was den Gang der Kriegsereignisse und deren Darstellung anlangt, so herrscht allerdings die Tendenz vor, die östreichischen Mißerfolge wesentlich auf die Verkehrtheiten des Wiener Systems zurückzuführen und diese zu Hauptverbündeten Friedrichs zu machen. Die Vergleichung mit der Schäferschen Darstellung des siebenjährigen Krieges und dem noch heute wichtigen Archenholtzschen Buch setzt den Leser aber leicht in den Stand, hier die richtige Grenze zu ziehen und im Einzelnen größere und kleinere Reductionen eintreten zu lassen. Wie unheilvoll die Hofkriegsraths-Wirthschaft auf den Gang der Ereignisse und die Thätigkeit der östreichischen Generale eingewirkt hat, ist immerhin erst durch Janko seinem vollen Umfange nach nachgewiesen worden und der Verfasser hat sich durch die Ungeschminktheit seiner Enthüllungen unter allen Umständen ein bleibendes Verdienst erworben. — Es klingt fast unglaublich, was man aus Laudons Verhandlungen mit dem Hofkriegsrath erfährt. Nicht nur, daß Dauns Eifersucht gegen den glücklicheren und talentvolleren Nebenbuhler trotz aller Erfolge desselben auf Unkosten des östreichischen Interesses ungenirt ihr Wesen treiben darf — Laudon hat (z. B. im Jahre 1760) alle Mühe, sich in Wien auch nur die Erlaubniß zu energischen Schlägen gegen den Feind auszuwirken; er, der seine Vorsicht in einer langen Reihe von Dienstjahren außer Zweifel gesetzt hat, muß förmliche Versprechungen darüber abgeben, „sich niemals auf das Hazardiren einzulassen und allemal pünktlichen Rapport abzustatten", und nur Kaunitz's mächtiger Beistand ist im Stande, ihm die gewünschten Vollmachten zum Siege wenigstens bedingungsweise zu verschaffen. Selbst als Laudons glänzende Erfolge bei Landshut und in Glatz die Kaiserin bewogen hatten, ihm ein selbständiges Commando zu übertragen („. . . es geht an Euch mein gemessener Befehl, Alles dasjenige, was ihm nach seiner eigenen Einsicht und nach den Umständen meines Dienstes ersprießlich erscheint, ohne weitere Bedenken und Rückfrage zu unternehmen") — selbst dann hört die Vormundschaft Dauns und des Kriegsraths nicht auf und der ruhmgekrönte Sieger zeigt sich fortwährend sehr viel besorgter vor der Feindschaft der Wiener Machthaber und ihrer Genossen, als vor der Tapferkeit seiner Gegner. Und daß diese Rechnung eine richtige war, ersahen wir aus jedem neuen Capitel unseres Buchs mit zunehmender Deutlichkeit. In der Schlacht bei Liegnitz wird Laudon von Daun so absichtlich und perfid im Stich gelassen, daß der sonst so kalte, ruhige und vorsichtige Mann seinen versammelten Officieren nach Verlust des Treffens öffentlich sagt: „Im vorigen Jahre hat mich Soltykow getäuscht; damals erklärte ich, er würde mich zum zweiten Male nicht mehr täuschen. Heute ließ mich der Feldmarschall im Stich; aber auch er soll diese Freude nicht zum zweiten Male haben." Daun, dessen Gemahlin bei Hofe eine große Rolle spielt, bleibt nichtsdestoweniger in Amt und Würden; auch nach dem Verlust der Schlacht bei Torgau steht er unerschüttert in der Gunst seiner Monarchin und nur seiner Wunden wegen legt er den Oberbefehl nieder. Dieser wird nicht Laudon, sondern erst dem Grafen Browne, dann dem Grafen Lacy übertragen, obgleich der Sieger von Kunnersdorf schon damals der einzige östreichische Feldherr war, der auf eine große Reihe gewonnener Schlachten zurückblicken konnte und das volle Vertrauen der Armee besaß.

Zum Ueberfließen wurde das Maß dieser Thorheiten aber erst angefüllt,

als Laudon im Jahre 1761 seine berühmte Ueberrumpelung der Festung Schweidnitz ausführte. Schon aus früheren Berichten wußten wir, daß die mangelnde Erlaubniß des Hofkriegsraths zu dieser glänzenden That, Laudon der Gefahr kaiserlicher Ungnade so nahe gebracht hatte, daß die Kaiserin Elisabeth von Rußland dem bedrohten Helden unter der Hand Uebertritt in ihren Dienst und den Feldmarschalls-Stab anbieten ließ. Den ganzen Umfang der Gefahr, welche dem Sieger von Schweidnitz drohte, hat erst das Janko'sche Buch bloß gelegt. Auf dem Tisch Maria Theresias lag das vom Hofkriegsrath gegen Laudon gefällte Urtheil bereits zur Unterschrift fertig, als Franz in das Cabinet seiner Gemahlin trat. „Ist mir doch leid um den Laudon", sagte die Kaiserin, *indem sie unterschrieb*, „daß er den Streich gethan — aber ich kann ihn nicht retten." Erst als Franz geltend machte, daß Laudon sich mit ihm unter der Hand verständigt und auf seine (des Kaisers) Verantwortung gehandelt habe, wurde Maria Theresia stutzig. „Wie zufällig ergriff sie die Dinte statt der Streusandbüchse und goß jene über das Document, das sie zum zweiten Male nicht mehr unterschrieb." In der Folge scheint die Schaam über diese verbrecherische Thorheit so groß gewesen zu sein, daß das damals vom Hofkriegsrath gefällte Verdammungsurtheil vernichtet oder doch für die Nachwelt unzugänglich gemacht worden ist. Mindestens hat Herr v. Janko, dem die Archive geöffnet waren, über den Inhalt desselben Nichts in Erfahrung bringen können.

Das letzte Drittheil unseres Werkes hat es mit Laudons Thaten in den Türkenkriegen (1788 bis 1790) und seinem Ende zu thun. Während die Geschichte des siebenjährigen Krieges schon vorher allen wichtigen Punkten nach bis ins Detail bekannt war und der Janko'schen Darstellung nur übrig blieb, die einzelnen Lücken, welche bezüglich der inneren östreichschen Kriegführungsgeschichte bestanden, auszufüllen und zu ergänzen und berichtigend einzutreten, wo wegen Unvollständigkeit des bisher zugänglichen Materials Schiefheiten entstanden waren, ist die Geschichte des Turkenkrieges hier zum ersten Mal quellenmäßig in wirklich wissenschaftlicher Weise verarbeitet. Laudon's ältere Biographen haben sich fast ausschließlich an der Aufzählung der einzelnen Schlachten und gewisser auf dieselben bezüglicher Anekdoten genügen lassen; die Schriften Rautenstrauchs („Tagebuch des jetzigen Krieges") und Volneys „Ueber den jetzigen Türkenkrieg") sind beide von 1788 datirt, haben es darum nur mit dem ersten Theil dieser Campagne zu thun und sind überdieß, wie in der Natur der Sache lag, ohne jede Kenntniß der amtlichen Quellen geschrieben. Schon aus diesem Grunde und noch mehr wegen der Gründlichkeit der Arbeit, gebührt dem zehnten Buch unserer Biographie, welches die Geschichte jenes Krieges auf nahezu hundert Seiten ausführlich behandelt, entschiedenes Verdienst und eine Stellung in der Militairliteratur unserer Zeit. — Wenn wir noch hinzufügen, daß die Schrift sich durch eine klare, einfache, durchsichtige Schreibart auszeichnet und weiteren Kreisen ebenso zugänglich ist, wie Fachleuten, so glauben wir, derselben einen Anspruch auf Verbreitung auch außerhalb Oestreichs nachgewiesen zu haben.

J. E.

Verantwortliche Redacteure: **Gustav Freytag** u. **Julius Eckardt.**

Verlag von **F. L. Herbig.** — Druck von **Hüthel & Legler** in Leipzig.

XXVIII. Jahrgang. II. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik und Literatur.

№ 30.

Ausgegeben am 23. Juli 1869.

Inhalt:

Die schweizerische Demokratie und ihre Fortentwickelung . . Seite 121
Noch einmal die Hamburg-Kieler Universitätsfrage 138
Die Lage in Galizien I. 142
Eine französische Geschichte des Theaters 151
Neue Kunstblätter 160

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.

Leipzig, 1869.

Friedrich Ludwig Herbig.

(Fr. Wilh. Grunow.)

Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern.

Die ſchweizeriſche Demokratie und ihre Fortentwickelung.

Correſpondenz aus der Schweiz.

Ed. Tallichet, La démocratie suisse et son évolution actuelle. — J. Dubs, die ſchweizeriſche Demokratie in ihrer Fortentwickelung. — Hilty, Theoretiker und Idealiſten der Demokratie. — Gengel, die Erweiterung der Volksrechte.

Die Schweiz hat das eigenthümliche Vorrecht, politiſche Ideen ohne große Gefahr für ihre eigene Entwickelung leicht und ſchnell praktiſch zu verwerthen und politiſche Verſuche zu machen, die den großen Nachbarſtaaten, wenn ſie Aehnliches wagten, ſchon mehr als einmal theuer zu ſtehen kamen, während dieſe von jenen Verſuchen mit ihren Erfolgen und Mißerfolgen vieles lernen können, ohne für das jeweilige Lehrgeld mithaftbar zu ſein. Die Ideen und Beſtrebungen, welche in größeren Staaten ſich oft nur mit Mühe entwickeln und Bahn brechen, arbeiten ſich in der kleinen Schweiz leichter heraus und werden zu Thatſachen, durch die ihre wahre Bedeutung und Tragweite erſt recht an den Tag tritt. So ſpiegelte das Vaterland der Tellen trotz ſeines eigenen geſunden nationalen Lebens oft die innerſten Geiſtesregungen der Nachbarländer auf ſeinem Boden wieder und wurde, beſonders in Zeiten der Kriſis, ſchon mehrmals zu einem Höhenmeſſer des politiſchen Lebens in Europa.

In unſerem Jahrhundert erfüllt die Schweiz dieſen Beruf der internationalen Verſuchsſtation erſt ſeit 1830. Bis damals hinderten ſie die Feſſeln des alten Bundesvertrags von 1814 an jeder freien eigenen Bewegung. Die franzöſiſche Julirevolution hatte für die Schweiz faſt noch mehr als für Deutſchland die Befreiung aus längſt unerträglich gewordenen Zuſtänden zur Folge. Ein neues Leben entfaltete ſich nach allen Richtungen und durch eine Reihe von mehr und weniger bedeutenden Revolutionen fand in den verſchiedenen Cantonen eine Umgeſtaltung der ſtaatlichen Verhältniſſe ſtatt. Gleichzeitig empfing die Schweiz aber gerade auch in jenen Jahren bedeutende Einflüſſe von Deutſchland her durch die Maſſe politiſcher Flüchtlinge, welche

in dem schönen Lande zwischen Jura und Alpen ein Asyl gewannen, wo sie für ihre in den Hörsälen der Universitäten und in der heimischen Literatur gewonnenen theoretischen Anschauungen einen fruchtbaren und oft nur zu dankbaren Boden für praktische Verwerthung vorfanden. So fand in den Alpenthälern damals eine große Ablagerung politischer Ideen statt, welche in den Nachbarstaaten einstweilen zur praktischen Unfruchtbarkeit verdammt waren, sich aber hier auf republicanischem Boden schnell zu thatsächlichen Gestaltungen entwickelten und in dieser Form dann auf die Importländer zurückwirkten.

Aehnliche Wechselwirkung fand dann wieder 1847—1848 statt, wo der Sonderbundskrieg, der Vorläufer der französischen und der deutschen Revolution, der Schweiz ihre neue Bundesverfassung bewirkte, durch welche sie zu einem selbständigeren nationalen Leben als sie jemals vorher besessen, erhoben wurde. Eine Menge deutscher und französischer Flüchtlinge kehrten, nachdem bei ihnen zu Hause die Revolution triumphirt, aus der Schweiz in ihr Vaterland zurück, um für die aus hier gemachten Erfahrungen gewonnenen Ideen Anhänger zu werben und deren Verwirklichung zu betreiben. Bald darauf sandte die inzwischen auf beiden Seiten des Rheins eintretende Reaction wieder freiwillige Exulanten in der Schweiz, wo sie die Folgen der unterdessen glücklich durchgeführten neuen Staatsorganisation mit jenen der verunglückten französischen und deutschen Bewegung zu vergleichen Gelegenheit fanden.

Trotz dieses innigen Wechselverhältnisses ist schon öfter geklagt worden, daß den schweizerischen Zuständen und politischen Bewegungen von deutscher Seite — von französischer gar nicht zu reden — zu wenig Beachtung geschenkt werde und daß namentlich in der periodischen Presse das was in der Schweiz vorgeht, im Allgemeinen nicht so dargestellt zu werden pflegt, wie es für beide Länder, für die Schweiz um der Ehre der Wahrheit, für Deutschland um des praktischen und theoretischen Nutzens willen, vielleicht wünschenswerth wäre. Es mag dies allerdings mehr zufällige Folge davon sein, daß es meist politische Flüchtlinge waren, welche die Correspondenz mit ihrem Vaterlande vermittelten und daher mit ihrem einseitigen Maaßstabe maaßen, was nur mit seinem eigenen gemessen werden sollte. Viel Unwesentliches wurde so zu ungebührlicher Bedeutung aufgeblasen, manches Wesentliche zu wenig beachtet und so die Verhältnisse aus ihrer richtigen Perspective verrückt. Diese Erscheinung dauert noch heute, wenn auch in geringerem Maaße, fort oder es ist an deren Stelle das leere Nichts getreten, seit die große Mehrzahl der Flüchtlinge wieder in die Heimath zurückkehrte und gleichzeitig das Ringen für den Ausbau der deutschen Einheit und Freiheit das Interesse für die Nachbarrepublik in den Hintergrund geschoben hat.

Wir hoffen mit diesen einleitenden Worten genug zu unserer Entschuldi-

gung geſagt zu haben, wenn wir die Aufmerkſamkeit Ihrer Leſer für einige Augenblicke auf die neueſte politiſche Bewegung in der Schweiz zu lenken verſuchen. Den Anlaß dazu bieten die Eingangs citirten Schriften, namentlich die des Herrn Tallichet, welche, obwohl in unſern Augen ſich etwas zu conſervativ gegenüber den neueſten Beſtrebungen verhaltend, doch ſoweit außerhalb der Parteiſtrömungen ſteht, um unſerem Zwecke einer möglichſt objectiven Darſtellung am meiſten zu entſprechen. Die Meinungen ſind natürlich bis zur Stunde noch ſehr getheilt und es wäre ſehr anmaßlich für Einen, der nicht einer beſtimmten Partei praktiſch dienen will, wenn er ſich hier ein endgiltiges Urtheil erlauben wollte. Ein ſolches kann erſt der praktiſche Erfolg oder vielmehr die praktiſchen Folgen, die aus den gegenwärtigen Verſuchen hervorgehen werden, an die Hand geben. Wie aber die ſpätere Geſchichte die beſte Richterin über dieſe Dinge ſein wird, ſo muß auch hier die vorangegangene Geſchichte als die beſte Erklärerin gelten für die Beſtrebungen der Gegenwart. Daß dieſer Aufſchluß erſt von einem Einzigen verſucht wurde, müßte mehr als befremden, wüßte man nicht, daß in der Schweiz die politiſche Schriftſtellerei viel weniger von Gelehrten, als von praktiſchen Staatsmännern gepflegt wird, welche die politiſchen Hergänge wohl erlebt, ſelten aber ſtudirt haben und daher mehr den unmittelbaren praktiſchen, als den theoretiſchen Geſichtspunkt, mehr den Blick in die nächſte Zukunft als in die Vergangenheit, die ſich bei ihnen gewiſſermaßen von ſelbſt verſteht, walten zu laſſen pflegen. —

Die gegenwärtige Bewegung datirt ſchon von einigen Jahren her. Schon lange zeigte ſich überall im Volke eine gewiſſe Unbehaglichkeit und Unzufriedenheit. Die theils durchgeführten, theils mißglückten Verfaſſungsreviſionen in Genf, der Waadt, in Bern Anfangs der ſechsziger Jahre waren die Vorläufer der jetzigen Umbildung; ebenſo die verſuchte und nur zum Theil durchgeführte Reviſion der Bundesverfaſſung gegen das Ende dieſes Jahrzehends. Da kam plötzlich die Züricher Bewegung am Ende des Jahres 1867, ohne daß man bisher eine Ahnung von ihrer Vorbereitung gehabt hatte. Die Locher'ſchen Pamphlete ſchienen nur der Funken zu ſein, welcher den kaum bemerkten Zündſtoff in Flammen ſetzte. Aber auch nachdem die Bewegung durch die bekannte Volksabſtimmung, bei der ſich vier Fünftel der Bürger für Totalreviſion durch einen Verfaſſungsrath ausgeſprochen, zu einem erſten Abſchluß gekommen war, wußte man deren Urſache nicht auf ihre erſten Beſtandtheile zurückzuführen. In dieſer Beziehung war Zürich das getreue Abbild der übrigen Schweiz und deshalb hatte jene Bewegung einen ſo weitgehenden Wiederhall gefunden. Die nächſten Nachbarcantone Zürichs folgten dieſem faſt unmittelbar und man fühlte ſchon jetzt, daß der Bund ſelbſt ſchließlich mit in dieſelbe hineingezogen würde.

Um dieſe Erſcheinung zu erklären, wirft Herr Tallichet einen Blick auf den Charakter der politiſchen Syſteme, die unter dem Namen der „Dreißiger Regierungen“ die Vorgänger der bis in die Gegenwart hineinreichenden radicalen Aera waren. Dieſelben hatten Vieles mit dem franzöſiſchen Liberalismus jener Zeit gemein und namentlich haftet ihnen der Doctrinarismus an, welcher ſie endlich ihrem Untergang um die Mitte der vierziger Jahre entgegenführte. Dieſer Doctrinarismus der damaligen Machthaber wähnte, wenn man die conſtitutionelle Form habe, ſo beſitze man alles was zum Wohl des Gemeinweſens von nöthen ſei, und dieſe übertriebene Achtung vor der Form machte die Regierungen ſchwach und unſchlüſſig gerade in Momenten der Kriſis. Dazu kam, daß die gebildeten Claſſen des Bürgerſtandes, welche damals das Staatsruder führten, in der nämlichen Zeit, wo ſie das Volk durch ihre liberalen Doctrinen zu ſich emporheben zu können meinten, ſich immer mehr von ihm abſonderten und entfernten, indem ſie ſich immer enger zuſammenſchloſſen und zuletzt faſt eine Art von Kaſte bildeten. Eine Reaction gegen dieſen doctrinären Liberalismus warf dann in einer Reihe von cantonalen Revolutionen ſeit 1845 (Zürich) und 1846 (Bern) die bisherigen Syſteme zu Boden. Ihr Zweck war Erweiterung der Volksrechte, wie man ſich heutzutage ausdrücken würde, ihr letztes Ziel Neugeſtaltung des eidgenöſſiſchen Bundes im Sinne größerer nationaler Einheit und Freiheit.

Im Gegenſatze zu den geſtürzten Regierungen gaben ſich die ſiegreichen Führer der verſchiedenen cantonalen Erhebungen eine faſt dictatoriſche Gewalt, indem ſie ſich auf die bisher von den Liberalen vernachläſſigten Maſſen des Volks ſtützten, die geſetzgebenden Räthe mit compacten Mehrheiten bevölkerten und die Liberalen, deren Talente und ſociale Stellung ſie fürchteten, möglichſt von jenen ausſchloſſen. Starke Regierungen und ergebene Große Räthe — das war der Proteſt des Volkes gegen den bisherigen Mißbrauch der Kammerberedſamkeit, gegen die correcte, aber impotent gewordene Theorie, — derſelbe Proteſt, der ſich in Frankreich 1848—1851 und in ähnlicher Weiſe in Deutſchland wiederholte.

Einige zwanzig Jahre dauerte nun dieſes radicale Regime, und wenn auch in verſchiedenen Cantonen verſchiedene Schwankungen in den Parteiverhältniſſen ſtattfanden und auf kürzere oder längere Perioden ſelbſt die Conſervativen oder die Altliberalen die Oberhand gewannen, ſo blieb ſich doch im Großen und Ganzen der Charakter der Zeit gleich: es war durchaus der Geiſt des Radicalismus, welcher demſelben das Gepräge gab und die neueſte demokratiſche Bewegung, wie ſie von der Oſtſchweiz aus ſich immer weiter über die übrigen Cantone zu verbreiten beginnt, kann nur aus dieſer radicalen Anſchauungsweiſe erklärt werden. —

Nach Herrn Tallichet liegen die letzten Gründe der gegenwärtigen demokratiſchen Beſtrebungen in der Fortentwickelung des ſchweizeriſchen Radicalismus, der die letzten Conſequenzen ſeines Princips ziehen zu wollen ſcheine. Wenn der Verfaſſer auch zugibt, daß der letztere trotz aller von ihm keineswegs verſchmähten demoraliſirenden Mittel es verſtanden, dem Volke einen größern Antheil am öffentlichen Leben zu ſichern und ihm das Zeugniß ausſtellt, daß ohne ihn vielleicht nie eine ſo gründliche Reform der Bundesverfaſſung zu Stande gekommen wäre, ſo kann er doch nicht umhin, ihm den gewichtigen und ſich auf eine ganze Reihe von jetzt noch fortwirkenden Uebelſtänden beziehenden Vorwurf zu machen, daß er ſeine alten beſiegten Gegner, die Dreißiger Liberalen, nach Kräften von den Staatsgeſchäften ausgeſchloſſen, ſie als Ariſtokraten und Volksfeinde verſchrieen und unmöglich gemacht habe, während die eigenen Führer die Maſſen unter dem Scheine als dienten ſie ihnen, während ſie in Wirklichkeit ſich von ihnen ſtützen ließen, nach ihrem Belieben lenkten. Die Liberalen zogen ſich in Folge deſſen unmuthig zurück und waren zuletzt nicht einmal mehr im Stande, eine nennenswerthe Oppoſition in den Großen Räthen zu organiſiren.

Die Schwächen dieſer radicalen Politik ſollten ſich jedoch allmälig enthüllen. Sie beſtanden darin, daß nicht nur die compacten Maſſen, auf welche die ſtarken Regierungen aufgebaut waren, mehr von Leidenſchaften, Vorurtheilen und Schlagwörtern als von Principien geleitet wurden, ſondern daß dieſe Politik in der Regel ſich auf eine einzige hervorragende Perſönlichkeit ſtützte und in Schlaffheit und Unthätigkeit verfiel, ſobald dieſe zurücktrat. Die demokratiſche Grundlage mochte noch ſo breit ſein, wenn man nicht die Lücken auszufüllen verſtand, die unter den Volksführern entſtanden, ſo mußte endlich der Augenblick eintreten, wo das Syſtem zerfiel und die Fehler, die man während des Kampfes mit den alten Gegnern überſehen hatte, ſich ſtraften. Allmälig ward es dem Volke bewußt, daß man ſich mehr ſeiner bedient, als ihm gedient hatte, und wenn es auch nach alter Gewohnheit noch eine Zeit lang fortfährt, für ſeine Führer zu ſtimmen, weil keine organiſirte Oppoſition mehr da iſt, ſo macht ſich doch früher oder ſpäter bei irgend einem unvorhergeſehenen Anlaß plötzlich die Unzufriedenheit unter einem beliebigen Vorwande Luft.

Wir ſehen alſo die Radicalen im Grunde denſelben Fehler begehen, deſſen ſich früher die Liberalen ſchuldig gemacht. Dieſe meinten einſt die Maſſen zu ſich emporheben zu können, ohne ihnen entgegenzukommen; jene ließen ſich zwar zu denſelben herab, aber nur, um ihnen zu folgen, ſtatt ſie zu ſich emporzuziehen. Sie formirten ſich als eng geſchloſſene Oligarchie, obſchon ſie ſich auf die Maſſen ſtützten. Beſonders in kleinen Gemeinweſen iſt aber die Ausſchließung irgend einer Claſſe der Staatsbürger nicht blos ein Fehler,

ſondern auch ein Verluſt für das Ganze, und indem ſo der Radicalismus die durch ihre ſociale Stellung und Geiſtesbildung charakteriſirte Claſſe von den Geſchäften ausſchloß und das Volk unter dem Scheine, ihm Alles zu geben, was es bedürfe, in eine Art von patriarchaliſchem Zuſtande zurückzuführen ſuchte, ließ er ihm ſchließlich kein anderes Recht, als dasjenige, geführt zu werden, — geführt zu werden, ſelbſt zur Ausübung des höchſten Rechtes ſeiner Souverainetät, zur Abſtimmung, für die ihm die Candidaten ſchon zum voraus bezeichnet und beſtimmt wurden. Die intelligenteſten Radicalen haben zuletzt ſelbſt eingeſehen und eingeſtanden, daß dies jedenfalls eine der wichtigſten Urſachen der gegenwärtigen allgemein verbreiteten Unzufriedenheit iſt. So ſagt Herr Gengel, ein entſchiedener Anhänger des Referendums, der Initiative, des Veto, in ſeiner obengenannten Schrift: „Die Ausübung der Volksſouverainetät durch das Recht, die Volksvertreter zu wählen, iſt ſehr dem Zufall anheimgegeben. Zunächſt iſt der Wahlact an beſtimmte Zeitperioden gebunden und da fällt der Moment der Wahl nur ſehr ſelten mit demjenigen zuſammen, wo das Volk einen wahren Ausdruck ſeiner Willensmeinung abzugeben im Stande iſt, ſodaß dann der Act keinen Sinn mehr hat. Dieſe Wahlart läßt ferner den Gewählten nach der Wahl außer aller Berührung mit dem Wähler. Was weiß der Wähler von dem Thun und Laſſen des Gewählten? Durch das Recht der Abſtimmung über die Verfaſſung wird die Volksſouverainetät jedenfalls viel entſchiedener feſtgeſtellt, als durch das Wahlrecht. Wenn aber das Volk *nur* über die Verfaſſung, nicht auch über die Geſetze abſtimmen darf, ſo entſtehen eigentlich zwei Souverainetäten: jene des Volks in Bezug auf die Verfaſſung und jene der Behörden in Bezug auf die Geſetzgebung und Regierung. Und außerdem gibt es keinen organiſchen Zuſammenhang zwiſchen der Verfaſſung und der Geſetzgebung." Hiergegen läßt ſich kaum etwas einwenden; namentlich gelten dieſe Bemerkungen, wenn keine ſtark organiſirte Oppoſition vorhanden iſt. Wahlrecht und ſelbſt die Abſtimmung über die Verfaſſung ſind dann die größten Illuſionen. Die Regierung wird verſucht, ihre Macht, die keine rechte Controle beſitzt, zu mißbrauchen, und andererſeits wird der Geiſt des wahren Fortſchritts eingeſchläfert. So iſt es in der Schweiz gekommen: der Radicalismus hat ſich als der einzig wahre Ausdruck des Volkswillens hingeſtellt, gegen welchen jede Oppoſition faſt als ein Verrath erſcheint; er hat ganz nach ſeinem Belieben regiert und die Folge iſt ein dumpfes, allgemeines Mißbehagen; das Volk hat das Vertrauen zu ſich ſelbſt und zu ſeinen Führern verloren.

Der Verfaſſer wirft hier einen Seitenblick auf die großen *Nachbarvölker der Schweiz* und findet da eine ganz entſprechende Unbehaglichkeit, die, wenn auch in verſchiedenem Maaß, auf dieſelben Urſachen zurückweiſe.

Digitized by Google

Das „allgemeine Stimmrecht“ wird immer mehr zur Grundlage des öffentlichen Lebens in Europa: die Regierungen stützen sich immer mehr auf die Massen und suchen hierin das Mittel, die gebildeten Classen hinter diese zurückzuschieben. In der Schweiz hat der Radicalismus wenigstens Auswege offen gelassen; das Volk kann die Macht wieder an sich nehmen, kann seine Organisation ändern. An einem solchen Punkte der Entwickelung befinden wir uns gegenwärtig. Das Volk hat angefangen, sich seiner Bedürfnisse bewußt zu werden und nach neuen Formen zu deren Befriedigung zu suchen. Fast alle Vorschläge, die bisher in diesem Sinne gemacht wurden, bezwecken, das Volk wieder in den Besitz der von ihm delegirten Gewalt zurückzubringen, und ihm die Ausübung derselben so direct wie möglich in die Hand zu geben. In dieser Richtung fordert man Referendum, Initiative, Veto, directe Wahl der Regierung durch das Volk, Vertretung der Minderheiten, Plateformsystem, Trennung von Staat und Kirche u. a. m.

Das Problem der heutigen Schweizer Demokratie heißt: wie soll dem Volke die Macht gegeben werden, seinen Willen zu jeder Zeit zur Geltung zu bringen? Unter den verschiedenen Vorschlägen, die zu diesem Ende hervorgetreten sind, hat bisher keiner mehr von sich reden gemacht, als derjenige der Einführung des Referendums, d. i. der Volksabstimmung über die einzelnen Gesetze. Hören wir nun einige Stimmen, die sich zu Gunsten dieser Institution aussprechen. Herr Hilty aus Bündten, wo das Referendum schon seit alter Zeit zu Recht besteht, ist einer seiner beredtesten Lobredner. Er führt als Vorzüge desselben Folgendes an: 1) Es gibt eine sichere und ruhige Constituirung der wahren Volksmehrheit, aus welcher dann eine ebenso große Beruhigung des ganzen Volkes selbst, basirt auf demokratischen Principien, hervorgeht; 2) es findet bei demselben keinerlei Art von Volksbeherrschung statt; 3) es ist das beste Mittel, alle Bürger mit den öffentlichen Angelegenheiten bekannt zu machen und sie für dieselben zu interessiren. Mag diese Bekanntschaft auch noch so oberflächlich sein, sie ist doch immer noch eine größere, also ohne Referendum. 4) Das Referendum ist ein natürlicher Factor im öffentlichen Leben; es vertritt gewissermaßen die eine der beiden Kammern und in dieser Art von Zweikammersystem müssen die gesetzgebenden Großen Räthe einerseits und das Volk andererseits mit einander übereinstimmen, damit ein Gesetz rechtsgiltig werde. Zur Bekräftigung weist Herr H. auf die drei Cantone hin, in welchen das Referendum eingeführt war und noch ist, auf Graubündten, Wallis und Baselland.

Von den Einwürfen treffen die des Herrn Tallichet zuerst die bezeichneten Exemplificationen; unter jenen drei Cantonen, meint er, sprechen wenigstens zwei eher gegen als für das Referendum. Denn in Wallis wurde dasselbe unter der Zustimmung aller Parteien 1848 wieder abgeschafft und Basel-

land gilt seit seiner Verselbständigung bekanntlich nicht mit Unrecht für den mindestgut regierten Schweizercanton. Was Graubündten betrifft, so weiß man in Bezug auf sein politisches Leben auch nichts Besonderes zu rühmen, und doch ist dort das Referendum schon sehr lange in Uebung. Aber selbst wenn dasselbe sich bewährt hätte, müßte man erst seine historische Entwickelung, die guten oder übeln Folgen, die es gehabt, vor Augen stellen, man müßte wissen, ob es nicht in ganz specieller Weise der Vergangenheit, den Institutionen, den Sitten jenes Ländchens, das so vielfach sich von den anderen Cantonen unterscheidet, entspricht, sodaß seine Erfolge eben besonderen individuellen Umständen zu verdanken wären, die sich nirgends sonst in der Schweiz vorfinden. Ueber Alles dies gibt uns jedoch weder Herr Hilty noch sein Landsmann Herr Gengel irgendwelche Aufschlüsse. Gründe geben sie zwar viele, Thatsachen aber keine. Es steht somit Theorie gegen Theorie und ein Beweis ist vor der Hand unmöglich. Zu diesen selbst übergehend beleuchtet Tallichet zunächst den Vorzug des Referendums, daß es in sicherer und ruhiger Weise die wahre Volksmehrheit kundgeben soll, woraus dann eine ebenso große Beruhigung des Volkes selbst, gegründet auf demokratischen Principien, hervorgehe. Aber Völker wie Individuen seien naturgesetzmäßig stets nur unter Kämpfen fortgeschritten; wer dem Volke durch das Referendum solche Kämpfe ersparen will, der zeigt sich befangen in eben jener Anschauung, die den Radicalismus seit so vielen Jahren unfruchtbar machte, in der Idee, daß jede Opposition durch Constituirung einer großen demokratischen Partei unterdrückt werden müsse, die vermöge ihrer Zahl eine unwiderstehliche Gewalt im Staate bilde. Das Referendum ist nur der letzte Ausdruck dieser leichtlebigen Politik. In der Schweiz sind alle Reformen in übertriebener Weise leicht gemacht worden und darum eben haben so viele hochgepriesene Neuerungen so wenig Gutes hervorgebracht. Statt das Volk zu seiner wirklichen und wahren Souverainetät gelangen zu lassen, hat man aus ihm ein bloßes Werkzeug gemacht. Denn die Souverainetät kann sich nur unter Mitwirkung des gesammten Volks verwirklichen. Minderheit sowohl als Mehrheit müssen gehört werden. Wenn jedoch ein Volk oder Völkchen seine Herrschaftsrechte ausübt, ohne zu wissen, was es thut, so ist es eben „Werkzeug", und thut es dies, ohne etwas wissen zu w o l l e n, so wird es ein Despot. Opposition muß geduldet werden, die ihre Gründe frei darlegen darf, ohne zum voraus durch das Gefühl der Vergeblichkeit ihrer Anstrengungen entmuthigt zu sein. Dies aber findet gegenwärtig nicht einmal in den Großen Räthen statt und nun verlangt man vom Volke, daß es thue, was nicht einmal die von ihm eigens dazu gewählten Vertreter thun! Herr T. nennt an einer anderen Stelle das Referendum eine Uebertreibung gerade desjenigen Systems, welches die gegenwärtige Unzufriedenheit hervorgerufen.

Es beſchränke die Volksſouverainetät, indem es das Volk ſehr häufig zwinge, da Ja oder Nein zu ſagen, wo es ſich lieber gar nicht ausgeſprochen und die Verantwortlichkeit für ein Geſetz, deſſen Folgen ſich noch nicht vorausſehen laſſen, lieber der Legislatur überlaſſen hätte. Auch ſei die Verbeſſerung eines Geſetzes viel leichter, wenn dieſes nicht vom Volke feierlich ſanctionirt iſt. Aber auch illuſoriſch ſei das Referendum, inſofern es dem Volke nur über Geſetze Competenz gebe, während die Regierungsthätigkeit ſich über eine Menge von Dingen erſtrecke, die ebenſo wichtig oder noch wichtiger ſind, als die Geſetzgebung — ganz abgeſehen von der rein negativen Gewalt, die daſſelbe dem Volke einräume.

Die Freunde des Referendums rühmen an demſelben ferner die Beſeitigung jeder Art von Volksbeherrſchung und Bevormundung und die dadurch bewirkte erhöhte Kraft und Reinigung des Volkscharakters. Erſt durch das Referendum, meinen ſie, trete das Volk in ſeine volle Mündigkeit ein. Allein der Verfaſſer findet im Gegentheil, daß daſſelbe die Volksſouverainetät „zerſtückele", nicht nur, indem es das Volk und die geſetzgebenden Räthe einander als Gegner gegenüberſtelle, ſondern auch, indem bei der in der Regel nothwendigen gemeindeweiſen Abſtimmung über die Geſetze der wahre Ausdruck der Volksmeinnng unmöglich gemacht werde. Die localen Intereſſen, die localen Matadore, die Dorfmagnaten werden hier den Ausſchlag geben, wie denn auch ſchon jetzt, was von Herrn Dubs hervorgehoben wurde, das Referendum hauptſächlich von ſolchen Leuten befürwortet wird, welche an die Stelle der Volksſouverainetät, mit deren Hilfe es ihnen bisher nicht gelungen, in den Großen Rath zu kommen, nun die Gemeindeſouverainetät zu ſetzen ſuchen, mit der ſie eher eine Rolle zu ſpielen hoffen.

Ferner ſoll das Referendum das Volk in einer bisher noch nie dageweſenen Weiſe für das öffentliche Leben erziehen und intereſſiren. Allein dies würde nur dann wahr ſein, wenn das Volk im Stande wäre, alle Phaſen der Geſetzgebung, über die es abzuſtimmen hat, zu verfolgen, wie dies die Aufgabe der geſetzgebenden Behörden iſt. Kann man nun der Maſſe der Bevölkerung zumuthen, nach gethaner Tagesarbeit ihre wenigen Mußeſtunden noch dazu zu verwenden, ſich mit Fragen zu beſchäftigen, auf die ihre Erziehung und Bildung ſie nicht vorbereitet hat? Nein, ſondern dieſe Dinge werden nur in den Wirthshäuſern beſprochen werden, wo die Schönredner und Dorfmagnaten den Reigen führen und die Abſtimmungen des ſouverainen Volkes werden nur dieſen und den Parteiintriguen zu ſtatten kommen. In Summa, das Referendum reizt das Volk nur zur oberflächlichen Kenntnißnahme von Geſetzen und öffentlichen Fragen, weil nun einmal ein gründliches Verſtändniß demſelben von vornherein unmöglich iſt.

Endlich ſoll das Referendum ein natürlicher Factor im öffentlichen Leben ſein, gewiſſermaßen die eine der beiden Kammern im Zweikammerſyſtem vertreten. Der geſetzgebende Rath und die Volksabſtimmung über deſſen Elaborate — dieſe beiden Factoren müßten mit einander übereinſtimmen, damit ein Geſetz in Kraft erwachſe. Jener würde dadurch keineswegs, wie die Gegner behaupten, zu einer bloßen Vorberathungscommiſſion herabgeſetzt, vielmehr würde die legislatoriſche Gewalt ihm ebenſo gut zukommen, wie dem Volke ſelbſt. Und dennoch, entgegnet Herr T., bildet das Referendum keine wahre zweite Kammer. Denn wenn eine ſolche zu etwas frommen ſoll, ſo muß ſie aus anderen Elementen beſtehen, als die erſte; ſie muß Garantien einer ſelbſtändigen Erkenntniß bieten, ſie muß die ihr unterbreiteten Gegenſtände öffentlich discutiren, ihre Motive bekannt geben, Amendements ſtellen können. Das in Gemeinde- oder Bezirksverſammlungen vereinigte Volk entſpricht aber keiner dieſer Anforderungen. Die Abſtimmung wird hier zu einer ſtummen, rohen Thatſache, deren Motive man nicht zu erkennen vermag.

Der Radicalismus hat übrigens nicht ohne Erfolg eine Art von „repräſentativem Referendum" eingeführt, indem er in die Großen Räthe eine Menge von Männern wählen ließ, an die keine anderen Anforderungen geſtellt wurden, als Stimmgebung. Auf ſolche Weiſe wurden ſie zu eigentlichen Vertretern der Maſſen. Aber gerade weil dieſe ihre Wähler nur zu gut vertraten, inſofern ſie keine eigenen Ideen, keine Initiative beſaßen und nur einfach den Volksführern folgten, nahm ſchließlich die Unzufriedenheit im Volke immer mehr überhand. Das unmittelbare Referendum würde aber offenbar die Fehler dieſes repräſentativen nur noch vermehren.

So lange das Volk nicht zu jeder Zeit berechtigt iſt, ſeine Regierung — natürlich unter ſchützenden Formen nach beiden Seiten hin — zu ändern, ſo lange bleibt ſeine Souverainetät eine Täuſchung, gebe man ihm ſonſt, was man wolle. Die Fiction der Macht ſtumpft den Sinn für die Prüfung der ihm unterbreiteten Geſetze ab, den Wahlen der Vertreter wird immer weniger Gewicht beigelegt, und ſo iſt der verhängnißvolle Weg gebahnt, auf dem die gegenwärtige Kriſe herbeigeführt worden. Die vollziehenden Behörden nehmen immer mehr die eigentliche Gebieterſtellung ein, ſie werden immer weniger controlirt; denn was Jedermanns Sache, wird bald Niemandes Sache. Das Referendum erſcheint ſonach als eine Art politiſches Opium. Es ſtärkt das verderbliche Princip der Mehrheiten, welches die Individualitäten und Charaktere immer mehr zu vernichten droht. Die Unterdrückung der Minderheiten practicirt ſich in der Schweiz nun ſchon ſeit zwanzig Jahren. Wir Neuen erfahren, was die Alten ſchon wußten: daß

jedes politiſche Syſtem an der Uebertreibung ſeines eigenen Princips zu Grunde geht.

Die Einführung des Referendums in einer Mehrheit von Cantonen hätte ohne Zweifel, wie dies jetzt ſchon vielfach und laut verlangt wird, die Aufnahme deſſelben auch in die Bundesverfaſſung zur Folge. Nun aber hat unſer Bundesrecht eine zwiefache Baſis: die ſelbſtändigen Cantone und die Geſammtnation. Jeder dieſer Factoren iſt in einer eigenen Kammer vertreten. Um das Referendum in dieſen Organismus einzuführen, müßten ſowohl die Cantone als das ganze Volk befragt werden. Wenn nun aber dieſe beiden verſchieden votiren? Offenbar würde das Volk den Sieg davon tragen. Dann würde aber auch das Zweikammerſyſtem fallen und man wäre bei dem Einheitsſtaat angelangt. Die Schweiz beſteht aber aus drei Nationalitäten, deren eine die beiden anderen ſo ſehr an Zahl überwiegt, daß ihr eine ſtete Mehrheit bei den Volksabſtimmungen geſichert bliebe. Die ſtets in der Minderheit bleibenden beiden anderen würden ſich bald von ihren ſprach- und ſtammverwandten Nachbarnationen angezogen, vom Schweizerbunde abgeſtoßen fühlen. Denn niemals würde ſich eine Minderheit von Cantonen durch eine an Sprache, Abſtammung und Sitten verſchiedene Mehrheit beherrſchen laſſen.

Die Gründe, die Herr T. im Obigen gegen das Referendum geltend macht, ſind zum Theil ſchon von Herrn Dubs aufgeführt worden. Namentlich ſchließt ſich Jener in Bezug auf die Einführung deſſelben in den Bund ganz der Meinung Dubs' an. Wie das Referendum, ſo wird von dieſem auch das Veto bekämpft. Hierin tritt ihm ferner Herr Hilty zur Seite, der jedoch dafür die von Herrn Dubs empfohlene Initiative verwirft und ein Bundesreferendum wenigſtens für die Verfaſſung, die organiſchen Geſetze und die Verträge mit dem Auslande eingeführt haben möchte.

Wir können es uns um ſo eher verſagen, unſern Kritiker auch über die beiden anderen dem Referendum analogen Inſtitutionen, des Veto und die Volksinitiative, zu hören, da dieſelben vor dem nämlichen Princip wie das Referendum fallen. Hingegen iſt eine Zuſammenſtellung der von anderen Seiten gemachten Vorſchläge lehrreich.

Um den Uebelſtänden der periodiſchen Wahlen zu begegnen, wollte Dubs dem Volke das Recht einräumen, ſeine Vertreter zu jeder beliebigen Zeit abzuberufen und dafür eine längere, 7—8-, ſtatt wie bisher nur 3—4tägige Amtsdauer einführen. Ein viel größeres Intereſſe des Volks ſowohl an der Wahl ſeiner Vertreter als am Gange der Politik müßte die Folge dieſer Neuerung ſein. Dubs ſchlägt ferner directe Wahl der Regierung durch das Volk vor, wodurch zwei Behörden geſchaffen würden, die von einander unabhängig und doch gemeinſamen Urſprungs wären. Die Allmacht der Großen Räthe würde

dadurch gebrochen und das Volk könnte diese oder die Regierung oder beide Behörden zugleich abberufen, so wie jede von ihnen das Recht hätte, im Conflikfalle ans Volk zu appelliren und dieses zwischen ihnen entscheiden zu lassen. Um dem Uebelstande abzuhelfen, daß bei directer Wahl der Regierung durch das Volk dieses keinen guten Verwaltungsbeamten wählen könnte, weil es dieselben nicht zu kennen in der Lage sei, müßte dann ferner die eigentliche Regierung von der Verwaltung getrennt und diese letztere Beamten von längerer Amtsdauer übertragen werden. So könnte sich die Regierung ganz der eigentlichen Regierungsthätigkeit widmen, ja sie könnte, ohne daß der regelmäßige Geschäftsgang darunter litte, öfter gewechselt werden, so oft das souveraine Volk eine solche Aenderung für nöthig hielte. Bereits eingeführt ist dieses System in den Cantonen Genf und Baselland und ganz neuerlich in Thurgau und Zürich. Herr Hilty verlangt dagegen statt dieser Vorschläge, die er einer sehr scharfen Kritik unterzieht, die Vertretung der Minderheiten und das Plateformsystem, sowie noch häufigere periodische Wahlen, als schon jetzt bestehen. Die directe Wahl der Regierung durch das Volk würde nämlich nach ihm factisch die Organisation der Regierung auf der Basis der constitutionellen Monarchie herbeiführen, der Regierungsrath würde gegenüber den Verwaltungsbeamten an die Stelle des Fürsten treten, und was die beliebige Abberufung der Regierung betrifft, so dürfte es gerade dann, wenn es am dringendsten geboten schiene, äußerst schwer halten, dieses Recht auszuüben u. s. w.

Wir ersehen aus dem Bisherigen, daß ein verbreitetes Gefühl, man kann sagen der Volksinstinkt die Richtung angibt, in der die Reformen gesucht werden müssen, deren unsere Demokraten bedürfen. Dieses Ziel ist die größere und wahrere Theilnahme des Volks an seinen öffentlichen Angelegenheiten. Nicht das Ziel, sondern nur die Wege, die zu demselben hinführen sollen, sind falsch. Das Referendum, das Veto, die Initiative sind Täuschungen, Vorspiegelungen. Die einzig wahren Reformen bestehen nach Tallichet vielmehr in der Einführung des ächten und wahren Repräsentativsystems. Dieses haben wir in der Schweiz nie gehabt. Es handelt sich somit um eine gründliche Reform der Principien unserer öffentlichen Institutionen. Die Schwächen dieser letzteren sind von den drei oft genannten Autoritäten anerkannt. Sie sind, um es kurz zu sagen, in Duodez die nämlichen, wie die der „kaiserlichen Demokratie" in Frankreich. Das Volk ist nur zum Scheine souverain, es wählt seine Vertreter, aber nicht zwanzig Bürger können in der Regel diejenigen Männer wählen, denen sie wirklich ihr Vertrauen schenken, die ihre Anschauungen theilen und ihren Wünschen Worte zu leihen vermöchten. In die Hand solcher Vertreter legt das Volk seine Rechte für 2, 3, 4 Jahre vollständig nieder. Und dies nennt man Demo-

kratie oder Volksherrſchaft! Allmälig verbreitet ſich dann mit Nothwendigkeit jene Enttäuſchung, welche faſt regelmäßig periodiſch wiederkehrt. Nun tritt die einzige Seite hervor, wo die Volksſouverainetät eine Wahrheit iſt: das Volk kann ſeine Verfaſſung revidiren. Aber ſelbſt hier ſtoßen wir auf die übeln Folgen des Princips: einerſeits hat das Volk während der Jahre ſeiner Unthätigkeit an politiſchem Sinn und Energie verloren, es fühlt das Uebel, vermag aber nicht das Heilmittel dagegen zu entdecken oder es anzuwenden. Andererſeits verlangt man oft eine Reviſion, nur um ſich der bisherigen Vertreter zu entledigen. Aus Schaam, den wahren Grund anzugeben, betritt man den Umweg, einzelne Verfaſſungsänderungen vorzuſchlagen, die entweder unreif oder unnöthig oder geradezu gefährlich ſind. So war es bei der letzten Reviſion in der Waadt, ſo in Zürich.

Schon dies wäre ſchlimm genug; aber noch mehr: bei einer Reviſion bedürfen die Volksführer des Beiſtandes der Maſſen und ſo lange ſie dieſer nicht ganz ſicher ſind, ſehen ſie ſich genöthigt, durch Conceſſionen von oft zweifelhaftem Werthe einzelne Gruppen zu gewinnen, die dann zuſammen eine Mehrheit bilden. Dies geſchah bei mehreren unſerer Reviſionen, am auffallendſten in Bern 1846. Der rechte Name dafür iſt politiſche Beſtechung: die Bürger werden verführt, gewiſſe Dinge anzunehmen, die ſie verworfen haben, nur um andere zu erlangen, die ſie herbeiwünſchen. Dadurch werden aber die Reviſionen nur immer gefährlicher und ſchädlicher. Auch Referendum, Veto u. ſ. w. vermögen den häufigen Verfaſſungsreviſionen kein Ende zu machen, wie oft ſie auch zu dieſem Zwecke empfohlen werden; denn ſie geben dem Volke keine wirkſame Macht über ſeine Regierung. Man wird auch dann wieder die Menſchen ändern wollen und zu dieſem Zwecke Reviſion verlangen.

Aber wie die Sache beſſer machen? Die vorgeſchlagene Wahl der geſetzgebenden Räthe auf unbeſtimmte Dauer, wobei ſie zugleich zu jeder Zeit abberufen werden können, und die Vertretung der Minderheiten enthalten Keime einer radicalen Reform, die viel weiter geht, als es auf den erſten Blick den Anſchein hat. Herr Hilty meint zwar, das Prinzip der Abberufung würde nur zum Syſtem der conſtitutionellen Monarchie führen. Dies iſt aber nicht richtig und es handelt ſich vielmehr nur darum, ob dieſe Einrichtung unſern republicaniſchen Inſtitutionen angepaßt werden kann und ob ſie gute Früchte zu tragen vermag. Erläuternd gibt Tallichet zu dieſem Punkte ein Bild des conſtitutionellen Lebens, wie es ſeit der Regierung der Königin Victoria in England ſich ausgebildet hat. Das Königthum, ſagt er, hat dort aufgehört, ein unentbehrliches Element zu ſein. Es dient zwar vortrefflich zum Zwecke der ſogenannten Repräſentation, aber je aufgeklärter und politiſch gebildeter ein Volk iſt, deſto weniger bedarf es einer ſolchen ſichtbaren Verkörperung

der Staatshoheit. Seine Vorzüge, wenn es sich darum handelt, einen sichern und schnellen Wechsel der Regierung zu vollziehen, sind unbestreitbar in einem großen Lande; in einem kleinen Gemeinwesen sind sie entbehrlich. Die Prärogative des Fürsten, vermöge deren er das Ministerium ernennt und die Kammer auflöst, sind gegenwärtig selbst in England eine reine Fiction: in der That und Wahrheit wird das Ministerium im Gegentheil stets durch die Kammermehrheit gewählt. Bei einem Conflicte mit dieser zieht sich jenes entweder zurück oder es appellirt an das Land durch Auflösung der Kammer, wodurch die Souverainetät des Volkes anerkannt wird, welche hier auf wirksame Weise ausgeübt werden kann. Die Dazwischenkunft des Fürsten ist fast immer eine bloße Form. Unter allen Umständen wird dieser seine Minister anhören und nie ihnen seinen Willen aufdrängen. Ueberall ist hier der Fürst ein Zwischenglied, dem keine endgiltige Entscheidung zusteht. Falls derselbe z. B. versuchte, seinen persönlichen Willen durchzusetzen, so würde ihm das Parlament damit antworten, daß er das neue Ministerium zur Demission zwänge; ernsthafte Staatsmänner setzen sich aber nicht der Gefahr aus, sofort wieder beseitigt zu werden. Somit ist es die Kammer, welche das Ministerium wählt und dadurch die Politik des Landes bestimmt.

Ein solches System hat nun offenbar nichts Unvereinbares mit der Republik, besonders in kleinern Staaten; ja der Fürst kann hier selbst aufs vortheilhafteste durch unmittelbare Berufung ans Volk ersetzt werden. Die Vortheile dieses Systems aber sind eine volksthümliche und zugleich starke Regierung, vollständige Verantwortlichkeit des gesetzgebenden wie der vollziehenden Behörde gegenüber dem Volke: beide können zu jeder Zeit auf gegenseitige Veranlassung durch Volksentscheid entfernt werden; daher regelmäßige Beziehungen der Abgeordneten zum Volke und der Regierung zur öffentlichen Meinung; große Competenzen der Regierung, die ihr ohne Gefahr übertragen werden dürften, weil sie bei deren Mißbrauch sofort gestürzt werden könnte. Endlich zieht dies System Staatsmänner heran und verleiht den Kammerdebatten ein lebendiges, das Volk durchdringendes Interesse.

Die von Dubs vorgeschlagene directe Wahl der Regierung durch das Volk würde das Gleichgewicht der Gewalten stören; sie käme der Ernennung des Ministeriums durch den König und des ersteren Verantwortlichkeit nur gegen diesen gleich. Wohin dies führt, sah man in Preußen, Genf, in den Vereinigten Staaten. So fortgeschritten übrigens ein Volk auch sein mag, es wird sich nie in der günstigen Lage befinden, die Männer zu kennen, welche die zum Regieren nothwendigen Eigenschaften besitzen und noch weniger die, welche zusammen in die Regierung passen. Die Anstellung dieser letzteren müßte vielmehr in der Weise geschehen, wie

ſie gegenwärtig in England Brauch iſt. Beim Rücktritt des Miniſteriums iſt der Führer der Kammermehrheit das natürliche Haupt der neuen Regierung. Dieſes wählt ſeine Collegen unter Berückſichtigung der Wünſche der Kammer; es trägt die Hauptverantwortlichkeit und damit gebührt ihm auch das Recht, der Politik des Miniſteriums die Richtung zu geben. Im Uebrigen ſind die anderen Mitglieder ihm gleichberechtigt. Sein Verhältniß zu dieſen iſt dem des Miniſteriums zur Kammermehrheit analog. So entſteht eine einheitliche ſtarke Regierung, die wie ein Mann vorgeht. Ein ſolches Syſtem hat nichts unvereinbares mit der Republik, nicht einmal mit der jetzt in den Großen Räthen der Schweiz üblichen Wahl der Regierung mittelſt Scrutiniums. Es braucht nur richtig verſtanden zu werden.

Allein ohne eine gründliche Reform des Wahlſyſtems könnte das vorgeſchlagene conſtitutionelle Syſtem nur ſehr langſame und mangelhafte Früchte bringen. Denn damit die Vertretung eine wahre ſei, müſſen alle wichtigeren Gruppen der Bevölkerung, welche gemeinſchaftliche Anſchauungen und Intereſſen haben, ihre Stimme in den Räthen der Nation geltend machen können. Es müßten alſo auch die Minderheiten nach Verhältniß ihrer Zahl und Bedeutung vertreten ſein. Wo keine ächte Oppoſition, da iſt in wirkſamer Weiſe nur eine Meinung vertreten und dieſe richtet ſich, wie ſich dies gegenwärtig zeigt, am Ende ſelbſt zu Grunde. Das Volk ruft ſchließlich nach Reformen, es möchte die ihm nicht mehr adäquate Kammer beſchränken und verfällt auf Referendum, Veto, Initiative und dergleichen, als ob man eine Obrigkeit dadurch verbeſſerte, daß man ſie zur Ohnmacht verurtheilt.

Gegen die perſönliche Vertretung hat man eingewandt, ſie zerſplittere die nationale. Das heißt mit anderen Worten, man wolle keinen individualiſirten Volkswillen. Aber beſteht das Volk nicht aus Bürgern, deren jeder ſeine eigene Individualität hat? Iſt es weniger das Volk, wenn es ins Unendliche getheilt iſt in Bezug auf die Einzelheiten, aber Eins und geeinigt in Bezug auf die großen Fragen der Gemeinſchaft? Das Volk iſt nicht, wie ſo mancher Radicale und Demokrat meint, ein Weſen ohne Fleiſch und Blut, deſſen einzig wahrer Interpret ſie ſelbſt ſind. Es iſt eine Geſammtheit von lebendigen Weſen, deren jedes ſeine eigenen Begehren, Ueberzeugungen, Intereſſen hat, die ſich gruppenweiſe einander nähern und von einander entfernen. Je beſſer dieſe Gruppen vertreten ſind — nicht durch ſolche Männer, bei denen der beſondere Gruppencharakter verwiſcht, ſondern bei denen er möglichſt ausgeprägt iſt — ein deſto getreueres Abbild des Volkes wird die Kammer darſtellen. So wird ſie die Wünſche der beſonderen Volksgruppen ausdrücken, während die Regierung die Aufgabe hat, die verſchiedenen Anſchauungen und Intereſſen in Uebereinſtimmung und das

allgemeine Intereſſe gegenüber dem beſondern zur Geltung zu bringen, — wozu ſchließlich ſtets die Mehrheit führen wird.

Tallichet's politiſche Reformgedanken finden die ſchweizeriſchen Verfaſſungen viel zu complicirt, mit zuviel Detailbeſtimmungen überbürdet. Ihre wirklich wichtigen Vorſchriften gehen daher in der Maſſe der Einzelheiten, die der Geſetzgebung vorgreifen, verloren und werden zu todten Buchſtaben. Der Luxus von Sicherheitsbeſtimmungen hat ſeinen Grund in der Allmacht der geſetzgebenden und vollziehenden Räthe und würde ſofort entbehrlich, wenn eine dauernde und unmittelbare Verantwortlichkeit der letzteren beſtünde. Dieſe aber wird nicht durch das vorgeſchlagene Syſtem der „directen Volksregierung" erreicht, ſondern durch die Einführung des engliſchen Syſtems, wie es oben ſkizzirt worden. Dieſes kann vollſtändig auch in die demokratiſchen Republiken eingepaßt werden. Es fehlt dieſen zwar ein Rad der conſtitutionellen Monarchie, der Fürſt; aber dieſen erſetzt T. durch directe Berufung an das ſouveraine Volk, — dies erſt wäre das wahre Referendum. Indeſſen müßte dieſe Berufung nur in den äußerſten Fällen vorgenommen werden, bei einem Conflikt zwiſchen Geſetzgebung und Vollziehung, aus dem es keinen anderen Ausweg gäbe. In einem ſolchen Falle werden in der Regel beide Gewalten gerne das Volk zwiſchen ſich entſcheiden laſſen. Es bliebe ſomit nur noch die Möglichkeit übrig, daß die Regierung gegen den Willen des Volkes von der Mehrheit des Großen Raths geſtützt würde. Hier aber hätte ſich dann die öffentliche Meinung der Oppoſition im Großen Rathe als ihres Organs zu bedienen und dieſer Preſſion der Meinung des Landes würde die Mehrheit kaum lange Stand halten.

Man wendet zwar ein, daß wenn das Volk nur ſelten berufen werde ſich auszuſprechen, ſeine Theilnahme am öffentlichen Leben bald auf Null ſinken würde. Allein dies iſt unhaltbar; vielmehr führt gerade dieſes Syſtem ganz von ſelbſt zu einer gründlichen Discuſſion der öffentlichen Fragen und damit zum allgemeinen Intereſſe an denſelben, was wiederum die dauernden Beziehungen zwiſchen der öffentlichen Meinung und den Volksvertretern vermehren muß — eine Einrichtung, die unendlich beſſer als die einfache Abſtimmung mit Ja oder Nein über die einzelnen Geſetze — „die Volksrechte erweitert!" Bei einer ſolchen Organiſation würden auch die Staatsmänner mehr Anerkennung finden, mit mehr Schonung und Würde behandelt werden und es fänden ſich dann eher als jetzt Männer, die ihre Kraft dem Staate zu weihen ſich entſchlöſſen. Allen nützlichen Reformen würde ferner die Bahn erleichtert, ohne daß es nöthig wäre, zu Verfaſſungsreviſionen zu ſchreiten, und wenn auch der Kampf um jene bei einem ſolchen Gleichgewicht der Gewalten zuweilen heiß würde, ſo müßte er darum doch fruchtbringend und für das Ganze wohlthätig ſein.

Alle dieſe Vorſchläge des Herrn T. ſind, wie man ſieht, nicht unpraktiſch, nicht geradezu unausführbar. Bei der gegenwärtigen Organiſation der ſchweizeriſchen Verfaſſungen wäre, formell genommen, nichts leichter als die ſofortige Reviſion derſelben im Sinne jener Ideen. Was an dieſen auszuſetzen, iſt leider nur, daß ſie bei der obwaltenden Geiſtesſtrömung in den Maſſen und ihren Führern weder Verſtändniß noch Anklang finden werden. Dies iſt aber an ſich kein Beweis gegen die Richtigkeit. Achtung verdienen dieſe Ausführungen nichtsdeſtoweniger.

Tallichet kommt am Schluſſe ſeiner Schrift auch auf die kirchliche Frage zu ſprechen. Zwiſchen den von ihm geprüften Vorſchlägen des Herrn Dubs auf eine Wiederherſtellung der zerfallenen Kirche durch den Staat auf demokratiſcher Grundlage und des Herrn Hilty auf vollſtändige Trennung beider entſcheidet er ſich für letztere. Die weſentlichſte Freiheit, welche die Schweiz noch zu erringen hat, iſt nach ihm diejenige, welche das religiöſe Leben von der Vormundſchaft des Staates emancipirt; denn dieſe letztere iſt die Urſache des ſo verbreiteten Mangels an Muth, ein freies Wort offen auszuſprechen, der ſo allgemein gewordenen Weichlichkeit und Energieloſigkeit im öffentlichen wie im Privatleben. Napoleon I. beſchützte und bezahlte nicht vergebens alle Culte. Eine Religion, die ſich nicht ſelbſt aufrecht zu halten vermag, iſt nicht werth, auf künſtliche Weiſe geſchützt zu werden. Sollte die Freiheit allein nur auf dem Gebiete der Religion keine Lebenskraft entfalten? In allen Ländern, welche die Freiheit beſitzen oder anſtreben, beginnt man der Bedeutung derſelben auch für die Religion ſich bewußt zu werden. England ſchafft die iriſche Staatskirche ab und bald wird es den Staatskirchen von Schottland und England nicht anders ergehen. In Deutſchland wird die Frage ſtark discutirt, in Italien, ſelbſt in Frankreich verlangen Viele die freie Kirche im freien Staate. In der Schweiz taucht die Idee überall auf: in Genf iſt ohne Zweifel die Mehrheit für Trennung, in Neuenburg ſind ihr die Geiſtlichkeit und eine große Zahl von Laien gewogen und die Radicalen hatten dieſelbe in ihr Reviſionsprogramm aufgenommen. Auch in Bern wird ſie von den Radicalen gefordert und in der ganzen nördlichen und öſtlichen Schweiz, in Zürich, Aargau, Thurgau, St. Gallen beſchäftigt dieſe Frage die Geiſter und gewinnt ſie immer mehr für ſich. Auch in dieſer großen Angelegenheit der Rückkehr des Proteſtantismus zu ſeinem urſprünglichen Geiſte der Freiheit und Einigung wäre es die Aufgabe der Schweiz, den Weg zu zeigen und die Bahn zu öffnen.

Noch einmal die Hamburg-Kieler Universitätsfrage.

Correspondenz aus Holstein.

Der Vorschlag, die Kieler Universität nach Hamburg zu verlegen, ist in Ihrer Zeitschrift (Nr. 41 vom 8. Octbr. 1868) wiederholt und ausführlich besprochen worden. Wir verzichten darauf, die mannigfachen Aeußerungen der Tagespresse über diesen Plan zusammenzustellen; es genügt, daß der Plan im Ganzen mit Beifall aufgenommen worden ist. Neuere Vorgänge in Hamburg selbst sind für die vorliegende Frage von Interesse. Die Bürgerschaft hat in der Sitzung vom 5. Mai d. J. einen aus ihrer Mitte hervorgegangenen Antrag wegen Reform des Johanneums und des academischen Gymnasiums auf das Letztere beschränkt, und für die Prüfung dieses Gegenstandes eine Commission von sieben hervorragenden Mitgliedern der Versammlung bestellt. Es sind dies die Herren Dr. Baumeister, Dr. Buek, Dr. Klauhold, Dr. Banks, Lippert, Zacharias und Dr. May. In der Debatte sprach einer der Redner (Halben) dafür, daß das academische Gymnasium zu einer philosophischen Facultät unter besonderer Berücksichtigung der staats- und naturwissenschaftlichen Disciplinen, sowie in Verbindung mit den bestehenden Anstalten für Mediciner, erhoben werde. Also im Wesentlichen neben der philosophischen auch eine medicinische Facultät. Wir sehen dem Berichte der genannten Bürgerschaftscommission mit Spannung entgegen.

Der alte Einwand, daß Hamburg einseitig dem commerciellen und materiellen Interesse ergeben sei und zum Sitze einer Hochschule wenig tauge, spielt bei den Gegnern unseres Projects noch immer die Hauptrolle. Möge sich Niemand täuschen lassen durch Vorurtheile, geschöpft aus oberflächlicher Berührung mit vereinzelten Kreisen und Personen, und durch banale Redensarten, wie sie im Vaterlande die Eifersucht der Städte und Landschaften zahlreich in Umlauf gesetzt hat. Hamburg ist ein Welthandelsplatz, auf dessen Größe die Nation mit gerechtem Stolze blickt. Diese Freude kann nur gehoben werden durch die Wahrnehmung, daß unsere Stadt trotz der Abwege, welche Wohlleben und Reichthum den Bürgern stellten, ein wahrhaft wissenschaftliches Leben in ihren Mauern zu erziehen gewußt hat. Es ist kaum ein geistiges Interesse, welches dort nicht eben so sehr um seiner selbst, wie um seines practischen Nutzens willen Pflege und Achtung gefunden hätte. Man braucht nur das Hamburgische Adreßbuch nachzuschlagen, um über die stattliche Reihe wissenschaftlicher Vereine und Institute, welche daselbst aufgeführt sind, Ueberblick zu gewinnen. Vollzählig ist die Reihe. Und wer dann das Geleistete kennt, weiß zugleich, wie diese Stadt allen Zweigen menschlichen Wissens stets erneuten Antrieb und unerschöpfliche Stoffe gewährt. Aber

die Fülle des Wiſſenswerthen iſt es nicht allein; weil Hamburg ein reges und ſelbſtändiges Geiſtesleben entwickelt hat, iſt eine deutſche Univerſität hier am Platze.

Niemand wird die ſittlichen Gefahren unterſchätzen, welche die Verführungen großer Städte der ſtudirenden, von häuslicher Zucht befreiten Jugend bringen. Aber andererſeits müſſen wir geſtehen, daß es mit dem hergebrachten Lobe der Sittlichkeit kleiner Univerſitätsſtädte nicht ſoweit her iſt, wie gewöhnlich angenommen wird. Die großen Univerſitäten in kleinen Städten haben dies Lob nie verdient, und die Erinnerung an Würzburg, Göttingen u. A. bedarf für den, der die Augen offen hat, keines weiteren Commentars. Es iſt ferner fraglich, ob die wüſte Völlerei, das zielloſe Treiben ſtudentiſcher Vereine, welche an kleineren Univerſitätsorten hauptſächlich im Schwange gehen, nicht verhältnißmäßig mehr Opfer fordern, als die Verlockungen der großen Städte. Und der Vorzug, welchen in letzterwähnter Beziehung einzelnen kleinen Univerſitäten die Lage des Orts ehedem gab, iſt nicht mehr vorhanden, ſeit die meiſten derſelben benachbarten Großſtädten durch Eiſenbahnen nahe gerückt ſind. Was die Stadt Kiel ſpeciell betrifft, ſo ſtehen die Sittenzuſtände derſelben zu Folge der großen Militair- und Marinebevölkerung hinter denen mancher Großſtadt zurück.

Die Verlegung der Kieler Univerſität nach Hamburg iſt endlich als politiſches Tendenzmanöver mit der Richtung wider die ſogenannte particulariſtiſche Partei Schleswig-Holſteins ſignaliſirt und hervorgehoben worden, daß verſchiedene Führer dieſer Partei der Kieler Univerſität angehören. Unſerer Meinung nach iſt dieſe Deutung grundfalſch. Denjenigen Kieler Profeſſoren, welche dem politiſchen Intereſſe nicht abhold ſind, wird es nur lieb ſein können, neben dem allgemeinen Felde, welches ſie bearbeiten, auch dem reich entwickelten communalen Leben der mächtigen Hanſeſtadt näher zu treten. Jene irrig angenommene Bedeutung kann die Hamburger Univerſität mithin nicht haben. Ein dauerndes und großes politiſches Gewicht aber würde die Anſtalt gewinnen gegen den Norden, namentlich in Concurrenz mit der Univerſität in Kopenhagen. Die Beziehungen, welche der hamburgiſche Handel mit Dänemark, insbeſondere Jütland, ſowie mit den ſcandinaviſchen Reichen angeknüpft hat, würden der neuen Univerſität am Knotenpunkte des cimbriſchen Eiſenbahnnetzes eine erhöhte Anziehungskraft verleihen. Ihre Wirkſamkeit ſoll den Aufgaben, welche Deutſchland gegenüber den nordiſchen Staaten zu löſen hat, fördernd zu Gute kommen.

Das Verbleiben der Kieler Univerſität an ihrem gegenwärtigen Sitze iſt wohl ebenſo fraglich, wie die Neubegründung einer ſolchen etwa in Heppens. Wenn die Bewohner Kiels ſich gegen dieſe Erkenntniß noch ſträuben, ſo darf dies nicht Wunder nehmen; es fehlt viel, daß die Schleswig-Holſteiner über-

haupt die Tragweite der über ſie ergangenen Veränderungen völlig erkannt hätten. Man kann die Zukunft ruhig abwarten. Binnen kurzer Zeit wird Kiel als Hauptkriegshafen der Oſtſee einen völlig entſprechenden Charakter erhalten haben. Eine Stadt, die zum Schutz der Marineanlagen in eine Feſtung erſten Ranges umgewandelt werden wird, darf eine Hochſchule mit ihren koſtbaren Baulichkeiten, Sammlungen an Büchern und Inſtrumenten, Kunſtſachen, naturwiſſenſchaftlichen und archäologiſchen Seltenheiten nicht beherbergen. Der Apparat einer Univerſität, an dem der Fleiß und die wiſſenſchaftliche Tüchtigkeit vieler Generationen geſchaffen haben, iſt ein nationales Gut, das der Gefahr kriegeriſcher Zerſtörung überall nicht auszuſetzen iſt.

Der Rückgang der Kieler Univerſität iſt eine ſo oft beſprochene Thatſache, daß wir uns ausführlicher Bemerkungen darüber enthalten dürfen; es iſt bekannt, daß die Zahl der Studirenden ſeit dem Winter 1866 um ca. 90 abgenommen und ſich auf 150—160 reducirt hat. Die Verluſte treffen die juriſtiſche, mediciniſche und die philoſophiſche Facultät; auch das laufende Halbjahr zeigt eine Abnahme gegen das vorige. Die oft verſuchte und auch in der Univerſitätschronik für 1868 wiederholte Erklärung, daß die ſchleswig-holſteiniſche Jugend durch die Ordnung des Juſtizweſens auf preußiſchem Fuße von dem Rechtsſtudium abgeſchreckt worden ſei, iſt irrthümlich. Die verhältnißmäßig ſtarke Zahl der Juriſten (82) am Ende des Jahres 1866 beruhte darauf, daß eine große Anzahl älterer Rechtsbefliſſener in Kiel verweilte, um der Vorzüge des ſeitdem aufgehobenen einzigen Amtsexamens noch theilhaft zu werden. Im Jahre 1867 ſind nicht weniger als 40 Juriſten in dieſem Examen geprüft worden; die damalige größere Frequenz der Juriſten iſt alſo den abnormen Verhältniſſen des ſtaatlichen Uebergangszuſtandes zuzuſchreiben. Ebenſo lockten ſchon im Jahre 1865 die wechſelvolle politiſche Lage der Herzogthümer und ein daran ſich knüpfendes beſchleunigtes und chancenreiches Avancement viele ältere Juriſten nach Kiel. Dazu war die Anziehungskraft des herzoglichen Hofes und die mannigfachen hieran ſich ſchließenden Intereſſen nicht ohne fühlbaren Einfluß auf den allgemeinen Beſuch der Univerſität.

Die Aufhebung des ſogenannten Bienniums, der Verpflichtung ſtudirender Landeskinder zum zweijährigen Beſuche Kiels, war ein Schlag, von welchem die Univerſität ſich nicht erholen wird. Dies um ſo weniger, als die eingeborenen Juriſten, Mediciner und Schulamtscandidaten nicht mehr an ein nur in Kiel abzulegendes Examen gebunden ſind, ſondern unter den Prüfungsbehörden der Monarchie wählen können. Seitdem wandert unſere academiſche Jugend mit Vorliebe anderen Univerſitäten zu. Die Beſeitigung jener Beſchränkungen war eine ſelbſtverſtändliche Conſequenz der Union Schleswig-Holſteins mit den älteren Provinzen; der Staatsregierung iſt

zwar nachzurühmen, daß ſie den Folgen jener Neuerungen durch Ergänzung der Lehrkräfte von vornherein vorzubeugen bemüht geweſen iſt, jedoch ohne irgend einen Erfolg. Ja ſelbſt in den Kreiſen der Hochſchule haben Ungeduld und Entmuthigung Platz gegriffen; der Wunſch, die Univerſität nach Hamburg verlegt zu ſehen, zählt grade unter den academiſchen Lehrern zahlreiche Anhänger.

Zum Schluß ſeien einige Bemerkungen über die Ausführung dieſes Planes geſtattet. Zunächſt darf man ſich Glück wünſchen, daß der in den Herzogthümern angeſammelte Fonds von 72,000 Thalern für den Bau eines Univerſitätsgebäudes noch nicht verwendet worden iſt. Ferner dürfte das Budget der Kieler Univerſität mit dem des Hamburger academiſchen Gymnaſiums und der verbundenen Anſtalten zu vereinigen und aus dem Geſammtbetrage von ca. 130,000 Thlrn. jährlich als einem Normalbudget die in Hamburg zu gründende Univerſität zu dotiren ſein. Die weiteren Koſten für Anſtellungen oder Bauten u. ſ. w. wären nach einem feſtzuſetzenden Verhältniſſe, etwa der Bevölkerungszahl Hamburgs und der Provinz Schleswig-Holſtein*), zwiſchen Preußen und Hamburg zu theilen. Die Ausgaben würden von der Hamburgiſchen Bürgerſchaft und dem preußiſchen Landtage bewilligt. Dieſe Vorſchläge mögen Manchem ungenügend und ſchwerfällig erſcheinen, was gern zugegeben ſein ſoll; indeß darf auf ein gewiſſes Wohlwollen beider Repräſentationen gegenüber der jungen Schöpfung ſicher gerechnet werden. Andererſeits iſt zu erwarten, daß wenn nur erſt einmal angefangen iſt, das Bedürfniß neue und beſſere Organiſationen herbeiführen würde. Die Uebertragung aller Univerſitätsangelegenheiten auf den norddeutſchen Bund, welche neuerdings befürwortet worden iſt, braucht nicht vorauszugehen, umgekehrt würde eine Preußen und Hamburg gemeinſchaftliche Univerſität ſolche befördern.

Nächſt der Budgetangelegenheit iſt die Frage der Stellenbeſetzung erheblich. Die Berufungen könnten jedesmaliger freier Vereinbarung zwiſchen Hamburg und Preußen überlaſſen ſein, oder etwa von Jahr zu Jahr alterniren, oder auch ſo geordnet werden, daß unter Berückſichtigung der Facultätsvorſchläge die Oberſchulbehörde Hamburgs der preußiſchen Krone eine Anzahl Candidaten für jede Vacanz präſentirte. Möge nun Solches oder Anderes beliebt werden — kommt nur die Hamburger Univerſität überhaupt zu Stande, ſo wird jede irgend vernünftige Einrichtung, mag ſie auch im Einzelnen noch Wünſche übrig laſſen, mit Freuden begrüßt werden. Zum erſten Male wäre einem großen ſtädtiſchen Gemeinweſen ſelbſtthätiger Antheil an dem Wohl und Wehe einer deutſchen Hochſchule verliehen. Freilich kann nicht davon die Rede ſein, kleinen Univerſitätsſtädten

*) Nach der Zählung vom December 1867 hatte Hamburg incluſive das Landgebiet 305,196 Einw., Schleswig-Holſtein 981,718 Einw.

ähnliche Vorrechte zu übertragen, wie ſie der Stadt Hamburg bezüglich einer in ihr zu gründenden Hochſchule zukämen. Aber es macht doch einen höchſt unerquicklichen Eindruck, die meiſten deutſchen Hochſchulen von den Einwohnern ihres Sitzes bisher nur als Objecte bürgerlicher Nahrung, gleichſam als wiſſenſchaftliche Garniſonen angeſehen zu wiſſen.

Die Lage in Galizien.

I.

Von den ſlaviſchen Ländern Oeſtreichs hat in den letzten Jahren Böhmen die öffentliche Aufmerkſamkeit am lebhafteſten beſchäftigt. Daß es hier Deutſche ſind, welche mit dem ſlaviſchen Elemente im Kampfe liegen, daß dieſe Deutſchen, ungleich ihren übrigen unter Fremde verſprengten Stammesgenoſſen an Energie und Thatkraft hinter den Gegnern zurückſtehen und trotz aller gouvernementalen Unterſtützung in eine ſecundäre Rolle gedrängt werden, das hat wenigſtens in Deutſchland dazu beigetragen, gerade dieſes öſtreichiſche Kronland in den Mittelpunkt des öffentlichen Intereſſes zu drängen. Namentlich die czechiſche Pilgerfahrt nach Moskau ſchien einen handgreiflichen Beleg für die panſlaviſtiſchen Aſpirationen des öſtreichiſchen Slaventhums zu liefern und Befürchtungen vor dem Ueberhandnehmen ruſſiſcher Einflüſſe in Oeſtreich zu nähren. Dazu kam, daß Böhmen als Hauptträger der föderaliſtiſchen Partei in dem inneren Staatsleben des Kaiſerſtaats eine beträchtliche Rolle ſpielte und für den gefährlichſten Gegner jener deutſchen und liberalen Partei galt, welche ſeit nunmehr anderthalb Jahren in Wien das Wort führt oder zu führen ſcheint.

Die Bedeutung Böhmens für die Entwickelung der öſtreichiſchen Dinge kann nicht geleugnet werden. Aber ſie wird ſicher vielfach überſchätzt. Schon ein Blick auf die Karte beweiſt, daß dieſes Land von den eigentlichen Centren des Slaventhums zu weit abliegt, als daß es jemals als Stützpunkt einer panſlaviſtiſchen Gefahr in Betracht kommen könnte. Wenn das böhmiſch-deutſche Element auch an Rührigkeit hinter dem czechiſchen zurückſteht, ſo bieten doch ſchon die gewichtigen materiellen Intereſſen, an die daſſelbe gebunden iſt, gewiſſe Bürgſchaft darüber, daß die Deutſchen in der Stunde ernſter Gefahr auf dem Platze ſein und bei der Entſcheidung mitſprechen werden. Dazu kommt, daß die gegenwärtig an der Moldau maßgebende Richtung, die jungczechiſche von jenem Spiel mit panſlaviſtiſchen Utopien, welches die Palazky und Rieger im Sommer 1867 aufnahmen, Nichts wiſſen

will und ſeit Jahr und Tag gegen jede Annäherung an Rußland proteſtirt. Zeugniß dafür gibt die lange und erbitterte Polemik des „Correspondence tschèque“ gegen die panſlaviſtiſchen Organe der Petersburger Preſſe, welche den Böhmen vergeblich einzureden verſuchten, ihr Geſchick ſei von dem der oſtſlaviſchen Welt abhängig und müſſe mit dieſem identificirt werden. Die kurzathmige Begeiſterung für das Großruſſenthum, die ſich noch im vorigen Sommer wiederholt manifeſtirte (wir erinnern an das Jubiläum des Prager Landesmuſeums und die mehrtägige Palazky-Feier) hat ſich bereits gegenwärtig überlebt und von einem Zuſammenhange zwiſchen den czechiſchen Beſtrebungen und der Oeſtreich drohenden panſlaviſtiſchen Gefahr kann im Ernſte eigentlich nicht die Rede ſein.

Beſteht eine ſolche Gefahr überhaupt, ſo iſt Galizien ein ungleich wichtigerer und bedrohterer Punkt als das immerhin halb germaniſirte Böhmen. Gleich der Mehrzahl der an der Oſtgrenze unſeres Culturgebiets liegenden Länder im Allgemeinen wenig beachtet, erinnert Galizien uns periodiſch immer wieder daran, daß es der Boden iſt, auf dem ein wichtiges Problem der Zukunft entſchieden werden wird. Vor etwa zwei und einem halben Jahre hatte die Spannung zwiſchen den hier lebenden zwei ſlaviſchen Völkern einen ſo hohen Grad erreicht, daß man eine Kataſtrophe unvermeidlich glaubte; im vorigen Sommer erhielt der Optimismus der cisleithaniſchen Liberalen von dieſer Seite her einen empfindlichen Stoß; in der vorigen Woche haben die zu Ehren der Grablegung König Kaſimirs des Großen in den galiziſchen Städten inſcenirten Demonſtrationen die geſammte ſlaviſch-polniſche Welt erſchüttert. Obgleich die öſtreichiſche Regierung ſich gern die Miene gibt, mit den polniſchen Patrioten auf dem beſten Fuß zu ſtehen, zeigt ſie jedes Mal eine gewiſſe Unruhe, wenn das öffentliche Leben dieſer Provinz ſtärker zu pulſiren beginnt. Und in der That haben hier die verſchiedenſten Gründe zuſammengewirkt, um eine dauernde Befeſtigung öſtreichiſcher Einflüſſe zu erſchweren und dem deutſchen Beamtenthum, auf welches dieſelben ſich ſonſt ſtützen einen Damm entgegen zu ziehen. Kaum eine andere Provinz des vielgliedrigen Kaiſerſtaats iſt durch ſeine geographiſche Lage zu den großen Fragen der Zukunft in ein ſo directes Verhältniß geſetzt, wie das Königreich Galizien und Lodomerien. Im Weſten, ausſchließlich von Polen bewohnt, iſt es der claſſiſche Boden aller polniſchen Zukunftsträume, die Operationsbaſis für alle Agitationen, welche in Poſen, dem Königreich und den Provinzen des Generalgouvernements Kiew unternommen werden; öſtlich von dem Flüßchen San leben 210.000 Ruthenen, durch Polenhaß, Abneigung gegen die römiſch-katholiſche Kirche und Hoffnung auf eine Umwälzung der agrariſchen Verhältniſſe dem ruſſiſchen Intereſſe naturgemäß verbündet. Hier iſt zugleich die Poſtſtraße für alle Intriguen, welche nach Ungarn geſponnen

werden, um die dort lebenden, in den nordöſtlichen Comitaten beſonders zahlreichen Slaven in beſtändiger Erregung gegen das magyariſche Element zu erhalten. Die ſüdlich an dieſes vom Wiener Congreß zuſammengebackene Königreich grenzende Bukowina bewohnen 175,000 Rumänen, von ebenſo viel Ruthenen in Schach gehalten, aber doch zu dem jungen Staate gravitirend, der beſtimmt iſt, bei der Löſung der orientaliſchen Frage ein gewichtiges Wort mitzuſprechen. Seit 1849 hat die Bukowina zwar aufgehört eine galiziſche Provinz zu ſein, aber factiſch ſteht ſie mit dem Königreiche noch gegenwärtig in enger Verbindung.

So erſcheint jeder der verſchiedenen Theile Galiziens als Träger eines beſonderen Intereſſes. Im Weſten werden ſeit Jahr und Tag Verſuche gemacht, einen polniſchen Reſerveſtaat zu bilden, der im entſcheidenden Augenblick zum Kern des neuen Polen werden und Oeſtreich in die Lage verſetzen kann, die angrenzenden Provinzen der beiden Nachbarmonarchien in ſein Intereſſe zu ziehen. Offenſive Abſichten gehen hier mit defenſiven Hand in Hand, denn der ruthenſche Theil Galiziens kann jeden Tag zu ruſſiſcher Einmiſchung Veranlaſſung geben. Die Kleinruſſen, welche hier leben, ſtehen zu dem polniſchen Adel genau in demſelben Verhältniß wie die Weiß- und Kleinruſſen, Samogitier und Lithauer der anſtoßenden ruſſiſchen Provinzen. Alles was gebildet und zur herrſchenden Claſſe gehört, denkt und redet polniſch, betet lateiniſch. Adel, Intelligenz und höhere Geiſtlichkeit ſind entweder von lechiſcher Abſtammung oder ſie beſtehen aus Kleinruſſen, die poloniſirt und katholiſirt ſind und ihren Urſprung aus jenem Bauernvolk, für welches Graf Franz Stadion die Bezeichnung „Ruthenen“ erfand, nach Kräften verleugnen. Aber während die Städte und Edelhöfe deutlich den polniſchen Charakter tragen und von denen des rein-polniſchen Weſtgalizien kaum zu unterſcheiden ſind, arbeitet das flache Land ſeit zwanzig Jahren daran, ſich von dem polniſch-katholiſch-ariſtokratiſchen Einfluß zu emancipiren und eine ächtruſſiſche Phyſionomie anzunehmen. Zwar hat der gemeine Mann an dieſen Beſtrebungen in der Regel noch keinen directen Antheil; er haßt den Polen nur als den Herrn, dem er bis vor zwanzig Jahren den Robot (Frohne) leiſten mußte, hat auch wohl von dem ſtammverwandten Volk und Staat von Moskau etwas gehört, iſt im allgemeinen aber auf einer zu niedrigen Stufe der Bildung, um ſich viel um Politik zu kümmern. Dafür fehlt es nicht an Leuten, die ihre Lebensaufgabe darin ſehen, dieſen Sinn in ihm zu wecken. Der griechiſche oder griechiſch-unirte Pope des Dorfs, der jüngere Schulmeiſter, der Bauernſohn, der in der Stadt höhere Bildung erhalten und zu den Füßen „national“ gebliebener Lehrer des griechiſch-unirten Seminars geſeſſen hat, ſehen in der Gleichſtellung des unterdrückten Stamms mit dem herrſchenden ihre Lebensaufgabe, nähren gegen

Polen und Lateiner (katholiſche Prieſter) den gleichen Haß, wie die Demokraten Großrußlands und haben ihren Idealismus in Moskau oder in Kiew.

Bis zum J. 1847 wurde die Exiſtenz dieſes Stammes, der heute die flagranteſte Gefahr für Oeſtreich iſt, faſt vollſtändig ignorirt und die Polen wußten dafür zu ſorgen, daß jede directe Beziehung zwiſchen ihren ruſſiſchen Bauern und der Wiener Regierung unterbunden war und Galizien allenthalben für ein rein polniſches Land galt. Erſt als der Aufſtand von 1847 ausbrach und jene Schlächtereien von Tarnow und Liſſagora herbeiführte, da die loyalen Bauern den k. k. Beamten ganze Wagenladungen ermordeter polniſcher Verdächtiger verkauften, mußte die „ruthenische" Nationalität anerkannt und als beſonderer Volksſtamm den zahlreichen Stämmen coordinirt werden, welche die Bevölkerung des Staats bilden, dem ein ruthenisches Actenſtück von 1847 den Namen eines „k. k. Unterthansvaterlandes" gab. Das Bauernvolk, welches die polniſchen Revolutionsverſuche der 40er Jahre bändigen geholfen hatte, war eine Zeit lang das Lieblingskind der reactionären Wiener Staatskunſt. Man ſah es nicht ungern, daß die Bewohner des öſtlichen Galizien ein Gegengewicht gegen die Polen bildeten, man unterſtützte ihre Beſtrebungen zur Herſtellung einer nationalen Literatur und Bildung und legte beſonderes Gewicht darauf, daß dieſe werdende Nationalität eine ergebene Dienerin der habsburgiſchen Dynaſtie und des bureaukratiſchen Centraliſationsſyſtems abgab.

Aber dieſe Freude ſollte von kurzer Dauer ſein. Als ſich die Stellung der Polen nach der öſtreichiſchen Kriſis von 1859 durch Agenor Goluchowski's Einfluß beſſerte und in Wien mit ihnen gerechnet wurde, erklärten die verſtimmten Führer der Ruthenen, das Volk ſei dieſes Namens und ſeiner iſolirten Nationatät müde — es gebe in Galizien keine Ruthenen, ſondern nur noch Ruſſen und zwar Ruſſen, welche den Kaiſer und Selbſtherrſcher aller Reußen als den Schutzherren ihres Stammes anſehen. In den maaßgebenden Kreiſen der Gebildeten wurde das Schlagwort ausgegeben, daß es mit der ſpecifiſch-ruthenischen Literatur Nichts ſei und daß dieſe in die großruſſiſche Literatur aufgehen müſſe. Aus den Zeitungen und Journalen verſchwanden die lateiniſchen Schriftzeichen, deren man ſich wenigſtens zum Theil bedient hatte, großruſſiſche Bücher und Redewendungen kamen in Mode und auf kirchlichem Gebiet machte ſich das Beſtreben geltend, die Verwandtſchaft mit dem orientaliſchen Chriſtenthum zu betonen und den Gottesdienſt von allen katholiſchen Einflüſſen zu reinigen. Als um dieſelbe Zeit der große Umſchlag in Rußlands innerer Politik erfolgte, die Leibeigenſchaft aufgehoben, die Preſſe freigegeben, demokratiſchen und nationalen Einflüſſen Thor und Thür geöffnet wurde, nahm der ruſſiſche Einfluß von Tag

zu Tage zu und wandte ſich bald auch die Aufmerkſamkeit der Moskauer Journaliſten und Tagespolitiker dem „verlaſſenen Bruderſtamm“ am San und Dnjeſter zu. Die literariſchen Vereine von hüben und drüben traten in directe Beziehungen, tauſchten Druckſchriften und Sympathien aus, ruſſiſche Reiſende beſuchten die oſtgaliziſchen Städte und erinnerten ſich und ihre neugefundenen Stammesbrüder wehmüthig an die Zeiten, da Halicz und Wladimir die Sitze rechtgläubiger Großfürſten, die Vormauern mongoliſcher, ſpäter polniſcher Ueberfluthung geweſen waren. Als vollends der polniſch-litthauiſche Aufſtand ausbrach und die Kunde von den bauernfreundlichen Thaten Murawjew's nach Lemberg brachte, wurden die ruſſiſch-ruthenischen Wechſelwirkungen immer zahlreicher und inniger. Während Rußland das ſtolze Polenthum ins Herz traf und die litthauiſchen und weißruſſiſchen Bauern zu Herren des Landes zu machen ſuchte, das dieſelben bis dazu als Sclaven bebaut hatten, nahm der polniſche Einfluß in Wien ſeit dem Sturz Rechbergs fortwährend zu, ſchien Galizien immer mehr eine polniſche Provinz werden zu ſollen. Die aus Großpolen verbannten Edelleute und Prieſter fanden weſtlich vom Dnjeſter freundliche Aufnahme; andererſeits zogen angeſehene ruſſiſch-galiziſche Gelehrte über die Grenze, um als Lehrer und Beamte an der Ruſſification der ehemals polniſchen Länder ehrenvollen Antheil zu nehmen. Die Spannung zwiſchen den Cabinetten von Wien und Petersburg konnte nur dazu beitragen, die ruſſiſchen Sympathien in Oſtgalizien zu nähren und je enger das Bündniß zwiſchen den k. k. Machthabern und den Polen wurde, deſto entſchiedener gingen die Ruthenen in das großruſſiſche Lager über. Die Situation nahm mehr und mehr den Charakter eines offenen Krieges an. Während die Wiener Preſſe über das Geſchick der unglücklichen Polen Rußlands Thränen vergoß, erklärten der Golos und die Moskauſche Zeitung, daß die rechtloſe Stellung der ruſſiſchen Nationalität in Galizien nicht länger zu dulden und mit der Ehre des großen ſlaviſchen Staats unvereinbar ſei, der an der Grenze bisher müſſig zugeſehen habe. Man bewies haarſcharf, daß die polniſch-litthauiſche Frage nur in Galizien gelöſt werden könne und daß alle Verſuche zur Abſorption des polniſchen Elementes durch das ruſſiſche vergeblich ſeien, ſo lange das Polenthum in Oeſtreich genährt und mit dem Schweiß und Blut der Ruthenen großgezogen werde. Oeſtreichiſcher Seits wurde mit Klagen über ſyſtematiſche Aufreizung k. k. Unterthanen durch ruſſiſche Agenten und Bücherſpeditionen geantwortet. Die Hauptrolle ſpielte indeſſen die Agrarfrage. Obgleich der Robot in ganz Oeſtreich ſeit 1848 abgelöſt worden war, ließ die Stellung der galiziſchen Bauern noch immer viel zu wünſchen übrig und die Unzufriedenheit derſelben wuchs in demſelben Maaß, in dem die auf Ruin des polniſchen Adels gerichtete Tendenz der ruſſiſchen Regierung deutlicher hervortrat.

Dieſer Umſtand war für den ferneren Verlauf der Dinge entſcheidend. Dieſelben Bauern, welche noch kurz zuvor außer Stande geweſen waren, den Enthuſiasmus ihrer gebildeten Führer für Großrußland ganz zu verſtehen und deren Eifer für Adoption der großruſſiſchen Schriftſprache zu theilen, ſahen jetzt, daß die Sache eine ſehr praktiſche Seite habe und ſtanden nicht an, dieſer größere Aufmerkſamkeit als bisher zu Theil werden zu laſſen. Die großruſſiſche Agitation machte immer glänzendere Geſchäfte und ihre Trägerin, die Partei der Swätojurzen*) nahm an Ausbreitung und Anſehen zu. Das Organ dieſer Partei, die zwei Mal wöchentlich zu Lemberg erſcheinende, von Bogdan Dedizki u. M. Ploſchtſchanski redigirte Zeitung „Slowo" hat vollſtändig das Ausſehen eines ruſſiſchen Journals. Die Lettern ſind von den in Moskau und Petersburg üblichen kaum zu unterſcheiden und haben die altſlavoniſchen Schriftzeichen vollſtändig verdrängt, die Sprache ſchließt ſich der großruſſiſchen genau an und nur das Feuilleton enthält zuweilen in der eigentlichen Landesmundart geſchriebene Artikel; der politiſche Theil bringt neben polemiſchen Auslaſſungen gegen polniſche und deutſch-öſtreichiſche Zeitungen hauptſächlich Nachrichten aus Rußland und macht die Ruſſificationsmaaßregeln in Litthauen und Polen zu den Hauptgegenſtänden ſeiner Betrachtung, nicht ſelten mit deutlicher Anſpielung darauf, daß das jenſeit der Grenze gegebene Beiſpiel dereinſt in Galizien nachgeahmt werden müſſe. In kirchlicher Beziehung wird das griechiſche Element in der unirten Kirche beſonders betont und auf Ausmärzung aller römiſch-katholiſchen Einflüſſe hingearbeitet; die unirte Geiſtlichkeit, welche nicht nur als nationale Lehrerin in Betracht kommt, ſondern das Hauptmaterial für die ruſſiſchen Reichstags- und Landtagsmitglieder abgibt, iſt von Alters her entſchiedene Gegnerin des Katholicismus und vergißt es nicht, daß der Druck, der auf ihr Volk Jahrhunderte lang ausgeübt wurde, nicht nur auf nationalen Vorurtheilen beruhte, ſondern den propagandiſtiſchen Eifer der Jeſuiten zum Haupthebel hatte.

Die Partei der großruſſiſch geſinnten Swätojurzen iſt trotz des Einfluſſes, den ſie übt, in den niederen Claſſen aber noch nicht ſo einflußreich, wie bei der ruſſiſch-galiziſchen Intelligenz. Die älteren Popen und Schulmeiſter bekennen zum Theil noch ein ſpecifiſch-kleinruſſiſches Glaubensbekenntniß, halten an den Eigenthümlichkeiten ihrer Sprache und Literatur feſt und wünſchen nicht ſowohl mit den Großruſſen, als mit ihren kleinruſſiſchen Brüdern vereinigt zu werden. Während die Swätojurzen direct nach Petersburg und Moskau blicken, ſehen die Anhänger des Kleinruſſenthums Kiew für ihre eigentliche Hauptſtadt an und erwarten von dorther das Heil. Bekanntlich gibt es auch in Rußland ſelbſt eine kleinruſſiſche Partei; am Aus-

*) Das Wort Swätojurzen kommt von Swätoi Juri (heiliger Georg) her und bezieht ſich auf das ruſſiſche Reichswappen, in welchem der Drachentödter abgebildet iſt.

gang der fünfziger Jahre gründete der bekannte Kostomarow ein kleinrussisches Journal „Oßnowa“ welches sich zur Aufgabe machte, die Eigenthümlichkeiten der kleinrussischen Sprache zu erhalten und auszubilden, eine Literatur dieses Dialects und ein an die ruhmreichen Erinnerungen der Ukraine anknüpfendes specifisch-kleinrussisches Bewußtsein zu schaffen. Dieses Bestreben fand anfangs Anklang und wurde von einer Anzahl talentvoller Volksdichter und Novellisten unterstützt, unter denen namentlich Marko Wowtschek genannt zu werden verdient. Als die Moskausche Zeitung aber nach Niederschlagung des polnischen Aufstandes die neue, ausschließlich nationale Aera einleitete und ihre Treibjagden nach „Separatisten“ begann, wurden nicht nur die Finnländer, Liv-, Est-, Kurländer, Greusier u. s. w. sondern auch die harmlosen Ukrainophilen (so nannte man die kleinrussische Literatenpartei) als Staatsfeinde und Gegner der Reichseinheit denuncirt auf die Proscriptionsliste gesetzt. — In Galizien machte der Fanatismus der Moskauer Publicisten, die dem Kleinrussenthum ohne allen Grund den Krieg erklärt hatten, einen peinlichen Eindruck und die Journalisten des Slowo hatten alle Mühe denselben zu verwischen. Sie konnten aber nicht verhindern, daß ein Theil der galizischen Parteiführer fortan eine reservirte Stellung einnahm und offen erklärte, bei aller Einsicht in die Nothwendigkeit einer Annäherung an Rußland, auf die Eigenthümlichkeiten des Vaterlandes nicht ohne Weiteres Verzicht leisten zu wollen. Diese specifischen Kleinrussen denken sich das Verhältniß ihrer Heimath zu dem Moskauer Großrussenthum als ein förderatives, während die Swätojurzen ganz direct auf das Aufgehen in den großrussischen Stamm und den von diesem geschaffenen Staat losarbeiten. Während die Partei des Slowo so rasch und überstürzt in das großrussische Lager übergangen ist, daß die Masse der Nation ihr nicht folgen konnte, üben die Anhänger des Kleinrussenthums auf dieselbe schon darum beträchtlichen Einfluß, weil sie in der Sprache des Volks reden und an dessen gewohnter Sprach- und Schreibweise festhalten.

Beide Parteien vermeiden es der mächtigen polnischen Gegner wegen, offen gegen einander aufzutreten, und obgleich die Kleinrussen in der Stille von der östreichischen Regierung gegen die praktischen und gefährlichen Swätojurzen unterstützt werden, ist das äußere Verhältniß ein erträgliches. Die ländlichen Popen und Schulmeister, welche die Details des Conflicts nicht verstehen, gehen mit beiden Richtungen und stehen jedes Mal unter dem Einfluß, der zur Zeit und am Ort der stärkere ist. Die Swätojurzen zeigen im Allgemeinen größere Rührigkeit, laufen aber nicht selten Gefahr, dem Verständniß des Volks entrückt zu werden, das erst in neuester Zeit für die importirtre großrussische Literatur, mit der es überschwemmt wird, Verständniß zu gewinnen begonnen hat.

Eine dritte Gruppe bilden die ſogenannten hiſtoriſchen Ruthenen, welche beſonders unter dem halb-polniſirten, übrigens wenig zahlreichen ruſſiſchen Adel vertreten ſind, zum Katholicismus neigen und an der geſchichtlichen Verbindung ihres Stammes mit dem Polenthum feſthalten, ohne ihre Nationalität darum zu verleugnen. Daß ſie eine Rolle ſpielen, hat ſeinen Hauptgrund in der Unterſtützung, welche ihnen die Regierung und die Polen zu Theil werden laſſen, um ein Gegengewicht gegen das vordringende Ruſſenthum zu gewinnen; Graf Goluchowski ſoll an der Bildung und Ausbreitung dieſer Partei beſonders lebhaften, wenn auch indirecten Antheil genommen und namentlich die Preßorgane derſelben begünſtigt haben. — Erwähnt ſei noch, daß der größte Theil des ruthenischen Adels das Schickſal der edlen Geſchlechter Litthauens und Weißrußlands getheilt hat, d. h. vollſtändig und nicht ſelten fanatiſch-polniſch und natürlich auch katholiſch geworden iſt. Viele berühmt gewordene polniſche Adelsgeſchlechter ſind urſprünglich ruthenischen (oder, wie man früher ſagte, rothruſſiſchen) Urſprungs, u. A. die Familie Sobieski, der der berühmte Befreier Wiens, König Johann, angehörte. In den letzten Wochen hat die von Smolka geführte polniſche Demokratie einen Verſuch zur Annäherung an die Ruthenen gemacht, auf welchen wir in der Folge näher eingehen werden; die „hiſtoriſchen Ruthenen" würden die natürliche Brücke zu einer Annäherung der beiden feindlichen Nationalitäten bilden. — Ruſſiſcher Seits wird gegen Alles, was nicht mit den Swätojurzen geht, geeifert, am lebhafteſten natürlich gegen die „hiſtoriſchen Ruthenen"; erfahrenere und gemäßigtere Publiciſten Petersburgs hört man übrigens nicht ſelten darüber klagen, daß der blinde fanatiſche Eifer, mit dem die großruſſiſche Preſſe gegen das ſpecifiſche Kleinruſſenthum eifert und die Maaßloſigkeiten der Swätojurzen durch Dick und Dünn vertheidigt, dem ruſſiſchen Staatsintereſſe in Galizien nicht ſelten empfindlichen Schaden gethan habe.

Seit dem Rücktritt Schmerlings iſt das früher ſo innige Verhältniß der Wiener Regierung zu den Ruthenen mehr und mehr gelockert worden; über der Furcht vor Rußland und deſſen panſlawiſtiſchen Zukunftsplänen haben die Grafen Belcredi und Beuſt die Verdienſte ihrer alten Verbündeten um die Sache des Centralismus und das ſchwarzgelbe Banner ziemlich gründlich vergeſſen. Selbſt die Thorheit des vorjährigen Lemberger Landtags*), der mit Austritt aus dem Reichstage und Anſchluß an die Ungariſche Reichs-

*) Der galiziſche Provinziallandtag beſteht aus 44 Vertretern des großen Grundbeſitzes, 23 ſtädtiſchen und 74 ländlichen Abgeordneten; nur unter den letzteren iſt das ruſſiſche Element ſtark vertreten, während der große Grundbeſitz ausſchließlich, die ſtädtiſche Bevölkerung zum großen Theil, aus Polen beſteht. Außerdem ſind noch die vier katholiſchen Biſchöfe (unter ihnen ein Erzbiſchof), die zwei griechiſchen Biſchöfe (von denen einer Erzbiſchof iſt), der armeniſche Erzbiſchof und die Rectoren der Univerſitäten von Lemberg und Krakau ipso jure Landtagsglieder.

hälfte drohte, hat die Rechnung des Reichskanzlers auf polnische Unterstützung gegen Preußen und Rußland nicht durchstrichen und nach wie vor versucht man in Wien aus der Hegung der im gesammten übrigen Europa proscribirten polnischen Nationalität eine Drohung gegen die beiden Nachbarstaaten zu machen. Nur ein Mal — wenn wir nicht irren im Frühjahr vorigen Jahres — wurde von Wien aus der Versuch gemacht mit den Selbständigkeits-Bestrebungen der Ruthenen einen Compromiß zu schließen. Verschiedene Blätter, die man für Organe von Regierungsstimmungen hielt, machten den Vorschlag, die bisher einheitliche Verwaltung Galiziens aufzulösen und das Land in zwei Hälften zu theilen. Der rein polnische westliche Theil des Königreichs sollte Krakau zur Hauptstadt erhalten, Ostgalizien (wo die Polen nur in den Städten eine compacte Masse bilden) von Lemberg aus verwaltet werden. Der Plan war in doppelter Beziehung klug ausgesonnen. Krakau ist eine verarmende, von Jahr zu Jahr herabkommende Stadt, die von der Errichtung einer größeren Anzahl höherer Justiz- und Verwaltungsbehörden einen gewissen Aufschwung zu erwarten hätte und deren Bürger das neue Project darum mit Begeisterung aufnahmen. Die Ruthenen wurden wiederum mit der Hoffnung geködert, eine selbständige Provinz zu bilden und ihre Zukunftspläne wenigstens zum Theil unter der Aegide des Staats ausführen zu können, der zur Zeit noch Herr im Lande ist. Trotzdem daß das Localinteresse Krakaus an diesem Project einen Riß in die Einheit der polnischen Partei zu bringen drohte, sah man demselben in Petersburg mit entschiedener Besorgniß entgegen, denn kam die Trennung zu Stande, so war es um das beste Theil des russischen Einflusses unter den Ruthenen geschehen, zwischen diesen und dem Wiener Cabinet ein wenigstens vorläufiger Frieden hergestellt.

Die Gründe, welche einen Verzicht auf diese viel versprechende Unternehmung herbeiführten, sind uns nicht näher bekannt. Genug, daß die Polen gegen dieselbe Front machten und die Lemberger Journale ebenso eifrig gegen den Eigennutz der Krakauer Spießbürger polemisirten, wie die Organe der polnisch-preußischen Presse. Dem polnischen Patriotismus ist jeder Gedanke an den Verzicht auf polnisch gewesenes Land in Galizien ebenso anstößig wie in Westpreußen, Posen, Samogitien, Russisch-Litthauen und Westrußland. Der Glaube an die Möglichkeit einer Wiederherstellung der alten Grenzen ihrer königlichen Republik gehört zu den unvertilgbaren Irrthümern eigentlich aller polnischen Parteien und ist nicht der letzte Grund, aus dem alle Erhebungs- und Consolidations-Versuche der letzten Jahre kläglich gescheitert sind. Er steht in dem engsten Zusammenhang mit jenem urtheilslosen Eigensinn des unglücklichen Volks, der jede Abschlagszahlung verschmäht und das Wielopolskische System in Warschau ebenso zu Fall gebracht hat,

wie die Goluchowskiſche Politik in Lemberg. Wie groß der Einfluß iſt, den die Fabel von den „alten Grenzen“ auf die Geſchichte des Aufſtandes (1863) geübt hat, wiſſen die meiſten polniſchen Führer; ſie hat an dem Abſchluß der preußiſch-ruſſiſchen Convention einen ebenſo erheblichen Antheil gehabt, wie an der ruſſiſchen Nationalbegeiſterung, die erſt wachgerufen wurde, als es ſich um den Beſitz der weſtlichen und nordweſtlichen Provinzen (General-Gouvernement Kiew und Wilna) handelte. Und dennoch hat es keiner dieſer Parteiführer gewagt, von der harten Lehre, die man empfing, Vortheil zu ziehen und den Genoſſen Beſchränkung auf die Territorien zu rathen, welche noch von compacten polniſchen Maſſen bewohnt werden.

Auf die neuſten Vorgänge und die Rolle, welche die Todtenfeier König Kaſimirs geſpielt hat, werden wir das nächſte Mal ausführlich zurückkommen.

Eine franzöſiſche Geſchichte des Theaters.

Alphonse Royer: Histoire universelle du Théâtre. Band 1 u. 2. Paris, Frank 1869.

Jener Zug nach dem Fremden und in die Fremde, wie er unſerm deutſchen Volkscharakter eignet, hat in edleren deutſchen Naturen immer nur in Geſtalt der Ueberzeugung oder der Fiction exiſtirt, „daß alles Beſte uns national ſei.“ Auch in der Periode blindeſter Nachahmungsſucht tritt bei ihnen das Beſtreben leuchtend hervor, den Geiſt, den man daheim unter den Verhältniſſen traurigſter Zerſplitterung und Beſchränkung nach allen Seiten zu dämpfen ſuchte, durch einen friſcheren Hauch aus der Fremde zu beleben. Die Zeit aber, in der unſere Literatur zur Selbſtändigkeit zu erwachen begann, war zugleich die, in der ſich zeigte, daß die höchſten literariſchen Schätze der Fremde auch uns ein theures Eigenthum geworden, oft noch mehr, als ſie es dem Lande geblieben, das ſie einſt erzeugt; daß der Geiſt, der aus ihnen durch alle Jahrhunderte ſpricht, tief in Blut und Leben eingedrungen, in unſern nationalen Schöpfungen ſich neu verkörperte.

Dagegen ſind unſere Nachbarvölker in ihrem geſammten Treiben von dem umgekehrten Credo ausgegangen: daß Alles, was ihnen irgendwie — durch Race und Klima, durch Gewohnheit oder Zufall — national ſei, auch das Beſte ſein müſſe. Weshalb ſie denn faſt alle materiell und

geiſtig mit Erfolg coloniſirt haben, indem ſie die Weiſe fremder Nationen mit entſchloſſener Hand durch ihre eigene verdrängten, während wir Deutſchen, gewohnt, im eigenen Vaterlande die localen und individuellen Eigenthümlichkeiten mit heiliger Scheu zu reſpectiren, in der Fremde mit dem frommen Beſtreben, „den Heiden auch Heiden zu werden", nur allzugründlich zum Ziele gelangt ſind; wenn wir auch andererſeits um ſo beſſer verſtanden, fremde Coloniſten im eigenen Lande zu verwerthen. Beſonders aber haben unſere Nachbarn im Weſten jenen Zug in ihrer Literatur bewährt, bei der wir immer und immer wieder zu klagen finden, daß für die Würdigung fremder Geiſtesarbeit das eigene nationale Herkommen der nächſte und leider zumeiſt einzige Maaßſtab zu ſein pflegte. Wo ein tüchtiges Werk dieſe Schranken durchbricht und die literariſchen Schätze anderer Nationen von höherem und unbefangenerem Standpunkt aus redlich zu würdigen und ſo ein internationales Verſtändniß im ächten Sinne anzubahnen ſucht, verdient es unſere ausdrückliche Anerkennung und in dieſer Hinſicht freuen wir uns, auf einem ſo wichtigen Gebiete, wie das der Literatur des Dramas iſt, in dem ſich die Geiſter ohne Unterſchied der Nation immer am leichteſten in ihren höchſten Empfindungen begegnet haben, auf die in der Ueberſchrift genannte ſehr achtungswerthe Erſcheinung aufmerkſam zu machen.

Man wird bei einem Franzoſen von vorn herein weder die philologiſche Akribie noch die philoſophiſch vertiefte Anſchauung des deutſchen Forſchers erwarten, ebenſowenig den nüchternen Sinn des Engländers für die Verarbeitung hiſtoriſcher Details und die Kritik der praktiſchen Lebensweisheit. Die Franzoſen ſind in unſerer Zeit, wofür im Alterthume die Griechen den übrigen Völkern galten, die geborene natio comoeda. Kein anderes Volk weiß wie ſie die geſellſchaftlichen Zuſtände der unmittelbaren Gegenwart ſo photographiſch treu in Bühnenwerken wiederzugeben, darum, weil die Schauſtellung, auf die das wirkliche Leben bei ihnen in allen ſeinen Erſcheinungen bewußtvoll ausgeht, dem Leben der Bühne viel näher verwandt iſt, als die Zuſtände irgend eines anderen Volkes. Die Leichtigkeit, mit der ihre Feder jede Handlung ſceniſch zu reproduciren weiß, hat dann freilich auch eine Verflüchtigung und Veräußerlichung ihrer Arbeiten zur Folge, die wir Deutſchen ihnen am wenigſten vergeben. Ihnen bleibt eben die Bedeutung des Theaters weſentlich die primitiv wörtliche: die Welt des Schauens, der glänzenden Formen in überraſchender Ausſtattung, geſchickt bewegter Action, elegantem Dialog; die Forderung einer unverbrüchlichen äſthetiſch-ethiſchen Idee überlaſſen ſie uns „Ideologen". Darum iſt auch für ſie eine Geſchichte des Theaters etwas weſentlich verſchiedenes von dem, was wir unter einer Geſchichte des Dramas verſtehen. Sie wird nicht wie dieſe darauf ausgehen, den dauernd poetiſchen oder vorübergehend hiſtoriſchen Werth dramatiſcher Werke dar-

zulegen, ſondern das relativ oder abſolut Intereſſante daraus hervorzuheben. Und da der Franzoſe daheim einen unverhältnißmäßigen Werth auf das Glänzende der äußern Erſcheinung und der geiſtigen Verkehrsformen legt, ſo iſt es natürlich, daß er bei fremden Nationen mit Vorliebe ſich dem Glanzvollen und Pikanten zuwendet. Wie ſehr hiergegen das blos innerlich Werthvolle zurückſtehen muß, davon kann man ſich überzeugen, wenn man z. B. die Citate aus deutſchen Claſſikern bei den geiſtreichſten franzöſiſchen Autoren überblickt (eine Aufgabe, deren umfaſſendere Bearbeitung ſich, beiläufig geſagt, lohnen würde), oder noch einfacher, wenn man bedenkt, in welchen Verkleidungen „Fauſt“ und „Mignon“ den Pariſern zum erſten Male genußrecht geworden ſind. Und da er gern auch in ſeinen wiſſenſchaftlichen Arbeiten auf Leſerinnen rechnet und ſo gut wie unſer Dichter weiß, „was ein weiblich Herz erfreue in der groß' und kleinen Welt“, ſo liebt er es, hautes nouveautés, wo er ſie findet, in bunten ſchimmernden Muſterproben vorzulegen. Es iſt, um es kurz zu ſagen, in dem Bewußtſein, nur daheim das ächt und tadellos Geſchmackvolle zu haben, immer mehr oder weniger unter dem Geſichtspunkte des Curioſitätenſammlers, daß er das Fremde den Seinigen darbietet, weshalb ſeine ausgedehnteren Studien ausländiſcher ſchöner Literatur von Chateaubriand's „génie du Christianisme“ bis zu Victor Hugo's „Shakeſpeare“ mehr loſe aneinander gereihte, zierlich ausgelegte Einzelheiten oder elegante Gedankenpromenaden, die mit Grazie aus dem Hundertſten ins Tauſendſte ſich verlieren, als organiſche Schöpfungen ſind.

Das vorliegende Werk geht, wie erwähnt, in ſeinen Abſichten über dieſe Traditionen hinaus, ohne ſie jedoch in der Ausführung gänzlich zu verleugnen. Hat doch Herr Royer in früheren Jahren mit Vorliebe fremdländiſche Stoffe zu Novellen verarbeitet, namentlich in pikanten Zügen ein Bild des Orients zu geben geſucht; lockt doch auch er ſein Publicum damit, daß er intereſſante Details, Entdeckungsreiſen in Gebiete verſpricht, die zum Theil ganz unbekannt und unzugänglich waren, — ſein Publicum, das nicht nur aus Gelehrten, ſondern aus allen, die das Theater nur als einen angenehmen Zeitvertreib betrachten, beſtehen müßte. Ein ſolches Publicum dürfte denn doch wohl in Deutſchland ſelbſt für einen Verfaſſer populärſter Vorleſungen zu gemiſcht gelten; irgend etwas von äſthetiſchen und idealen Principien würde er ihnen doch anmuthen oder als Grundlage darbieten, und daß auch ſolche ſich populär und zierlich geben laſſen, zeigt die Einleitung zu A. W. Schlegels ſonſt ja oft hinlänglich franzöſirenden Vorträgen. Aber die Vorausſetzung oder Mittheilung von äſthetiſchen Principien weiſt Herr Royer auch noch ganz ausdrücklich zurück, wie uns dünkt, nicht ohne ein gewiſſes Hohnlächeln für unſeren deutſchen Brauch. Es iſt jedoch unausbleiblich, daß ſich dies in

der Folge rächt; ohne Kritik kann nun einmal auch eine Literaturgeſchichte nicht beſtehen, und gerade an Stellen, wo ein auf feſten Principien ruhendes, tief eingehendes äſthetiſches Urtheil unumgänglich war, ſieht ſich der Verfaſſer meiſt von dem ſeinigen verlaſſen und genöthigt, auf die Ausſprüche anderer franzöſiſcher Autoritäten, wie Guizot, Ph. Chasles u. A. hinzuweiſen, die freilich für den deutſchen Forſcher nicht immer als vollwichtig zu gelten vermögen.

Indeß wir ſind in Hinſicht auf fremde literaturgeſchichtliche Werke doch in unſeren Anſprüchen oft übermäßig heikel. Ich erinnere nur daran, wie wenig ſich z. B. das große Werk Mures über altgriechiſche Literatur trotz Welckers gewichtiger Empfehlung bei uns Anerkennung verſchafft; wir ſollten aber bei jenem Buche, und ſo auch hier berückſichtigen, wie viel der Verfaſſer für ſeine Landsleute geleiſtet, und werden dabei bald inne werden, wie viel der von dem unſrigen ſo verſchiedenartige Geſichtspunkt des fremden Forſchers auch für uns Beachtenswerthes und Belehrendes in ſich ſchließt; und da wir in unſeren dramatiſchen Theorien nur zu oft die Rückſicht auf das ſceniſch Wirkſame vernachläſſigen, ſo muß es uns von beſonderer Wichtigkeit ſein, die Anſichten eines der erfahrenſten franzöſiſchen Bühnentechniker kennen zu lernen. Das iſt Herr Royer; was ihn aber vor ſeinen Landsleuten noch vortheilhaft auszeichnet, iſt ſein Beſtreben, den abſoluten Werth ausländiſcher dramatiſcher Production zu erkennen und zur Geltung zu bringen, ein Beſtreben, das er ſeit Jahren durch die That bewährt hat. Als früherer Director des Odeontheaters iſt er es namentlich geweſen, der fremde, auch deutſche Dramen dem Pariſer Repertoire einzuverleiben ſuchte. Und wenn er ſein Publicum ſo gut kannte, daß er ihm immer nur die wirkſamſten Bearbeitungen darbot und ſpäterhin, zum Director der großen Oper berufen, auch dieſer die ergiebigſten Einnahmen zu eröffnen verſtand, ſo bleibt es doch ein ehrendes Zeugniß für ihn, daß er bei alledem den Sinn für das Aechte und Höchſte in der dramatiſchen Kunſt ſich gewahrt und im vorliegenden Buch ausdrücklich den Zweck verfolgt, die dramatiſchen Schöpfungen des Auslandes von allen verſtümmelnden und verunſtaltenden Bearbeitungen zu emancipiren und jedes werthvolle Werk in ſeiner Integrität genießbar zu machen. Hier reicht ihm der Deutſche die Hand: das ſind die Wege Leſſings und Schröders, auf denen auch unſer jüngſter Dramaturg Lorbeeren gepflückt, die uns in ſeinem Werke über das Hofburgtheater zu dauerndem Nutzen aufbewahrt bleiben.

Herr Royer glaubt an den edlen und hohen Beruf der Schaubühne und ſucht überall nachzuweiſen, wie eine Verachtung und Verdammung derſelben immer nur aus einem zeitweiligen Verfall des Dramas ſich erzeugen konnte. Darum iſt er ſich auch bewußt und bekennt es mit einer muſterhaften

Freimüthigkeit, wie tief das moderne französische Drama an unmoralischen Elementen krankt und wie wenig die bloße elegante Form den Mangel an ächtem Gehalt ersetzen kann. Das Gefühl von der Würde eines Vorwurfs verläßt ihn nie und gibt seinem Stil eine gewisse Weihe; überall findet man Aufrichtigkeit und Wärme, nirgend Pedanterie und hohle Phrase. Dabei liest sich das Buch — auch anderwärts ein seltener Fall — in allen Theilen gleich interessant; und doch zeigt Herr Royer sehr wenig von dem Brillantfeuerwerk blendenden Esprits, mit dem seine Landsleute die nichtigsten wie die gewichtigsten Materien überschütten; ja er scheint es geflissentlich zu vermeiden, auch wo die Sache selbst dazu einläd, diesen leichten Flug zu wagen. Dafür versteht er die Kunst, in seiner ernsten Weise gut zu gruppiren und die dramatischen Situationen, deren Wirksamkeit er in praktischer Thätigkeit erfahren, selbst zu uns reden zu lassen. Holtei sagt einmal, um sich zu entschuldigen, daß er einige seiner geringeren Sachen wieder drucken lassen, es fänden sich oft auch in sonst unbedeutenden Stücken vereinzelte Motive und Anregungen, um deretwillen ein Kenner sie nicht ungern erhalten sehen würde. Solche Motive weiß Herr Royer mit besonderem Geschick zu finden und hervorzuheben und er begnügt sich, dies zu thun, wo die Analyse des ganzen Stückes unerquicklich oder anstößig wäre. In der That mußte nämlich vieles sehr skizzenhaft gehalten werden, da der ganze ungeheure Stoff in fünf Bänden bewältigt werden soll. Der Verfasser beherrscht sein Material dergestalt, daß die zwei vorliegenden Theile wirklich bereits bis zur Schließung der englischen Bühne durch die Puritaner führen. Seine Auswahl ist immer tactvoll und ohne grobe Lücken; bei bedeutenderen Werken versäumt er nie, zu eigener Durchforschung anzuregen.

Am kärglichsten ist das römische und griechische Alterthum weggekommen. Es lag dies, wie der Verfasser versichert, ausdrücklich in seinem Plane, „weil die Werke, die uns aus dieser Epoche geblieben, allzubekannt seien", — ein Axiom, nach dem Herr Royer auch an späteren Stellen verfährt, das aber mit dem oben ausgesprochenen Hauptzweck des Buches gerade hier am wenigsten in Einklang zu bringen war. Eine tiefere Würdigung der antiken Dramen, vielleicht selbst Wiederaufführungen der bedeutendsten anzubahnen (meines Wissens ist nur mit der Antigone ein sehr vorübergehender Versuch gemacht worden) würde in Frankreich, dessen classische Tragödien so viele Irrthümer über das antike Wesen in Geltung erhalten haben, besonders verdienstlich gewesen sein. Doch liegt, die Wahrheit zu sagen, dieses Gebiet überhaupt den Studien des Verfassers ferner; wenigstens kommen hier allerhand unerfreuliche Versehen vor; wir wollen nur das stärkste notiren: wenn er sagt, Sophocles habe den Menschen wie er ist, Euripides dagegen den Menschen wie er sein sollte zeichnen wollen, so ist das ein bon mot, das auf

einen Leſefehler in des Ariſtoteles Poetik zurückzuführen ſcheint, wo vom Gegentheil die Rede iſt.

Auch das indiſche und chineſiſche Theater wird nur im Umriß dargeſtellt, wenn ſchon um vieles genügender. Es folgen die neulateiniſchen Dramen in guter Ueberſicht; der Chriſtos paschon („ohnehin ein griechiſches Werk") wird kurz abgefertigt, dagegen iſt Hroswitha als „ein Stern ohne Gleichen an dieſem Wolkenhimmel der dramatiſchen Kindheitsperiode" warm gewürdigt, ohne daß freilich der Verfaſſer in der Frage nach der Aechtheit ihrer Komödien beſtimmte Stellung zu nehmen vermag.

Die Glanzpartie der vorliegenden Bände iſt die Darſtellung der Myſterien und Paſſionsſpiele. Daß die Worte eines unſerer jetzigen deutſchen Hiſtoriker, die er ſeinen Schülern zuzurufen pflegte: „Der Prüfſtein des ächten Gelehrten ſei das Maaß von langer Weile, das er zu ertragen vermöge", kein bloßer Scherz ſind, wird jeder, der ſich in die Maſſen jener weitſchichtigen und monotonen Dichtungen ſelbſt einzuarbeiten verſuchte, mit Seufzen erfahren haben. Hier hat nun Royer zum erſten Mal vereinigt, was auf der Pariſer Bibliothek von Materialien vorhanden war und dieſelben in vortrefflicher Ordnung beſchrieben, überall intereſſante Stellen hervorgehoben und zu der weiteren Durchforſchung und Verwerthung vieler nie abgedruckter und faſt unbenutzter Manuſcripte als einer Aufgabe, Schweißes der Edlen werth, die nachdrücklichſten Hinweiſe gegeben. Gern wollen wir ihm dafür zu gute halten, wenn er bei einer Handſchrift von mehreren Myriaden Verſen bekennt, er habe, da ſie ſchwierig zu entziffern ſei, erſt angefangen, ſie zu leſen; ein Bekenntniß, das deutſchen Gelehrten ſeltener begegnen wird. Auf die Inſcenirung der Myſterien, worüber bekanntlich noch ſehr entgegengeſetzte Anſichten herrſchen, iſt er näher eingegangen und hier kommen ihm die Erfahrungen ſeiner Bühnenleitung beſonders zu ſtatten. Wichtig iſt, daß er für jene Aufführungen im Widerſpruch zu der noch immer landläufigen Meinung von einer Uebereinanderſetzung verſchiedener Bühnen die Nebeneinanderſtellung derſelben definitiv nachweiſt.

Herr Royer iſt trotz ſeines Geſchmackes für die Reize der Fremde doch durch und durch Franzoſe und die altfranzöſiſchen Myſterien gelten ihm für ſchöner als die aller anderen Länder. Auch die weltliche altfranzöſiſche Literatur ſtellt er ſehr hoch. Es iſt ſeine beſondere Freude, die Anfänge derſelben wieder aufgraben zu helfen, und er ruft ſeinen Landsleuten mit patriotiſchem Kummer zu, wie es möglich ſei, daß in Deutſchland und Italien Lehrſtühle für dieſes Idiom exiſtirten und ein deutſcher Profeſſor (Bartſch) eine ſorgfältige Chreſtomathie deſſelben habe herausgeben können, während in Frankreich die Univerſität es vernachläſſige und die große Menge es für barbariſch anſehe.

Die ſynchroniſtiſche Darſtellung des Buchs erweiſt ſich ſchon auf dem Gebiete der Myſterienliteratur, wo der Einfluß der verſchiedenen Nationen auf einander deutlich hervortritt, als die richtige. Wie irrig es für die ſpäteren Zeiträume iſt, die Geſchichte des Dramas in Monographien zu zerlegen, welche die Nationen getrennt behandeln, iſt von anderer Seite ſchon klar genug nachgewieſen worden. Doch können wir nicht ſagen, daß wir in der Zerſtückelung des Stoffs nach Jahrhunderten, wie ſie ſich bei Royer findet, überall das Richtige ſehen. Es mußten hier öfter größere Zeiträume zuſammengefaßt, mitunter auch bei kleineren ſtillgeſtanden werden, wie das auch gegen Ende des zweiten Bandes dem Verfaſſer ſelbſt zum Bewußtſein gekommen iſt.

Für das Studium ausländiſcher Theaterſtücke in minder zugänglichen Sprachen hat Herr Royer befreundete Männer zu Rathe gezogen; ſo für die altniederländiſchen Dramen (die uns theils aus einem Breslauer Abdruck, theils in Haupts Zeitſchrift bekannt geworden) Herrn Victor Wilder, den bekannten Wiederentdecker der „Gans von Cairo“; für das ſlaviſche Theater Herrn Alexander Chodzko. Freilich haben ſie ihm nach dieſen beiden Richtungen nur ſpärliche Auszüge mitgetheilt. Um ſo bedeutendere Ausbeute hat dagegen Herr Chodzko auf dem Gebiete der perſiſchen Myſterien geliefert. Hier galt es denn auch eine wirkliche Bereicherung des Literaturſtoffes. Die Epoche aus der dieſe Myſterien, oder wie ſie urſprünglich heißen, Teaziés, ſtammen, iſt freilich kaum annähernd zu beſtimmen. Nach der Ausſage perſiſcher Gelehrter ſind ſie urſprünglich arabiſch in ſehr früher Zeit zum Preiſe der Aliten geſchrieben und vor einem ſchiitiſchen Publikum aufgeführt worden. Sie ſind durchweg ſtilvoll und ergreifend in ihrer lyriſchen Einfachheit. Das erſte heißt „der Bote Gottes“; da wird durch den Engel Gabriel dem Propheten Muhamed eröffnet, daß ſeine beiden Enkel nach Gottes Rathſchluß für die Erlöſung der islamitiſchen Völker ſterben ſollen, und er nicht nur ſelbſt dies billigen, ſondern auch die Zuſtimmung der Eltern, ihre Kinder in den Tod zu geben, erlangen müſſe. Am ſchwerſten erreicht dies Muhamed bei der Mutter, deren Klage wahrhaft erſchütternd iſt. — Es folgt „der Tod des Propheten“. Da bietet Muhamed, der aus Verſehen einen Beduinen geſchlagen, dieſem zur Ausübung des Vergeltungsrechtes ſeinen Rücken dar, und nachdem er ſo der menſchlichen Gerechtigkeit genuggethan, überliefert er ſich der göttlichen, dem Todesengel, ſo ſehr ſeine Tochter dieſen abzuwehren ſucht, mit der Bitte, um ſeinetwillen das Volk zu verſchonen.

In dem nächſten Stücke, der „Uſurpation Abubekrs“ wird dargeſtellt, wie dieſer Fürſt, nach ſchiitiſchen Begriffen im unrechtmäßigen Beſitz des Kaliſats, dem rechtmäßigen Erben Ali nach dem Leben trachtet und nur durch eine Stimme, die aus den Tiefen der Erde zu ihm ſpricht, abgehalten

wird, die Hinrichtung deſſelben vollziehen zu laſſen. Es folgen ferner Märtyrergeſchichten wie der Tod Alis, der Tod Moslems und ſeiner Söhne, endlich „das Haupt des Imams Huſſein“, in welchem Stücke Adam, Abraham, Chriſtus, Moſes, Muhamed, Eva und die Jungfrau Maria auftreten. Dieſe alle nämlich kommen, um dem abgeſchnittenen Haupte jenes Märtyrers ihre Trauer zu bezeugen, das ſeinerſeits ihnen in frommer Rede antwortet. Die Scene iſt in einem Kloſter, wo das Haupt einſtweilen niedergelegt worden; der Prior deſſelben, geblendet von all den wunderbaren Prophetenviſionen, die ſich ſeinen Augen darbieten, tritt am Schluſſe des Stücks zum Islam über. In der Würde und Feinheit des Gefühlsausdrucks zeigen dieſe Dramen, für deren geſchmackvolle Analyſen wir Herrn Royer beſonders dankbar ſind, ebenſowohl eine Verwandtſchaft mit der antiken Tragödie, wie in ihrer Tendenz andererſeits mit den mittelalterlichen Myſterien.

Zu dem abendländiſchen Theater zurückkehrend zeichnet Herr Royer mit vieler Klarheit den Uebergang aus der Periode des Glaubens in die des Zweifels und der kirchlichen Oppoſition, wie er ſich auf dieſem Gebiete darſtellt. Einen wärmeren Antheil vermag er freilich als guter Katholik, dem die Greuel der Bartholomäusnacht durch den Scheiterhaufen Servets wett gemacht erſcheinen, an den revolutionären Leiſtungen nicht zu nehmen, doch hat er den Inhalt des „kranken Papſtes“ von Theodor Beza, (eines Stückes, das trotz der Bekanntheit ſeines Titels bei der Seltenheit des Buches nur ſehr Wenigen zu Geſicht gekommen iſt) durch gute Reproduction wieder in Erinnerung gebracht. Hier fängt nun die deutſche Literatur an, ſich in deutlicheren Umriſſen zu zeigen und wird im folgenden Bande bis zum Ende des 16. Jahrhunderts (den Schluß bildet eine Scene aus der „Suſanne“ Herzog Heinrichs von Braunſchweig) fortgeführt. Sie iſt meiſt nach Kurz dargeſtellt. Bei Gelegenheit des Hans Sachs, deſſen Charakteriſtik er ſeinen Landsleuten ſehr mit Recht im Anſchluſſe an das goetheſche Gedicht gibt, rügt er nachdrücklich, daß ſich kein Exemplar der Originalausgabe ſeiner Werke auf der Pariſer Bibliothek befinde. — Auslaſſungen wären öfter anzumerken; eine gewiſſe Unſicherheit zeigt ſich namentlich in den Streiflichtern, die gelegentlich auf die ſpäteren Epochen fallen. So ſollte z. B. einem Literaturhiſtoriker von Goethes Studium der alten deutſchen Volksbücher aus Wahrheit und Dichtung ſo viel bekannt ſein, daß er nicht behaupten dürfte, unſer Dichter habe gewähnt, das Liebesverhältniß des Fauſt zur Helena zuerſt erfunden zu haben. — Volle Gerechtigkeit ſpendet Royer uns Deutſchen für das Verdienſt, Shakſpeare zuerſt wieder zu Ehren gebracht zu haben. Auch mit der blinden Shakſpearemanie, die er uns in der Folge vorwirft, hat er leider im Allgemeinen nicht unrecht, was unſere neueſte Geſchichte des Dramas zur Genüge beweiſt; wenn er aber behauptet, Frank-

Digitized by Google

reich allein habe den Dichter gewissenhaft und nach Gebühr beurtheilt, so dürfen wir, weil das eine unsrer starken Seiten berührt, schweigen, ohne für überzeugt zu gelten. Seine Charakteristik Shakspeares und seiner Werke ist skizzirt, aber nach dem Plan des Buchs, Bekannteres nicht ausführlicher zu behandeln, in ihrer Art genügend; nur sind die Quellen seiner Dramen für ein wesentlich historisches Werk zu wenig berührt. Vereinzelt steht die interessante Vergleichung des Cymbeline mit dem altfranzösischen Mirakelspiel „Otho König von Spanien" und der Lopeschen Castelvines y Monteses mit Romeo und Julia. Bei Besprechung der apokryphen Werke hätten gerade die bedeutendsten, wie Oldcastle und London Prodigal nicht fehlen dürfen.

In der italienischen Literatur wird man viele Namen kleinerer Geister, aber keinen von hervorragender Bedeutung vermissen; mit Vergnügen aber mißt man die Nacherzählung der zahllosen Schmuzereien, die auf diesem Gebiete zu finden und von Rhyparographen so vielfältig mit unerfreulichster Sorgfalt zu Tage gefördert worden sind; an guten Inhaltsangaben und Mittheilung interessanter Scenen fehlt es auch hier nicht. Auf dem Gebiete des spanischen Theaters ist Royer durch gute Vorarbeiten bekannt und gibt besonders anziehende Schilderungen über Cervantes und Lope. Hinsichtlich des portugiesischen hat er das Verdienst, den Gil Vicente, um dessentwillen einst Erasmus portugiesisch lernte und den er unter seinen Zeitgenossen für den größten Dramatiker erklärte, der aber trotzdem noch in keine fremde Sprache übersetzt worden, wieder gründlich gelesen und durch elegante Auszüge (solche fehlen übrigens doch auch uns nicht ganz) erneutem Studium empfohlen zu haben.

Das classische französische Theater ist in seinen Anfängen geschildert; hier erwarten wir in der Ausführung von Herrn Royer wirklich Hervorragendes, da er sich von den Vorurtheilen der classischen Schule völlig emancipirt zeigt und uns nicht mit überflüssigen Lobreden dieser Dichtung zu langweilen, wohl aber ihre Stellung und ihren Einfluß neu zu charakterisiren verspricht.

So ist denn das Werk, wie viele Ausstellungen auch dem Philologen und Historiker daran noch übrig bleiben, eine unzweifelhaft interessante und werthvolle Erscheinung, die wir selbst Angesichts der neuesten preisgekrönten Geschichte des Dramas aus deutscher Feder durchaus nur mit warmer Achtung zu begrüßen haben, denn seine Lichtseiten, die wir hier gern hervorgehoben haben, sind es gerade, die dem Kleinschen Buche mehr als billig und erträglich ist, abgehen. An gelehrten Kenntnissen ist Klein Herrn Royer sehr überlegen, wie denn bei diesem zuweilen recht derbe Schnitzer begegnen; an Bildung übertrifft er ihn weitaus. Seine Combination des Materials ist klar und reizvoll, der Stil von einer Würde und Anmuth, wie sie jedes ästhetische Object, namentlich eine Geschichte der schönen Literatur, gebieterisch fordert, der Stoff derart beherrscht, daß auch bei knappem Umriß überall das Wesentliche hervortritt und doch durch angemessene Details belebt, durch die neuesten Entdeckungen bereichert wird.

An dem Buche des Herrn Klein dagegen könnte der Leser die bei aller Massenhaftigkeit unsorgfältige Compilation, die Unsicherheit des Planes, die Langeweile der Analysen nur dann in Kauf nehmen, wenn nicht der Eindruck der Zuchtlosigkeit und der Neigung zum Unflätigen, die des Verfassers geschmacklos vordrängende Polemik macht, den Glauben an sein Urtheil in ästhetischen Dingen überhaupt verdürbe. Es ist hart, zu gestehen, daß das französische Werk trotz seiner bescheideneren Anlage für das empfangende

Publicum werthvoller ist als dieses gleichzeitige deutsche, das, wenn fortgesetzt wie angefangen, alle Aussicht hat, eine Nationalcalamität zu werden, selbst wenn noch ein Dutzend Academieen Herrn Klein zum Ehrenmitglied ernennen sollten.

d.

Neue Kunstblätter.

Die Wandgemälde des Landgrafensaales auf der Wartburg von Moritz von Schwind. In Holz ausgeführt von A. Gaber, Text von Arnswald. II. Aufl. Verlag von A. Dürr in Leipzig.

Wenn der Geschmack unseres Publikums an historischer Malerei und sein Glaube an die Fähigkeit monumentalen Wandschmuckes im großen Sinne wieder so lebendig wird, wie er bei unseren Altvordern gewesen, dann wird man Moritz v. Schwind ein gut Theil Verdienst daran zuschreiben müssen. Denn wie dem Volksverständniß die höchsten Wahrheiten durchs Herz vermittelt werden, so leitet auf bildnerischem Gebiet der Anblick des Edel-Anmuthigen am sichersten zum Erhabenen an. Diese Empfindung wird Jeder mitnehmen, der die bunte Menge der thüringer Wanderer vor den Gemälden der glücklich erneuten Wartburg beobachtet. Die Bilder des Landgrafenzimmers, die, als Teppichfries gedacht, an den Wänden dieses festlichen und doch traulichen Raumes entlang ziehend große Erinnerungen des Fürstenhauses erzählen, das dort blühte, gehören ohne Frage zu den gelungensten und überzeugendsten Arbeiten des Meisters, der eben jetzt wieder ein großes Werk höherer Decorationskunst im Wiener Opernhause vollendet. Hier bewährt Schwind in der Weise, wie er die Chronik bildlich wiedergibt, dieselbe Kunst, die seine reizende Mährchenerfindung auszeichnet. So deutlich und einfach er seine Gegenstände ausspricht, immer haben sie eine Fülle von guter Laune und herziger Munterkeit, die unwiderstehlich wirken. Und es ist erfreulich, wahrzunehmen, daß dieser Eindruck nie durch Beimischung fremdartiger Elemente hervorgerufen wird, sondern durchaus durch die Sache selber und durch rein künstlerische Mittel. Der Gruppenbau der Figuren steht wie die gesammte malerische Behandlung des Cyklus stets im Einklang mit der Eigenthümlichkeit der Flächen, die er benutzt, die Stilisirung ist auch dem ungeschulten Auge so verständlich, daß es sie kaum als solche gewahr wird, das Kostümliche ist bei aller Neuheit der Erfindung sofort geläufig, Landschaft und Beiwerk anmuthend und geschmackvoll. So bekommen denn in der That die besten dieser Bilder — Schmidt von Ruhla, Eselsuche, Friedrich der Freudige — völlig die Classicität der Volksbücherpoesie, die dem Gebildetsten nicht leer, dem Ungebildetsten nicht schwer ist, sondern Allen genußreich. — Die Gaber'schen Holzschnitte sind ganz geeignet, die Sprache der Originale klangvoll wiederzugeben, wie denn überhaupt keine bessere Vervielfältigungsart dafür zu finden wäre. Der Text, der dem entsprechend vielleicht etwas mehr Chronikalisches hätte bewahren können, bemüht sich, dem Eindruck mit Wärme zu folgen; das Ganze — elegant-geschmackvoll wie Alles, was die Verlagshandlung bietet, — ist als Kunstwerk und als Gedenkstück liebenswerth und verdient besonders in der Zeit der Reisen, die Thüringen und zumal die Wartburg bevölkert, neu in Erinnerung gebracht zu werden. —

Verantwortliche Redacteure: **Gustav Freytag** u. **Julius Eckardt.**
Verlag von **F. L. Herbig.** — Druck von **Hüthel & Legler** in Leipzig.

XXVIII. Jahrgang. II. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik und Literatur.

№ 31.

Ausgegeben am 30. Juli 1869.

Inhalt:

Politischer Monatsbericht . . . . . Seite 161
Alphonse de Lamartine 177
Die deutschen Eisenbahnen und der Einpfennigtarif 192
Das Museum römischer Alterthümer in Lyon 196

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.
Literarische Beilage von F. A. Brockhaus in Leipzig.
Literarische Beilage von B. G. Teubner in Leipzig.

Leipzig, 1869.

Friedrich Ludwig Herbig.

(Fr. Wilh. Grunow.)

Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern.

Politiſcher Monatsbericht.

✕ Leipzig, den 30. Juli.

Wenn Regierungen und Völker Europas vor zwanzig und vor dreißig Jahren nach den Neuigkeiten aus Paris fragten, ſo geſchah das, weil der Lauf der Dinge in der franzöſiſchen Hauptſtadt auf die innere Entwickelung der übrigen Staaten Einfluß übte und man von ihnen lernen zu können glaubte. Heute hat dieſelbe Frage eine weſentlich andere Bedeutung. Man wirft ſie auf, weil man wiſſen will, ob es mit der Verzweiflung der Franzoſen an ſich ſelbſt, bereits ſo weit gekommen iſt, daß ſie nach einer auswärtigen Verwickelung greifen müſſen, um ihren inneren Bankerott zu maskiren.

Sieben Wochen ſind ſeit den Hauptwahlen zum geſetzgebenden Körper Frankreichs vergangen und noch immer geſtehen die genauſten Kenner franzöſiſcher Dinge achſelzuckend ein, daß die Lage ſich nicht überſehen laſſe. Charles de Mazade hat das Geheimniß dieſer Lage in ein kurzes aber treffendes Wort zuſammengefaßt: „L'absence d'hommes capables de se mesurer avec les circonstances.“ Weder der Kaiſer noch die Nation vermag Männer ausfindig zu machen, die genau wiſſen, wie dem kranken Staat zu helfen iſt und deren Namen irgend geeignet wären das Vertrauen des Landes zu wecken. Die Hauptwahlen fielen im Sinne der extremen Parteien aus, die entweder blindes Vertrauen zu der kaiſerlichen Regierung oder unverſöhnliches Mißtrauen *gegen* dieſelbe auf ihre Fahnen geſchrieben hatten; die Nachwahlen zeigten, daß die Franzoſen vor den Conſequenzen ihres eignen Willens zurückſchreckten, ſobald dieſelben klar zu Tage lagen und ſprachen ſich demgemäß im Sinne des gemäßigten Liberalismus und eines monarchiſchen Conſtitutionalismus aus; die bisherige Oppoſition, die man noch eben desavouirt hatte, erhielt eine Art von Vertrauensvotum. Dann folgten jene halb revolutionären, halb kindiſchen Auftritte in den Straßen von Paris, welche einige Tage lang ganz Europa beſchäftigten und dann vergeſſen wurden, noch bevor man nur über ihren Urſprung und ihre Bedeutung ins Klare gekommen war. Alle Welt erwartete eine Meinungsäußerung darüber, wie der Kaiſer die Lage auffaßte, aber der Kaiſer ſchwieg hartnäckig und wenn er ſprach, ſchien er den Leuten ſagen zu wollen: Ich

weiß ſelbſt nicht, was ich denken ſoll. Das Schreiben an den Baron Mackau, eines der jüngſten und unbedeutendſten Mitglieder der bisherigen Majorität, ließ ein ſtriktes Beharren bei dem bisherigen Syſtem und deſſen Männern erwarten; der Brief an den Präſidenten Schneider betonte dagegen das Gewicht, welches der Kaiſer auf die Meinung des geſetzgebenden Körpers legte. Dann erfolgte der Zuſammentritt dieſes Körpers und eine wilde Fluth von Drohungen und Unzufriedenheitsäußerungen ergoß ſich über die Regierung, welche trotz der verwerflichen und unredlichen Mittel, die ſie beim Wahlkampf angewandt hatte, moraliſch unterlegen war. Das Gefühl, daß es in der bisherigen Weiſe nicht fortgehen könne und daß eine Entſcheidung, eine verhängnißvolle Kriſis des inneren Staatslebens bevorſtehe, bemächtigt ſich aller Theile der zu den Wahlprüfungen einberufenen Volksvertretung. Bis in die Reihen der Majorität greift die Furcht um ſich, hinter den Verhältniſſen zurückzubleiben, von deren Entwickelung ſich doch Niemand eine deutliche Vorſtellung machen kann und denen Niemand gewachſen iſt. Die Tiers-Partei bringt eine Interpellation ein, welche Verantwortlichkeit der Miniſter verlangt; nach einem Augenblick verlegenen Schweigens drängt man ſich von allen Seiten zur Unterzeichnung derſelben, ſelbſt die Majorität wird mit fortgeriſſen und identificirt ſich mit einem Verlangen, welches über dieſelbe Politik, zu der ſie ſich bisher bekannt hatte, rückſichtslos und unbarmherzig den Stab bricht. Herr von Mackau, der Muſterdeputirte von Vorgeſtern, der Mann, den der Kaiſer zum Zeugen für die Nothwendigkeit ſeiner Unnachgiebigkeit aufgerufen hatte, unterſchreibt, der Herzog von Mouchy unterſchreibt auch und ihnen folgt eine ganze Anzahl von Leuten, die eingeſtandener Maaßen die Wetterfahne zum Regulator ihrer Handlungen und Meinungen gemacht hat. Die Regierung, deren Weisheit bisher darin beſtanden hatte, leiſe Winke zu ignoriren und es zum Aeußerſten kommen zu laſſen, ehe ſie von ihrer vorgefaßten Meinung abgeht, — die Regierung wartet nicht einmal ab, daß dieſe Interpellation der Kammer übergeben und nach förmlicher Conſtituirung derſelben in den Büreaus geprüft wird; ſie antwortet, noch bevor ſie eigentlich gefragt worden iſt, und antwortet mit einer ganzen Reihe von Zugeſtändniſſen, die ſowohl den Einfluß des geſetzgebenden Körpers auf die Staatsverwaltung erhöhen, als dem Selbſtgefühl des Hauſes genug thun ſollen. Während ganz Paris unter dem Eindruck dieſer kaiſerlichen Botſchaft ſteht, die verſchiedenſten Anſichten über dieſelbe abgegeben werden, die öffentliche Meinung ſich noch nicht geklärt hat, heißt es bereits, daß das alte Cabinet in voller Auflöſung begriffen ſei und daß der Kaiſer ſich nach neuen Rathgebern umſehe. Den Grund dieſer Eile weiß Niemand anzugeben, denn noch ſind die Wahlprüfungen nicht beendet, noch iſt die neue Kammer nicht

conſtituirt, noch ſind die kaiſerlichen Zugeſtändniſſe nicht an den Senat gegangen, der dieſe Verfaſſungsänderungen begutachten und regiſtriren ſoll. Noch mühen Journale und parlamentariſche Clubbs ſich mit der Aufſtellung mehr oder minder unwahrſcheinlicher Miniſterliſten ab und ſchon ſteht eine neue Ueberraſchung vor der Thür: das officielle Journal kündigt die Vertagung der Kammer ſo brüsk und ſo unerwartet an, daß nicht nur die Oppoſition zu leidenſchaftlichen Aeußerungen des Aergers und der Unzufriedenheit gedrängt wird, ſondern ſelbſt hoch kaiſerliche Arkadier aus ihrer Verſtimmung kein Hehl machen. Die fünfundfünfzig ungeprüft gebliebenen Mandate gehören meiſt den Gliedern dieſer Partei an und der Kaiſer muß dieſelben in ſein Haus laden, um ſie durch perſönlichen Zuſpruch zu begütigen. Statt der Pauſe, die nach dieſer athemloſen Haſt gouvernementaler Entſchließungen von allen Seiten erwartet wird, erfolgt endlich die Bildung des neuen Cabinets! Und dabei ſind die zahlreichen Zwiſchenfälle und Epiſoden, welche auf kaiſerliche Berathungen mit Staatsmännern der einen und der anderen Richtung kommen, nicht einmal mitgezählt.

Die widerſpruchsvollen Maaßregeln der Regierung ſind einander ſo raſch gefolgt, daß Urtheile über ihr Facit bis jetzt noch nicht gefällt worden ſind, ja eigentlich auch nicht gefällt werden konnten. Der alte Thiers hatte ganz Recht, wenn er behauptete, die Situation in den Tuilerien habe ſich alle zwei Stunden verändert und eine Nachricht über die Lage, wie ſie morgens um zehn Uhr geweſen, ſei um zwölf Uhr veraltet, um zwei Uhr Nachmittags bereits vergeſſen. Gegenwärtig ſteht die Zuſammenſetzung des neuen Cabinets im Mittelpunkt der allgemeinen Aufmerkſamkeit und in der That iſt ſie geeigneter ,als alles Uebrige, um die Stellung der Regierung zu charakteriſiren.

Die kaiſerliche Botſchaft verleiht der Volksvertretung eine Reihe neuer Rechte, deren relativer Werth von allen Seiten und namentlich von der engliſchen Preſſe anerkannt worden iſt. In Frankreich hat man das Hauptgewicht auf die Beſtimmung gelegt, welche die Vereinbarkeit des Miniſterpoſtens mit der parlamentariſchen Thätigkeit ausſpricht und von der man auf die Wahrſcheinlichkeit oder doch Möglichkeit eines conſtitutionellen Majoritätenregiments ſchloß. Wir laſſen ununterſucht, ob und in wie weit ein ſolches für Frankreich heilſam wäre — daß der Kaiſer daran noch nicht gedacht hat, iſt zweifellos. Die Spannung, mit der die Franzoſen der Bildung des neuen Cabinets entgegenſahen, beweiſt ſogar, daß ſie ſelbſt ſehr genau wußten, die Miniſterliſte werde nicht aus der Majorität, ſondern aus der kaiſerlichen Willkür hervorgehen. Steht die Sache doch überhaupt ſo, daß die Bedeutung der gegenwärtigen Kriſis, nicht ſowohl darin beſteht, ob und in wie weit das neue Syſtem einen conſtitutionellen Charakter erhält, ſondern darin, daß mit dem alten

Syſtem des rein perſönlichen Regiments gebrochen worden iſt und daß der Kaiſer die Nothwendigkeit einer Annäherung an die Wünſche der liberalen Majorität anerkannt hat. Darauf was im Einzelnen geſchieht, kommt es zunächſt noch nicht an, die Hauptſache iſt, daß das zweite Kaiſerthum überhaupt den Cours gewechſelt und neuen Händen das Staatsruder anvertraut hat.

Die Wahl die der Kaiſer getroffen, hat das Vertrauen zu der neuen Wendung der franzöſiſchen Dinge nicht gehoben. Die Miniſterliſte beſteht aus einer Anzahl bisheriger Bureaucheſs und den Namen wenig populairer Glieder der zur Tiers-Partei neigenden conſervativen Schattirung. Befremdend iſt zunächſt die Oſtentation, mit welcher der Kaiſer ein völlig neues Cabinet geſchaffen: warum Lavalette dem Fürſten de la Tour d'Auvergne Platz machen, ſtatt Duruy's, ein untergeordneter Geſinnungsgenoſſe dieſes Unterrichtsminiſters eintreten mußte, iſt um ſo weniger abzuſehen, als Niel im Amte blieb und von andern Gliedern des neuen Cabinets bekannt iſt, daß Rouher ſie empfohlen hat. Es liegt der Verdacht nah, daß die faſt *vollſtändige* Neubildung des Miniſteriums ein auf die franzöſiſche Nationaleitelkeit berechnetes Effectſtück war, und daß das alte Cabinet nach dem Austritt Rouher's im Grunde dieſelbe Bedeutung gehabt hätte, wie dieſe neue Rathgeberſchaft des Kaiſers. Weder Herr Leroux, noch der Unterrichtsminiſter Bourbeau, weder Chaſſeloup-Laubat noch der hochbetagte Düvergier laſſen irgend errathen, auf welches neue Ziel der Kaiſer losſteuert und in wie weit er an neue Mittel zur Befeſtigung ſeiner Regierung denkt. Nach wie vor herrſcht in dieſer Beziehung Ungewißheit — das Einzige, was man poſitiv weiß, iſt, daß die beliebten Verfaſſungsänderungen ernſt genug gemeint ſind, um nicht in Rouher's Hände gelegt zu werden und daß der Kaiſer den Ausfall der letzten Wahlen für das Symptom einer veränderten Volksſtimmung anſieht.

In Paris tröſtet man ſich damit, daß das neue Miniſterium nur ein Uebergangscabinet ſei, dem ein liberaleres folgen werde. Als ob es mit dem Mehr oder Minder von Liberalismus gethan wäre und als ob irgend ein Grund zu der Annahme vorläge, daß der Kaiſer weiter zu gehen Willens ſei, als er bereits gegangen! Wo iſt der Mann, wo iſt die Partei, von der erwartet werden könnte, ſie vermöge Frankreich aus der Rathloſigkeit zu reißen, in welche dieſes Land gerathen iſt, nachdem es faſt die ganze Speiſekarte möglicher Staatsformen durchgekoſtet hat? Selbſt am Vorabende ihres Bankerotts kann die kaiſerliche Regierung getroſt fragen, wer unter den lebenden Politikern Frankreichs mit dem Volk, das nach der Revolution von 1848 ſich ſelbſt aufgegeben hatte, weiter gekommen wäre als ſie, und ſo heillos der gegenwärtige Zuſtand auch iſt — ſie braucht die Antwort nicht zu ſcheuen. Nicht darin beſteht die Schwierigkeit, daß die Regierung nicht zu den Maaßregeln gebracht werden kann, von denen das Land ſeine politiſche Geſundung

erwartet, ſondern darin, daß es kein Programm gibt, welches das öffentliche Vertrauen hat, keinen Mann, dem man die Fähigkeit zur Durchführung eines ſolchen zutraut. Vielleicht noch niemals iſt eine liberale Oppoſitionspartei von der Maſſe des franzöſiſchen Volks ſo kühl und ablehnend behandelt worden, wie die gegenwärtige Linke und der ſinkende Credit des alten Regimes hat mit den Fortſchritten der Oppoſition nur ſehr wenig zu thun gehabt. Die Ereigniſſe der letzten Tage haben nicht wenig dazu beigetragen die ganze Lahmheit, Zerfahrenheit und Ueberzeugungsloſigkeit dieſer Partei bloszulegen, welche eigentlich nur von den Mißgriffen der Rouher und Hausmann, nicht von ihrem eigenen Programm gelebt hat. Picard hat ſich von der Majorität ſeiner Genoſſen getrennt, die beabſichtigte Parteikundgebung hat unterbleiben müſſen und der innere Bruch zwiſchen der Linken und der äußerſten Linken iſt nur mühſam verkleiſtert worden. Daß das nicht dazu beitragen kann, die dem Kaiſer imputirten parlamentariſchen Abſichten zu ſtärken, werden ſelbſt die Optimiſten einräumen müſſen, welche bereits von heilſamen Einflüſſen der neuſten franzöſiſchen Kriſis auf die übrigen europäiſchen Staaten und namentlich auf Deutſchland träumten.

Ziemlich gleichzeitig mit der kaiſerlichen Botſchaft an den geſetzgebenden Körper wurde der Rechenſchaftsbericht der belgiſch-franzöſiſchen Eiſenbahncommiſſion veröffentlicht. Außer der Erlaubniß zur Errichtung von Tranſitzügen (Baſel-Antwerpen und Baſel-Rotterdam-Amſterdam) hat die franzöſiſche Oſtbahncompagnie keine weſentlichen Errungenſchaften zu regiſtriren gehabt, und dieſe Angelegenheit, die wochenlang von ſich reden machte, iſt vor der Hand von der Tagesordnung abgeſetzt. Dafür, daß ſie zu gelegener Zeit wieder hervorgeholt werden kann, haben die gleichzeitig veröffentlichten Entwürfe für künftig abzuſchließende Verträge mit der belgiſchen Staatsbahn und der Compagnie Lüttich-Limburg geſorgt und trotz ihrer Beſchäftigung mit den brennenden Tagesfragen der Heimath hat die Pariſer Preſſe Zeit gehabt, die Holländer bei Veröffentlichung dieſer Actenſtücke vor den Plänen preußiſch-deutſchen Ehrgeizes zu warnen und zum Anſchluß an die Politik der großen Nation einzuladen. — Ein bleibendes Intereſſe iſt der geſchloſſenen Phaſe der belgiſch-franzöſiſchen Eiſenbahnverhandlungen übrigens ſchon gegenwärtig geſichert. In Berlin und London wird man der freundlichen Theilnahme eingedenk bleiben, die Graf Beuſt den Brüſſeler Staatsmännern bewieſen hat, als Frère-Orbans Verhalten im belgiſchen Parlament den wilden Sturm franzöſiſcher Drohungen hinaufbeſchwor. Dieſes kleine Capitel aus der Geſchichte der k. k. auswärtigen Politik iſt lehrreicher, als es die Lektüre ganzer Bände von Wiener Rothbüchern ſein kann, es gibt den beſten Commentar zu jenen Verſicherungen unerſchütterlicher Friedensliebe ab, welche auch in dieſem Monat ihre Runde durch die Zeitungen mach-

ten. Die ſtillen Wünſche des Reichskanzlers für das Zuſtandekommen des Südbundes, die in der neueſten Sammlung diplomatiſcher Actenſtücke ausdrücklich zugeſtanden werden und die k. k. Beurtheilung der belgiſch-franzöſiſchen Wechſelbeziehungen haben zum Ueberfluß beſtätigt, was unbefangene Zuſchauer der neueſten öſtreichiſchen Aera längſt wußten: daß des Grafen Beuſt ſogenannte liberale innere Politik nur Mittel zum Zweck iſt und daß Oeſtreich die erſte ſich ihm darbietende Gelegenheit benutzen wird, um genau da anzuknüpfen, wo es im Jahre 1866 ſtehen blieb. Nirgend ſcheint man das genauer zu wiſſen wie in Ungarn, wo man den Friedenswünſchen der Wiener Regierung auch neuerdings wieder die richtige Auslegung gegeben hat. „Noch haben wir den Frieden nöthig."

Seit dem Schluß des ungariſchen Landtags und jener leidenſchaftlichen Debatten über den Entwurf zur Umgeſtaltung der Rechtspflege, welche die Stellung des Juſtizminiſters Horvath zu erſchüttern Miene machten, ſtehen die Vorgänge in den ſlaviſchen Ländern des Kaiſerſtaats wieder im Mittelpunkt der Intereſſen. Die vielbeſprochene Angelegenheit des Biſchofs von Linz hat durch eine mit der Verurtheilung beinahe gleichzeitige Begnadigung dieſes Prälaten unerwartet raſchen Abſchluß gefunden und von den Verhandlungen der Delegationen weiß man wenig mehr, als daß das um 6—7 Mill. Guiden erhöhte Kriegsbudget den wichtigſten Punkt derſelben bilden wird. Wenn es wahr iſt, daß die Ausſchüſſe der beiden parlamentariſchen Körper die Erhöhung der Offiziersgehalte und die Verpflegungsſummen ihrem ganzen Umfange nach zu bewilligen entſchloſſen ſind, ſo iſt der übrig bleibende Spielraum für Streichungen ein verſchwindend geringer und das auf vier Millionen berechnete Deficit für 1870 unvermeidlich. — Mindeſtens in einem großen Theil der Monarchie wird Fragen dieſer Art aber ebenſo gleichgiltig zugeſehen, wie allen übrigen Dingen, welche das Intereſſe des Geſammtſtaats berühren; namentlich in den von Slaven bewohnten Grenzländern werden die nationalen Händel und Eiferſüchteleien allen übrigen Rückſichten vorgeſetzt. In Böhmen verſucht man es, die utraquiſtiſchen Traditionen des Czechenthums durch eine Gedächtnißfeier zu Ehren Johann Huß's aufzuwärmen, ein Beſtreben, dem der ruſſiſche Panſlavismus mit beſonderer Befriedigung zuſieht, weil ihm die „Entkatholiſirung" des czechiſchen Königreichs eine der weſentlichſten Bedingungen zur Herſtellung eines wahrhaft ſlaviſchen Programms bedeutet. In Galizien hat die Beſtattung der Gebeine Kaſimirs des Großen eine ungewöhnliche Erregung der polniſchen Gemüther hervorgerufen, natürlich aber zu gleicher Zeit den Polenhaß der Ruthenen unter die Waffen gerufen. Vergebens müht die von dem Schwärmer Smolka geführte polniſche Demokratie ſich ab, eine Verſtändigung mit den ruſſiſchen Stimmführern zu bewirken — in der ſlaviſchen Welt ſind nationale und

religiöſe Inſtincte, nicht Principien durchſchlagend und die Vergeblichkeit der Smolkaſchen Rundreiſe durch die oſtgaliziſchen Städte kann ſchon gegenwärtig für unterſchrieben gelten. — An der Südgrenze der ungariſch-öſtreichiſchen Monarchie, in Serbien, hat die Volksvertretung eine neue Verfaſſung votirt, die ſogleich eingeführt worden iſt. Die Verhandlungen ſind dieſes Mal ſtiller und discreter geführt worden, als früher, wo die Skuptſchina es in der Regel für ihre Hauptaufgabe hielt, möglichſt viel nationalen Staub aufzuwirbeln, die Aufmerkſamkeit der in den beiden Nachbarſtaaten lebenden Serben zu erregen und der Welt zu beweiſen, daß der großſerbiſche Gedanke nicht aufgegeben, ſondern nur vertagt ſei. Die gegenwärtige Regierung ſcheint ein anderes Programm befolgen und ſich auf ihre häuslichen Angelegenheiten beſchränken zu wollen; ſeit ſie die Führung der Geſchäfte übernommen, ſind die Beſorgniſſe verſtummt, welche noch vor anderthalb Jahren weit verbreitet waren und in Conſtantinopel beſonders ernſt genommen wurden.

Auch in Rumänien iſt ſeit dem mißglückten Attentat auf den Miniſter Cogolnitſcheano die Ruhe nicht wieder geſtört worden. Seit der Pariſer Conferenz hat die Pforte ſich auf ihrem eigenen Gebiet wie in den europäiſchen Vaſallenſtaaten überhaupt einer Ruhe zu erfreuen gehabt, wie ſie ihr lange nicht zu Theil geworden war. Auch der griechiſch-bulgariſche Kirchenſtreit hat nach den neueſten ruſſiſchen Nachrichten eine Wendung genommen, wie ſie der Regierung des Sultans nur erwünſcht ſein kann. Bekanntlich nähren die Bulgaren ſchon lange den Wunſch der Unterordnung unter die griechiſche Kirche und Geiſtlichkeit, welcher ſie ſich ſeit Jahrhunderten fügen mußten, ledig zu werden; ſie verlangen, daß der Gottesdienſt ausſchließlich in ihrer Sprache gehalten werde, daß ſie ihre Geiſtlichen ſelbſt wählen dürfen, daß in den von ihnen bewohnten Bezirken die Biſchöfe von einer bulgariſchen Synode und zwar aus der ſpecifiſch bulgariſchen Geiſtlichkeit ernannt und bloß durch den Sultan (nicht den Patriarchen) beſtätigt werden ſollen u. ſ. w. — kurz, vollſtändige Emancipation und Gleichſtellung mit den Griechen. Dieſe Vorſchläge wurden von dem Patriarchen Gregorius von Conſtantinopel verworfen, obgleich die türkiſche Regierung dieſelben moraliſch unterſtützt und ihre Annahme empfohlen hatte. Natürlich wurden bulgariſcher Seits die Gegenvorſchläge des Patriarchen gleichfalls verworfen und die Spannung der Gemüther erreichte einen ſo hohen Grad, daß in den bulgariſchen Kirchen bereits für den Sultan, als den Befreier des Bulgarenvolkes von dem griechiſchen Joche gebetet wurde. In dieſer Verlegenheit und aus Aerger über die Parteinahme der Pforte für die bulgariſche Sache, wandte der Patriarch ſich auf den Rath des ruſſiſchen Geſandten Ignatjew an, die höchſte ruſſiſche Kirchenbehörde, den Synod zu Petersburg, um derſelben die Ein-

berufung eines griechiſch-rechtgläubigen Concils vorzuſchlagen und dieſem die Erledigung des griechiſch-bulgariſchen Kirchenſtreits anheim zu ſtellen. Der Synod (deſſen Abhängigkeit von der Regierung, beziehungsweiſe ſeinem vom Kaiſer ernannten Oberprocureur [gegenwärtig der Unterrichtsminiſter Graf Tolſtoy] notoriſch iſt) ſchwankte längere Zeit mit ſeiner Antwort; fiel dieſelbe im Sinne des Patriarchen aus, ſo konnten der Pforte ernſthafte Verlegenheiten bereitet werden, denn die panſlaviſtiſchen Wortführer waren längſt darüber einig, daß das Concil nur in Rußland und zwar in Kiew, der Wiege der ruſſiſchen Kirche, abgehalten werden dürfe und daß dieſe Gelegenheit im Sinne und Intereſſe des orientaliſchen Chriſtenthums ausgebeutet werden müſſe.

Aber dieſer Kelch iſt an Abdul-Aziz und deſſen Miniſtern glücklich vorübergegangen. In ſeiner neuerdings erfolgten Antwort ſpricht der ruſſiſche Synod ſich wider Erwarten gegen die Wünſche Ignatjews und des Patriarchen aus; das Concil — ſo heißt es in der Antwort — ſei zur Zeit nicht rathſam, da daſſelbe für den Fall bulgariſcher Unnachgiebigkeit zu einer Kirchenſpaltung führen könne, der Patriarch möge darum nicht müde werden, mit den Bulgaren in verſöhnlicher Weiſe zu unterhandeln u. ſ. w. Da auch die Bulgaren ſich mit dem Gedanken einer Entſcheidung durch das zu berufende allgemeine Concil einverſtanden erklärt hatten und die Zuſtimmung der griechiſch-orthodoxen Synoden von Athen, Belgrad, Bukareſt und Karlowitz ohne große Mühe zu beſchaffen geweſen wären, ſo lag die Sache ausſchließlich in der Hand Rußlands und der Sultan hat allen Grund, mit der vorläufigen Ablehnung der Petersburger Oberkirchenbehörde zufrieden zu ſein. — Die Streitigkeiten der Pforte mit dem Vicekönig von Aegypten ſind dagegen noch nicht ausgeglichen. Der Sultan ſieht in den von Aegypten projectirten Handelsverträgen ebenſo eine Verletzung des Einſetzungs-Fermans, wie in jenen Einladungen zur Eröffnung des Suezkanals, welche das „Journal de Turquie“ als ungiltig und unberechtigt bezeichnet hat. Der Entſchluß der Pforte, die Aufhebung der Capitulationen auf dem einen oder dem anderen Wege durchzuſetzen, ſcheint trotz der bekannten Abneigung Rußlands gegen den bloßen Gedanken an eine ſolche Conceſſion, ernſtlich gefaßt zu ſein; die türkiſche Denkſchrift, welche die Unhaltbarkeit des gegenwärtigen Zuſtandes ausführlich erörtert, iſt den Großmächten bereits übergeben und hat alle Ausſicht, wenigſtens von Oeſtreich und England berückſichtigt zu werden. Von analogen neueren Schritten des Vicekönigs, der die Abſchaffung der Conſulargerichtsbarkeit gleichfalls ſeit längerer Zeit betreibt und beſonderes Intereſſe daran hat, der Pforte den Vorſprung abzugewinnen, — iſt in letzter Zeit Nichts bekannt geworden. Bei der Abhängigkeit des Khedive von dem Wohl- oder Uebelwollen der Weſtmächte, iſt übrigens wenig wahrſcheinlich, daß die Differenzen

zwiſchen dieſem und der Regierung von Conſtantinopel größere Proportionen gewinnen und die Sicherheit der Pforte ſtören.

Während die Lage der orientaliſchen Dinge in früherer Zeit regelmäßig den Gegenſtand von ausführlichen Debatten im engliſchen Parlament bildete, iſt ſie dieſes Mal unerörtert geblieben. Dafür hat der brittiſche Premier ſich ausführlicher als bisher über Englands Stellung zur Ausbreitung der ruſſiſchen Macht in Mittelaſien ausgeſprochen und durch ſeine Aeußerung, daß an einen Conflict zwiſchen den beiden großen Staaten zunächſt und wahrſcheinlich noch für viele Jahre nicht zu denken ſei, einen Theil der Beſorgniſſe widerlegt, welche bisher an dieſelbe geknüpft wurden. In Rußland, wo man den Beziehungen Lord Mayos zu Afghaniſtan mit Mißtrauen zugeſehen und von dem neuen Generalgouverneur Oſtindiens eine entſchieden antiruſſiſche Politik erwartet hatte, haben die von Gladſtone geſprochenen Worte um ſo angenehmer berührt, als ſie ziemlich unerwartet kamen; freilich hat eines der Organe der Moskauer Preſſe die hämiſche Bemerkung nicht unterdrücken können, daß Englands friedliche Sprache gegen Rußland wahrſcheinlich mit der Alabama-Angelegenheit in engem Zuſammenhange ſtehe. Zur Zeit will man übrigens von auswärtigen Verwickelungen in Rußland noch weniger hören, als in England. Die nationale Partei fürchtet durch einen Krieg ihren Einfluß beſchränkt und die Regierung von den „nationalen" Zielen abgelenkt zu ſehen, auf deren Erreichung mit aller Macht hingearbeitet wird. Dieſes Ziel iſt nach wie vor die Ausrottung aller weſteuropäiſchen Einflüſſe in den Grenzprovinzen, den polniſchen wie den deutſchen, und nimmt alle disponiblen politiſchen Kräfte reichlich in Anſpruch. Der Kampf gegen die katholiſche Kirche in Polen und Litthauen wird immer ſchwieriger und gefährlicher, denn nachgerade haben alle Würdenträger dieſer Kirche dem Petersburger katholiſchen Conſiſtorium den Dienſt aufgeſagt; dieſes Conſiſtorium hat ſeinerſeits wiederum gegen die von Moskau her andrängende nationale Partei einen ſchwierigen Stand, denn dieſe kann ihm nicht vergeſſen, daß es der projectirten Einführung der ruſſiſchen Sprache in die katholiſchen Gottesdienſte Litthauens Schwierigkeiten in den Weg gelegt und dieſelbe widerrathen hat. So lange dieſe Maaßregel aber nicht durchgeführt iſt, fehlt der Ruſſification der Schule in Litthauen jeder feſte Boden und wollen die neuen Schulordnungen Nichts ſagen; das eigentliche Volk ſieht die Schule nur als ein Filial der Kirche an und die von dieſer geſprochene Sprache iſt ihm die maaßgebende. Selbſt die Verwandlung der Warſchauer Hochſchule in eine ruſſiſche Univerſität bietet nach ruſſiſcher Anſchauung keine Garantie gegen den Polonismus. Man hat einem Theil der Profeſſoren geſtatten müſſen, vorläufig, d. h. bis zur Erlernung der ruſſiſchen Sprache, — polniſch zu leſen, und bei dem Mangel ruſſiſcher Lehrkräfte liegt der Gedanke nah, daß dieſe

proviſoriſche Conceſſion mit der Zeit den Charakter eines Definitivums annehmen werde. Die Ruſſen wiſſen die polniſche Widerſtandskraft und das polniſche Geſchick, mit mißliebigen Geſetzen Verſteckens zu ſpielen, ebenſo genau abzuſchätzen, wie die Lahmheit der eigenen Initiative und die Armuth an brauchbaren Streitkräften. Steht die Sache doch noch gegenwärtig ſo, daß (die Univerſität Dorpat ausgenommen) nahezu die Hälfte aller academiſchen Lehrſtühle unbeſetzt iſt und die ſämmtlichen ruſſiſchen Hochſchulen zuſammen nur einen einzigen Profeſſor des römiſchen Rechts haben! Wo ſoll da der Ueberfluß von Kräften herkommen, den man zur Ruſſification der ausgedehnten Grenzländer nöthig hat? — In den Oſtſeeprovinzen hat neuerdings eine Demonſtration ſtattgefunden, die in den ruſſiſchen Hauptſtädten um ſo peinlicher berührt hat, als ihr abſolut nicht beizukommen war. Zur Feier der vor fünfzig Jahren erfolgten Aufhebung der Leibeigenſchaft in Livland iſt in Dorpat ein eſtniſches Sängerfeſt gefeiert worden, zu dem nicht die Deutſchen, ſondern die Eſten die Initiative ergriffen und das den Charakter eines Verbrüderungsfeſtes der beiden Nationalitäten angenommen hat, die man in Moskau für Todfeinde auszugeben gewohnt iſt, obgleich ſie durch das gleiche religiöſe Bekenntniß die gleiche Bildungsſubſtanz und eine ſiebenhundertjährige gemeinſame Geſchichte eng genug mit einander verbunden ſind. Der Krieg, den die ruſſiſche Demokratie gegen das baltiſchdeutſche Element führt, iſt ja im Namen der „unterdrückten Letten und Eſten“ unternommen worden, und wenn dieſe ſich auf die Seite ihrer angeblichen Unterdrücker ſtellen, iſt der Feldzugsplan, den die Politiker an der Newa und Moskwa ausgearbeitet haben, ſo gut wie unmöglich geworden, denn ein Kampf gegen Deutſche, Letten und Eſten hat wenig Ausſicht auf Erfolg. Für das Ungeſchick, mit welchem dieſer Kampf geführt wird, iſt eine im Laufe der letzten Wochen erfundene neue Cenſurmaaßregel beſonders charakteriſtiſch: ſämmtliche in Dorpat, Pernau, Reval und Mitau erſcheinende lettiſche und eſtniſche Zeitſchriften werden in Riga der Präventivcenſur unterzogen, und zwar der Cenſur durch Convertiten der griechiſchen Kirche, welche als Seminarlehrer direct unter dem Einfluß des Rigaer griechiſchen Erzbiſchofs ſtehen. Die beträchtlichen Entfernungen, welche Riga von den übrigen Druckorten entfernen, machen natürlich jeden Aufſchwung der lettiſchen und eſtniſchen Journale unmöglich und der blinde Eifer der „rechtgläubigen“ Cenſoren gegen jedes Preßerzeugniß in proteſtantiſchem Sinn belehrt das das Landvolk darüber, wo es die wahren Feinde ſeiner Bildung zu ſuchen hat. — Einen herben Verluſt haben die baltiſchen Provinzen neuerdings durch den Tod des im Jahre 1864 ſeiner nationalen Geſinnung wegen abgeſetzten livländiſchen Generalſuperintendenten Dr. Walter erlitten, eines freiſinnigen und patriotiſchen Theologen, der ſich namentlich um die Sache der

Volksbildung große Verdienste erworben hat und in den vordersten Reihen stand, als es den Kampf gegen die Propaganda der griechischen Kirche galt.

Indessen auf dem politischen Gebiet der Vernichtungskrieg gegen die westeuropäischen Elemente in den Grenzprovinzen nach wie vor auf der russischen Tagesordnung steht, ist die Aufmerksamkeit weiterer Kreise hauptsächlich auf die Ausbreitung des russischen Eisenbahnnetzes gerichtet. Wöchentlich werden neue Concessionen ertheilt und das Vertrauen des Publikums in die neu zu bauenden Bahnen ist so groß, daß die Actien schon im Voraus gezeichnet sind und zu den höchsten Preisen verkauft werden, ehe irgend welche Erhebungen über die Rentabilität dieser Schienenwege gemacht worden sind. Binnen der letzten fünf Jahre sind in Rußland mehr Eisenbahnstrecken gebaut worden, als sonst in dreißig Jahren und noch immer tauchen neue Unternehmer und neue Concessionsgesuche auf. Ausländer und Inländer, Provinzialvertretungen und freie Genossenschaften suchen einander nach Kräften Concurrenz zu machen. Die wichtigste der neuconcessionirten Bahnen ist die Linie Kowno-Libau, welche die Bestimmung hat, den polnischen und westrussischen Export, der seinen Weg bisher nach Königsberg und Memel nahm, in den genannten Kurländischen Hafen zu dirigiren. — Natürlich hat der Schwindel mit der soliden Unternehmungslust Schritt gehalten und schon seit längerer Zeit hört man über die Leichtfertigkeit der Börsenspeculation und namentlich des Actienhandels in Petersburg klagen. Um den Unwesen der Privatbörsen und künstlich gemachten Course abzuhelfen, hat die Regierung die Zahl der Tage, an denen officielle Coursnotirungen an der Petersburger Börse vorgenommen werden, von drei auf fünf in der Woche erhöht. — Ueber den Kirgisenaufstand an der Grenze Turkestans (den grundlose Gerüchte maaßlos übertrieben hatten), liegen neuere Nachrichten nicht vor.

Während der Julimonat den meisten europäischen Staaten politische und parlamentarische Ferien gebracht hat, sind die beiden Häuser der Volksvertretung Englands vollauf mit der Discussion und endlichen Erledigung der irischen Kirchenbill beschäftigt gewesen. Jede der Wendungen, welche diese wichtige Angelegenheit genommen, ist überraschend gewesen und hat die Vorhersagungen der Tagespresse Lügen gestraft. Als die Gladstone'sche Bill die zweite Lesung im Hause der Gemeinen passirt war, galt sie für bereits gesichert, denn daß das Oberhaus eine große, von der Majorität der Nation gewollte Maaßregel zurückgewiesen hätte, war seit einem Menschenalter nicht mehr vorgekommen, nach Annahme der d'Israelischen Haushalterbill höchst unwahrscheinlich geworden. Nach der ersten Lesung bei den Lords wandte das Blatt sich aber, und ziemlich allgemein wurden eine Niederlage des Cabinets, ein Conflict der beiden Häuser u. s. w. vorhergesagt. Die Nacht vom 18.

und 19. Juni entschied wider alles Erwarten die principielle Annahme des neuen Gesetzes und jetzt wurde der Triumph Gladstones als bereits entschieden verkündet. Als aber die Lords bei der Specialdiscussion eine ganze Reihe wichtiger Amendements einbrachten und namentlich den Satz gestrichen sehen wollten, welcher die Ueberschüsse der der bisherigen Staatskirche zuständigen Einnahmen ausschließlich zu nicht kirchlichen Zwecken bestimmte, gewann der Pessimismus nochmals die Oberhand und wurden aufs Neue Scheitern der Bill, Conflict der beiden Häuser, Einberufung einer Herbstsession u. s. w. an die Wand gemalt. In der elften Stunde trat dann abermals eine unerwartete Wendung ein: Gemeine und Lords einigten sich in der Stille über die an der Bill vorzunehmenden Aenderungen, Gladstone setzte seinen Wunsch, die Ueberschüsse zu nicht kirchlichen Zwecken verwandt zu sehen mit Hilfe einer klug formulirten Clausel durch und der „Conflict" war ausgeglichen, noch bevor er erklärt war. Unnachgiebiger hat die Pairie sich in der Frage nach Abschaffung des Testeides für die beiden alten Universitäten bewiesen; übrigens liegt die Vermuthung nah, daß die Ablehnung nicht sowohl der Sache selbst, als der Verschwommenheit des Glaubensbekenntnisses galt, welches den alten Eid ersetzen sollte. — Die Alabama Angelegenheit ist noch in der Schwebe und wird wahrscheinlich erst im nächsten Jahre wieder in Wendung kommen, da dem Schluß des Parlaments eine halbjährige Ruhezeit folgen soll; Gladstones Weigerung auf die Interpellation Henry Bulwers einzugehen, legt die Vermuthung nah, daß neue Verhandlungen zwischen den beiden Regierungen bereits wieder im Gange sind.

In Spanien, das seine Cortesversammlung am 15. d. M. auf vier Monate vertagte, hat die Zersetzung der neu geschaffenen Verhältnisse ihren unaufhaltsamen Fortgang genommen. Das nach Erlaß des Regentschaftsgesetzes gebildete Ministerium hat sich wiederholt umgestalten müssen und krankt auch in seiner gegenwärtigen Zusammensetzung an der Uneinigkeit und dem gegenseitigen Mißtrauen seiner Glieder, von denen jedes seine Specialpolitik und seinen speciellen Ehrgeiz hat. Herrera, der Justizminister, hat auf Andrängen der monarchischen Demokraten zurücktreten müssen, Figuerala und Prim vertrugen sich so schlecht, daß der erstere, nachdem er bereits wiederholt mit seinem Abschied gedroht hatte, zurücktrat und durch Ardanaz ersetzt wurde, Rivero, der Präsident der Cortes, steht in offenem Gegensatz gegen das gesammte Ministerium. Die Schwäche und Zerfahrenheit der Regierung hat den Muth der karlistischen und republikanischen Parteien gehoben; die erstere versucht sich mit einer Reihe von bis jetzt verunglückten Schilderhebungen, an denen, wie es heißt, der Prätendent Don Carlos persönlichen Antheil genommen hat, die Republikaner bilden eine Liga, die sich allmälig über die ganze Halbinsel verbreitet und neuerdings durch einen

in Madrid tagenden Centralausſchuß einheitlich geleitet wird. — Die Verwirrung der Gemüther in Spanien droht bereits das benachbarte Portugal anzuſtecken. Seit der Miniſterkriſis in Liſſabon iſt die Bevölkerung in eine gewiſſe Gährung gerathen und aus Madeira wird von einer republikaniſchen Bewegung berichtet, die bereits die Abſendung von Truppen nothwendig gemacht hat.

Wenig beſſer ſieht es in Italien aus, wo der Finanzminiſter Cambray-Digny um ſeine Exiſtenz kämpft und durch Menabrea nur mühſam auf ſeinem Poſten zurück gehalten wird. Trotzdem, daß die von der Kammer angeordnete Unterſuchung über angebliche Beſtechungen in der Tabaksangelegenheit reſultatlos geblieben iſt, dauert die Erregung der Gemüther in der Hauptſtadt und den Provinzen fort und kann die Regierung es zu keiner feſten Poſition bringen. Ueber die von Baiern beantragten Collectivſchritte gegen Ausſchreitungen des bevorſtehenden ökumeniſchen Concils iſt Menabrea noch nicht ſchlüſſig geworden, doch hat er ſeine Geneigtheit deutlicher als bisher bekundet. In Rom ſcheint man entſchloſſen, auf dem bisherigen Wege weitergehen und lieber ohne jede Betheiligung der Regierungen tagen, als ſich durch Mittheilungen über die Vorlagen die Hände binden zu wollen. Auf eine vollſtändige Vertretung des Epiſcopats wird Pius IX. übrigens verzichten müſſen, da nahezu die Hälfte der geladenen Kirchenfürſten theils wegen ihnen bereiteter Schwierigkeiten, theils wegen eigener Bedenken dem Concil fern bleiben wird. Das Secretariat hat Feßler, der Biſchof von St. Pölten, die Leitung der Section zur Vorberathung ſtaatsrechtlicher Fragen Cardinal Reiſchach übernommen; im Uebrigen weiß man ſchon jetzt, daß das italieniſche Epiſcopat die übrigen Elemente numeriſch überragen und das eigentlich ausſchlaggebende ſein wird.

Bei uns in Deutſchland herrſcht ſeit dem Schluß des Zollparlaments und des Reichstages eine ziemlich vollſtändige politiſche Windſtille. Aber das Gefühl des Unbehagens, welches von den letzten Verhandlungen dieſer Körper zurückgeblieben iſt, nimmt eher zu als ab. Zwar machen die dem neuen Bundesſtaat feindlichen Parteien weniger als jemals von ſich reden und ſcheint ſelbſt der welfiſche Legitimus an Luſt und Kraft für die Agitation beträchtlich eingebüßt zu haben; die Organe des vaterlandsfeindlichen Particularismus ergehen ſich in Phantaſtereien ſo kindiſcher Art, daß Schlüſſe auf ihre Erſchöpfung und auf die Verzweiflung an der eigenen Sache den eigenen Anhängern nahe gelegt ſind. Dafür nehmen aber auch in den nationalen Kreiſen Verſtimmung und Indifferenz ſichtlich zu. Das abermalige Scheitern der Tarifreform hat den Glauben an die Brauchbarkeit des Zollparlaments, mit dem es ſchon ſeit Jahr und Tag nicht mehr weit her iſt, vollends erſchüttert, deſſen zu geſchweigen, daß an die Möglichlichkeit einer Competenzerweiterung dieſes Parlaments von

Niemand mehr gedacht wird. Auf die politiſche Parteiſtellung im Reichstage hat der Gegenſatz der materiellen Intereſſen, der im Zollparlament das große Wort führte, nur verwirrend gewirkt. Und die Lage des Reichstags war an und für ſich peinlich und ſchwierig genug. Das Verhältniß deſſelben zum Bundeskanzler iſt ſeit der Ablehnung der Steuervorlagen nicht mehr von dieſem Körper ſelbſt, ſondern von den Reſultaten des bevorſtehenden Landtags abhängig. Findet die Finanznoth der Regierung keine Abhilfe, ſo ſind neue Steuervorlagen an den Reichstag unvermeidlich und dieſe können nur dazu führen, die bereits vorhandene Kluft zu erweitern. Wenn uns gar, wie in den letzten Tagen geſchehen iſt, geſagt wird, daß es mit dem Deficit gar nicht ſo ſchlimm ſei, als es von Herrn v. d. Heydt, bei deſſen lakoniſchen Einbringung der Vorlagen gemacht worden, daß die Einnahmen ſich in unerwarteter Weiſe gehoben und die Voranſchläge überſchritten hätten, ſo kann das die Lage nur erſchweren, nicht erleichtern und die Volksvertretung in der Meinung beſtärken, daß ſie keine Steuern bewilligen darf, ehe ihr voller Einblick in die Finanzverhältniſſe, ehe ihr die Möglichkeit geboten worden, die Verwendungen zu controlliren. Eine Finanzverwaltung, die je nach den wechſelnden Bedürfniſſen des Tages Muthloſigkeit oder Zuverſicht, üble oder gute Laune zeigt, hat es ſich ſelbſt zuzuſchreiben, wenn man ihr mißtrauiſch entgegentritt, zumal wenn ſie im Dienſt einer inneren Politik ſteht, die nicht nur die Majorität gegen ſich, ſondern gar keine Partei hinter ſich hat. — Dieſer innern Politik, die in den letzten Jahren weſentlich von dem Succurs gelebt hat, welcher ihr durch die Erfolge der nationalen Staatskunſt des Bundeskanzlers geboten wurde, iſt in dem abgelaufenen Monat zugemuthet worden, wenigſtens für einige Zeit auf eigenen Füßen zu ſtehen. Graf Bismarck hat ſich von dem Amte des preußiſchen Miniſterpräſidenten förmlich beurlauben laſſen und wie die Officiöſen übereinſtimmend berichten, wird dieſer Urlaub bis über die Eröffnung des Landtags hinaus dauern und die Herren v. d. Heydt, v. Mühler, v. Eulenburg u. ſ. w. für die bevorſtehende parlamentariſche Campagne auf ſich ſelbſt und ihre eigenen Kräfte anweiſen. Wem bewieſen werden ſoll, daß Graf Bismarck für den preußiſchen Staat unentbehrlich iſt, ob der Oppoſition, ob dem Miniſterium ſelbſt, iſt zunächſt noch dahin geſtellt. Vom Standpunkte der preußiſchen Oppoſition aus, mag die erſchwerte Stellung des in eine Anzahl zuſammenhangsloſer Theile aufgelöſten Cabinets als Vortheil erſcheinen, weil ſie dem nächſten Landtage die Erfüllung ſeiner Pflicht weſentlich erleichtert — wir, die wir die Sache nach ihrer Wirkung auf das außerpreußiſche Deutſchland beurtheilen, können in dem zeitweiſen Ausſcheiden des Miniſterpräſidenten nur eine neue Calamität, eine Erſchwerung der ohnehin unbehaglichen Lage ſehen. Die Dinge liegen einmal ſo, daß das Geſchick des preußiſchen Staats und

die nationale Sache im deutſchen „Auslande“ zuſammenfallen, daß jede dem erſteren bereitete Schwierigkeit auf die letztere zurückwirkt. Selbſt wenn ſich erwarten ließe, daß die Verlegenheit des führerlos gewordenen Cabinets zu einer Umbildung des Miniſteriums führen könnte, bliebe ein momentaner innerer Bankerott der preußiſchen Politik für die nationale Sache eine Verlegenheit. Aber es ließe ſich dann doch hoffen, daß dem Stillſtande friſchere Bewegung folgen und den Verluſt ausgleichen werde. Von Hoffnungen dieſer Art ſind wir aber noch weit entfernt. Sehr viel näher liegt die Befürchtung, nach den erſten miniſteriellen Niederlagen werde Graf Bismarck zu Hilfe gerufen werden, um einen Conflict beizulegen, deſſen Ausgleichung ihn um den beſten Theil ſeines nationalen Einfluſſes bringen würde. Die mit dem Namen des Bundeskanzlers wenigſtens zur Zeit identificirte Sache des jungen deutſchen Staates hätte dann für das alte preußiſche Miniſterium die Zeche zu zahlen. Ob ſeine Mittel nach dem Rückſchlage, den wir ſeit 1867 ohnehin erlebt haben, wohl dazu ausreichen werden?

Der eigentliche Kern des Volks, die gebildete Mittelclaſſe, iſt mit ihren Intereſſen allerdings zu tief in den neuen Staat hineingewachſen, als daß ſie den Beſtand deſſelben von den einzelnen Stadien der Vor- und Rückbewegung abhängig glauben könnte. Aber es läßt ſich nicht leugnen, daß an die Stelle des vertrauensvollen Eifers, der ſich noch vor Jahresfriſt zeigte, eine gewiſſe Abſpannung und Gleichgiltigkeit getreten iſt. Wohl weiß man, daß den neugeſchaffenen Verhältniſſen zuviel geſunde Kraft inne wohnt, als daß dieſelben ſchon bei den erſten Hemmungen in Frage geſtellt erſcheinen könnten — aber ſchon ſeit geraumer Zeit haben die Vorgänge auf unſerer politiſchen Bühne ein ziemlich laues und unaufmerkſames Publikum; die Einen meinen, erfreuliche Dinge bekomme man doch nicht zu hören, die Anderen ſehen den geſammten und gegenwärtigen Zuſtand als ein Proviſorium an, das erſt nach einer Abrechnung mit Frankreich und mit dem Süden zu definitiver Geſtaltung gelangen wird. Und von einer ſolchen Abrechnung ſcheinen wir doch zur Zeit entfernter denn je zu ſein. — In den ſ. g. arbeitenden Claſſen gravitiren die Intereſſen ſchon ſeit Jahren nach einer andern Seite hin. Namentlich in den größeren Städten Norddeutſchlands hat die Lauheit der Maſſen für rein politiſche Fragen in demſelben Maaße zugenommen, in dem ſich der Eifer für eine Löſung des großen ſocialen Problems im Sinne der Laſſalleſchen Ideen, erhitzte.

Obgleich die ſocialiſtiſche Bewegung ihre Kinderſchuhe noch nicht ausgezogen hat, gewinnt ſie in Deutſchland doch mehr und mehr an Bedeutung. Verdunkelt wird dieſelbe freilich durch das ſelbſtiſche, aufgeblaſene und principienloſe Gebahren der ſocialiſtiſchen Wortführer, die ſeit ihrem Eintritt in den Reichstag außerhalb wie innerhalb ihrer Anhängerſchaft den Reſt ihres

beſcheidenen Credits eingebüßt haben. Das Zeitalter jener Seceſſionen, welche die Jüngerſchaar Laſſalles zerriſſen und in eine ganze Anzahl von Fractionen und Fractiönchen zerſpalteten, iſt im letzten Monat durch eine Verſöhnung der feindlichen Brüder Schweitzer und Mende geſchloſſen worden. Aber dieſe Ausſöhnung hat bis jetzt einen Erfolg gehabt, der die Erwartungen, die ſich an dieſelbe knüpften, diametral entgegenläuft. Die große Maſſe der Arbeiter iſt dem von den beiden Präſidenten gegebenen Beiſpiel nicht uur nicht gefolgt, ſondern hat an dem eigenmächtigen Friedensſchluß derſelben Veranlaſſung zu einer Löſung der bisherigen Bande genommen. Der allgemeine deutſche Arbeiterverein, oder vielmehr die verſchiedenen Vereine, welche dieſen Namen führten, ſind in voller Auflöſung begriffen, eine Coterie ſteht gegen die andere auf, ein Wortführer beſchuldigt den andern des Verraths, der Käuflichkeit und des Unterſchleifs und die Reſultate jahrelanger Agitationsarbeit ſind ſo gut wie verloren, die ſauer verdienten Arbeiterpfennige, welche an dieſelben gewandt wurden, ins Waſſer geworfen. Nichtsdeſtoweniger liegt es ziemlich nah, von dieſer Kriſis eher Vorſchub als Rückgang der Sache des deutſchen Socialismus zu erwarten. So lange die bisherigen Männer an der Spitze der Bewegung ſtanden, war von derſelben Nichts zu fürchten, denn dieſe Männer bewieſen bei jeder Gelegenheit, daß ihnen alle die Eigenſchaften fehlten, deren es zu erfolgreicher Demagogie bedarf; ſchon als Leute, die eigentlich der Bourgeoiſie angehörten, hatten ſie bei dem Arbeiterſtande keinen eigentlichen Boden, und Vertrauen in ihre Redlichkeit und Ueberzeugung haben ſie bei Niemand zu erwerben verſtanden. Von der Vormundſchaft dieſer Schwätzer frei geworden, wird die Arbeiterbewegung brutalere Formen gewinnen, die Phraſen und Theorien von ihrem Programm ſtreichen und ſich weſentlich auf die Cultivirung des Feldes legen, auf dem ſie ihre Exiſtenz bisher am fühlbarſten geltend gemacht hat — das Feld der Strikes, die mit den Laſſalleſchen Ideen zwar nichts zu thun haben, aber ſehr viel einſchneidender und impoſanter wirken, als hochtönende Reſolutionen und theoretiſche Beſchlüſſe. Dieſe Strikes, die gegenwärtig in einer ganzen Reihe norddeutſcher Städte chroniſch geworden ſind, gewöhnen die betheiligten Claſſen an beſtändigen Kampf mit den Arbeitgebern, eine ſyſtematiſchen Feindſchaft gegen das Capital. Taucht einmal ein ächter Demagoge auf, ſo findet er den Boden ungleich beſſer bearbeitet vor, als wenn die Apoſtel Laſſalles noch ein halbes Jahrzehnt das große Wort geführt und die Noth ihrer Anhänger mit Anweiſungen auf die Caſſe des künftigen Arbeiterſtaats zu beſchwören verſucht hätten.

Alphonse de Lamartine.

Die Zeit, in der Lamartine aus dem Leben geschieden ist, steht in schneidendem Gegensatz zu der Periode, in der er wie ein glänzendes, blendendes Gestirn am Horizonte der französischen Literatur auftauchte: zu jener Periode eines großartigen Aufschwungs, in welcher der Genius der französischen Literatur die Fesseln abwarf, die alle Stürme, welche über Frankreichs Boden hinweggebraust waren, nicht zu lösen vermocht hatten. Die künstlerisch bildende Triebkraft, die während der langen Regierung Ludwigs XIV. zu voller Entfaltung gelangt war und wenigstens in formaler Beziehung den literarischen Erzeugnissen des 17ten Jahrhunderts den Stempel classischer Vollendung aufgedrückt hatte, wirkte und schuf ungeschwächt auch noch während des 18ten Jahrhunderts, freilich in anderem Geiste und auf ganz andere Ziele gerichtet, als in der Zeit Ludwigs XIV. Aber die Form blieb im Wesentlichen dieselbe; die Sprache war zu einem Abschluß gelangt, den Gesetzen der Darstellung, welche das große Zeitalter der Literatur herausgearbeitet und als bindende Norm festgestellt hatte, unterwarfen sich auch die Weltstürmer des 18ten Jahrhunderts. Die neue Weltanschauung kleidete sich in die alte Form und fand grade dadurch in den höchsten Kreisen, in der vornehmsten Gesellschaft Eingang. Mochte auch der zum Theil von germanischen Einflüssen angeregte neue Geist mit der alten zierlichen und steifen Form in Widerspruch stehen, mochten in einzelnen Schriftstellern auch die Keime literarischer Neugestaltung die Schranken des überlieferten Gesetzes zu durchbrechen streben, im Wesentlichen blieb die alte Regel herrschend, und selbst von der romantisch angehauchten Denk- und Schreibart Rousseaus kann man höchstens behaupten, daß sie die künftige literarische Revolution vorbereitet habe.

Selbst die Revolution von 1789, so gewaltsam und erschütternd ihr Verlauf auch war, hatte doch auf Kunst und Literatur einen nur verhältnißmäßig geringen Einfluß geübt. Sie hatte in gewissem Sinne die centralisirende Arbeit der Könige vollendet und die Trümmer des mittelalterlichen Staats, welche das Königthum, soweit es durch dieselben in seiner Allmacht nicht beschränkt wurde, hatte bestehen lassen, für alle Zeiten in gewaltigen, erschütternden Stößen weggefegt. Aber als der Sturm vorübergezogen war, zeigte sich, daß seine Wirkungen auf den Volkscharakter doch nur oberflächliche gewesen waren und daß durch die Begebenheiten, welche die alte Gesellschaft zertrümmert und auf das Princip der Gleichheit eine neue Gesellschaft begründet hatten, nur die Staatsallmacht, die Abhängigkeit des Individuums

von der Geſammtheit aufs Höchſte geſteigert war. Napoleon war wie der Erbe, ſo auch der Teſtamentsvollſtrecker der Revolution; er gab der Staatsallmacht die feſte, aller individuellen Entwickelung feindliche Form, die ſie bis auf den heutigen Tag bewahrt hat. Er verſtand es, nicht nur den Willen der Einzelnen zu binden, er erſtrebte, und mit Erfolg, eine abſolute Herrſchaft über die öffentliche Meinung, um durch ſie jede geiſtige Regung in der Nation zu überwachen und zu leiten, und die öffentliche Meinung war und iſt eine gewaltige Macht in Frankreich, faſt ſo gewaltig, wie die Mode, die ja gewiſſermaßen nur ein Zweig der öffentlichen Meinung iſt. So bewegte ſich denn auch die geringe künſtleriſche und literariſche Thätigkeit des kaiſerlichen Frankreich ganz in dem engen Kreiſe der Claſſicität. Aber trug ſchon in der Blüthezeit der Literatur die claſſiſche Form den Charakter des Einförmigen und des Zwanges an ſich, wie viel mehr mußte dies der Fall ſein in einer nur in Folge der Oberflächlichkeit des franzöſiſchen Geiſtes in den alten Bahnen gewohnheitsmäßig ſich fortbewegenden Zeit. In der Malerei und Plaſtik wurde bei aller techniſchen Virtuoſität die römiſche Toga zur Carricatur; in der Literatur wurde aus der Claſſicität ein ſteifes, geſpreiztes Zopfthum, wie es Napoleon, dem im Gegenſatz zu faſt allen großen Männern der Sinn für das Ideale gänzlich verſagt war, liebte. Jede freie Regung, nicht nur auf dem politiſchen, ſondern auch auf dem inneren, geiſtigen, literariſchen Gebiete war ihm ein Greuel. Wer ſich dem Druck ſeines, jede Individualität mit Vernichtung bedrohenden Syſtems entziehen wollte, wurde zum Gegenſtand ſeines unverſöhnlichſten Haſſes. Die Regel war ihm Alles, nicht nur in der Verwaltung des Staates, ſondern auch in den Gebieten, in denen jeder Fortſchritt zu einer Veränderung der Regel führt, in dem jeder ſchöpferiſche Geiſt, ſobald er die unerläßliche heilſame Schule des Geſetzes durchgemacht hat, ſelbſt zum Geſetzgeber wird und der künſtleriſchen Production eine neue Form vorzeichnet, innerhalb deren ſich dieſelbe ſo lang bewegt, bis ein erneuter Umſchwung auch ein neues Ideal der Claſſicität aufſtellt.

Auch in Frankreich trat endlich die Zeit ein, wo der Geiſt des literariſchen Schaffens der alten Form überdrüſſig wurde, und ſo bildeten ſich unter dem Kaiſerthum die kräftigen Anfänge jener Richtung aus, die als Romantik der vertrockneten, geiſtlos gewordenen Claſſicität gegenübertrat und die grade in Frankreich, wo ſie in noch viel höherem Grade berechtigt war, als in Deutſchland, eine völlige Revolution in der Literatur hervorrief, indem ſie die politiſch-ſociale Revolution von 1789 auf das geiſtige Gebiet hinüberleitete. In dieſer großen Bewegung, die nach harten, bis in die zwanziger Jahre ſich hineinziehenden Kämpfen zum Siege der neuen Ideen führte, nimmt Lamartine eine der erſten Stellen ein. Sein poetiſches Schaffen

reicht bis in die Mittagshöhe der neuen Richtung. Mit ihrem Verfall werden allmälig auch die Accorde seiner Leier dumpfer und matter, bis sie endlich ganz verstummen. Als unter dem zweiten Kaiserthum der Materialismus und das unverhüllteste Nützlichkeitsprincip jedes ideale Streben geflissentlich zu unterdrücken suchten, und — da die Romantik bereits ihre Triebkraft verloren hatte, ohne dem französischen Geiste ein dauerndes ideales Streben eingehaucht zu haben, — mit leichter Mühe wirklich unterdrückt hat, war Lamartine bereits todt. Seine dichterische Kraft war erlahmt mit der Schule, der er, ohne ihr im strengen Sinne des Wortes anzugehören, nahe gestanden hatte. Er sah — und das ist die tiefe Logik in dem Leben dieses einst so hoch, ja nicht selten überschwänglich gefeierten Dichters — mit dem Verfall der nationalen Poesie auch seine eigene Kraft versiegen. Er, der zarteste, reizbarste, idealste aller französischen Dichter, der begeisterteste Vorkämpfer wider den Materialismus auf allen Gebieten des Lebens, sah sich gezwungen, seine letzten Kräfte daran zu setzen, um seine materielle Existenz zu fristen. Aus dem begeisterten Dichter, der die irdischen Güter nur als Mittel angesehen hatte, um sein ideales Streben mit dem Schimmer äußeren Glanzes zu umgeben, war ein rasch und flüchtig arbeitender Schriftsteller geworden, dem in seiner literarischen Thätigkeit die einzige Existenzquelle übrig geblieben war. Grade wie in Frankreich die Romantik abstirbt, ohne, soweit sich bis jetzt beurtheilen läßt, den Saamen einer fortschreitenden Entwickelung gestreut zu haben, fand auch Lamartine, nachdem er über den Standpunkt seiner Jugend hinausgewachsen war, die Triebkraft zu einer Metamorphose, zu einem auf ein höheres Kunstideal gerichteten Fortschritt nicht mehr in sich. Er beklagte Frankreichs Verfall und Knechtschaft; und sein Loos, gleichviel ob durch eigene Schuld oder in Folge der Gewalt äußerer Verhältnisse, war ein Spiegelbild Frankreichs, ein Mikrokosmus des französischen Treibens geworden; nur mit dem Unterschiede, daß er auch in der Zerrüttung seiner äußeren Umstände seine Seele frei erhielt und seine Feder niemals in dem Dienst des Despotismus oder der Gemeinheit erniedrigte.

Alphonse de Lamartine, geboren 1792, stammte aus einer begüterten Adelsfamilie, deren Mitglieder indessen, da sie sich von dem Treiben des Versailler Hofes fern hielten, und nach einigen Jahren Militairdienstes meist auf ihren Gütern zurückgezogen lebten, eine Rolle in der Geschichte des ancien régime nicht gespielt haben. Sein Vater, wie seine Oheime huldigten den freieren Anschauungen, die in dem liberalen Theil des französischen Adels vorherrschend waren. Wie ihre Vorbilder Lally Tollendal, Mounier ꝛc. sagten sie sich von der Bewegung los, als diese die Grenze überschritt, welche die aristokratisch constitutionelle Partei ihr vorschreiben wollte,

In der Schreckenszeit nebſt der Mehrzahl ſeiner Verwandten in den Kerker geführt, wurde auch Lamartine's Vater mit dem Schaffot bedroht und erſt durch Robespierres Sturz der Freiheit wiedergegeben. Auf dem im Beaujolois, nicht weit von Macon gelegenen Gute Milly verlebte der junge Alphons die Jahre der Kindheit in freiem Verkehr mit den Kindern der Landleute die Ziegen hütend, nach Gefallen auf den Bergen herumſtreifend, die Seele mit den erhabenen und lieblichen Eindrücken einer an landſchaftlichen Schönheiten reichen Natur erfüllend. Die früh ſich entwickelnde religiöſe Stimmung ſeiner Seele verdankte er beſonders der Einwirkung ſeiner Mutter, einer hochgebildeten, von einfacher aber tiefer Frömmigkeit erfüllten Frau, deren Leitung er ſich unbedingt hingab und die in jeder Beziehung auf ſeine Entwickelung den größten Einfluß geübt hat. Seine wiſſenſchaftliche Ausbildung erhielt er in dem damals in hohem Anſehen ſtehenden Jeſuiten-Pädagogium zu Belley in Savoyen, dem er auch in ſpäteren Jahren, als er keineswegs für einen Anhänger der geiſtlichen Erziehung gelten konnte, eine dankbare Erinnerung bewahrte. Nach Vollendung ſeiner Schulſtudien brachte er wiederum einige Zeit auf dem väterlichen Gute zu, lernte ſpäter das ungebundene hauptſtädtiſche Modeleben der reichen Jugend in Paris gründlich kennen, wurde denſelben indeſſen noch rechtzeitig durch eine längere Reiſe in Italien entriſſen. Eine tragiſch-romantiſche Epiſode dieſer Reiſe hat er ſpäter in der anmuthigen auch den „Confidences“ einverleibten Novelle „Graziella“ mit idealiſirendem Pinſel geſchildert. Nach des glühend gehaßten Napoleon Sturz ſchloß er ſich, der Familientradition getreu, mit Begeiſterung den Bourbonen an, ohne an den reactionairen Tendenzen der Ultras Gefallen zu finden, im Gegentheil von der Hoffnung erfüllt, die ja Anfangs auch von den Führern der liberalen Partei getheilt wurde, daß die Bourbonen ihren Beruf darin ſehen würden, die Freiheit mit der Legitimität, das Frankreich von 1789 mit dem alten Königthum zu verſöhnen. Freilich waren die Umriſſe ſeines Freiheitsideals ſehr unbeſtimmt und ſchwankend, und man kann, ohne dem Dichter Unrecht zu thun, behaupten, daß er ſich an dem magiſchen Zauber des Wortes Freiheit berauſchte, ohne mit demſelben einen klaren politiſchen Begriff zu verbinden. Ueberhaupt war Lamartine's politiſches Intereſſe damals nur gering. Sein Ehrgeiz ſtrebte nur nach dem Lorbeer des Dichters. Seine Seele erfüllte ſich ausſchließlich mit dichteriſchen Bildern und Idealen, und die realen Angelegenheiten des politiſchen und ſocialen Lebens gewannen für ihn erſt Intereſſe, wenn es ihm gelang ſie mit dem Glanz der Poeſie zu umkleiden. Freiheit und Königthum, Religion und Liebe — Alles erſchien ihm im Gewande der Poeſie oder wurde, ſobald es ihm nahe getreten war, von ſeiner raſtloſen Thätig-

keit in dichteriſche Gebilde umgewandelt, nicht ſelten zu Nebelgeſtalten verflüchtigt.

Trotz der Erfolge der Frau von Staël und Chateaubriands, der in den herrſchenden Kreiſen ebenſo als Dichter wie als begeiſterter Royaliſt gefeiert wurde, behauptete die Claſſicität doch in den erſten Jahren der Reſtauration noch ihren ererbten Platz. Sie blickte mit Hochmuth auf die erſten Regungen des Romanticismus herab, ohne die Kraft in ſich zu fühlen, den jugendlichen Vorkämpfern der neuen Richtung ebenbürtige Jünger Boileaus entgegenzuſtellen. Da erſchienen 1820 Lamartine's Meditations, die um ſo mehr Aufſehen erregten, als Lamartine, obwohl von der immer mächtiger fluthenden neuen Strömung getragen, doch äußerlich zu keiner Schule hielt, ſondern durchaus ſelbſtändig und eigenartig auftrat, indem er die höchſten Gegenſtände des menſchlichen Denkens und Empfindens in den Kreis ſeiner dichteriſchen Betrachtungen erhob und ſich zu dem Anſpruch verſtieg, umwälzend und neugeſtaltend in das ganze geiſtige Leben der Nation einzugreifen und den Skepticismus des 18. Jahrhunderts durch die Fluth einer volltönenden, mit dem Zauber eines die Sinne umſtrickenden Wohllauts und einer ſchimmernden, bilder- und wortreichen Darſtellung ausgerüſteten Poeſie, wegzuſchwemmen. Und in der That war die Wirkung, die Lamartine's erſte Dichtungen auf die Zeitgenoſſen, und zwar keineswegs blos auf excluſive Kreiſe, ſondern ganz allgemein ausübte, eine außerordentliche, und man kann wohl behaupten, daß der Beifall, den ſein Erſtlingswerk fand, beträchtlich über den Werth deſſelben hinausging. Die äußerlich noch herrſchende, innerlich bereits abgeſtorbene claſſiſche Richtung konnte nicht mehr das äſthetiſche und das geiſtig-ſittliche Bedürfniß der an ſich ſelbſt und an der Welt irre gewordenen Nation befriedigen. Man ſehnte ſich nach einer Quelle der Verjüngung, nach einem Trank der Erfriſchung. Wer es nun wie Lamartine verſtand, Vorſtellungen und Ideen, die in der gebildeten Geſellſchaft lange Zeit geächtet geweſen waren und für Fanatismus und Aberglauben galten, in eine ſchöne und beſtechende Form einzukleiden, konnte des Erfolges ſicher ſein. Man fühlte ſich in anmuthigſter Weiſe äſthetiſch angeregt, und konnte den Ideen, die in ſo ſchöner Form auftraten, das Bürgerrecht in den Salons nicht verſagen, zumal da man ſich recht gut in eine gewiſſe Begeiſterung für des Dichters Ideale hineinleſen konnte, ohne ſich deshalb zu einer geiſtlichen und ſittlichen Ein- und Umkehr gezwungen zu ſehen und geradezu mit den alten Vorſtellungen zu brechen.

In der Reiſe in den Orient bezeichnet Lamartine als die Grundſtimmung ſeiner Seele die Begeiſterung für die Natur und für ihren Schöpfer. Er ſelbſt knüpft dieſe doppelte Begeiſterung an die Eindrücke, die er in der

Kindheit durch den ununterbrochenen Verkehr mit der Natur und durch den Einfluß ſeiner Mutter empfangen hatte. Die beſtändige Anregung und das volle Austönen dieſer Begeiſterung war ihm bei ſeiner ausſchließlich dichteriſchen mit unglaublicher Leichtigkeit ſchaffenden Begabung ein Bedürfniß. Eine verſtandesmäßige Analyſe der dieſer Begeiſterung zu Grunde liegenden Gedanken lag ihm fern. Die Metaphyſik widerſtrebte ſeiner Natur, wie wir gerade unter den begabteſten Franzoſen der neueren Zeit (wir erinnern z. B. an Tocqueville, einen der glücklichſten Beobachter und ſchärfſten Denker in allen politiſchen Dingen) eine entſchiedene Abneigung finden, die höchſten Probleme, die dem menſchlichen Geiſte geſtellt ſind, zum Gegenſtande des Nachdenkens und der Forſchung zu machen. Ueber alle Anwandlungen des kritiſchen Zweifels erhob er ſich durch die Phantaſie.

Die religiöſen Vorſtellungen Lamartine's ſind einfach und natürlich. Die Macht und die Liebe Gottes, wie ſie ſich in der Natur und der Leitung der menſchlichen Schickſale ausſpricht, die Hilfsbedürftigkeit des Menſchen und ſeine Erhebung zu Gott im Gebet, die Unterwerfung des Menſchen unter den göttlichen Willen, die Unſterblichkeit der Seele — das ſind die Gegenſtände, die er in der erſten Sammlung der Meditationen, wie auch in den Harmonien vorzugsweiſe behandelt. Von poetiſcher Paraphraſe der ſpecifiſch katholiſchen Dogmen oder einer Begeiſterung für katholiſches Kirchenthum und Hierarchie finden ſich kaum vereinzelte Anſätze. Ebenfalls hält er ſich von der nebelhaften Myſtik frei, wie er allerdings auch der Tiefe des Myſticismus entbehrt. Je einfacher nun aber der Inhalt iſt, um ſo mehr iſt die Wirkung ſeiner Poeſie von der Ausführung, von der Form bedingt. In der modernen Lyrik (und Lamartine iſt, ſelbſt wo er Streifzüge in andere Gattungen der Poeſie unternimmt, doch immer Lyriker) kann der Dichter ſeinen Gegenſtand in doppelter Weiſe zum Ausdruck bringen. Entweder er gibt den poetiſchen Gedanken die Empfindung, welche ihn ergreift, in kürzeſter und knappſter Form wieder, oder ſpinnt ſeine Gefühle zu ausführlichen Betrachtungen und Reflexionen aus. Erſteres vermag natürlich nur ein Dichter, der wie Goethe, mit ſolcher Kraft und Klarheit empfindet, daß die zum Bewußtſein gebrachte Empfindung gleichſam unwillkürlich die den Inhalt entſprechendſte Form annimmt, und daß das Bewußtwerden deſſen, was des Dichters Seele erregt, bereits zur dichteriſchen Production wird. Der Leſer muß beim erſten Blick von der Wahrheit der Empfindung frappirt ſein. Er muß durch den Ton des Gedichts ſo lebendig in des Dichters Stimmung verſetzt werden, daß er ſeine eigene Stimmung in die Worte des Dichters gefaßt zu ſehen glaubt. Das Gedicht ſoll die Situation, aus der es hervorgegangen iſt, und die Einwirkung dieſer Situation auf des Dichters Seele wiederſpiegeln. Es ſoll die lyriſchen Gedanken in der concreteſten, mit

dem Inhalt ſich völlig deckenden Form wiedergeben. Aber eben die Wahrheit und Energie der Empfindung gibt den Gedichten die allgemeine Bedeutung; ſie wirkt in den Leſern die Empfänglichkeit für die Auffaſſung des Gedichts und bringt die dunkeln und unklaren, in ihm ſchlummernden Gefühle ihm ſelbſt zum Bewußtſein; das Lied iſt der Hebel, welches den empfänglichen, aber zu ſelbſtändiger Production unfähigen Seelen die Gabe der Reproduction, d. h. des äſthetiſchen Genuſſes mittheilt.

Fur dieſe im deutſchen Walde erwachſene Lyrik fehlt es Lamartine ſowohl an Energie und Tiefe der Empfindung wie an concentrirter Kraft der Darſtellung. Lamartine iſt eine reflectirende Natur. Und je entſchiedener er jede metaphyſiſche Speculation abweiſt, um ſo leidenſchaftlicher ſtrebt ſein beweglicher Geiſt, ſeine Gefühle zu analyſiren und zu beſchreiben. Während die oben geſchilderte Art dichteriſcher Productivität den poetiſchen Gedanken in ſeiner Unmittelbarkeit in die einfachſte, kürzeſte und treffendſte Form zuſammenzieht, ergeht er ſich mit Behagen ins Breite; er entlehnt, ſo entſchieden und ausſchließlich lyriſch ſeine Begabung auch iſt, doch häufig vom Epiker die Form. Er erzählt, wenn wir uns ſo ausdrücken dürfen, ſeine Empfindungen und Gefühle. Er unterwirft die Gegenſtände, die ſeine Seele anregen, immer einem dem philoſophiſchen Gedankenproceſſe analogen Gefühlsproceſſe. Dies Verfahren würde den Leſer ſehr bald ermüden und mit Ueberdruß erfüllen, wenn er es nicht verſtände, durch die vollendete Handhabung aller Darſtellungsmittel ſein Thema in mannigfaltigſter, ſtets anmuthiger Weiſe zu variiren, und den Geiſt, wenn der Gedankeninhalt erſchöpft zu ſein ſcheint, durch immer neue, in den früheren Dichtungen weniger plaſtiſche als glänzende Bilder und Schilderungen zu feſſeln. Er entfaltet eine poetiſche Rhetorik, die in ähnlicher Weiſe auf den Leſer wirkt, wie das Wort des Redners auf den Hörer, die ihn bald zwingt, ſeine Aufmerkſamkeit auf den Grundgedanken des Gedichtes zu concentriren, ihn bald, wenn er ermüdet iſt, durch anmuthige Abſchweifungen erheitert und durch den Zauber prachtvoller Verſe entzückt und feſſelt. Eines der glänzendſten Beiſpiele ſeiner poetiſchen Beredſamkeit finden wir gleich in der zweiten an Lord Byron gerichteten Betrachtung. Der Dichter iſt von Byron's dämoniſcher Genialität aufs Tiefſte ergriffen, es kämpft in ihm die begeiſterte Bewunderung mit dem Schauder, den Byron's unheimliche, übermenſchliche, gegen alles Beſtehende ſich auflehnende Leidenſchaft in ſeiner weichen Seele erregt. Er vergleicht ihn dem Adler, der ſein Horſt auf ſchroffen Klippen am Rande des Abgrundes baut und von zuckenden Gliedern und bluttriefenden Felſen umgeben, ſeine Wolluſt in dem Schmerzensſchrei ſeiner Opfer findet und vom Sturm gewiegt in ſeinem freudigen Triumphe einſchläft. So ſei den Ohren Byron's der Schrei der Verzweiflung das ſüßeſte Concert; das Unheil iſt ſein Schauſpiel,

der Menſch ſein Schlachtopfer; ſeine Seele taucht wie Satan in den Abgrund und ſagt, Gott und dem Lichte entfremdet, der Hoffnung ewiges Lebewohl; ſein unüberwindliches Genie ſingt dem finſtern Fürſten des Unheils Lobgeſänge. Lamartine verweiſt ihn auf die Schranken des Menſchen und ſeines Geiſtes. „Nicht wiſſen und dienen iſt das Geſetz unſeres Weſens. Küſſe das Joch, das du zerbrechen wollteſt; ſteige herab vom Range der Götter, den zu erklimmen deine Kühnheit ſich unterfing. Beſchränkt in ſeiner Natur, ſchwankend in ſeinen Wünſchen, iſt der Menſch ein gefallener Gott, der ſich des Himmels erinnert, ſei es (wie in einer zu dem vorhergehenden Gedanken, der jedes Entweder-Oder ausſchließt, nicht ganz ſtimmenden Alternative hinzugefügt wird), daß er das Gedächtniß ſeiner verlorenen Beſtimmung bewahrt, ſei es, daß die unermeßliche Tiefe ſeines Verlangens ihm ſeine künftige Größe weiſſagt; unvollkommen oder gefallen, der Menſch iſt ein großes Geheimniß. Aus Eden verbannt, ſitzt er an den verbotenen Thoren und hört von fern die harmoniſchen Seufzer der eigenen Liebe und die himmliſchen Concerte der Engel. Wehe dem, der aus der Verbannung des irdiſchen Lebens die Töne vernimmt, die aus der Welt ſeiner Sehnſucht an ſein Ohr klingen. Sobald er vom überirdiſchen Nektar gekoſtet hat, ſträubt ſeine Natur ſich gegen die Wirklichkeit. Er berauſcht ſich im Schlummer mit Träumen und erkennt ſich nicht wieder im Augenblicke des Erwachens. Auch ich habe vom Giftbecher gekoſtet; auch meine Augen haben ſich geöffnet, ohne zu ſehen; die Welt iſt dem Hochmuth ein verſchloſſenes Buch, und alles Sinnen und Trachten hat mich nicht zur Erkenntniß geführt. Ich habe Gott überall geſucht, ohne ihn zu begreifen, ich habe überall das Uebel geſehen, wo das Gute doch ſein konnte; ich habe Gott geläſtert, da ich ihn nicht erkennen konnte. Da ſenkte ſich einſt ein Licht von Oben in meinen Buſen und zwang mich zu ſegnen, was ich verflucht hatte. Und ohne dem beſeligenden Hauche Widerſtand zu leiſten, erhob ſich meine Harfe zu einem Lobgeſang auf den Höchſten.“ Es folgt nun ein begeiſterter, ganz Ergebung in den göttlichen Willen athmender Hymnus: „Preis Dir in Zeit und Ewigkeit, ewige Vernunft höchſter Wille! Magſt Du mich beſtimmt haben, die Welt zu erleuchten, oder ein vergeſſenes Atom zu ſein, Preis ſei Dir! Preis ſei Dir, wenn mich auch das Unglück verfolgt. Du haſt mich getränkt mit dem Waſſer Deines Zornes. Preis Dir. Ich habe den Tag Deiner Gerechtigkeit geſucht; er iſt angebrochen zu meiner Strafe. Preis Dir! — Ein Weſen blieb mir; ich ſah es langſam hinſchwinden und ſterben. Verzeih' der Verzweiflung einen Augenblick der Läſterung. Ich wagte — ich bereue.“ Er ſchuf das Waſſer, um zu fließen, den Sturm, um zu brauſen, die Sonne, um zu leuchten, den Menſchen, um zu leiden. Die unbelebte Natur gehorcht bewußtlos. „Ich allein opfere mit

Liebe meinen Willen; ich allein gehorche mit Einſicht. — Ich liebe Deinen Willen, ſelbſt wenn er mich ſtraft. Preis Dir, Preis Dir! Schlag', vernichte mich! Du wirſt nur einen Ruf hören: Preis Dir auf ewig! So wende auch Du Dich zum Himmel, Gott hat das Genie für die Wahrheit geſchaffen. Vielleicht wird auf Deinen Ruf ein Strahl der lebendigen Flamme in Deine Seele dringen, und Du wirſt um uns die Klarheit des Lichtes verbreiten, die Dich dann umfluthen wird." Nach einer begeiſterten Anerkennnng des Dichtergenies Byrons ſchließt er mit der wiederholten Aufforderung an den Dichter, ſeine Stelle unter den auserwählten Kindern des Lichts einzunehmen, die Gott geſchaffen hat, um zu ſiegen, zu glauben und zu lieben.

Die in den allgemeinſten Umriſſen verworfene Analyſe dieſes bei allen Mängeln großartigen Gedichtes vermag natürlich nicht einen Begriff von der Gewalt der Darſtellung zu geben, die der Dichter in demſelben entwickelt. Sie wird im Uebrigen aber die Eigenthümlichkeiten des Dichters ziemlich zur Anſchauung bringen. Es liegt in Lamartines Natur, daß er ſich von dem Byronſchen Genius zugleich angezogen und abgeſtoßen fühlte. Er bewundert in der dämoniſchen Gewalt ſeiner Natur eine Gabe, die er ſelbſt nicht beſitzt. Die Zweifel, die Byrons Seele bis in ihre tiefſte Tiefe erſchüttert haben, er kennt ſie wohl; aber ſie haben ihn doch nur leiſe und oberflächlich berührt. Seine ächt romantiſche Natur, unfähig mit ihnen zu ringen, hat mit ihnen wohl gelegentlich geſpielt, aber ſie nicht im Kampfe überwunden; der Dichter unterſagt ſich, die „zielloſen Selbſtgeſpräche der Vernunft"; er hat ſich aus dem Zweifel in den Glauben, aus der Auflehnung in die Ergebung geflüchtet. Vor der Lebhaftigkeit des Empfindens tritt in dem Dichter die Tiefe des Denkens entſchieden zurück. Seine Empfindungen aber beherrſcht er, er lenkt ſie nach ſeinem Herzensbedürfniß. Er ſchwelgt in den Gefühlen, die ſein leicht beweglicher, empfänglicher Geiſt in ſeiner Seele hervorgerufen hat, und berauſcht ſich an den bezaubernden Tönen der Harfe, die er ſelbſt geſtimmt hat. Und ſie berauſchen auch den Leſer, ſo daß er leicht die einzelnen Diſſonanzen überhört, die durch die Harmonie hindurchklingen, Diſſonanzen, die ſich in einer gewiſſen Unbeſtimmtheit und Unklarheit kundgeben und ihre Quelle darin haben, daß der Dichter ſich über Bedenken, die nur durch eine ernſte Gedankenarbeit überwunden werden konnten, vermittelſt glänzenden Aufſchwungs ſeiner beweglichen, an Bildern und Anſchauungen reichen Phantaſie hinweghebt.

Wenn in den poetiſchen Betrachtungen auch die Liebe eine Stelle gefunden, wenn durch die nachdenkliche, ſchwermuthsvolle Stimmung, in die der Dichter ſich mit Vorliebe hinein verſenkt, weil ſie die Grundlage ſeiner productiven Thätigkeit bildet, zuweilen, beſonders in dem zweiten Theile der

Meditations, der neben einigen großartigen (wir erinnern an die Ode an Napoleon) die anmuthigſten ſeiner Gedichte enthält, die Freude an heiterem Lebensgenuß und die Erinnerung an die brauſende Jugendluſt und Jugendfriſche in oft heiteren Accorden nachklingt, ſo hat er in den Harmonies religieuses ſich in eine religiöſe Stimmung hineingeſungen, die ſich zuweilen bis zu einer der Natur des Dichters garnicht recht entſprechenden Weltverleugnung ſteigert. Er klagt ſich in Wendungen, die an das horaziſche parcus deorum cultor erinnern, an, ſeine Harfe zu weltlichen Tönen entweiht zu haben (wobei er wohl beſonders einige Gedichte der „Neuen Betrachtungen“ im Auge hat). Er legt das feierliche Gelübde ab, nur dem ewigen Namen Gottes zu ſingen. Sein Leben ſoll nur noch ein ewiger Begeiſterungstaumel (délire) ſein, ſeine Seele ein Lobgeſang, ſein Herz eine Lyra und jeder Athemhauch ein Accord zum Lobe des Höchſten.

Ein eigentlich dogmatiſches oder gar ſtreng katholiſches Element tritt übrigens auch in den Harmonien nicht hervor. Auch in ihnen iſt ſein Standpunkt der des allgemeinen Gottesbewußtſeins, des einfachen, jeder confeſſionellen Beſtimmtheit entbehrenden Monotheismus. Gott iſt ihm, von einigen pantheiſtiſchen Anklängen abgeſehen, der geoffenbarte, perſönliche Gott. Er iſt ihm der Vater der Natur, der Urquell der Liebe, Tugend und Begeiſterung, der Lenker der Welt und der menſchlichen Geſchicke, zu dem der Menſch ſich im Gebete erhebt. Lamartine iſt tolerant gegen jedes beſondere Bekenntniß, wie er in ſeiner Reiſe in den Orient, — obgleich dieſelbe offenbar grade darauf berechnet iſt, ſein religiöſes Bewußtſein zu beleben und mit beſtimmten, wir möchten ſagen, plaſtiſchen Bildern zu füllen, — wiederholt auch dem Muhamedanismus Gerechtigkeit widerfahren läßt und an einigen Stellen ſogar mit großer Anerkennung von den Bekennern deſſelben und von der Lebendigkeit ihres Gottesbewußtſeins ſpricht. Die Offenbarung Gottes in der Natur iſt ihm die tiefſte Quelle der Religioſität, wie er denn in dem allerdings einer ſpäteren Periode angehörigen Steinmetzen von Saint-Paul, dem Helden einer übrigens vielfach verfehlten, von übertriebenen, naturwidrigen Zügen entſtellten Dorfgeſchichte, einen Mann zeichnet, der ohne jede Bildung (er kann weder leſen, noch ſchreiben), ohne jede religiöſe Unterweiſung, nur durch die Betrachtung der Natur und den erhebenden und läuternden Einfluß eines tragiſchen Lebensſchickſals zur tiefſten Erkenntniß des göttlichen Weſens gelangt iſt.

Wie in den Harmonien die religiöſe Stimmung geſteigert iſt, ſo hat auch die Darſtellung im Vergleich zu den Betrachtungen noch an Pracht und Farbengluth gewonnen, worin wir indeſſen, da bei Lamartine nicht ſelten die Fülle der leicht fließenden Darſtellung den Gedankengehalt überwuchert und der Glanz oft der Durchſichtigkeit, die Farbenfülle der Be-

ſtimmtheit der Zeichnung Abbruch thut, keinen wirklichen Fortſchritt ſehen können.

In dem 1836 erſchienenen Jocelyn begibt ſich Lamartine aus der Lyrik in das Gebiet der erzählenden Poeſie, zeigt aber mit dieſem Verſuche nur, daß die Lyrik ſein eigentliches Feld iſt. Der Gang der Erzählung iſt einfach. Die poetiſche Reflexion tritt überall in den Vordergrund. Die pſychologiſchen Vorgänge, die Stimmungen, Gedanken und Leidenſchaften in der Seele des Helden werden mit einer gewiſſen Breite geſchildert, die vielfach an die Stimmungsſchilderungen in den „Betrachtungen“ und den „Harmonien“ erinnert. Schon die äußere Anlage der Erzählung, für welche die Form eines von Jocelyn geführten Tagebuches gewählt iſt, war ganz dazu angethan, der Reflexion einen weiten Spielraum zu geſtatten. Die großartige Alpennatur, in welche der Dichter den Haupttheil der Erzählung verlegt hat, fordert zur Naturbetrachtung und Naturſchilderung heraus. Und grade in dieſer Beziehung nimmt das Gedicht eine der erſten Stellen in der franzöſiſchen Literatur ein. Wenn in den früheren Gedichten die Naturſchilderung dazu diente, den Hintergrund oder das Motiv einer Seelenſtimmung abzugeben und nicht ſelten nur die Verſinnlichung eines inneren Zuſtandes, eines Gefühls, eines Gedankens bezweckte, oder wenn die Natur nur als Spiegelbild des göttlichen Weſens oder als das Feld der göttlichen Schöpferkraft erſchien, ſo tritt in Jocelyn die Beſchreibung und Schilderung der Landſchaft und der Naturſcenen verhältnißmäßig ſelbſtändig auf. In einer Reihe unvergleichlich ſchöner, mit wunderbarer Naturtreue bis in die kleinſten Einzelheiten ausgeführte Gemälde führt uns der Dichter bald die ärmlichen Hütten der Bergbewohner vor Augen, bald die großartigſten Alpenlandſchaften, bald in der hellſten Beleuchtung der Mittagsſonne, bald im dämmernden Licht des Mondes. Das Erwachen der reichen Alpennatur im Frühling, das Rauſchen der Gebirgsſtröme, das Auf- und Abwogen der herbſtlichen Nebel, das wüthende Brauſen des winterlichen Orkans, die feierliche Ruhe des Schneefeldes in den verſchiedenſten Beleuchtungen — all' dieſe bald lieblichen, bald furchtbaren und wilden Naturſcenen entfalten ſich mit dramatiſcher Lebendigkeit und Anſchaulichkeit vor unſeren Augen. Der ganze Reichthum des franzöſiſchen Sprachſchatzes wird erſchöpft, um der Schilderung die möglichſte Genauigkeit und Anſchaulichkeit zu geben, und man muß bekennen, daß von dem formgewandten Meiſter gehandhabt, die Sprache in der Darſtellung aller in die Sinnenwelt fallenden Erſcheinungen wirklich Außerordentliches leiſtet. Zuweilen gibt der Dichter ſo viel Detail, daß die Aufmerkſamkeit von dem Kern der Schilderung abgelenkt wird; auch iſt die häufige Verwendung nicht ſelten ziemlich geſuchter Gleichniſſe zur Verdeutlichung äußerer Gegenſtände zu tadeln, da das Gleichniß oft der

reproducirenden Einbildungskraft des Leſers weniger beſtimmte Umriſſe bietet als der verglichene Gegenſtand ſelbſt ohne jede Vergleichung ihm bieten würde. Aber von dieſen Einzelheiten abgeſehen, ſind die Schilderungen in dieſem Gedichte Meiſterſtücke poetiſcher Malerei, dem entſprechend, was wir in der Malerkunſt als Stimmungslandſchaft zu bezeichnen pflegen. Denn bei allem Streben nach realiſtiſcher Naturtreue kommt doch (was wir keineswegs als Fehler bezeichnen wollen) in jedem Bilde die Stimmung des Schildernden zum Durchbruch, und ſo wenig wie in der Erzählung verleugnet der Dichter in der Schilderung die lyriſche Natur ſeiner Begabung.

Der Held der Erzählung, Jocelyn, der mit allen geiſtigen und körperlichen Vorzügen ausgeſtattete Sohn einer mäßig bemittelten Wittwe, faßt, um ſeinen Antheil an der väterlichen Erbſchaft ſeiner Schweſter zuzuwenden und dadurch deren Verheirathung mit dem Sohn eines wohlhabenden Nachbarn zu ermöglichen, den Entſchluß in den geiſtlichen Stand zu treten. Alle Bemühungen der Mutter, die von dem eigentlichen Motive ſeines Entſchluſſes keine Ahnung hat, ihn von dem verhängnißvollen Schritte zurückzuhalten, ſind vergeblich. Er weiſt alle Einwendungen mit der Hinweiſung auf den inneren Beruf, der ihn zum geiſtlichen Stande ziehe, zurück. Wird nun — dieſe Frage drängt ſich dem Leſer unwillkürlich auf — der Held wirklich durch einen inneren Beruf zum geiſtlichen Stande hingezogen, oder iſt ſeine Weltentſagung *nur* ein edelmüthiges Opfer, welches er dem Lebensglück ſeiner Schweſter bringt? Ueber dieſen Punkt läßt uns der Dichter in Ungewißheit, und auch der Verlauf der Erzählung gibt über denſelben keine volle Aufklärung. Iſt es die Gewalt des inneren Berufes, einer mächtigen Begeiſterung oder nur die Gewiſſenhaftigkeit in der Bewahrung ſeines Gelübdes, die Jocelyn ſpäter in dem Kampfe gegen die tiefe Neigung ſeines Herzens unterſtützt? Der *Dichter* ſcheint das Erſtere zu wollen, der *Leſer* dagegen gewinnt den Eindruck, daß nur die Gewiſſenhaftigkeit, keineswegs die Begeiſterung für den geiſtlichen Beruf, mit ſeiner Liebe kämpft; und es läßt ſich nicht leugnen, daß in dieſer Ungewißheit ein großer Fehler des Gedichtes liegt.

Die Stürme der Revolution vertreiben Jocelyn, noch ehe er die Weihen empfangen hat, aus dem Seminar. Hoch in den Alpen der Dauphiné findet er in einer Höhle, der Adlergrotte, einen Zufluchtsort, der nur einem alten Hirten bekannt iſt. Der Hirt verſorgt ihn von Zeit zu Zeit mit Lebensmitteln und durch ihn allein ſteht er mit der Außenwelt in Verbindung.

Nachdem er noch nicht lange in dieſer furchtbaren, aber an erhabener Schönheit reichen Wildniß verweilt hat, gelingt es ihm, zwei Flüchtlinge, Vater und Sohn, den Händen verfolgender Nationalgardiſten zu entreißen und in ſeinem ſicherem Verſteck zu verbergen. Der Vater, tödtlich verwundet,

ſtirbt; mit dem kaum dem Knabenalter entwachſenen Jüngling von mädchenhafter Schönheit und Anmuth knüpft er ein Freundſchaftsband, welches von Tage zu Tage an Innigkeit zunimmt. Die Freundſchaft Jocelyn's nimmt bald einen ſo ſchwärmeriſchen, leidenſchaftlichen Charakter an, daß wir uns peinlich berührt fühlen würden, wenn wir nicht ahnten, daß Laurence ein Mädchen iſt. Meiſterhaft geſchildert iſt dieſes Keimen und allmälige Wachſen der Leidenſchaft, die alle Symptome der Liebe an ſich trägt, während Jocelyn ſie noch als Ausdruck inniger Freundſchaft für ſeinen jugendlichen Gefährten hält. So unbefangen iſt Jocelyn, daß auch Laurences leidenſchaftliche Anhänglichkeit, die durch ihre jungfräuliche Zurückhaltung hindurch blickt, ihm nur als liebevolle Hingebung eines jüngeren Bruders erſcheint, der in dem älteren Bruder ſeine einzige Stütze hat, ſeiner Leitung und Belehrung bedarf und ſich ihm mit unbedingtem Vertrauen anſchließt und unterordnet. Nur in einzelnen Momenten, wenn Laurences leidenſchaftliche Natur die Feſſeln der Zurückhaltung zu durchbrechen droht, durchzuckt ihn die Ahnung,

Que cette âme, profonde à l'oeil qui la regarde
Fait aimer et fremir! et qu'il faut prende garde.

Die Schilderung dieſer Situation iſt reich an unvergleichlicher Schönheit; aber für die Bedenklichkeit des Verhältniſſes iſt ſie doch zu gedehnt. Der Leſer ſehnt ſich nach einer raſcheren Löſung des Knoten, und athmet auf, als ſie endlich durch Zufall herbeigeführt wird. Sobald Jocelyn das Geſchlecht der bei einem Schneeſturm, als ſie um ihn zu ſuchen der Gewalt des furchtbarſten Unwetters trotzte, verwundeten Laurence erkennt, wird er ſich ſofort ſeiner Liebe bewußt. Cette aveugle amitié n'était qu'un fol amour. Er liebt und wird mit leidenſchaftlicher Gluth geliebt. Lange kämpfen Pflicht und Liebe in ihm. Endlich trägt die Liebe den Sieg davon; er entſchließt ſich, ſobald ihrer beider Sicherheit dies geſtattet, an ihrer Seite ins Leben zurückzukehren. In der ſicheren Zuverſicht ihrer nahen Verbindung genießen ſie in vollen Strömen die Reize des Frühjahrs und Sommers in ihrer Einſamkeit, als Jocelyn eines Tages von dem Hirten aufgefordert wird, ſeinen alten in einer benachbarten Stadt eingekerkerten und zum Tode verurtheilten Biſchof, den frühern Vorſteher ſeines Seminars zu beſuchen. Er folgt der Einladung, erſtarrt aber vor Schrecken, als der Biſchof ihn auffordert ſich zum Prieſter weihen zu laſſen, um ihn dann mit den Sterbeſacramenten zu verſehen. Nach einem kurzen aber heftigen inneren Kampfe entſchließt er ſich, ſeinem Herzen zu folgen und dem Laurence gegebenen Worte treu zu bleiben: er offenbart dem Biſchof das Geheimniß ſeiner Liebe. Der Greis, in dem ſich der Glaubenseifer bis zum Fanatismus ſteigert, weit entfernt ſeine Liebe als Entſchuldigung gelten zu laſſen, betrachtet ſie vielmehr als ein

Verbrechen und fordert von ihm Entſagung; Jocelyn weigert ſich lange. Aber die leidenſchaftliche, wilde Beredſamkeit des Biſchofs, erſchüttert, man kann kaum ſagen ſeinen Willen, ſondern ſeiner Nerven. Willenlos, wie von einer magiſchen Gewalt gezwungen, ſinkt er vor ihm in die Knie und nachdem er in dieſem Zuſtande der Gebundenheit, der Bezauberung die Weihe empfangen, ſteht er als Prieſter auf — und das Drama ſeiner Liebe iſt zu Ende.

Es iſt erſichtlich, daß ſich in dieſer erſchütternden Kataſtrophe der Fehler der Einleitung in etwas veränderter Geſtalt wiederholt. Ließ den Leſer die Einleitung über Jocelyn's Motiv in Zweifel, ſo gewinnt man hier den Eindruck, daß er ganz ohne Motiv gehandelt, daß er willenlos, betäubt ſein Schickſal über ſich hat ergehen laſſen. Sein ferneres Leben iſt eine fortgeſetzte von beſtändigen inneren Kämpfen unterbrochene Reſignation. Jocelyn ſieht die Geliebte ohne von ihr bemerkt zu werden, in Paris als gefeierte in das frivole Treiben der Hauptſtadt verſunkene Weltdame wieder. Er belauſcht ſie als ſie nach einem brauſenden Feſte in der Stille der Nacht auf den Balkon ihres Hotels tritt. Sie flüſtert ſeinen Namen; ihre Liebe zu ihm iſt unverändert geblieben; ſie ſtürzt ſich in den Strudel der Vergnügungen nur, um das peinigende Gefühl ihres Seelenſchmerzes zu betäuben. Sein Gelübde hindert ihn, ſie zu retten. Unter nagenden Vorwürfen wegen der Schwäche, die er in der entſcheidenden Stunde dem Biſchof gegenüber gezeigt, kehrt er in ſeine Gebirgspfarre zurück. Er waltet ſeines Amtes als treuer Hirte ſeiner Heerde, als ein Vater der Armen; aber Nichts vermag ſeiner Bruſt den Frieden wiederzugeben. Da wird er eines Tages zu einer ſchwer erkrankten Reiſenden gerufen: im Dämmerlicht tritt er an ihr Lager: er erkennt Laurence, hört ihre Beichte, erfährt aus ihrem Munde, daß ſie dem Geliebten ihrer Jugend im Herzen treu geblieben iſt, daß ſie ſich erlöſt fühlen würde, wenn ſie nur noch einmal ſeine Stimme vernähme. Er gibt ſich zu erkennen, ertheilt ihr die Abſolution, friedlich und verſöhnt ſcheidet ſie aus dem Leben. Vor der Adlergrotte, neben dem Grabe ihres Vaters findet ſie ihre Ruheſtätte und neben ihr Jocelyn, als er nach einer langen Reihe von Jahren aus einem Leben voll Ergebung, Entſagung, treuen Pflichterfüllung ſcheidet; aus einem Leben, auf das der friedliche Abſchied der Geliebten, der er in der letzten Stunde Troſt ſpendend zur Seite geſtanden hat, einen Strahl der Verſöhnung und eines milden Friedens wirft.

Unſtreitig bezeichnet in manchen Beziehungen Jocelyn in der Entwickelung des Dichters einen Fortſchritt. Die Schilderung hat an Klarheit und Beſtimmtheit gewonnen, die Freiheit und Leichtigkeit in der Beherrſchung der Form tritt faſt noch bewunderungswürdiger hervor als in den Medi-

tationen und Harmonien. Dennoch zeigt ſich im Jocelyn Lamartine's Dichtergenius bereits als im Niedergange begriffen. Er ſelbſt bezeichnet den Jocelyn als Epiſode eines großen umfaſſenden dichteriſchen Ganzen, welches die Menſchheit zum Gegenſtande haben ſollte. Schon das Ungemeſſene des Planes zeigt, daß die epiſche Poeſie nicht das Feld war, auf dem ſein Dichtergeiſt ſich mit vollem Erfolge entfalten konnte. Lamartine hat in Jocelyn eine überaus einfache Handlung über die Maaßen weit ausgeſponnen, und trotz der Ausführlichkeit in den Schilderungen der inneren Seelenzuſtände des Helden, gewinnen wir nicht einmal völlige Klarheit über die Motive desſelben. Lamartine's poetiſche Weltanſchauung konnte eben nur in der Lyrik zu Ausdruck gebracht werden.

Mit dem Jocelyn iſt des Dichters Entwickelung abgeſchloſſen. Er iſt über den Standpunkt ſeiner glänzenden Jugendperiode hinausgewachſen. Die einfachen, aber kräftigen Stimmungen, die ihn zu dichteriſcher Thätigkeit begeiſtert hatten, deren reflectirende Analyſe recht eigentlich der Gegenſtand ſeiner Dichtung war, hatten ſich erſchöpft, ohne zu einer höheren Entwickelungsphaſe den Grund zu legen, ſeine ſpäteren Dichtungen ſind nur noch ſchwache Nachklänge der früheren Periode. Von der Mitte der dreißiger Jahre an hört Lamartine geradezu auf Dichter zu ſein. Weder die phantaſtiſche Wildheit, zu welcher er ſich in der „Wallfahrt nach dem Orient" ſchraubt, jenem Buch, das in einer wollüſtigen Trunkenheit geſchrieben zu ſein ſcheint, welche recht eigentlich die Reaction gegen die ſpiritualiſtiſche Empfindſamkeit der früheren Periode bildet, noch irgend eines ſeiner Gedichte ſpäterer Zeit haben die Bedeutung der Meditation erlangt oder in der Nation, der ſie beſtimmt waren, wirklich Wurzel geſchlagen. Dann folgten jene unglücklichen Verſuche des Dichters, zum Geſchichtsſchreiber zu werden, die wenigſtens außerhalb Frankreichs weſentlich dazu beitrugen, Lamartines Ruhm zu ſchädigen, die literargeſchichtliche Bedeutung ſeiner früheren Arbeiten in Frage zu ſtellen und die ſittlichen Schwächen ſeines Charakters blos zu legen. Daß die Vorzüge des Styls und die Fähigkeit, auf hiſtoriſche Namen getauften Ausgeburten dichteriſcher Phantaſie den Schein geſchichtlichen Lebens zu geben, namentlich der Geſchichte der Girondiſten eine gewiſſe Popularität geſichert und dieſelbe auch außerhalb Frankreichs verbreitet haben, kann an dem Urtheil nichts ändern, welches über dieſen aufgeputzten hiſtoriſchen Romane längſt feſtſteht. Der Politiker und der Geſchichtsſchreiber Lamartine haben ihr Möglichſtes gethan, den Dichter von dem Platz, den er ſich erobert hatte und der ihm in der Geſchichte der zwanziger und der dreißiger Jahre gebührte, zu verdrängen — deſſen zu geſchweigen, daß die Nationalbetteleien, die er ſich am Abend ſeines Lebens gefallen ließ, zu den ſtolzen Anfängen ſeiner Jugend in peinlichem Contraſt ſtehen und den weltver-

achtenden Idealismus, der aus den Meditations und Harmonies spricht, empfindlich genug Lügen strafen. Damit ist die Bedeutung, welche Lamartine für die Jahre nach der Restauration hatte, aber nicht aufgehoben und seine aus dieser Periode herstammenden Gedichte werden nicht nur bleiben, so lange französische Gedichte gelesen werden, sondern zugleich einen interessanten Wendepunkt in der französischen Bildungs- und Literaturgeschichte dauernd bezeichnen. An diesen haben wir durch die Betrachtung der Meditations und des Jocelyn in einer Zeit erinnern wollen, die wesentlich unter dem Eindruck der traurigen zweiten Hälfte von Lamartine's Lebensgang steht. Verglichen mit der gegenwärtigen Phase der sittlichen und literarischen Zustände Frankreichs, erscheint der Zeitabschnitt, der in der Geschichte französischer Poesie durch den Namen Alphons Lamartine charakterisirt ist, bei aller Kränklichkeit und innerer Hohlheit immer noch als ein begünstigter.

Die deutschen Eisenbahnen und der Einpfennigtarif.

Die Verhandlungen des ersten Zollparlaments über die Ermäßigung der Zollsätze auf Roheisen und Eisenfabrikate haben die schon längst angebahnte Ueberzeugung, daß die Einführung des Einpfennig-Eisenbahnfrachttarifs als Vorbedingung dieser Ermäßigung dringend nothwendig ist, wesentlich befestigt.

Der Beweis dieser Nothwendigkeit ist mehr wie ein Mal geführt worden. Dennoch wird es nicht überflüssig sein, die nachstehenden Mittheilungen über ein in der Gegend von Hagen gelegenes Puddlings und Walzwerk (ohne Hochofen, aber mit einer Production von 30 Mill. Pfund fertigen Eisens und Stahls im Jahr) beispielsweise anzuführen, weil dieselben besonders schlagend sind. Es wird daselbst ein Quantum von 42 Mill. Pfund Roheisen verbraucht. Dieses Roheisen wird von verschiedenen Orten bezogen und das Werk muß nach den noch bestehenden heutigen Tarifen die beigesetzten Frachtsummen dafür bezahlen, während die zweiten Zahlen die Fracht zum Einpfennigtarif angeben. Es werden bezogen an:

Roheisen	42,000,000	Pfund	Fracht	31,159	Thaler	gegen	16,174	Thaler,
Steinkohlen	8100	Wagen	„	18,990	„	„	7170	„
Steine u. Sand	390	„	„	1347	„	„	633	„
Fabrikate	15,000,000	Pfund	„	4050	„	„	1250	„
Fabrikate	15,000,000	„	„	24,549	„	„	10,123	„
			in Summa	Fracht	85,095	Thaler	gegen	35,350 Thaler,

mithin gegen einen durchgeführten Einpfennigtarif mehr 44,746 Thaler.

Die vorstehenden Zahlen beweisen bis zur Evidenz, welch enormer Unterschied zwischen den noch bestehenden Eisenbahnfrachten und dem Einpfennigtarif liegt und wie drückend, ja lähmend die Ersteren auf aller Eisenfabrication lasten, ohne daß sie auch nur für die Eisenbahngesellschaften eine wirkliche Nothwendigkeit wären.

Es ist nur das Gebot einer dringenden Nothwendigkeit, daß sich unsere Eisenindustrie, die des billigen Bezugs von Rohproducten und Hilfsstoffen nicht entbehren kann, wenn sie bei der stetig wachsenden ausländischen Concurrenz siegreich bleiben will, immer wieder an diejenige Macht wendet, welche durch ihre Gesetzgebung allein das factische Monopol der Eisenbahnen ermöglicht hat, — an den Staat. Weil dieser nicht mehr der engherzige Territorialstaat ist, der er zur Zeit der Begründung unseres Eisenbahnwesens war, sondern der aus dem Bedürfniß der Nation hervorgegangene große deutsche Staat, liegt die Hoffnung auf Abhilfe näher, als jemals früher, zumal der §. 45 der Verfassung des norddeutschen Bundes das Verkehrsleben und dessen Regelung direct unter die Aufsicht des neuen Bundes stellt.

Ein wichtiger Fortschritt ist im Laufe der letzten zwei Jahre bereits gemacht worden. Seit dem 15. Octbr. 1867 haben die Verwaltungen der Königlichen Ostbahn, der Warschau-Wiener und Warschau-Bromberger Bahnen die Vereinbarung getroffen, für Eisen und Blech einen Specialtarif gelten zu lassen, nach welchem — 63½ Meile — mit 5⅔ Sgr. incl. Expeditionsgebühr, mithin zu Einem Pfennig pro Centner und Meile zur Berechnung gebracht werden. Da die gedachten Verwaltungen, bevor sie sich zur Einführung des Einpfennigsatzes entschlossen, die Rentabilitätsfrage reiflich in Erwägung gezogen, und vorhandene Erfahrungen ihrem Entschlusse zum Grunde gelegt haben, so liegt der Anspruch nahe, ihr Beispiel demnächst auch von anderen Bahnen nachgeahmt zu sehen. Neuerdings sind diese Erfahrungen durch den Bericht bestätigt worden, welchen der Präsident Geheimer Commerzienrath Mevitten in der Generalversammlung der Rheinischen Eisenbahn am 29. Mai dieses Jahres erstattete und in welchem es u. A. heißt: „Die Erfahrung des letzten Jahrzehnts hat dargethan, daß der Transport der Massengüter sehr wesentlich durch die Höhe der Fracht bedingt und bei niedrigen Tarifen in den meisten Fällen einer Steigerung auf das Doppelte und mehr fähig ist. Ist auch der Nettoertrag bei einem Transport des doppelten Quantums Massengut zum Einpfennigtarif schwerlich höher, ja wahrscheinlich ansehnlich geringer, als bei einem Transport des einfachen Quantums Massengut zu 1½ Pfennig, so ist doch die niedrige Tarifirung der Massengüter vom erheblichsten und sehr oft absolut maßgebenden Einfluß für die Entwickelung der Industrie im Bahngebiete, und dadurch für die Entwickelung des Gütertransports über-

haupt. Kohlen und Erze bilden heute die Unterlage faſt der der geſammten modernen Induſtrie, und wie namentlich die Entwickelung der Macht und der Steuerkraft der Länder von der höchſten Bedeutung, ſo iſt auch für die meiſten Bahnen der billigſtmögliche Transport dieſer und anderer Maſſengüter die Grundbedingung für die Entwickelung der Induſtrie im Bahngebiete überhaupt.

Die finanzielle Bedeutung des Transportes von Maſſengütern iſt freilich für die einzelnen deutſchen Bahnen eine ſehr verſchiedene, aber allen kommt es in größerem oder geringerem Maße zu gut, wenn die induſtrielle Thätigkeit des Inlandes geſteigert, wenn unſer Vaterland durch die einſichtsvolle Mitwirkung der als Factoren der induſtriellen Production ſo maßgebenden Eiſenbahnen mehr und mehr befähigt wird, mit den fortgeſchrittenen Induſtrieſtaaten England, Belgien und Frankreich auf dem Weltmarkte zu concurriren."

Die Wichtigkeit der Einführung des Einpfennigtarifs für die einzelnen Artikel, namentlich für Kohlen, iſt bereits durch zahlreiche Erfahrungen feſtgeſtellt worden. Ein Beiſpiel ſtatt vieler. Während Bremen 1859 nur 139 Laſt deutſche Steinkohlen bezog, hatte dieſer Hafenplatz 1867 ſchon 5690 Laſt bezogen, ſo daß durch ſie 92 Procent des ganzen Kohlenbedarfs gedeckt würden.

Und dennoch, wie weit ſind wir auch im Kohlengeſchäft von dem zu erreichenden Ziele noch entfernt. Während Belgien in 1868 nach England 72,234,420 Centner Kohlen ausführte, importirte letzteres in 1867 24,556,800 Centner nach Deutſchland. Selbſt im Jahre 1869 iſt die Einfuhr engliſcher Kohlen nach Berlin laut vorliegender amtlichen Ausweiſe noch um 200,000 Centner geſtiegen.

Jedenfalls hat aber das im Kohlengeſchäft bereits Errungene zur Genüge bewieſen, wie großartig die Eiſeninduſtrie ſich entwickeln würde, ſobald auch ihr der Einpfennigtarif zu Gute kommt, dieſer Tarif überhaupt ganz allgemein auf Erze, Kalkſteine und andere Rohſtoffe angewandt würde. Dieſelbe Erfahrung lehrt, wie die Einführung dieſes billigeren Tarifs nicht allein dem Kohlenbergbau und der Eiſeninduſtrie, ſondern auch den Eiſenbahnen ſelbſt in dem alsdann eintretenden Maſſentransport den größten Nutzen bringen würde.

Und nicht allein durch den Maſſentransport, auch noch in anderer Weiſe würden die niedrigeren Eiſenpreiſe den Eiſenbahnen von weſentlichem Vortheile ſein. Das Bedürfniß derſelben zur Erneuerung ihres eigenen Eiſenmaterials beträgt erfahrungsmäßig etwa fünf Procent und belief ſich im verfloſſenen Jahre auf mehrere Millionen Centner. Bei Neubauten berechnet ſich der Bedarf auf etwa 22,000 Centner verarbeiteten Eiſens aller Art

(per Meile). Bei gleichzeitig fortschreitender Volksbildung würde übrigens der Consum überhaupt noch einer weit bedeutenderen Steigerung fähig sein, da in vielen Gegenden Deutschlands noch heute viele Gegenstände, namentlich Wirthschaftsgeräthe im Gebrauche sind, welche zumeist aus Holz gefertigt sind, obgleich alle begünstigten Culturvölker dieselben längst durch aus Eisen gefertigte Geräthe ersetzt haben. Wie groß ist in dieser Hinsicht noch der Unterschied zwischen Deutschland und Großbritanien?

„Das Eisen" — heißt es in einem neueren englischen Werke — „ist eines unserer Lebensbedürfnisse, ist die civilisatorische Weltmacht und das Hauptinstrument in der Kürzung und Erleichterung der menschlichen Arbeit geworden. Fast ist es unmöglich, noch einen Gebrauch aufzuzählen, wozu es gegenwärtig nicht verwendet wird. Wir reisen auf eisernen Straßen, gezogen von eisernen Rossen; wir durchfurchen den Ocean in eisernen Schiffen und Dampfern mit eisernem Takelwerk und getrieben von eisernen Maschinen; wir werfen große eiserne Brücken und Tunnels über unsere, so wie unter unsere Flüsse und Straßen; wir errichten Wohnungen und Packhäuser von Eisen für unsere Colonialbesitzungen und schließen unser Geld und unser Fleisch in eiserne Schränke ein. Sogar die glatten Pflastersteine werden in Glasgow, Albany und anderen Städten durch eisernes Pflaster abgelöst. Riesenhafte Anker werden für Leviathanschiffe geschmiedet, Dampfkesselplatten verfertigt, die $1^1/_2$ Tonnen oder 30 Centner wiegen, so wie Maschinenschafte von 4 Tonnen und Cylinder von 28 bis 30 Tonnen. Hunderte von Meilen elektrischen Drahts und unterseeische Kabeln werden abgerasselt mit magischer Eile, eingefaßt, aufgewunden und verschifft. Tausende von Wasserröhren und Meilen von Gasröhren werden von unseren Verschiffungshäfen aus nach allen Colonien und Ländern auf dem Erdball versandt. Ueber 3 Millionen Tonnen Eisen sind zu unseren eigenen Eisenbahnlinien gebraucht worden und 300.000 Tonnen sind alljährlich erforderlich, um sie in Stand zu halten. So geschickt sind unsere Werkleute, daß sie das dehnbare Erz in fast infinitesimale Drähte ausziehen können, und Stücke Eisen werden so dünn gemacht, daß sie sich zu unzerstörbaren Massen zusammenbinden lassen. Auch hat sich der Hausverbrauch um das Dreifache vermehrt. Ueberhaupt ist der Geschäftsbetrieb allein in seiner eisernen Exportbranche in fünf Jahren um 75% und in einem Vierteljahrhundert um 850% angewachsen."

Das kann der Engländer seiner Metallindustrie nachrühmen, welche mehr als die Hälfte der Eisenproduction der Welt, alljährlich ungefähr 4 Millionen Tonnen umfaßt. Der Eisenverbrauch war im britischen Reiche 1827 kaum 50 Pfund per Kopf der Bevölkerung und stieg bis 1858 auf 150 Pfund.

Soll Deutschland diesem Beispiel nacheifern, so kann das nur geschehen, wenn seine Eisenbahnverwaltungen endlich zu richtiger Einsicht in ihren Vor-

theil und das Bedürfniß der Eiseninduſtrie nach ermäßigten Frachtſätzen gefangen.

Nicht das Baucapital, nicht die Betriebskoſten, nicht die Schwierigkeit der Unterhaltung, ſondern hauptſächlich die Frequenz der Gütermaſſe ſind das entſcheidende Moment bei der Wirthſchaftspolitik der Eiſenbahnen. Wie gar weit die deutſchen Bahnen in dieſem Punkte noch zurückſtehen, beweiſt der Umſtand, daß dieſelben im Jahre 1858 nur 477,000,000 Centner Güter beförderten, während in demſelben Jahre der Güterverſand auf den engliſchen Bahnen 1,485,955,000 Centner, mithin das dreifache betrug, trotzdem daß Deutſchland 70 Millionen Einwohner und Großbritanien nur 27 Millionen zählte. Von obigen 1,485,955,000 Centner beſtanden 969,393,520 Centner allein in Bergwerksproducten, zumeiſt aus Kohlen und Eiſen, dieſen mächtigen Bundesgenoſſen der modernen Induſtrie.

Nachdem nun auch die Rheiniſche Eiſenbahn ſich für die Einführung des Einpfennig-Frachttarifs ausgeſprochen hat und die meiſten Handelskammern in Rheinland und Weſtphalen ausdrücklich erklärt haben: „den ferneren Ermäßigungen der Eiſenzölle müßten billigere Frachtſätze für den Maſſentransport von Rohmaterial, Halbfabricate und fertigem Eiſen vorhergehen", darf man mit Zuverſicht hoffen, daß auch die übrigen Eiſenbahnen nun demſelben Principe folgen, eventuell aber die Bundesregierung, nach den Erklärungen des Bundescommiſſar Dr. Michaelis in der 35. Sitzung des Reichstages, dieſe allgemeine Einführung des Einpfennigtarifs für alle Maſſengüter ungeſäumt in die Hand nehmen wird.

Das Muſeum römiſcher Alterthümer in Lyon.

Die franzöſiſchen Provinzialſtädte, denen nicht das Glück zu Theil geworden iſt, Seehäfen zu beſitzen, haben gewöhnlich nichts aufzuweiſen, was den Fremden den Aufenthalt daſelbſt irgendwie wünſchenswerth und angenehm machen könnte. Zwar iſt die oft gehörte Behauptung, daß ſie alle, eine wie die andere, gleichförmig und nur nach Muſter der Hauptſtadt normirt ſeien, nicht richtig. Im Gegentheil, ſie haben ſehr verſchiedenartiges Ausſehen: die eine iſt Feſtung und Militairſtadt; eine andere iſt faſt ausſchließlich von kleinen Rentnern bewohnt und ihre ſtillen Straßen, die kleinen reinlichen Häuſer mit dem ſorgſam gepflegten Blumengarten davor erinnern faſt an holländiſche Art; eine dritte iſt der Sitz einer zahlreichen ſteifen Beamtenwelt; wieder eine andere hat durch Bergbau, oder durch einen beſtimmten Handels- und Induſtriezweig ein ſehr charakteriſtiſches Gepräge erhalten. Was allen gemeinſam anhaftet, das iſt allerdings erdrückende Langeweile, geiſtiger Stillſtand bei aller Handelstüchtigkeit, wiſſenſchaftliche Gleichgiltigkeit ſelbſt in den Städten, die Academien beſitzen. In ihrer Vergangenheit allein liegt das künſtleriſche und wiſſenſchaftliche Intereſſe, das wir an dieſen Orten nehmen, dieſes aber iſt oft bedeutend genug. Der Norden, die Heimath des Spitzbogenſtils, iſt reich an herrlichen, proſanen wie religiöſen Gebäuden aus dem Mittelalter, die Touraine beſitzt die ſchönſten

Renaissanceschlösser, im Süden endlich finden wir überall Ueberreste einer blühenden Vorzeit. Es ist mehrfach darauf hingewiesen worden, welchen Einfluß die ungemein zahlreichen noch bestehenden römischen Bauten auf die Entwickelung der Architectur in Südfrankreich gehabt haben: eine gewisse großartige tüchtige Tradition ist hier nie verloren gegangen. Der Süden, der Sitz vieler Colonien und Municipalstädte, vieler kleiner Herrschaften, an Protestanten viel reicher als der Norden, hat sich überhaupt am meisten Individualität erhalten.

Durch die Ueberreste einer dieser alten gallisch-römischen Städte wollen wir heute eine kleine Wanderung antreten, das reiche Lugdunum vor unsern Augen wiederum erstehen lassen.

Ueber wenige Orte ist die Zerstörungswuth so verheerend gezogen wie über Lyon; von wichtigeren Gebäuden ist kaum ein Stein auf dem anderen geblieben. Aber ein großartiges Museum, durch frühe Ausgrabungen bereichert, von bedeutenden Gelehrten zu allen Zeiten befördert, jetzt unter der einsichtigen Leitung des Directors Herrn Martin-Daußigny geordnet und einer wissenschaftlichen Benutzung zugänglich gemacht, vereinigt das hauptsächliche was an römischen Alterthümern in der ganzen Umgegend gefunden worden ist. Namentlich sind es die Inschriften, die den reichsten Gewinn bieten, diese alten grauen Steine, an denen das Publicum gelangweilt und mit erstauntem mitleidigem Lächeln über die armen Thoren, die sich an diesen „vieux cailloux" abquälen, vorübergeht. Sie sind vortrefflich unter Arkaden im Hofe des Palais des Beaux-Arts aufgestellt. —

Die Lage Lyons ist ebenso schön wie günstig: in der fruchtbarsten Gegend, an der Vereinigung zweier schiffbaren Flüsse erhebt sich die Stadt terrassenförmig auf den felsigen baumgekrönten Uferhügeln und auf der schmalen Halbinsel zwischen Rhône und Saone. Ein solcher Punkt muß zu jeder Zeit bewohnt gewesen sein; doch wurde eine römische Colonie erst nach des Dictators Cäsar Tode hingesandt, unter L. Munatius Plancus, der auch als Gründer von Basel, einer andern wichtigen Handelsstadt, genannt wird. Kaiser Claudius, in Lyon geboren, vereinigte die bis dahin getrennten römische und gallische Städte, und gab ihnen volles römisches Bürgerrecht. Bei dieser Gelegenheit hielt er eine Rede, von der Tacitus uns den ungefähren Inhalt wiedergibt. Der Sitte gemäß wurde das kaiserliche Schriftstück mit vergoldeten Buchstaben in Erz gravirt. Ein sehr bedeutendes Fragment dieser Erztafel wurde 1528 aufgefunden und vom Rathe der Stadt erworben; jetzt ist es in die Wand des Vorzimmers zum Museum eingelassen. Es ist eins der größten und besterhaltenen dieser Art von officiellen Documenten.

Durch rasches Wachsen stieg Lyon zu blühendem Wohlstande; schon Augustus hatte es zur Provinzhauptstadt gemacht und religiös war es Mittelpunkt von ganz Gallien. Am Zusammenflusse von Rhône und Saone war nach endlich wiederhergestelltem Frieden dem göttlich verehrten Kaiser Augustus und der Göttin Roma ein prachtvoller Tempel errichtet und von Drusus eingeweiht: hier versammelten sich die Abgeordneten der drei Theile des Landes, und beriethen über gemeinsame religiöse Angelegenheiten, wohl auch über finanzielle Unternehmungen. Das sind die sogenannten tres Galliae. Die Versammlung hatte eigenes Vermögen, eigene Casse und Verwaltungspersonal, eigene Sclaven und Freigelassene, über dies alles belehren uns die Inschriften. Die Münzen geben uns ein Bild von dem prachtvollen Altar, der vor dem Tempel stand. Zwei Porphyrsäulen, die diesen geschmückt, tragen noch die Apsis der uralten Basilika von St. Ninay (ἀθάνατος, von den Märtyrern?); doch die Verhältnisse des kaiserlichen Tempels waren zu groß

für die kleine christliche Kirche, die mächtigen Säulen wurden entzwei gesägt. Aber die Einrichtung des hochberühmten Altars, sein Schmuck mit Leuchtern und Bildern der Victoria wurde beibehalten und die Ausrüstung der christlichen Altäre Lyons ist heutzutage noch im Ganzen dieselbe, wie die des heidnischen Altars, auf welchem beständige Wolken von Weihrauch zu Augustus stiegen, auch einem Erlöser, dem Retter aus dem unsäglichen Elend der Bürgerkriege. Lange suchte man vergebens nach den Ruinen dieses Heiligthums: endlich erkannte man, daß die Stelle der Vereinigung beider Flüsse eine andere geworden; natürliche Anschwemmungen und künstliche Dämme hatten sie weit hinaus vorgerückt. Vor nicht langer Zeit fand man auch unweit der Basilika von St. Ainay Trümmer, die höchst wahrscheinlich zur Bekleidung jenes Altars gehörten: mächtige Marmorplatten, mit Eichenkränzen und Sinnbildern geschmückt; der Anfang des Wortes Romae ist noch erhalten in großen schönen im Stein eingehauenen Buchstaben, die jedenfalls mit Bronze ausgelegt waren. Auch sie befinden sich in den Arkaden des Palais des Beaux-Arts.

Noch an einem zweiten Orte hat das Christenthum die Erbschaft heidnischer Cultur angetreten. Auf dem hohen rechten Ufer der Saone ließ Trajan ein prächtiges, von Säulenhallen umgebenes Forum errichten, ähnlich wie er in Rom zu gleichem Zwecke Bauten aufführte. Die wenigen Reste erlauben nicht, eine Restauration dieser Bauten auch nur zu entwerfen; die Versuche, die in diesem Sinne gemacht worden, sind ein Spiel archäologischer Phantasie, abgesehen davon, daß sie mit der Steifheit und Kälte behaftet sind, an der die französische Nachahmung antiker Architektur immer leidet. Das Wasser erhielt dieses Forum durch ein zehn Stunden langes Aquäduct, von dem in einiger Entfernung von der Stadt noch Spuren vorhanden sind, es hatte colossale Arbeiten erfordert, darunter nicht weniger als 18 Brücken. Trajan's Werk stürzte im Jahre 840 ein, und aus dessen Trümmern wurde eine der heil. Jungfrau geweihte Capelle gebaut. Das ist der Ursprung der berühmten Notre-Dame de Fourvières (forum vetus). Hieher wallfahren jährlich Tausende von kinderlosen Ehepaaren, um von der wunderthätigen Mutter Gottes Familiensegen zu erflehen. Die Wände der Kirche sind ganz von ex voto bedeckt; die Murillosche Madonna aus dem Louvre kommt in allen möglichen und unmöglichen Arten immer wieder, von der kunstvollen Copie bis zum abscheulichsten Oel- und Farbendruck herab. Ausgrabungen, die an diesem Hügel veranstaltet wurden, haben manche Trümmer zu Tage gefördert, die Spuren von Feuer tragen; es sind höchst wahrscheinlich Ruinen von den Gebäuden, die durch einen großen, uns von den Schriftstellern berichteten Brand in Nero's erstem Regierungsjahr zerstört wurden.

Die Unterwerfung von Gallien war so vollkommen, daß die Gegenwart zahlreicher Truppen in den Städten nicht nothwendig schien. So war auch in Lyon die Besatzung keine starke. Wie bei uns die Garderegimenter nicht allein in der Hauptstadt concentrirt, sondern theilweise auch in bedeutendere Provinzialstädte verlegt werden, so war es auch im römischen Reiche; in Lyon lag eine der stadtrömischen Cohorten, die dreizehnte, fast die ganze Kaiserzeit hindurch. Die Stadt galt doch, obgleich von der Grenze entfernt, als wichtiger Posten, namentlich nach der Rolle, die sie im Kriege zwischen Clodius Albinus und Septimius Severus (197 p. C. n.) gespielt hatte. Das Commando daselbst wurde nur erprobten und zuverlässigen Männern anvertraut, z. B. Verwandten der kaiserlichen Familie. So setzte Kaiser Gordian III. seinen eigenen Schwiegervater als Befehlshaber Lugdunuum's ein.

Die Bedeutung von Lyon lag in seinem Handel; eine ganze Welt von Industrien und Gewerben bietet sich uns in den Inschriften dar; selbst die gewöhnlichsten Grabsteine gewinnen dadurch Interesse, daß die Familie des Verstorbenen nicht verabsäumte, Stand, Beruf und Ehren desselben möglichst ausführlich mitzutheilen. Von jeher hatte der Franzose die Neigung viel zu plaudern, die alltäglichsten Dinge mit großem Wortaufwande vorzubringen, und diese Liebhaberei übertrug er auch auf seine Grabschriften, welche indeß oft von dem esprit entfernt sind, den bereits der alte Cato den Galliern zuerkannte.

Lyon war der Mittelpunkt des gallischen Weinhandels; die sonnigen Hügel Burgunds, die sanft ansteigenden Ufer der Saone waren wie jetzt mit Rebenpflanzungen bedeckt, deren feurige Producte nicht blos im einheimischen Lande verbraucht, sondern auch bis nach Italien und nach dem Norden hin exportirt wurden. Wohl ging es schon damals dem Germanen wie den Knelpgesellen in Auerbach's Keller; gegen den Römer mit seinen Steuern und Militairstaaten sträubt er sich mit aller Macht, „doch seine Weine trank er gern"! Nicht nur die Weinhändler waren sehr zahlreich, sondern eine ganze Classe von Schiffern auf der Rhône und Saone war ausschließlich mit dem Transport der Weine beschäftigt; sie fuhren mit ihren langen, schmalen Kähnen bis Marseille, wo dann die Weinschläuche auf größere Schiffe geladen wurden. An den Flußufern standen große Lagerhäuser und wir erkennen eine ähnliche Erscheinung wie jetzt in der Halle aux vins zu Paris. Die bedeutenden Handelshäuser besaßen neben dem allgemeinen Magazin ein kleines Comptoir, so daß eine förmliche Hüttenstadt neben den lang hingestreckten Weinschuppen entstand; diese hatten ihre eigene Polizei und eigene Aufseher.

Die Zollbeamten fehlten auch nicht; eine $2\frac{1}{2}$procentige Steuer bestand für alle möglichen Aus- und Einfuhrartikel, und der Wein wird besonders unter den besteuerten Gegenständen genannt; auch die Pelze, das Getreide, womit Lyon wie ganz Gallien einen bedeutenden Handel trieb, waren diesem Zolle unterworfen. An fast sämmtlichen Heerstraßen können wir die Stationen dieser Mauthbeamten erkennen, und sie bis in die Alpenpässe verfolgen.

Die Schifffahrt wird durch die Lage der Stadt natürlicherweise befördert und sie scheint auch blühend gewesen zu sein. Die Schiffer, wie die übrigen Handwerker und Gewerbetreibenden, sehen wir hier in Genossenschaften vereinigt, die an unsere Zünfte und Gilden erinnern; wenn wir von dem splendidissimum corpus nautarum hören, denken wir unwillkürlich an die hochwohllöbliche Schifferzunft. Von ihren Satzungen wissen wir indeß so gut wie nichts; wir wissen, daß sie Vorstände hatten und daß sie nur mit Erlaubniß der kaiserlichen Regiernng bilden durften. Auch wird genau unterschieden zwischen Schiffern auf der Rhône, Schiffern auf der Saone und Schiffern auf beiden Flüssen. Es ist wohl kein Zufall, daß wir weit mehr Schiffer auf der Saone finden als auf der Rhône; denn der letztere Fluß ist reißend und die Schifffahrt darauf jetzt noch schwierig und nicht sehr entwickelt.

Sehr zahlreich sind die religiösen Genossenschaften, bei denen jedoch die Religion oft nur Vorwand war; jährlich wurde ein Schmaus abgehalten und die Mitglieder genossen Grabesgemeinschaft.

In einer so gemischt bevölkerten Stadt, wohin aus allen Theilen des Landes Kaufleute zusammenkamen, mußte eine große Unordnung in den Münzen herrschen; demnach ist es natürlich, daß wir sehr vielen Wechslern begegnen.

Alle möglichen Handwerker und Kaufleute haben wenigstens durch ihren Namen eine Spur von ihrer Existenz hinterlassen. Metzger und Wurstmacher, Leinenhändler und Weber, Gold- und Silberschmiede, Zimmerleute und Schreiner, Glas-, Topf- und Metallwaarenhändler, Stuckfabrikanten, Buchhändler und Graveurs, Flötenspieler und Aerzte, an deren Grabsteinen wir vorübergehen, sie alle haben gelebt, gewirkt, geliebt und gelitten. Merkwürdig rührend ist manchmal eine bescheidene Grabschrift, die sich unter dem Wortschwalle der andern durch innige Einfachheit auszeichnet: „Antulla ihrem geliebten Gemahl; ein einziges Leid hat er mir zugefügt, das war sein Tod.“ Wer denkt dabei nicht an Chamisso's

Nun thatst du mir den ersten Schmerz,
der aber traf!

Wenn wir durch diese unscheinbaren Inschriften mit dem politischen, kaufmännischen und gewerblichen Treiben der Stadt bekannt gemachtwerden, so gewinnen wir durch das eigentliche Antikenmuseum einen Blick in ihre Kunst, oder richtiger in ihre Kunstindustrie.

Das Vorzimmer zur Bronzesammlung ist durch den jetzigen Vorsteher aufs geschmackvollste in ein antikes Gemach verwandelt worden. Die Wände sind mit dem bekannten schönen pompejanischen Dunkelroth gemalt, Gesimse und Boden mit in Lyon gefundenen Mosaikornamenten geziert; ebenfalls mustivischer Arbeit sind zwei schöne Köpfe, welche die Wände ausschmücken; die Erztafel des Claudius, bequem zu erreichen und leicht zu lesen, nimmt einen großen Theil der linken Seite des kleinen Saales ein.

Der Reichthum der Sammlung besteht vornehmlich in Bronzestatuetten und Münzen gallischen Fundorts. Von bedeutendem Kunstwerthe sind nur wenige Gegenstände; ich möchte darunter einen herrlichen Junokopf und kleine Statuetten des Hypnos, Wiederholungen nach dem bekannten schönen Typus, hervorheben. Für die Handelsstadt charakteristisch ist das sehr häufige Vorkommen des Mercur, meist mit dem Geldbeutel in der Hand dargestellt.

In letzterer Zeit hat sich das Museum durch mehrere auswärts gefundene Gegenstände bereichert; am wichtigsten ist wohl ein silberner Spiegel aus Korinth, und eine archäische Aphrodite, an der die Spuren der Bemalung noch sehr deutlich sind.

Jetzt ist Lyon ein trotz seines Handels und der blühenden Seidenindustrie stiller und langweiliger Ort: die neuen Straßen sind völlig stillos gebaut, mit wenigen Ausnahmen erheben sich die kahlen Häuser wie Kasernen bis zu fünf und sechs Stockwerken. Ich stand vor der Kirche von Notre-Dame de Fourvières, und so sehr ich die prächtige, bis nach den Alpen ausgedehnte Aussicht genoß, so konnte ich mich nicht von der Erinnerung an eine stolze, für Deutschland verlorene Stadt befreien — an Prag, das eine ähnliche Lage hat wie Lyon. Wie viel schöner und malerischer erheben sich die Reihe von Palästen, der Wald von Thürmen, die phantastischen Bogen und Zinnen der alten Czechenstadt, während die Hügel der Saone von einförmigen nichtssagenden Häusern bedeckt sind! Wenn ich mich aber umdrehte und die colossale vergoldete Madonna auf dem Thurme der reich dotirten Kapelle sah, so sagte ich mir: Hier hat das Römerthum noch nicht ausgelebt; wenn etwas Frankreich Noth thut, so ist es die Befreiung von Rom!

W. C.

Verantwortliche Redacteure: **Gustav Freytag** u. **Julius Eckardt.**
Verlag von **F. L. Herbig.** — Druck von **Hüthel & Legler** in Leipzig.

XXVIII. Jahrgang. II. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik und Literatur.

№ 32.

Ausgegeben am 6. August 1869.

Inhalt:

Ungedruckte Goethe-Briefe . . . . . Seite 201
Houegger's Culturgeschichte 213
Das neueste Rothbuch 224
Das Werk des sächsischen Generalstabs über den Krieg von 1866 . 228
Gewerbliche Hilfskassen 233
Correspondenz aus Holland 237

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.

Leipzig, 1869.

Friedrich Ludwig Herbig.

(Fr. Wilh. Grunow.)

Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern.

Ungedruckte Goethe-Briefe.

Wir übergeben unſern Leſern nachſtehend eine Reihe intereſſanter Goethebriefe aus den Jahren 1810 bis 1832, deren Mittheilung wir Herrn Dr. W. Andreae in Hildesheim zu danken haben. Der Inhalt derſelben bedarf keines weiteren Commentars, da der Herr Herausgeber die Verhältniſſe, auf welche dieſe Briefe ſich beziehen, durch einleitende Noten in jedem einzelnen Falle verdeutlicht hat. Die Veröffentlichung der beigefügten Briefe der Frau v. Beaulieu-Marconnay (Nr. 13), Klingers und des Kanzlers von Müller kann beſonderer Erläuterung gleichfalls entbehren, da jeder derſelben zu des Dichters Perſon und Leben in naher Beziehung ſteht.

Wir laſſen zunächſt das Schreiben folgen, durch welches der Herr Herausgeber ſeine Sendung eingeleitet hat und das zum Verſtändniß derſelben von Wichtigkeit iſt.

„Durch die Güte des Grafen Carl v. Egloffſtein, eines Jugendfreundes von Goethes Sohn, bin ich in den Beſitz von 14 noch ungedruckten Briefen Goethes gelangt, welche theils an deſſen Tante, die Hofmarſchallin Caroline v. Egloffſtein in Weimar (1—4), theils an deren Nichte Caroline v. Egloffſtein (4—13), theils an deren Schweſter Julie (Nr. 14) und theils an die Mutter der Letzteren, die Generalin und Oberhofmeiſterin von Beaulieu-Marconnay gerichtet ſind (Nr. 13).

Zum beſſeren Verſtändniß mögen nachſtehende Notizen über die etwas verwickelten Verwandtſchaftsverhältniſſe der Damen, an welche dieſe Briefe gerichtet ſind, folgen.

Die Hofmarſchallin Caroline v. Egloffſtein war, was ihr Titel beſagt, und ſpielte eine nicht unbedeutende Rolle am Weimarſchen Hofe.

Ihre Schweſter Henriette, Generalin und Oberforſtmeiſterin v. Beaulieu-Marconnay war von ihrem erſten Manne, einem Grafen Egloffſtein, der

zugleich ihr Couſin war, geſchieden. Sie vermählte ſich dann mit dem General und Oberforſtmeiſter v. Beaulieu-Marconnay in Hildesheim.

Aus erſter Ehe ſtammten die drei geiſtreichen Töchter, Gräfinnen Caroline (Componiſtin und Dichterin), Julie (Malerin) und Auguſte (Dichterin), welche ebenfalls am Weimarſchen Hofe lebten (Caroline war auch längere Zeit Hofdame des Großfürſten von Rußland) und etwa 1810 nach Mesburg bei Hannover und ſpäter in die bei Hildesheim gelegene Benedictinerabtei Marienrode überſiedelten, woſelbſt ſie auch verſtorben ſind. Unter Goethes Dichtungen finden ſich mehrere, die an die Gräfinnen Caroline und Julie (ſtarb im Januar d. J.) gerichtet ſind."

Goethe an Frau Hofmarſchall Caroline von Egloffſtein in Weimar.

(Der Inhalt dieſes ſo wie auch der folgenden beiden Briefe bezieht ſich auf einen der alljährlich am 30. Januar in Weimar aufgeführten Maskenzüge.)

1.

Sie erhalten, theure Freundin, die mir heute früh mitgetheilten Vorſchläge in einem Billet an Herrn Präſidenten von Fritſch ſogleich beantwortet zurück, um ſie heute Abend in der wahrſcheinlichen Seſſion noch weiter durchzuſprechen. Wie leid thut mir's, daß ich auf meine vier Wände eingeſchränkt bin, ſonſt würde ich gewiß nicht fehlen. Iſt die Sache etwas weiter, ſo kommen Sie ja wohl einmal bei mir zuſammen: denn das Eiſen will ſogleich geſchmiedet ſein, wenn ein Hufeiſen daraus werden ſoll. Grüßen Sie mir das liebe, ſonſt ſogenannte Kohlchen*) und ſagen Sie ihr: es thue mir leid, daß ich mir bei dieſer Gelegenheit für ſie nichts Heiteres erdenken dürfe. Dagegen wollen wir dann mit Erlaubniß, wenn die Sache einmal ausgemacht iſt, für unſere ſchlanke Gräfin etwas aufgehen laſſen. Leben Sie recht wohl und intereſſiren Sie ſich ja für die Sache. Es iſt in mehr als einem Sinne nothwendig, daß wir diesmal etwas zuſammenbringen, das ſich darf ſehen laſſen. Ich hoffe mündlich bald mehr.

Januar 1810. Goethe.

2.

Hier kommt ein Abgeſandter, theuerſte Freundin, mit einem großen Blatte, welches er auslegen wird. Haben Sie die Güte, ihm die nöthigen Anmerkungen dazu zu dictiren und was am nächſten zu beſtimmen erforderlich wäre, zu bezeichnen.

Herr von Bielke und Boyneburg könnten Nr. 7 und Nr. 9 überneh-

*) Gräfin Caroline von Egloffſtein.

men. Die Fräulein Täubner, Laßberg, Marwitz hätten Nr. 6 und 8 offen und für die Ueberbleibende findet sich gewiß auch noch etwas Artiges: denn wir werden noch manches einzuschalten und zu ändern haben. Sie mag vor der Hand zu ihrer Bekleidung wählen, was ihr am bequemsten ist und ihr gut steht. Den Charakter wollen wir schon finden. Das Nähere sagt Ueberbringer und empfiehlt mich zugleich.

G.

3.

Indem ich mich nach Ihrem Wohlbefinden, theuerste Freundin, erkundige, so bezeige ich mein Leidwesen darüber, daß Sie gestern Abend die so unvergleichlich als mannigfaltig und kostbar gekleidete Versammlung nicht haben mit ansehen können. Es war wohl der Mühe werth, deshalb noch einige Noth und Angst auszustehen. Haben Sie tausend Dank für alles das Freundliche, was Sie mir bei dieser Gelegenheit erwiesen. Dürfte ich nun um die Gefälligkeit bitten, möglichst beizutragen, daß wir die Zeichnungen sie seien in welchem Stande sie wollen, wieder erhalten. Wir wünschen eine Sammlung davon zu machen und erbieten allenfalls einige davon, auf Verlangen, in verificirten Copien den Interessenten zuzustellen.

Wie hat die schlanke Jägerin geschlafen?*) Hier folgen noch einige Exemplare des Gedichts. In einigen Tagen stehen mehrere zu Befehl. Werden wir morgen das Vergnügen haben, Sie bei uns zu sehen?

Weimar, den 3. Febr. 1810.

Goethe.

4.

Gegenwärtiges erhalten Sie, vortreffliche Freundin, durch den Bartkünstler: denn auf alle Fälle bedarf Ihr Herr Gemahl eines solchen russischen Schmucks. Wir sehen ihn doch um 11 Uhr auf dem Schlosse? Denn ich habe auch an ihn als Hofmarschall manches Anliegen. Stehen Sie vielleicht auch uns bei?

Die schöne Jugend soll uns nur keine verdrießlichen Gesichter machen: denn das wäre ein übler Schluß nach so viel Heiterkeit. Zwei Verse für die einwandernden Italiener stehen schon auf dem Papier. Mich würde besonders der Reim von Pomeranze und Tanze verdrießen, wenn ich ihn verlieren sollte. Ich mache das Gedicht fertig: denn es ist ja nicht der letzte Redoutenabend und wir brauchen noch manchen Spaß und Zierde auch auf den folgenden, wo ja dieser Einfall vielleicht besser und glücklicher als gegenwärtig ausgeführt werden kann.

Leben Sie wohl und lassen Sie uns sich empfohlen sein.

Weimar, d. 14. Febr. 1810.

Goethe.

*) Die Gräfin Caroline v. Egloffstein. Vgl. die Vorbemerkung zu Nr. 6.

5.

Sie erhalten, theuerſte Freundin, noch ein ſpätes Blatt von mir. Auguſt iſt angekommen und hätte ſchon ſelbſt aufgewartet, wenn er nicht in einiger Bänglichkeit befangen wäre. Die Vorklage will er dem Vater überlaſſen. Da ich nun immer als Micio bekannt bin, ſo darf ich es nicht ablehnen. Die ſchöne Aufforderung macht ihn verlegen. Er glaubt mancherlei Gründe zu haben, die alle gut ſind, und die vielleicht alle nichts taugen. Er mag nur ſelbſt kommen und probiren, wie man ſich entzieht. Wäre nicht von einer Quadrille die Rede, ſo böte der Vater ſich für den Sohn an, bei dieſer ſchönen Gelegenheit, da es ſonſt billig iſt, daß der Sohn für den Vater ſtehe.

1810. Freundlich

Goethe.

Goethe an Gräfin Caroline von Egloffſtein, Nichte der Vorigen (geſtorben am 16. Jan. 1869 zu Marienrode bei Hildesheim).

6.

(Ein Schreiben Goethes vom Jahre 1811, an Caroline Gräfin Egloffſtein gerichtet, die damals zu Misburg, einem in der Nähe von Hannover liegenden Forſthauſe, lebte, wo die Egloffſtein'ſchen Schweſtern ſeit der zweiten Heirath ihrer Mutter, ehemaligen Gräfin Egloffſtein, die früheſten Jugendjahre verlebten und zahlreiche Beweiſe treuſter Theilnahme des Dichters empfingen. — Der Inhalt bezieht ſich auf den Maskenzug der am 30. Januar 1810 bei Verlobung der Prinzeſſin Caroline von Weimar (Mutter der Herzogin von Orleans) ſtattgefunden, wobei die Gräfin Caroline, die ſich zum Beſuch in Weimar aufgehalten hatte, im Coſtüm der Jägerin auftrat. Goethe ſelbſt erſchien an jenem Abende als Tempelherr und trotz ſeiner 61 Jahre in ſolcher Schönheit, daß die Anweſenden ihn nicht genug bewundern konnten. Die Zeichnerin, deren Goethe erwähnt, iſt die jüngere Schweſter Julie, an der der Dichter ſeit ihrer Kindheit das lebhafteſte Intereſſe nahm; ihr angeborenes Talent hatte ihn ſo lebhaft gefeſſelt, daß er ſich ihre, in tiefſter ländlicher Einſamkeit, ohne die mindeſte Anleitung entſtandenen Compoſitionen durch Vermittelung des gemeinſamen Freundes, Kanzler v. Müller, von Zeit zu Zeit kommen ließ. Müller pflegte dann Goethes Aeßerungen über die Kunſtjüngerin actenmäßig aufzuzeichnen und derſelben mitzutheilen.)

Anmerk. von Caroline Egloffſtein. „Leider ſind viele dieſer Rapporte*) ver-

*) Die Zeichnungen beſtanden nur aus flüchtigen Bleiſtift-Umriſſen, die Abends am Theetiſch entworfen wurden.

loren gegangen und nur derjenige übrig geblieben, welcher ſich in ihrer Sammlung koſtbarer Andenken des theuern Meiſters befindet und deshalb beigefügt wurde, weil er das Vorwort der ſpäter an ſie gerichteten Gedichte Goethes zu betrachten iſt."

„Um wegen meiner Briefſchulden nicht ganz bankrut zu werden, habe ich mich nach Jena zurückgezogen, wo, wie Sie ſehen, ſchöne Freundin, die Feder nicht recht ſchreiben, die Dinte nicht ordentlich fließen will. Doch erſcheint mir das Bild der lieben Jägerin allzu lebhaft, als daß ich länger zaudern ſollte für Ihren freundlichen Brief recht herzlich zu danken. Die holde Geſtalt der Abweſenden wird gar oft vermißt, Sonntags beim Geſang, bei Hofe, auf der Redoute und wo nicht ſonſt. Ebenſo fehlt auch ihre trauliche Rede und was ſonſt noch alles mit ihr hinweggegangen iſt.

Einer Ihrer erſten und treueſten Verehrer findet ſich hier an meiner Seite, mein Auguſt, mit dem ich ſehr oft der guten und glänzenden Zeiten gedenke. Er empfiehlt ſich zum allerſchönſten.

Wie es dieſen Herbſt und Winter bei uns ausgeſehen, davon haben Sie ſchon umſtändliche Nachricht.

Sehr ungern vermiſſen wir Frau Generalin v. Wangenheim, bei der ich mein Andenken zu erneuern bitte.

Ihrer verehrten Frau Mutter danken Sie recht lebhaft für das eigenhändige Zeichen dauerhafter Neigung und Freundſchaft und bewegen die glückliche Zeichnerin uns bald wieder etwas zu ſenden. Sie aber leben recht wohl und unſerer eingedenk.

Jena, 18. Jan. 1811.

Goethe."

7.

(Brief von Goethe an Gräfin Caroline Egloffſtein, welche als Hofdame der damaligen Frau Erzherzogin Kaiſerl. Hoheit, von Goethe ſtets Aufträge für St. Petersburg erhielt, nachdem er durch ihre Vermittelung mit Klinger, dem Jugendfreunde einer längſt vergangenen Zeit, in neue, innige Beziehung getreten war.)

„Hierbei, theuerſte Freundin, ein groß Packet, enthaltend auf Ihre Anmahnung 3 Exemplare Divan, für Klinger, Willamow und Ouwarow. Begleiten Sie ſolche mit einem freundlichen Schreiben. Zugleich bitte beikommende Rolle Ihro Kaiſerl. Hoheit der Frau Erbgroßherzogin zu überreichen; ſie enthält, laut Aufſchrift, den Prolog für Ihro Majeſtät die Kaiſerin Mutter begehrt, und iſt ſo ſorgfältig verpackt, daß ſie gleich zu verſenden wäre.

Behalten Sie mich in einem freundlichen Andenken und empfehlen mich höchsten Orts schönstens und bestens.

Weimar, den 30. März 1821. Treulichst

Goethe."

8.

(Die in dem vorliegenden Briefe Goethes bezeichnete Stelle bezieht sich auf den, von der Gräfin Caroline von Egloffstein ihm mitgetheilten Bericht über die furchtbare Wasserfluth, die in St. Petersburg am 17. Nov. 1824 stattgefunden hatte.)

„Indem ich vorstehende Thorheiten aus einiger Ferne zu schauen, gewissermaßen bekräftigen kann; sage ich meiner so theuern, lieben Freundin, daß Ihr Brief von Klinger mich gar schön getroffen und gerührt hat. Grüßen Sie ihn zum Besten.

Leider bin ich jetzt öfter als billig vor Ihren Fenstern*); das große Unheil will die Einbildungskraft nicht loslassen. Kommen Sie bald wieder, zu Ihrem und unserem Heil! In einer still bewahrten Elegie werden Sie Mitgenossen der schmerzlichsten Trennungs-Leiden gewiß theilnehmend begrüßen.

Am Christabende, wo man am schmerzlichsten empfindet, den Geliebtesten keine Kerze widmen zu können.

Neigung und Theilnahme!

W., d. 24. Dec. 1824. Goethe."

9.

(Auftrag Goethes an Gräfin Caroline v. Egloffstein nach Petersburg adressirt.)

„Wenn unsere theure Freundin, Gräfin Line, mir die Barometerstände von Petersburg, und zwar nur vom Februar dieses Jahres, baldigst anschaffen könnte, so geschähe mir ein großer Gefalle. Könnte man fernerhin die Barometerstände des genannten Monats von Moskau, und wo sonst im großen Kaiserthum beobachtet wird, gleichfalls erhalten, so würde meine Verbindlichkeit noch größer sein.

Bei der Academie der Wissenschaften findet sich wohl dies alles zusammen, auch verbreitet sich der Einfluß unserer theuren Freundin gewiß über

*) Nach einer Copie des von der Gräfin an Goethe geschickten Briefes, in welchem sie die Verwüstungen der Fluth schilderte, war das Wasser bis zur zweiten Etage des Winter-Palais gestiegen.

dieſe ernſte Geſellſchaft. Doch wird der treuen Seele unſerer Guten es gewiß ſcherzhaft erſcheinen, daß ich ſie, die Allerbeſtändigſte, daß ich ſie um das Verhalten des Allerbeweglichſten befrage.

Die ſchönſten Grüße und ein herzliches Lebewohl!

Weimar, den 21. July 1825.

Goethe."

10.

Schon ſeit einigen Tagen gehe ich, theuerſte Freundin, mit dem Gedanken um, Ihnen etwas Liebes und Gutes zu erweiſen; aber ich konnte nichts finden, was meinen Wünſchen und Gefühlen genügt hätte. Und ſo will ich denn auch jetzt nur mit Worten ausdrücken, welchen Dank ich empfinde für den Antheil, mit dem Sie immerfort an mir und den Meinigen feſthalten, beſonders auch für die treue Neigung, die Sie Ihrem Frühgeſpielen und Hofgenoſſen unverändert gönnen wollen.

Sodann verzeihen Sie, wenn ich dieſe Gelegenheit ergreife auszuſprechen: daß die körperlichen Leiden, welche Sie von Ihren Freunden, wie von der Welt ſcheiden, mir höchſt peinlich ſind, und Sie werden meinen Zuſtand ſchmerzlicher mitempfinden, wenn ich verſichere: daß ich, bei Ihrer letzten Anherkunft, mit der Hoffnung geſchmeichelt habe, Sie würden die einſamen, faſt öden Stunden, die ſich manchmal um mich her zu lagern drohen, durch Ihre Gegenwart beleben und geſtalten. Hiermit aber ſei genug, wo nicht zu viel geſagt!

Gönnen Sie mir Ein Wort, wo ich irgend zu Ihrer Zufriedenheit beitragen kann! Eine geſtrige Abſendung nach Petersburg wird unſerm Freund ein Lächeln abgewinnen; dies verleihen Sie auch mir und bleiben einer ewigen Anhänglichkeit verſichert.

W. d. 31. Jan. 1826. umwandelbar

Goethe.

11.

„Abſchriftlicher Auszug,
Schreibens des Herrn Hofrath Rochlitz,
Leipzig, d. 23. Juli 1829."

„„Bei mir meldet ſich zunächſt die Gräfin Egloffſtein. Daß ich dieſe, wie weit das in wenigen Stunden möglich, habe kennen lernen, achte ich für ein wahres Glück. Kaum erinnere ich mich einer Dame, die, bei erſter Bekanntſchaft, einen ſo geiſtig aufregenden, würdig-anmuthigen, wohlthuendbefriedigenden Eindruck und ohne irgend ein merkliches Daraufanlegen, von der erſten Minute ihrer Gegenwart auf mich gemacht und bis zur letzten

vollkommen gleichmäßig erhalten hätte. Mit ihr ſollte man, wenn keine andern, doch die feſtlichen Tage des Jahres verleben.“"

„in fidem getreuliche Abſchrift,
mit den herzlichſten Wünſchen und
Empfehlungen, wo ſichs ziemen will.

Am Park, d. 28. Jul. 1829.

(Goethe.)

Anmerk. der Gräfin C. v. Egloffſtein.

„Eine ſcherzhafte Mittheilung Goethe's an C. Egloffſtein vom Jahre 1829, welcher aber leider die Unterſchrift ſeines theuern Namens fehlt, da derſelbe einer werthvollen Sammlung von Autographen zum Opfer gebracht worden iſt.“

Die Erwiderung der Gräfin auf dieſe Goetheſche Zuſendung lautet folgendermaßen:

„Zum lieben Tag*) bin ich ſo fern — aber treue Wünſche überflügeln die Trennung und erreichen den erſehnten Gegenſtand und rufen den frömmſten Segen auf Ihr geliebtes Daſein vom Himmel herab!

Das kleine Zeichen meines Andenkens wird zur rechten Stunde in Ihren Händen geweſen ſein, und durch ſeine Farbe das treue Andenken der Entfernten gezeigt haben. Wie nachſichtig, wie gütig haben Sie meiner gedacht! wie innig hat mich der Beweis Ihrer heiteren Laune erfreut, womit Sie ſcherzhaft des guten Rochlitz ſcherzende Worte bis an mich gelangen ließen. Könnte ich Ihnen deutlich machen, wie unſchätzbar Ihr wohlwollend Andenken meiner Seele iſt, und wie mit innigem Beſtreben ich mich deſſen würdig halten möchte.

Gott ſegne und behüte Sie für und für und gebe Ihnen der ſchönen Tage ſo viele als Sie uns andern ſchenken; — mit welchen neuen, belebenden Gefühlen hat mich die neueſte Lieferung Ihrer Werke erfüllt, und wie viel ſüßen Troſt, wie viel Ermuthigung und freundliche Erregung habe ich daraus geſchöpft. Des Himmels beſte Freuden ſind mit Ihnen — wem anders könnten ſie zu Theil ſchon auf Erden ſein?!

Carlsbad am 28. Auguſt 1829.

Caroline Egloffſtein.

12.

Hierbei, meine Beſte, das von Ihro Kaiſerl. Hoheit mir mitgetheilte

*) Goethe's Geburtstag.

Blatt, welches freilich von verständiger Bedeutung ist. Unser werther, oft fördender, wohl aber auch retardirender Freund, übernahm die Schuld der Verspätung.

Darf ich bei dieser Gelegenheit um ein gefälliges Vorwort bitten? Ihro Kaiserl. Hoheit hatte ich vor Höchst Ihro Abreise nach Dornburg ein Bändchen zugestellt: Briefe eines Verstorbenen. Schwerlich ist dieses in dem Augenblicke für Ihro Hoheit interessant, da man mit den Lebendigen so viel zu thun hat. Dürft ich bitten Sich für dessen Rückgabe zu verwenden: ich werde deshalb gemahnt und es steht in ruhigeren Augenblicken wieder zu Diensten.

treu angehörig

Weimar, d. 18. Septbr. 1830. J. W. v. Goethe.

13.

Ein Bericht der Generalin von Beaulieu-Marconnay, im Jahre 1830 für Goethe bestimm.

Dieses Schreiben enthält einen Auftrag der Frau von Türkheim (Lilli in Goethe's Gedichten), welchen die Schreiberin seit 1793 im Herzen bewahrt, endlich zu seiner Kenntniß zu bringen wünschte.

Die wenigen Zeilen seiner Antwort beweisen, wie tief Goethe durch diese Mittheilung ergriffen worden war.

„Die an mich ergangene Aufforderung, dasjenige, was sich in Bezug auf eine der edelsten Frauen meinem Gedächtnisse unauslöschlich eingeprägt hat, schriftlich mitzutheilen, erfüllt mich mit wehmüthiger Freude, weil ich mich dadurch berechtigt sehe, das heilige Vermächtniß, welches die Treffliche einst in meinem Herzen niederlegte, dem einzig geliebten Freund ihrer Jugend zu übergeben und auf diese Weise dem Vertrauen zu entsprechen, dessen sie mich vor einer langen Reihe von Jahren würdigte.

Ich muß in diese zurückkehren und bemerken, daß zur Zeit der französischen Revolution, namentlich Anno 1793 und 1794 die Fürstenthümer Anspach und Baireuth mit Emigranten überfüllt waren, besonders Erlangen, wo ich mich damals aufhielt und sehr zurückgezogen lebte. Um so mehr mußte es mich überraschen, zu hören, es befände sich unter den Ausgewanderten eine Frau von Türkheim, die großes Verlangen trage, mich kennen zu lernen. Ich konnte mir keinen anderen Grund ihres lebhaft geäußerten Wunsches denken, als die Wahrscheinlichkeit, sie bedürfe vielleicht meiner Unterstützung, und dies bewog mich, trotz meiner eigenthümlichen Abneigung vor neuen Bekanntschaften, Frau von Türkheim zu besuchen.

Der Eindruck, den ihre Persönlichkeit im ersten Moment auf mich machte, läßt sich mit wenig Worten bezeichnen. Ich glaubte Iphigenie vor mir zu sehen. Die hohe, schlanke Gestalt, der milde, schwermüthige Ausdruck ihrer

zwar verblühten, aber doch noch immer anmuthigen Gesichtszüge, und vor allen die erhabene Würde, die sich in ihrem ganzen Wesen aussprach, riefen mir jenes Ideal edelster Weiblichkeit, so wie es Goethe darstellte, unwillkürlich vor die Seele — sonderbar genug, da keine Ideenverbindung stattfinden konnte, indem ich nicht die leiseste Ahnung davon hatte, daß Frau v. Türkheim und der große Dichter jemals in vertrauter Beziehung standen. Ich sollte aber bald erkennen, wie richtig mich meine Gefühle geleitet, denn die vortreffliche Frau gestand mir mit rührender Offenheit, sie habe erfahren, in welcher engen Verbindung ich mit Weimar stünde und bloß deshalb meine Bekanntschaft gewünscht, um etwas Näheres von Goethens Leben und Schicksalen zu vernehmen, den sie den Schöpfer ihrer moralischen Existenz nannte. Die Innigkeit, ja, ich darf sagen, die Begeisterung, womit sie von ihm sprach, rührte mich unaussprechlich und vermehrte meine hohe Meinung von dem verehrten Manne, den ich damals leider! noch nicht persönlich kannte.

Dieser Umstand verhinderte mich, dem Wunsche seiner Jugendfreundin Genüge zu leisten, allein die theure Frau ließ es mich nicht entgelten, und von jenem Augenblicke an entspann sich das herzlichste Freundschaftsverhältniß zwischen uns Beiden. So lange ich lebe, werde ich an die genuß- und lehrreichen Stunden mit tief bewegter Seele denken, die ich bei Frau von Türkheim zubrachte, und ihre Tugenden zum Vorbild nehmen.

Im Laufe unserer traulichen Unterhaltungen erzählte sie mir die Geschichte ihres Herzens, woraus ich deutlich ersah, daß sie, wenn auch nicht vollkommen glücklich, doch mit ihrem Schicksal zufrieden war, weil — Goethe es ihr vorgezeichnet hatte. Mit seltener Aufrichtigkeit gestand mir Frau von Türkheim, ihre Leidenschaft für denselben sei mächtiger als Pflicht und Tugendgefühl in ihr gewesen, und wenn seine Großmuth die Opfer, welche sie ihm bringen wollte, nicht standhaft zurückgewiesen hätte, so würde sie späterhin, ihrer Selbstachtung und der bürgerlichen Ehre beraubt, auf die Vergangenheit zurückgeschaut haben, welche ihr im Gegentheil *jetzt* nur beseligende Erinnerungen darböte. — Seinem Edelsinne verdanke sie einzig und allein ihre geistige Ausbildung an der Seite eines würdigen Gatten und den Kreis hoffnungsvoller Kinder, in welchem sie Ersatz für alle Leiden fände, die der Himmel ihr auferlegt. Sie müsse sich daher als *sein* Geschöpf betrachten und bis zum letzten Hauch ihres Lebens mit religiöser Verehrung an seinem Bilde hangen. Da ihr aller Wahrscheinlichkeit nach nicht vergönnt sein würde, Goethen wieder zu sehen, so bäte sie mich, dem *unvergeßlichen* Freunde, wenn ich ihn einst von Angesicht zu Angesicht schaute und sich eine schickliche Gelegenheit fände, dasjenige mitzutheilen, was sie mir in dieser Absicht vertraut habe. —

Ihre Worte hatte ich treu bewahrt, aber eine *solche* Gelegenheit fand

ſich nicht. Ich war damals noch zu jung und dem hochverehrten Meiſter gegenüber viel zu ſchüchtern, als daß ich es hätte wagen dürfen, einen ſo überaus delicaten Gegenſtand zu berühren. Späterhin führte mich mein Geſchick aus ſeiner Nähe und während mancher kurzen Anweſenheit in Weimar hielt mich die Furcht, durch meine Taubheit läſtig zu werden, davon ab, das ehemalige Verhältniß mit demſelben wieder anzuknüpfen. Schon hatte ich die Hoffnung, mich jenes heiligen Auftrages entledigen zu können, gänzlich aufgegeben, als ich mich ſo freundlich dazu berufen ſah und dies für eine beſondere Gunſt des Himmels halten muß.

Möge der Inhalt dieſer flüchtig entworfenen Zeilen die reiche Vergangenheit des erhabenen Dichtergreiſes wie ein milder Sonnenblick beleuchten, und meine innigen Wünſche für ſein Wohlergehen erfüllt werden!

Weimar, am 3. Dec. 1830.

Henriette v. Beaulieu-Marconnay,
geb. v. Egloffſtein.

Antwort Goethe's an Frau v. Beaulieu-Marconnay.

Nur mit den wenigſten Worten, verehrte Freundin, mein dankbarſtes Anerkennen. Ihr theures Blatt mußte ich mit Rührung an die Lippen drücken. Mehr wüßte ich nicht zu ſagen. Ihnen aber möge zu geeigneter Stunde, als genügender Lohn, irgend eine eben ſo freudige Erquickung werden.

Weimar, am 7. Dec. 1830.

Verpflichtet
J. W. v. Goethe.

14.

Ein Brief Goethe's an Gräfin Julie von Egloffſtein.

(Folgendes zärtliche Handſchreiben, welches zu den Seltenheiten gehört, da Goethe höchſt ungern zu ſchreiben pflegte, bezieht ſich auf das declamatoriſche Talent der Gräfin Julie, deſſen Goethe ſich oft bediente, um ſich ſeine eigenen Dichtungen von ihr vorleſen zu laſſen.)

„Von beiliegendem Prolog, ſchöne Julie, nehmen Sie eine Abſchrift, geben ſie nicht aus der Hand, erfreuen mich bald mit einem glücklichen Vortrag.

W., 2. Juni 1821.

G."

15.

Ein Brief Klingers an Gräfin Caroline v. Egloffſtein.

„Ihr edles Herz, hochverehrte Gräfin, hat Ihnen die Wahrheit geſagt, indem es Sie verſicherte, daß Ihr treuer Freund Sie nicht vergeſſen kann; der geringſte Zweifel an ſeiner Treue wäre ein moraliſches Vergehen, deſſen

Ihr Herz nicht fähig ist, und er lebt in dem Glauben und der festen Ueberzeugung, von Ihnen erkannt zu sein. Sie sind ihm und blieben ihm, was Sie ihm von dem Augenblicke des Anerkennens Ihres Innern waren: eine liebliche Erscheinung, die ihn freundlich durch das Leben geleitet.

Mit Freude und Vergnügen habe ich gelesen und von dem Herrn Baron von Beaulieu gehört, daß Ihre Gesundheit sich immer zum Bessern neiget, ich wünsche von Herzen Dauer und Zunahme. Von mir habe ich nichts zu sagen, als daß meine Leiden, mein hohes Alter zu einer Art von Märtyrthum machen und immer mehr zu machen drohen, indessen ist das Innere in mir immer noch gleich wach und jung, zum Kampfe gerüstet, kräftig strebend, die Obermacht zu erhalten, die es bisher ausgeübt hat.

Mit Schrecken und tiefem Schmerz habe ich die Nachricht von der gefährlichen Krankheit unseres Goethe in den öffentlichen Blättern gelesen und mit Angst die besseren Nachrichten, die Sie mir auch gegeben, erwartet: er lebt und wird uns leben. Ich, dem die Sonne des Lebens, mit dem gleichen Verluste*), für immer untergegangen ist, und der in dem Dunkel noch fortleben muß, mußte als treuer Freund und unglücklicher, verlassener Vater am tiefsten von allen, die Goethe lieben, gerührt und betroffen werden. Nach diesem vermag ich nicht weiter zu gehen, ich blicke nach Ihnen, sehe Sie, rede mit Ihnen, gehe an Ihrer Seite nach dem Pavillon der Rosen, spreche mit Ihnen von Goethe, von allem Guten und Trefflichen und fühle den Abglanz Ihres Geistes und Herzens in mir.

St. Petersburg, 12. Dec. 1830.

Ihr treuer Verehrer und Freund
Klinger.

16.

Brief des Kanzlers von Müller an die Gräfin Caroline von Egloffstein.

Weimar, 24. März 32.

Wenn Sie diese Zeilen öffnen, Theuerste! so wissen Sie schon unser aller unersetzlichen Verlust, den Ihrigen ganz besonders. —

Er schied so sanft, so heiter, so vollkräftig bis zur letzten Stunde, daß es nicht möglich wird zu denken, daß er uns verloren sei. Nein, er lebt für immer und er lebt für immer in uns allen, seinen Getreuen, fort!

Vor wenig Wochen schloß er den 5ten und letzten Act des neuen Faust also ab:

„Es wird die Spur von meinen Erdentagen
Nicht in Aeonen untergehn!“

*) August von Goethe, des Dichters Sohn, war am 27. October 1830 in Rom verstorben.

Wie wahr iſt es denn nun auf ihn ſelbſt anwendbar!

Ottilie*) übertraf ſich ſelbſt an liebevoller Pflege und auch bis jetzt noch an Standhaftigkeit. Sie war und iſt fortwährend um Sie und Ihren Schmerz ſehr bekümmert. Auch die Pogwiſch. Wir wachten alle die letzte Nacht ſammt den 2 Enkeln, Vogeler und Kräuter. Früh ſechs Uhr trank er noch ſeinen Kaffee mit Wolf und beſtellte ſich Wildpret und Fiſche für Mittag, hieß Ottilie auf ihr Zimmer gehen und ſprach von baldiger Wiederherſtellung. Nicht die geringſte Todesahnung war in ihm. Er ſcherzte um 9 Uhr, wo der Arzt ihn längſt aufgegeben, noch mit Ottilie, wenn ſchon ſehr matt. Sein Sterben war nur ein Ausbleiben des Athems, ohne alles Zucken noch Krampf. Daher auch die ſelig ruhige Miene im Tode, und noch jetzt!

Die Hoheit und der Großherzog hatten nicht an Gefahr glauben wollen und waren dann um ſo heftiger ergriffen. Beide benehmen ſich hinſichtlich meiner Vorſchläge ſehr würdig und bereitwillig, alles zu thun, was irgend zu Ehren ſeines Andenkens geſchehen konnte.

Montag früh 8—12 Uhr iſt, auf Ottiliens und des Publicums leidenſchaftlichen Betrieb, jedoch gegen mein Gefühl und Rath die Paradeausſtellung. Abends 5 Uhr die feierliche Beiſetzung in die Fürſtengruft, mit Geſängen von Zelter, Eberwein und Hummel componirt, aus Goethe's eigenen Dichtungen. Röhr hält die Rede. Daß ich durchgeſetzt, daß das Theater 5 Tage geſchloſſen bleibt, werden ſie loben. Spiegel wollte durchaus nur einmal ausſetzen, ob er gleich außerdem ſehr bereitwillig zu allem, ja ſelbſt ſehr ergriffen war. Ottilie reiſt morgen nach Jena, auf einige Tage, bis das Teſtament Dienſtags publicirt ſein wird.

So viel in höchſter Eile. Wir ſind ſehr beſorgt um Sie, — ſtrafen Sie doch ja unſere Sorgen Lügen! Ewig der Ihrige!

v. Müller.

Honegger's Culturgeſchichte.

„Grundſteine einer Allgemeinen Culturgeſchichte der neueſten Zeit" von Honegger. Erſter Band. Die Zeit des erſten Kaiſerreichs. Leipzig, J. J. Weber 1868.

Vergegenwärtigt man ſich, wie erſt ſeit verhältnißmäßig kurzer Zeit, Kunſt-, Literatur-, Rechts-, Wirthſchaftsgeſchichte u. ſ. f. getrieben werden, ſo begreift man, daß alle bisherigen Verſuche allgemeine Culturgeſchichte zu ſchreiben als nur ſehr theilweiſe gelungen bezeichnet werden können, daß

*) Goethes Schwiegertochter.

namentlich bei allen derartigen Versuchen eine erstaunliche Unverhältnißmäßigkeit der Behandlung der einzelnen Culturgebiete in die Augen fällt, daß Zufall, Neigung und subjective Willkür in den meisten Fällen aufs Gerathewohl den Plan solcher Werke entstehen ließen. Man verfuhr eben durchaus dilettantisch.

Uns liegt ein in umfassendem Maaßstabe angelegter Versuch vor, die Geschichte der letzten Jahrzehnte culturhistorisch zu behandeln. Vor nicht langer Zeit erschien der erste Band von J. J. Honegger's Werk „Grundsteine einer Allgemeinen Culturgeschichte der Neuesten Zeit." (Leipzig, Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber, 1868. XII. u. 416 Seiten.) Bereits vor drei Jahren erschien gleichsam als Vorläufer des vorliegenden Werkes ein Buch von demselben Verfasser „Literatur und Cultur des neunzehnten Jahrhunderts." Ueber dieses letztere spricht der Verfasser selbstgefällig aus, es sei „ein kühner Wurf" gewesen, den er gewagt habe „als der Erste, der den Versuch machte, in wenigen, scharfen Strichen die culturgeschichtliche Entwickelung unsers Jahrhunderts dialektisch zu entwerfen." „Die Aufgabe scheint gelungen", sagt Honegger, wobei er wahrscheinlich nicht die Aufgabe, sondern die Lösung der Aufgabe meint. Er stattet der Kritik seinen Dank ab, weil sie seiner „ausgeprägt individuellen Auffassung und charakteristisch subjectiven Darstellungsweise alle Berechtigung zugestanden habe." Letzteren Act des Zugestehens der Berechtigung bezeichnet der Verfasser etwas wunderlich als „zwei Eigenschaften, welche der Literatur unserer Tage so ziemlich abhanden gekommen sind."

Die „Grundsteine einer Allgemeinen Culturgeschichte der Neuesten Zeit", ein Werk, „das sich vorsetzt, die Fundamentalpunkte des culturgeschichtlichen Ganzen in unserem Jahrhundert herauszuheben", sollen in fünf Bänden erscheinen: 1) Das erste Kaiserreich. 2) Erste Abtheilung. Die Restauration in ihrem politischen Schwanken. Zweite Abtheilung. Die Restauration auf ihrer reactionairen Höhe; 3) und 4) das Julikönigthum und die Bourgeoisie; 5) Dialektischer Abriß über den gesammten Culturgang unseres Jahrhunderts und seine Endresultate.

Von seinem früheren Werke meint der Verfasser die „Aufgabe" sei gelungen, ohne von der Lösung der Aufgabe zu reden. Sein zweites Werk bezeichnen wir als nicht gelungen, weil er an die Lösung einer Aufgabe gegangen ist, ohne sich das Wesen dieser Aufgabe deutlich vergegenwärtigt zu haben. Sein Buch tritt mit dem Anspruch auf, Bahn zu brechen für die culturgeschichtliche Behandlung der letzten Jahrzehnte; es will den Weg zeigen, auf welchem fortgeschritten werden soll; es sollen Grundsteine, d. h. eine solide Basis geliefert werden, auf welcher etwa Späterkommende weiterbauen können. Der Verfasser hält sich für einen Pionier auf einem bisher

nur wenig bekannten oder ſo gut wie gar nicht bearbeiteten Terrain; er will ein Baumeiſter ſein, welcher für die Kärrner, Maurer und Zimmerleute den Grundriß liefert. Nicht ſo ſehr das Baumaterial will er herbeiſchaffen als die leitenden Ideen für den zukünftigen Bau einer Culturgeſchichte der neueſten Zeit angeben. Wir erwarten ſomit Planmäßigkeit, Vollſtändigkeit in der Anlage, ein ideelles Beherrſchen des Ganzen, das Bewußtſein davon, wie gearbeitet werden ſoll. Am Schluſſe der Vorrede ſagt der Verfaſſer, er wolle „nicht ins Detail gehen, ſondern die Grundgedanken der Zeit kurz und ſcharf fixiren, ihr die beſondere Signatur ablauſchen und das Fundament herſtellen für eine weiter ausgeführte und in die Specialitäten eingehende Geiſtesgeſchichte unſerer vielbewegten und weithin ſtrebenden Zeit.“ Seinen auf das Allgemeine, Zuſammenfaſſende gerichteten Geiſt charakteriſirt der Verfaſſer folgendermaßen: „Die Natur hat mir ſo viel Neigung und Geduld gegeben, die Einzelnheiten zu ſtudiren, aber nicht genug, mich ſelber mit ihnen zu befaſſen. An dem Bächlein, das den großen Stromlauf ſchwellen hilft, mag ich gern ausruhend verweilen; aber als Maler würde ich ſeine idylliſche Ruhe ſchwerlich zeichnen; mich locken mehr die unbegrenzten Horizonte und die Höhen. Die weitreichenden Vorſtudien des Ganzen ſind abgeſchloſſen, der Organismus und die Gliederung des ungeheuren Materials lange durchdacht u. ſ. f.“

Büchertitel ſind Wechſel, die der Verfaſſer ausſtellt und in dem Buche bezahlen muß. Vorreden, wie die des Verfaſſers laſſen auf eine ungewöhnliche Zahlungsfähigkeit ſchließen. Die Verſprechungen des Verfaſſers ſollen uns zu der Vorausſetzung nöthigen, daß wir es hier mit einem philoſophiſchen Kopf par excellence zu thun haben, daß das „ungeheure Material“ den gewaltigen Beherrſcher, die Aufgabe ihren Meiſter gefunden habe.

Dem iſt aber nicht ſo. Nicht „Grundſteine“ finden wir in dem Werke Honegger's, ſondern nur Bauſteine zu einer Culturgeſchichte der neueſten Zeit, und zwar meiſt Bauſteine, die ganz formlos und unbehauen nicht im mindeſten auf einen Plan, auf einen großen ganzen Zuſammenhang eines herzuſtellenden Baues hindeuten, die keinerlei zukünftigen Organismus errathen laſſen, die ſo ausſchließlich quantitative Bedeutung haben, wie nur irgendwelche für einen Bau beſtimmte Materialien haben können, wie Sand Mörtel.

Der Verfaſſer ſagt, die „Gliederung des ungeheuren Materials ſei lange durchdacht“. Betrachten wir dieſe Gliederung, ſo müſſen wir zuallernächſt fragen, welche Veranlaſſung den Verfaſſer bewogen hat, bei der Periodiſirung der allgemeinen Culturgeſchichte der letzten Jahrzehnte, Ereigniſſe der politiſchen Geſchichte und zwar der politiſchen Geſchichte Frankreichs zu Grunde zu legen. Das erſte Kaiſerreich, die Reſtauration der Bourbons, das

Julikönigthum und die Bourgeoiſie ſollen das Prinzip der Eintheilung einer allgemeinen Culturgeſchichte abgeben? Es iſt ſchwer abzuſehen, wie der Verfaſſer zu der Ueberzeugung von einem ſolchen Zuſammenhange zwiſchen den politiſchen Reiſen in einem europäiſchen Staate und der Geſchichte der Wiſſenſchaft, Kunſt, Literatur, Technik, der Reiſen, Entdeckungen und Erfindungen der Coloniſation in allen übrigen Staaten gekommen iſt. Da weder aus der Vorrede noch aus dem Inhalte des erſten Bandes, noch aus der Art der Behandlung der einzelnen Abſchnitte irgend welche Gründe für dieſe „Gliederung" zu erſehen ſind, ſo nehmen wir vorläufig an, daß nur die Routine der hergebrachten Eintheilung der politiſchen Geſchichte des neunzehnten Jahrhunderts, welche allerdings in der Bedeutung der politiſchen Ereigniſſe der Jahre 1815 und 1830 einen ausreichenden Grund hat, den Verfaſſer beſtimmt habe auch für die Culturgeſchichte daſſelbe Schema zu wählen. Ein ſolches Verfahren wäre aber nur dann gerechtfertigt, wenn die Rückkehr der Bourbons auf den franzöſiſchen Thron etwa in der Geſchichte der Chemie, oder in der Entwickelung der modernen Sculptur ein ſo weſentliches Ereigniß geweſen wäre, als ſie auf dem Gebiete der Politik eine hervorragende Rolle ſpielt, oder wenn die Thronbeſteigung Louis Philipps eine neue Phaſe der Muſikgeſchichte eingeleitet hätte, oder für die Geſchichte der Landwirthſchaft epochemachend geweſen wäre. Von einem ſolchen innigen Zuſammenhang der franzöſiſchen Staatsgeſchichte mit den verſchiedenen Gebieten der Culturgeſchichte iſt uns aber nicht nur nichts bekannt, ſondern wir müſſen auch verzweifeln aus dem Werke des Herrn Honegger zu erfahren, daß ein ſolcher Zuſammenhang beſtehe. Der Verfaſſer denkt auch nicht daran, daß eine ſolche „Gliederung des ungeheuren Materials" ihm die Pflicht auferlege einen Zuſammenhang der verſchiedenen Culturgebiete in einer Epoche oder Periode aufzuweiſen, denſelben als Eintheilungsgrund darzuſtellen und nach irgend einem Princip für die Gliederung zu ſuchen. Er nimmt ganz einfach das ſchon zurechtgezimmerte Fachwerk der Periodiſirung der politiſchen Geſchichte und ſchüttet ſeine Collectanceen ganz gemächlich und fein ſäuberlich in die verſchiedenen Rubriken, ſo daß die Darſtellung der Geſchichte der Aſtronomie, der Reiſen und der Coloniſation, der Baukunſt und der Philoſophie ohne Umſtände im Jahre 1815 und im Jahre 1830 abgeſchnitten wird, — ſind doch die Bourbons 1815 auf den franzöſiſchen Thron gekommen und 1830 wieder vertrieben worden. Ob die Geſchichte der Aeſthetik oder der dramatiſchen Kunſt, ob die Geſchichte der Bauernemancipation oder Baumwollenſpinnerei, ob die Geſchichte der Zoologie oder der Theologie ſich zufällig auch in ſolche Perioden von 1800 bis 1815, von 1815 bis 1830 eintheilen laſſe, oder ob Alles dieſes ſehr viel mit Karl X. oder Louis Philipp zu ſchaffen habe, ob Alles das organiſch eingetheilt ſei, — daran denkt der Verfaſſer

nicht, obgleich er doch versichert, „der Organismus und die Gliederung des ungeheuren Materials seien lange durchdacht.“ Wir meinen, man könne mit demselben Rechte von einer organischen Gliederung des Materials in einem alphabetisch geordneten Conversationslexicon sprechen. Nachschlagebücher dieser Art aber haben gar nicht den Anspruch, ein Ganzes, ein System, eine qualitative Leistung zu sein; sie enthalten und bieten Material und das ist genug. Ebenso liefert der Verfasser des vorliegenden Werkes keine Grundsteine, sondern Bausteine, keinen Plan zu einem Gebäude, sondern nur hier und da brauchbares Rohmaterial. Ebenso wenig wie ein Lager von Balken, Brettern und Ziegeln etwas ist, worauf man „weiterbauen“ kann, ist Herr Honegger als Systematiker der Culturgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts anzusehen, wenn er sich auch dafür ausgiebt.

Es bedarf in der That nur geringen Nachdenkens, um einzusehen, daß jedes Gebiet der Culturgeschichte seine eigene Periodisirung haben müsse. Für die politische Entwickelung, welche wir natürlich als einen Theil der Culturgeschichte ansehen, sind jene Zeitpunkte 1815 und 1830 epochemachend, für andere Gebiete keineswegs. Auf dem Gebiete der politischen Geschichte sind die Jahre 1830 und 1848 Revolutionsjahre; auf dem Gebiete der Geschichte der Theologie ist etwa das Jahr 1835 ein Revolutionsjahr, als der Zeitpunkt des Erscheinens von David Strauß' Leben Jesu; der Sturz Napoleons in den Jahren 1814 und 1815 ist für die politische Geschichte verhängnißvoll gewesen, aber obgleich Beethovens Eroica mit Napoleon zusammenhängen soll, sind denn doch diese Jahre in der Geschichte der Musik nicht so wichtig als etwa die Jahre des Erscheinens der beliebtesten Opern Rossinis oder der großartigsten Symphonieen Beethovens, für die Geschichte der Baumwollindustrie ist das Jahr 1792 als der Zeitpunkt der Erfindung des mechanischen Webstuhls durch Cortwright wichtiger als die auf dem Gebiete der politischen Geschichte hervorragenden Jahre 1789, 1815, 1830; das Jahr 1850 als der Zeitpunkt des Erscheinens von Schleiden's „Grundsätze einer wissenschaftlichen Botanik“ ist für die Geschichte der Botanik wichtiger als das Jahr 1848 mit all' seinen politischen Stürmen und Krisen, u. dgl. m.

Wir protestiren daher gegen eine so willkürliche und dilettantische Periodisirung einer „Allgemeinen Kulturgeschichte“, wie sie in Honegger's Werk angetroffen wird, und verwerfen dieselbe als eine durchaus unwissenschaftliche. Dagegen halten wir die Forderung aufrecht, daß in einer „Allgemeinen Culturgeschichte“ auf den Zusammenhang der Entwickelung auf verschiedenen Culturgebieten hingewiesen werde. Die Idealisirung des Mittelalters begegnet uns sowohl auf politischem Gebiete als auf dem der schönen Literatur — die Classicität der Malerei eines David erinnert ebenso wie manche politische Institution Napoleons I. an die Vorliebe, mit welcher das achtzehnte Jahr-

hundert bei den Idealen Roms und Griechenlands verweilte; es war nicht zufällig, daß die germanistischen Studien während der Periode der politischen Reaction gediehen, daß die Romanlectüre in der Zeit des politischen Stillstands zunahm, daß der musikalische Dilettantismus in Oesterreich gerade zur Zeit des Metternich'schen Systems zur Blüthe gelangte. Auf solche Wechselwirkung der Erscheinungen auf verschiedenen Culturgebieten gilt es hinzuweisen, wenn man „Allgemeine Culturgeschichte" schreiben will. Und eben durch solche allgemein historische Gesichtspunkte, durch den Hinweis auf derartige Zusammenhänge hat sich die allgemein-culturgeschichtliche Behandlung von der speciellen Bearbeitung der Geschichte der einzelnen Culturgebiete zu unterscheiden. So wird z. B. bei einer speciellen Behandlung der Literaturgeschichte die ästhetische Beurtheilung der einzelnen Werke eine ungleich hervorragendere Rolle zu spielen haben, während eine allgemein-culturgeschichtliche Behandlung der Literatur in der Aesthetik nur einen untergeordneten Maßstab bei der Beurtheilung der Bedeutung einzelner literarischer Erscheinungen zu erblicken hat. In einer speciellen Literaturgeschichte werden daher etwa Claurens Romane weniger Beachtung verdienen, während die große Verbreitung derselben culturhistorisch sehr wichtig ist. Nicht die Einzelheiten der naturwissenschaftlichen Forschungen Humboldts, Bonplands, Lavoisiers u. A. sind culturhistorisch wichtig, sondern vielmehr die Anregung, welche diese Studien für die geistigen Bestrebungen boten, der Einfluß, den sie etwa auf die Veränderung der Schulpläne, der Universitätsprogramme übten u. dgl. m.; die einzelnen technischen Erfindungen haben für die Kulturgeschichte vorzugsweise Bedeutung, insofern sie bestimmend auf allgemeine, bestehende Zustände einwirkten, etwa die Lage der Fabrikarbeiter umgestalteten u. dgl. Es gilt, mit einem Worte, bei der Kulturgeschichte mehr auf die Energie der einzelnen Erscheinungen, auf ihre Wirkung, auf ihren Zusammenhang mit andern Erscheinungen hinzuweisen als ihr eigenes Wesen für sich zu ergründen; es gilt die einzelnen Momente der politischen, wirthschaftlichen, literärischen, wissenschaftlichen u. s. f. Entwickelung allgemein historisch zu würdigen, den allseitigen Fortschritt als einen organischen zu erkennen.

Eine „Allgemeine Culturgeschichte" muß auf Vollständigkeit in der Anlage abzielen. Sie muß ein Ganzes bieten. Der Grundriß zu einem solchen Werke muß die Totalität des Stoffes umfassen. Mag auch die Bearbeitung einzelner Abschnitte, die weitere Ausführung der Einzelnheiten hier und da wegen des Mangels an Vorarbeiten noch nicht möglich sein, so muß doch ein Schema für die Gesammtarbeit entworfen werden, darf kein wesentliches Gebiet vergessen sein; es muß ein entsprechendes Verhältniß zwischen den einzelnen Theilen bestehen; die Reihenfolge der Abschnitte darf nicht eine

willkürliche, zufällige sein. Es handelt sich hier ebenso wie bei der Periodisirung um Planmäßigkeit, um die „organische Gliederung" des Materials. Daher ist es von Interesse die Abschnitte zu betrachten, in welche Herr Honegger seinen ersten Band zerlegt. Sie sind folgende: 1) Consulat und Kaiserreich; 2) die einzelnen Staaten, innere Politik und Gesetzgebung; 3) Sociale Züge; 4) Erfindungen, Technik und Bauten; 5) Reisen, Entdeckungen und Kolonisationen; 6) Wissenschaft und gelehrte Forschung; 7) Tagesgeschichte und Politik, Memoiren, Journalistik; 8) Bildende Künste; 9) Theater und Musik; 10) Schöne Literatur.

Politik und Literatur sind bekanntlich die Gebiete, welche, einem hergebrachten Vorurtheil zufolge, Jedermann ohne besondere Vorbereitung versteht, beherrscht, über welche zu schreiben und zu sprechen Jeder sich befähigt glaubt. Historiker, welche ihr ganzes Leben lang politische Geschichte treiben und schreiben, denken nur selten an ein ernsteres Studium der Staatswissenschaften, während es doch nicht leicht irgend Jemand einfallen könnte, die Geschichte der Chemie zu schreiben ohne letztere studirt zu haben oder die Geschichte der Wirthschaft ohne in der Nationalökonomie zu Hause zu sein. Lange Zeit wurde der Begriff der Geschichte mit dem der politischen Geschichte verwechselt, bis endlich insbesondere die schöne Literatur, auch die Literatur im weiteren Sinne einen Platz in allgemein-geschichtlichen Darstellungen eroberte. Man betrachtete sie als eine nothwendige Ergänzung zu der Staatengeschichte; man war einigermaßen vollständiger geworden. In der Behandlung der Literatur, so flüchtig und beiläufig sie auch meist abgefertigt wurde, lag doch eine Art Geständniß, daß die Geschichte der Staaten allein nicht mit der Allgemeinen Geschichte verwechselt werden dürfe. In dem Maße als die speciellen literarhistorischen Forschungen gediehen, ward auch der Allgemeinen Geschichte von dieser Seite her Material zugetragen, und die letztere muß Sorge tragen es zu verwenden. Anders stand es mit anderen Gebieten. Politik und Literatur genossen ein Privilegium, — Gegenstand allgemeingeschichtlicher Behandlung zu werden: Volkswirthschaft, Rechtsentwickelung u. dgl. blieben wenig beachtet.

Es ist natürlich, wenn mit dem Begriff der Culturgeschichte in neuerer Zeit das Bestreben zum Ausdruck gelangt ist, gegen eine solche Einseitigkeit anzukämpfen. Es soll nach Vollständigkeit der historischen Objecte gestrebt werden. Man will alle Culturgebiete historisch betrachten. So gelangt man zur Encyclopädie der Geschichte, und man darf sagen, daß ein solches Streben zu dem Vielverheißendsten auf dem Gebiete der neuesten Geschichte gehört.

Herr Honegger vertritt ebenfalls dieses Streben nach einer solchen Totalität der Objecte für die Geschichtschreibung. Dieses Streben war bei ihm die Veranlassung zu dem umfassenden Unternehmen, dessen Anfänge uns vor-

liegen, die Ueberschriften der einzelnen Abschnitte zeigen uns, daß er möglichst vielseitig und in der Anlage erschöpfend zu sein versucht. Nichtsdestoweniger ist er in der Auswahl seiner Stoffe willkürlich, unvollständig, dilettantisch. Das Verständniß für die Bedeutung großer Culturgebiete, welche er gar nicht oder nur sehr flüchtig berührt, suchen wir bei ihm vergebens. Die ganze kirchengeschichtliche Entwickelung ist eigentlich nirgends erwähnt; Wirthschaftsgeschichte suchen wir umsonst. In einem Grundriß zu einer Allgemeinen Culturgeschichte der Jahre 1800—1815, in welchem über Friedrich Schlegel zehn Seiten hindurch gesprochen wird, in welchem erwähnt wird, daß 1811 Davy das Euchlorium (Chloroxydul) hergestellt, und Eschenbach 1806 die Mundharmonika erfunden habe, findet sich kein Wort über die Wirkungen der Continentalsperre auf das wirthschaftliche Leben Europa's, sondern nur in dem ersten Abschnitte über das Kaiserreich — die Erwähnung der bekannten Erlasse Napoleons und Englands als rein politische Ereignisse. Die Frage von der weltlichen Macht des Papstthums, für die neueste Culturgeschichte von der allergrößten Wichtigkeit und gerade in der Zeit des Kaiserreichs in lebhaftester Weise angeregt, hat in Honeggers Buch gar keine Berücksichtigung gefunden, während er der Besprechung der Werke von Achim von Arnim mehrere Seiten widmet, von der Entdeckung der Chinasäure durch Vouquelin im Jahre 1806 und von der Erfindung der Clichirmaschine im Jahr 1803 spricht. — Der Darstellung und Kritik der Hegel'schen Philosophie sind fünfzehn Seiten gewidmet, während der schon zur Zeit Napoleons wichtigen Anfänge der literarischen Thätigkeit S. Simon's und Fourier's nicht mit einer Silbe gedacht wird. Genug, es fehlen an dem von dem Verfasser „durchdachten Organismus" so wichtige Glieder, daß das Ganze nothwendig als eine Mißgeburt erscheint, wenn man es, wie der Verfasser doch wünscht, als ein Ganzes betrachten will.

Allerdings macht der Verfasser seine Leser schon in der Vorrede auf eine solche Unverhältnißmäßigkeit in der Bearbeitung der einzelnen Abschnitte gefaßt. Er sagt: „Das Ganze wird die strengste Gleichförmigkeit des Sinnes beherrschen, während umgekehrt die Ungleichheit des Styles und der Behandlung innerhalb jedes einzelnen Bandes beim Wechsel der mannigfachen Materien sich geltend machen werden." Diese Ungleichheit der Behandlung ist indessen denn doch zu auffallend. In dem Abschnitt „Wissenschaft und gelehrte Forschung", bei welchem übrigens der Leser, beiläufig bemerkt, nicht erfährt, wodurch sich die Wissenschaft von der gelehrten Forschung unterscheidet, ist der Geschichte der deutschen Philosophie ein sehr viel größerer Raum (53 Seiten) gewidmet, als der Geschichte aller andern Wissenschaften zusammen (40 Seiten.) Bei Gelegenheit Schellings gibt der Verfasser eine allgemeine und ausführliche Charakteristik der Naturphilosophie, während er bei der Geschichte

der Chemie seitenlange Tabellen von Namen und Zahlen über die Erfindungen liefert. Ueber Tieck werden acht Seiten lang ästhetische und kritische Betrachtungen angestellt, während in dem Abschnitt „Erfindungen, Technik und Bauten" wiederum Tabellen von Namen und Zahlen mitgetheilt werden; während über fünfzig Gedichte Thomas Moore's genannt werden, begnügt sich der Verfasser mit einer sehr flüchtigen, kurzen und allgemeinen Charakteristik der wissenschaftlichen und literarischen Thätigkeit Bentham's. — Dem Abschnitt über die schöne Literatur ist fast die Hälfte des Bandes (160 Seiten) gewidmet, während in dem 22 Seiten langen Abschnitte „Sociale Züge" in einem Athem u. a. folgende Gegenstände zur Behandlung kommen: Industrieausstellungen, Landbau, Schafzucht, Agriculturchemie, Code Napoleon, Leibeigenschaft, Handel und Industrie, Finanzwirthschaft, Bankwesen, Sparcassen, Waisenhäuser, Blindenanstalten, Herstellung des Adels in Holland, Umwandlung der Unterrichtsmethode, Sclavenhandel, religiöse Orden, Sectenwesen, Missionsgesellschaften, Turnkunst, Nationalgarden u. s. w. — Ebenso werden in dem Abschnitt „Technik, Erfindungen und Bauten" in bunt durch einander gewürfelter Reihenfolge erwähnt: Eisenbahnen, Telegraphen, Beleuchtung und Buchdruck, Kriegswesen und Lithographie, Kriegshäfen und Canalbauten und zwar Alles dieses auf acht Seiten.

So sehen wir den Verfasser bald bei dem Allgemeinsten verweilen, bald in das Einzelste eingehen. Hier läßt er seiner Liebhaberei, literarische Erscheinungen in sehr subjectiver Weise zu besprechen, freien Lauf, dort speist er uns mit einer kahlen Nomenclatur ab; an einzelnen Stellen stoßen wir zufällig auf philosophisch-historische Betrachtungen, an den meisten andern dagegen bleibt es bei der bloßen Aufzählung des Aeußerlichsten. Hier breite langathmige Phrasen, aus denen wir erfahren, ob etwa Jean Paul dem Naturell des Verfassers zusagt, nicht aber, welche culturhistorische Bedeutung Jean Paul's Schriften haben; dort nur dürftige aus Encyclopädien und Fachwerken zusammengelesene Notizen, die unverarbeitet, nur äußerlich geordnet, lediglich das Rohmaterial für Culturgeschichte abgeben. Ein solches wüstes Nebeneinander erscheint in einem Grundriß der Culturgeschichte ebenso unangemessen, als das unmäßig liebevolle Verweilen bei einzelnen Schriftstellern, deren culturhistorische Bedeutung nicht weiter gewürdigt wird, deren Schriften aber nach dem Maßstab der ästhetischen Kritik eingehend besprochen werden. Solche Essay's, auf welche der Verfasser sehr stolz ist, wie aus der Vorrede hervorgeht, gehören in literar-historische Zeitschriften, nicht in ein Buch, welches zum Fundament einer Allgemeinen Culturgeschichte dienen soll. Mit solchen „psychologischen Portraits" ist für eine Culturgeschichte sehr wenig gethan, wenn sie nicht in historischem Zusammenhange mit ihrer ganzen Zeit erscheinen, sondern in engem Rahmen und von dem Stand-

punkt subjectiver äſthetiſcher Liebhaberei betrachtet werden. Bei Männern wie Gervinus kann der Verfaſſer lernen, die Bedeutung literariſcher Größen im Zuſammenhange mit den Intereſſen und Beſtrebungen ihrer Zeit zu würdigen, darzuſtellen; mag er aber ſolche pſychologiſche Portraits noch ſo ſehr häufen, ſo wird daraus noch keine Culturgeſchichte, ſondern nur ein Verſuch literarhiſtoriſcher Schöngeiſterei. Sein früheres Buch nannte der Verfaſſer „Cultur und Literatur". Er ſtellte letztere neben die erſtere, gleichſam als ſchlößen Cultur und Literatur einander aus. In ſeinem letzten Werke bleibt die Literatur, wie ſie beſprochen wird, ebenfalls neben,außerhalb der Cultur. Ueber ihren Zuſammenhang mit den Culturintereſſen der neueſten Zeit erfahren wir ſo gut wie nichts.

Ueberall kommt es dem Verfaſſer mehr darauf an, einzelne Eſſay's zu ſchreiben als Allgemeine Culturgeſchichte, ſogar wenn es ſich um des Verfaſſers Lieblingsgebiet handelt. Ueberall iſt die Auswahl der Stoffe eine zufällige. Von Gentz wird acht Seiten geſprochen, während der Geſchichte der Geſchichtſchreibung kaum eine Seite gewidmet iſt. Ueber Uhland wird ſehr ausführlich gehandelt, während Schiller und Goethe erſtaunlicher Weiſe gar nicht vorkommen. Romantiker wie Brentano werden mit Sorgfalt beſprochen, die Claſſiker dagegen faſt vergeſſen. Alles über Heinrich v. Kleiſt auf neun Seiten Geſagte iſt ſehr hübſch und treffend, aber es nimmt ſich ſehr wunderlich aus, wenn daneben den Schillerſchen Stücken etwas weniger als eine Zeile gewidmet iſt. Arndt, der Dichter, intereſſirt den Verfaſſer viel mehr, wie Arndt's „Geiſt der Zeit", deſſen Honegger nicht erwähnt. Von Uſteri werden eine Menge Gedichte auf mehreren Seiten namhaft gemacht und des Breiteren beſprochen, Niebuhr's dagegen, deſſen römiſche Geſchichte 1811 zu erſcheinen begann, iſt gar nicht gedacht.

Der Verfaſſer ſagt in der Vorrede, dieſe literarhiſtoriſchen Portraits hätten für ihn ſo ſehr den meiſten Werth, daß er den Reſt faſt blos als das zur Vollſtändigkeit nothwendige Material betrachte. Damit ſtellt er ſich das ſprechende Zeugniß aus, daß er viel beſſer thäte, an dem Abfaſſen literarhiſtoriſcher Aufſätze Genüge zu haben und keine Culturgeſchichte ſchreiben zu wollen, am wenigſten eine ſolche, welche ſpäteren Hiſtorikern zum Weiterbauen als Fundament dienen ſoll.

Der Verfaſſer ſpricht in der Vorrede ausführlich von ſeinen Grundanſchauungen, an denen er feſthalte, von ſeinen Ueberzeugungen, ſeiner Subjectivität; er ſagt, er ſei gewohnt, ſein eigenes Denken in die Dinge hineinzulegen. Wenn man aber genauer zuſieht, worauf ſich alles dieſes bezieht, ſo iſt es weder irgend ein feſtgeſtellter Begriff über das Weſen der Culturgeſchichte, noch eine Anſicht über die Art wie die vorliegende Aufgabe zu löſen ſei, noch ſonſt irgend etwas, das einem wiſſenſchaftlichen Glaubensbekenntniß ähnlich ſähe, ſondern nur ſein individuelles Geſchmacksverhältniß

zur Schule der deutſchen Romantik, ſein „verwerfendes Urtheil über die Romantik“. Ob Herrn Honegger die Romantiker zuſagen oder nicht, erſcheint uns für die Culturgeſchichte, um welche es ſich doch hier handeln ſollte, erſtaunlich gleichgiltig; ob ſeine kritiſche Würdigung der Schlegel und Tieck u. ſ. f. gerecht oder ungerecht ſei, mögen Literaturhiſtoriker oder Aeſthetiker von Fach entſcheiden. Wer aber in dem Buche „Allgemeine Culturgeſchichte“ ſuchen will, darf ſich billig darüber verwundern, daß er vorzugsweiſe Literaturgeſchichte und äſthetiſches Raiſonnement darin findet, und daß von den Dichtern am Anfang des Jahrhunderts faſt ausſchließlich die Romantiker und von dieſen wiederum faſt ausſchließlich die deutſchen Romantiker Berückſichtigung gefunden haben. Faſt ſcheint es, als ſei das Werk mit ſo umfaſſendem Titel nur deshalb unternommen worden, um des Verfaſſers Urtheil über die Romantiker in Deutſchland drucken zu laſſen. Das hätte allerdings auch in beſcheidenerer Form geſchehen können. Aber „die Grundgedanken der Zeit kurz und ſcharf zu fixiren, ihr die Signatur abzulauſchen“ iſt ſchwerer, als der Verfaſſer ſich gedacht hat, und beſteht in ganz Anderem als in dem äſthetiſchen Urtheil über einige Vertreter der ſchönen Literatur. Wenn es ſich z. B. um das Gebiet der Politik handelt, inſofern es culturhiſtoriſch betrachtet werden ſoll, ſo iſt mit einer kurzen Aufzählung der Ereigniſſe aus der Staatengeſchichte noch ſehr wenig gethan. Es muß vielmehr der Sinn und Geiſt der ſtaats- und völkerrechtlichen Entwickelung, der Finanzen und Polizei, der Rechtsinſtitutionen und der Rechtspraxis erfaßt, das Woher und Wohin einer ſolchen Entwickelung gedeutet, mit einem Worte: es muß die Summe gezogen werden.

Man hat der Geſchichtsſchreibung den Vorwurf gemacht, ſie ſei keine Wiſſenſchaft, weil ſie bei dem Einzelnen, Beſonderen ſtehen bleibe. So lange es ſich, wie bisher faſt ausſchließlich, um Staatengeſchichte handelte, war ein ſolcher Vorwurf nicht ungegründet. Die Behandlung der Culturgeſchichte, nicht der Culturgeſchichte in dem hergebrachten Sinne, ſondern in dem Sinne einer Sittengeſchichte, einer Geſchichte der Ideenrichtungen, wie der kürzlich verſtorbene H. Ritter in ſeinem Briefe an L. Ranke (Ueber deutſche Geſchichtſchreibung, Leipzig 1867) dieſe Aufgabe angedeutet hat, bietet der Geſchichtsforſchung Gelegenheit wiſſenſchaftlicher zu werden. Zu einer ſolchen allgemeinen Culturgeſchichte werden noch viele Vorarbeiten zu machen ſein, aber, wie Ritter richtig bemerkt, man wird die Specialgeſchichte anders treiben, wenn man den Geſichtspunkt der allgemeinen Sittengeſchichte feſthält. Man wird, fügen wir hinzu, mit beſſerem Erfolge „der Zeit ihre Signatur ablauſchen“, wenn man ganz anders arbeitet wie Herr Honegger.

Das neueste Rothbuch.

Wir haben früher Graf Beust gegen die Anschuldigungen der officiösen preußischen Presse vertheidigt, welche ihn bei jeder Gelegenheit als Störenfried und Ränkeschmied hinstellte, aber es fällt uns schwer zu Gunsten seiner neuesten Publikationen etwas zu sagen, mit Ausnahme der Depeschen, welche sich auf den Conflikt mit der Curie beziehen. Es ist als ob er die sarkastischen Bemerkungen rechtfertigen wollte, mit denen Graf Bismarck die Aufforderung beantwortete: auch seinerseits Blaubücher zu veröffentlichen. Das Rothbuch enthält diesmal wirklich viel „Anschauliches", während man zufällig weiß, daß daneben der österreichische Reichskanzler so höchst Schädliches in die Welt hat gehen lassen, wie die Depesche vom 1. Mai d. J. in der belgischen Angelegenheit, von der wohlweislich nichts gesagt ist. Graf Beust ist unzweifelhaft ein sehr gescheidter Mann, er hat auf seinem schwierigen Posten Großes geleistet, aber er hat eine unglückliche Sucht, von sich reden zu machen und über alles seine Meinung abzugeben. Diese Neigung zeigte sich schon als er nur sächsischer Minister war und sich als solcher bewogen fand, über alle Ereignisse der großen Politik Depeschen abzufassen, die von den europäischen Cabinetten mit unverhohlener Geringschätzung behandelt wurden. „Mr. de Beust est un raisonneur" hieß es in den Kanzleien, zumal seine Auslassungen meist von unerträglicher Breite waren. „Mordax" nannte sich Herr von Beust in Dresden selber, — „scribax" wäre richtiger gewesen. Der jetzige Reichskanzler hat nun allerdings den Beruf, sich über die meisten Fragen der europäischen Politik auszusprechen, aber er fehlt unserer Ansicht nach, von der Sache abgesehen, noch oft in der Form; er schreibt, wo es nicht nöthig ist, widerlegt Einwände oder Beschwerden, die niemand erhoben hat, und zieht seine Argumentationen zu ungebührlicher Länge aus. Aus allem, was er schreibt, leuchtet nicht der feste klare Sinn des Staatsmannes, der unbeirrt ein großes Ziel verfolgt, sondern der unruhige Geist eines begabten Mannes, dem vor allem daran liegt, daß er bei allem mitspreche.

Was die einzelnen Fragen betrifft, auf welche die Depeschen des Rothbuchs Bezug haben, so ist hinsichtlich des Incidentpunkts, welcher im Beginn d. J. am ernstlichsten den europäischen Frieden bedrohte, wenig aus der Sammlung zu lernen. Graf Beust bekennt in einem Erlaß an den österreichischen Geschäftsträger in Constantinopel ziemlich naiv, durch den Ausbruch des Conflikts zwischen der Türkei und Griechenland überrascht zu sein; andere Fragen von größerer Wichtigkeit hätten ihn absorbirt gehabt. Daß er im Sinne des Friedens gewirkt, daß die Anschuldigung der russischen Presse,

Baron Prokesch habe den ganzen Conflikt angezettelt aus der Luft gegriffen, glauben wir gern. Aber eine unparteiische Darstellung hätte in der den Aktenstücken vorausgehenden Uebersicht erwähnen müssen, daß die Beseitigung der Gefahr diesmal vor allem Preußen zu danken war. Graf Bismarck nahm die Initiative zur Conferenz, der preußische Geschäftsträger in Paris Graf Solms hat die Hauptrolle bei derselben im Sinne der Ausgleichung gespielt und es ist dies um so höher zu veranschlagen, als Preußen damit in Petersburg sehr mißfiel: es bewies, daß ihm die Erhaltung des Friedens höher steht als die russische Allianz. Von einer Anerkennung dieser unbestreitbaren Thatsache finden wir in dem Rothbuche nichts, Graf Beust benutzt den Conflikt nur um immer wieder darauf hinzuweisen, wie man Unrecht gehabt, sein orientalisches Programm von 1867 nicht anzunehmen. Er betont, daß dasselbe der Türkei umfassende Reformen angerathen, übergeht aber mit Stillschweigen, daß gerade von ihm der unglückliche Vorschlag ausging, durch den er damals hoffte, die Gunst Rußlands zu erwerben, nämlich die Bestimmung des Pariser Friedens aufzuheben, durch die das Schwarze Meer neutralisirt ward.

Mit großer Ostentation wird die Bedeutung des neusten Austausches von Höflichkeiten zwischen Oesterreich und Italien hervorgehoben; auch ohne die Depesche vom 19. April an Baron Kübeck wußte man, daß das Wiener Cabinet eifrigst in Florenz um eine Annäherung bemüht ist, welche schwerlich nur den Character einer Pflege gemeinsamer materieller Interessen hatte. Zum Glück ist Oestreich hier ohne Frankreich ohnmächtig und die Bedeutung der römischen Frage für die innere Politik Napoleons stellt einer aggressiven Tripelallianz zwischen Wien, Florenz und Paris starke Hindernisse entgegen.

Lehrreicher für die letzten Absichten des Reichskanzlers sind die Aktenstücke, welche sich auf die deutschen Angelegenheiten beziehen. Die Depesche vom 2. Dec. 1868 an Graf Wimpffen den übeln Eindruck betreffend, den das vorige Rothbuch in Berlin gemacht, ist schon zur Genüge in der Presse besprochen. Sie war mindestens unnöthig und nur ein Ausfluß der obengedachten Schreibeseligkeit. Das Circular vom 6. Mai, welches die Veröffentlichung der preußischen Telegramme von 1866 in dem bekannten östreichischen Generalstabswerke bespricht, läßt den Hauptpunkt unerörtert, wie man nämlich in Wien in Besitz des Chifferschlüssels gekommen ist. Wenn übrigens eine Veröffentlichung von so entschieden politischer Bedeutung ohne vorherige Wissenschaft des Grafen Beust statthaben konnte, so ist dies nur ein Beweis, daß er obwohl erster Minister nicht ausschließlich die auswärtige Politik macht, sondern daß daneben die Strömungen einer kaiserlichen Cabinetspolitik herziehen, denn niemand wird glauben, daß der Chef des Generalstabes gewagt habe derartige Depeschen zu veröffentlichen ohne zuvor an allerhöchster Stelle angefragt zu haben.

In den gleichlautenden Depeſchen an die Geſandten in München und Stuttgart vom 4. April gibt der Reichskanzler ſeinem Wunſche nach Verwirklichung des Südbundes neuen Ausdruck. Wir können dieſe Sympathien auf ſich beruhen laſſen, da ſie unſerer Ueberzeugung nach ſtets gegenſtandslos bleiben werden, der Südbund iſt eine Unmöglichkeit. Wir müſſen uns aber gegen die Auffaſſung verwahren, als ſei derſelbe überhaupt ein Poſtulat des Prager Friedens. Er wird im Art. 4 nur facultative ſtipulirt, den ſüddeutſchen Staaten ſoll es freiſtehen, zu einem Verein zuſammenzutreten, und dieſem iſt dann vorweg die Anerkennung Oeſtreichs geſichert. Im Uebrigen iſt der Grundgedanke des Prager Vertrags für den Süden die freie Souverainetät der einzelnen Staaten, die ſie offenbar auch in dem Sinne brauchen können und gebraucht haben, ſich Beſchränkungen der Souverainetät zu Gunſten Preußens aufzuerlegen.

Wir nehmen Gelegenheit, hier eine ſoeben erſchienene kleine Schrift von Profeſſor Aegidi, „die Mainlinie", zu empfehlen, in der die rechtliche Bedeutung der betreffenden Artikel des Prager Friedens bündig erläutert wird. Wir verweiſen ferner auf einen merkwürdigen Artikel in der „Augsburger Allgem. Zeitung" Nr. 210, „das öſtreichiſche Rothbuch und die preußiſche Einheitspolitik", deren Verfaſſer, obwohl entſchieden antipreußiſch geſinnt und trotz der Wiederholung der Fabeln über das durch 50jähriges conſtitutionelles Leben entwickelte Rechtsgefühl der Südſtaaten, zu dem Schluſſe kommt, daß nur in der preußiſchen Centralgewalt die wahre nationale Stütze zu finden, daß dagegen der Süden, auch abgeſehen vom Prager Frieden, ſich nie Oeſtreich anſchließen könne, weil deſſen liberale innere Politik nur Mittel zum Zweck und nur durch das gebieteriſche Bedürfniß des Ausgleichs mit Ungarn dictirt ſei. „Einer Politik, welche dem Parlamentarismus nur als Mittel gegen die preußiſch-deutſche Miſſion huldigt, vermögen wir kein nachhaltiges Vertrauen zu ſchenken." Außerdem dürfe man hiſtoriſch nicht unberückſichtigt laſſen, daß nicht ein folgenreicher Friede mit dem Auslande abgeſchloſſen ſei, bei welchem nicht das Reich und namentlich der Süden den Schaden für Oeſtreichs Gewinn und Entſchädigung hätte tragen müſſen. — Wir können nur wünſchen, daß ſolche Erwägungen nüchterner Realpolitik mehr und mehr die unklaren Sympathien und Antipathien verdrängen mögen, in denen die Mehrheit der ſüddeutſchen Bevölkerung ſich noch wiegt.

Das Reſultat für Deutſchland bleibt, daß der Conflikt zwiſchen Preußen und Oeſtreich mit dem Prager Frieden nicht beendet iſt, ſondern ſtille fortdauert, aber ſicher zuletzt doch wieder zu einer Entſcheidung durch die Waffen führen wird. Darauf haben wir uns vorzubereiten und dies bleibt der Geſichtspunkt für unſere Beziehungen zu Oeſtreich.

Das Hauptgewicht der neueſten öſtreichiſchen Politik liegt in der Hal-

tung, die ſie bei der belgiſch-franzöſiſchen Differenz angenommen hat und die geradezu ſchmählich genannt werden darf, wenn man auch vollkommen von allen deutſchen Geſichtspunkten abſieht.

Es mag dem Grafen Beuſt unbequem genug geweſen ſein, daß ſeine Depeſche vom 1. Mai an den Grafen Wimpffen bekannt ward, und er hat ſich gehütet, ſie in ſein Rothbuch aufzunehmen, und auch das abſchwächende Circular, das er zur Erklärung erlaſſen haben ſoll, fehlt. Wir finden nur eine Depeſche an den Geſandten in Dresden, welche einer falſchen Auffaſſung der kaiſerlichen Politik ſeitens der ſächſiſchen Regierung entgegenwirken ſoll. Wir können uns aller Bemerkungen hierüber enthalten, da die bekannte vortreffliche Antwort des Herrn v. Frieſen an dieſem Product ſchon Juſtiz geübt hat. Der eigentliche Kern bleibt die Depeſche vom 1. Mai, die zunächſt ganz unmotivirt war.

Es war natürlich, daß der öſtreichiſche Geſandte in Berlin mit ſeinem belgiſchen Collegen gelegentlich über eine Frage ſprach, welche die Politik damals lebhaft bewegte. Aber eine derartige Unterhaltung motivirte in keiner Weiſe Rathſchläge an Belgien, ſich nachgiebig gegen Frankreich zu zeigen. Belgien hatte ſie nicht gefordert und brauchte ſie auch nicht, es hatte ſich nur auf *einen* Alliirten zu ſtützen und deſſen Rath zu beachten, nämlich England. Lord Clarendon hat ſeine Aufgabe in trefflichſter Weiſe gelöſt, er hat in Paris ſeine Stimme aufs nachdrücklichſte für die Unabhängigkeit Belgiens erhoben und hat in Brüſſel ſeinen Beiſtand gegen jedes unkeuſche Verlangen Frankreichs zugeſagt. Mit dieſer Unterſtützung iſt es der Klugheit und Energie des Herrn Frère-Orban gelungen, den ungeſchickten Angriff abzuſchlagen und in eine ziemlich offene Niederlage der napoleoniſchen Politik zu verwandeln. Aber weder er noch Lord Clarendon haben viel Weſen von ihrer Action gemacht, Graf Beuſt hat ſich unberufen mit Rathſchlägen eingedrängt, welche allgemeines Mißtrauen wachgerufen. Lord Clarendon hat über die ihm mitgetheilte Depeſche ſeinen unverhohlenſten Unwillen ausgeſprochen und in Paris war man wiederum von der Betonung der politiſchen Unabhängigkeit Belgiens wenig erbaut, womit der franzoſenfreundliche Rath an das Brüſſeler Cabinet verbrämt war. Der Reichskanzler hat wenig Grund, ſich über ſeine Einmiſchung zu beglückwünſchen.

Die einzige Frage, in der wir ſeiner Haltung zuſtimmen und ihm beſten Erfolg wünſchen, iſt die des Verhältniſſes zu Rom. Der Reichskanzler ſcheint uns hier die einzig richtige Politik zu verfolgen, nämlich ohne Verhandlungen mit Rom, die doch unnütz bleiben müſſen, einſeitig die geſetzliche Regelung der confeſſionellen Verhältniſſe im Intereſſe des Staates zu vollziehen, dabei aber ſorgfältig ſich jedes Actes zu enthalten, welcher dem Clerus den Anſchein eines Martyriums geben könnte und die katholiſche Bevölker-

ung aufregen müßte. Graf Trautmannsdorf, der kaiserliche Botschafter in Rom, soll nur im allgemein versöhnlichem Sinne wirken, aber von allen Verhandlungen absehen, so lange nicht die Curie freiwillig die vollendeten Thatsachen in Oesterreich anerkennt. Auch mit der Antwort auf die Anfrage des Fürsten Hohenlohe wegen der Stellung zum bevorstehenden Concil müssen wir uns einverstanden erklären. Das Circular des bairischen Ministers war wohlgemeint und mag als Avertissement in Rom etwas mäßigend gewirkt haben, aber Verhandlungen mit der Curie über solche Punkte führen zu nichts, ihr letztes Wort bleibt stets das Non possumus, wobei der Staat natürlich zu kurz kommt. Er muß sich daher aus eigner Machtvollkommenheit sein Gebiet abgrenzen, die religiöse Freiheit der Katholiken auch da achten, wo sie ihm unbequem wird, dagegen Uebergriffe in seine Rechte und Angriffe auf Andersgläubige rücksichtslos abweisen und die Priester behandeln wie alle andern Staatsbürger. So geschieht es in Belgien und man befindet sich wohl dabei, diesen Weg hat auch Oesterreich eingeschlagen. Fühlen die Laien dann, daß sie Anhalt beim Staat gegen die Uebergriffe des Clerus haben, so werden sie sich deren erwehren, um so mehr, je vermeßner der päpstliche Absolutismus sein Haupt erhebt. Das Concil mag die Himmelfahrt Mariä, ja die Unfehlbarkeit des Papstes zum Dogma erheben, aber ein Priester der aus einem Befehl des Papstes die Befugniß herleiten wollte, einem Staatsgesetz ungehorsam zu sein, ist zu bestrafen wie jeder andere Widerspenstige. Es ist bedeutsam, daß sich Graf Beust, indem er sich gegen jede präventive Maßregel in Bezug auf das Concil ausspricht, nicht nur auf die Zustimmung seines Souverains, sondern auch auf „das volle Einverständniß der Ministerien beider Reichshälften" berufen kann. Bei seinen deutschen und belgischen Depeschen finden wir von solcher Uebereinstimmung nichts erwähnt und wir können nur wünschen, daß er sich künftigauf solche Meinungsäußerungen beschränken möge, denen Graf Andrassy beipflichten mag.

Das Werk des sächsischen Generalstabs über den Krieg von 1866.

Der Antheil des königlich sächsischen Armeecorps am Feldzuge 1866 in Oestreich. Bearbeitet nach den Feldacten des Generalstabes. Dresden 1869. —

Der Stab des 12. Bundesarmeecorps vermochte für seine Schrift das officielle preußische und östreichische Werk zu benutzen, die gegenwärtige Stellung des sächsischen Armeecorps im norddeutschen Bunde machte selbstver-

ſtändlich rein militairiſche Darſtellung zur Pflicht. Der Verfaſſer hat ſeine Aufgabe auf dieſen Grundlagen mit Talent und Takt gelöſt. Wo der preußiſche oder öſtreichiſche Bericht zu rectificiren war, — und faſt nur der letztere gab zu weſentlichen Correcturen Anlaß — iſt die Widerlegung in ſchonender Weiſe durch detaillirte Darſtellung des Sachverhältniſſes bewirkt, auch die Stimmung, mit welcher die früheren und die gegenwärtigen Bundesgenoſſen behandelt werden, die Anerkennung der öſtreichiſchen Waffenbrüderſchaft und Gaſtlichkeit und der preußiſchen Kriegstüchtigkeit ſind gerade ſo, wie ſie dem wackeren Soldaten geziemen. Der Geſammteindruck der Arbeit iſt ein erfreulicher.

Für die Geſchichte des Krieges bringt das Werk freilich nur einige willkommene Ergänzungen. Wir erfahren genauer, wie das Verhältniß im Obercommando der öſtreichiſchen Iſar-Armee war, daß der Kronprinz von Sachſen eigentlich nur vom 25. bis zum 26. Juni das Commando über das erſte öſtreichiſche und ſächſiſche Corps führen ſollte und wir empfinden, daß die Unſicherheit und rückſichtsvolle Halbheit in der Führung dazu beitrug, die Operationen der öſtreichiſchen Iſar-Armee zu lähmen, deren Aufgabe von vorn herein ungenügend präciſirt war und durch Schwankungen im Hauptquartier Benedek's beträchtlich erſchwert wurde. Dazu kam die auffallend ſchlechte Verbindung mit dem Obercommando der Nordarmee, es klingt faſt unglaublich, daß die wichtigſten Communicationen zwiſchen Feldzeugmeiſter von Benedek und der Iſar-Armee 2—3 Tage unterwegs waren.

Zweimal war das ſächſiſche Corps an größeren Gefechten betheiligt, bei Gitſchin und Königgrätz. In dem Treffen bei Gitſchin, am 29. Juni, unterliegt die oberſte Dispoſition beider kriegführenden Theile, der ſächſiſch-öſtreichiſchen und preußiſchen, ernſtem Bedenken. Die Preußen verwendeten bei einem Schlage, welcher doch den Zweck haben mußte, die öſtreichiſche Iſar-Armee womöglich abzuſchneiden, für den Angriff nur zwei Diviſionen, und die Iſar-Armee unternahm auf ungünſtigem Terrain, welches durch ein Waldgebirge die Truppen in zwei getrennte Theile ſchnitt, eine Vertheidigung, welche die Hauptmaſſe der Truppen in dringende Gefahr ſetzte. Der ſächſiſche Bericht hebt zwar hervor, daß um 7 Uhr Abends, wo der Rückzugsbefehl des Feldzeugmeiſters von Benedek anlangte, das ſächſiſche Corps noch genug intakte Truppen hatte, um den Angriff der Diviſion Tümpling auf der Turnauer Straße für den Reſt des Tages abzuwehren. Aber es iſt ebenſo offenbar, daß längere Beharrlichkeit nur eine vollſtändige Umgehung durch die preußiſche Diviſion Werder und ein Abdrücken der Sachſen von ihrer Rückzugslinie zur Folge gehabt hätte. Die Stellung war bereits unhaltbar geworden, es war höchſte Zeit für geordneten Rückzug, und der Befehl Benedeks war nicht Störung eines Erfolges, ſondern in Wahrheit Rettung,

jedenfalls ein ſachgemäßer Vorwand. Dagegen darf ſich das ſächſiſche Corps mit Recht rühmen, daß wenige Bataillone das nächtliche Eindringen der Preußen in Gitſchin lange genug aufgehalten haben, um die ärgſten Einbußen von der öſtreichiſchen Iſar-Armee fern zu halten.

Der Antheil des ſächſiſchen Corps an der Schlacht bei Königgrätz hat ein beſonderes militairiſches Intereſſe. Es iſt bekannt, daß Feldzeugmeiſter v. Benedek den Andrang der Preußen bei den Sachſen, am äußerſten linken Flügel der öſtreichiſchen Stellung erwartete. Da war doch ſehr auffallend, daß die Dispoſition ſeines Generalſtabes ſo wenig daran dachte, die großen Terrainvortheile auf dieſem Flügel auszunutzen. Grade bei Nechanitz und Hradeck war der Sumpfgrund der Biſtritz, welcher dort die Flanke der öſtreichiſchen Aufſtellung durch eine Bogenkrümmung abſchloß, für eine nachhaltige Vertheidigung vorzüglich geeignet. Wie die Schrift des ſächſiſchen Generalſtabes berichtet, hatte der Kronprinz von Sachſen die richtige Aufſtellung, welche ein zähes Feſthalten von Hradeck und Nechanitz ermöglichte, beabſichtigt, wurde aber durch die Dispoſition des Hauptquartiers zum engern Anſchluß an das Centrum in eine Stellung bei Popowitz beordert, welche den Preußen die linke Flanke völlig Preis gegeben hätte. Und erſt am Morgen der Schlacht mußten ſich die Sachſen beim Obercommando eine etwas beſſere Stellung bei Problus und Prim auswirken, welche immer noch zu weit von dem Biſtritzbogen ablag und die entſcheidenden Punkte Hradeck und Nechanitz nicht genügend deckte, aber wenigſtens der vorausſichtlichen Baſis des feindlichen Angriffs gegenüber lag, da ſie ſich im Winkel von der Frontlinie des öſtreichiſchen Centrums zurückbog. Dieſe Stellung hatte die Uebelſtände eines Compromiſſes, ſie war zwar in der Front ſtark, aber ſie war an den Seiten durch Wald begrenzt und einer Umgehung auf beiden Flügeln ausgeſetzt. Als die Preußen mit geringen Verluſten den Uebergang bei Nechanitz gewonnen hatten, war bei der Ueberlegenheit ihrer Feuerwirkung und ihrer größeren Gewandheit im Ausnutzen des Terrains, eine Niederlage des öſtreichiſchen linken Flügels nur für wenige Stunden aufzuhalten. Allerdings wurde die Energie des preußiſchen Angriffs auf dieſen Flügel dadurch vermindert, daß General Herwarth von Bittenfeld für die Elbarmee nur einen Biſtritz-Uebergang bei Nechanitz vorfand und daß die Preußen durchaus keine Vorſorge getroffen hatten, ſich andere Uebergänge zu bereiten — der Befehl zur Schlacht war der Elbarmee bekanntlich erſt in der Nacht zugegangen. Unter dieſen Verhältniſſen erhielt der Kampf des linken öſtreichiſchen Flügels welcher durch die Sachſen, das ihnen als Soutien zugetheilte 8. öſtreichiſche Corps und die 1. leichte Kavallerie-Diviſion (Edelsheim) gebildet wurde, den Charakter eines beſondern Treffens, welches von beiden Theilen ehrenhaft und tüchtig, aber ohne die höchſten Kraftanſtrengungen geführt wurde, es

erſcheint neben den großartigen Kämpfen im Walde von Maslowed und neben dem verzweifelten Ringen um den Beſitz von Roßberitz wie ein blutiges Idyll, es hat außerdem die merkwürdige Eigenheit, daß es auf dem begränzten Terrain des linken öſtreichiſchen Flügels den ſtrategiſchen Verlauf der Geſammtſchlacht in kleinerem Maßſtabe faſt genau wiederholt. Die Preußen halten den Kampf in der Front hin und erlangen den Sieg durch Umgehung und Eindrückung der beiden Flanken ihres Gegners. Die Sachſen laſſen ſich durch die frontale Stärke ihrer Stellung und den für Oeſtreich im Allgemeinen günſtigen Stand des Gefechts um Mittag zu einem Heraustreten aus der Defenſive und zu einem Angriff auf die Preußen in der Front verleiten, ähnlich wie das 2. und 4. öſtreichiſche Armeecorps im Walde von Maslowed. Und wie die Oeſtreicher ſich durch jene verfehlten Offenſivſtöße bei Maslowed die Möglichkeit nehmen, der angreifenden 2. Armee der Preußen rechtzeitig auf günſtigem Terrain ſtarken Widerſtand entgegenzuſetzen, ebenſo verfallen die Sachſen durch ihre verſuchte Offenſive zu ſehr und zu früh den Folgen der preußiſchen Umgehung, die ihnen doch nicht unbekannt geweſen war, für deren Abwehr ſie aber ungenügende Sorge getragen hatten. Die Bataillone des 8. öſtreichiſchen Corps wurden von der preußiſchen Diviſion Canſtein aus dem Walde von Hradeck gegen die vorgerückten Bataillone der Sachſen geſchleudert und die ſächſiſchen Bataillone von beiden Seiten in der Thalmulde vor Neu-Prim zuſammengedrückt. Nur durch ſchnellen Rückzug und unter nicht unbedeutenden Verluſten vermochten ſich die Sachſen aus dieſer ſchlimmen Lage zu retten. Noch einmal hielten ſie Stand bei Problus, aber einem zweiten Angriff der Preußen, welche jetzt wie auf dem Exercierplatz tambour battant in der Front eindrangen, — es war nach dem Bericht von Augenzeugen ein großer und impoſanter Anblick — vermochte das erſchütterte ſächſiſche Corps nicht zu widerſtehen. Die Sachſen traten in guter Ordnung ihren Rückzug an, von General Herwarth, der den Angriff bis dahin vorſichtig, methodiſch, mit ruhiger Kraft geleitet hatte, ohne Nachdruck verfolgt. Der ſächſiſche Bericht beſtätigt, daß die Geſchütze der Cavalleriediviſion Edelsheim hinreichten, die preußiſche Verfolgung unmittelbar hinter dem Schlachtfeld zum Stillſtand zu bringen. Das Lob, welches dieſen Batterien gezollt wird, unterrichtet uns, daß die 1. leichte Cavalleriediviſion wenigſtens durch Geſchützfeuer an der Schlacht thätigen Theil genommen hat. Wer die Schilderung des Rückzugs in dem ſächſiſchen Werke lieſt und ſich über die Disciplin und feſte Haltung der ſächſiſchen Truppen in dem Chaos der Flucht freut, der wird auch veranlaßt, immer aufs Neue auszuſprechen, daß der militairiſche Ertrag des Sieges noch ein ganz anderer hätte ſein können, wenn die Preußen am Abend der Schlacht nur eine halbe Meile weiter verfolgt hätten. Wiederholt deutet das der ſächſiſche Bericht an.

Die Schicksale des sächsischen Corps in den letzten Wochen des Feldzugs bieten einiges Merkwürdige. Unter Anderm war uns neu, daß das Corps bei dem gestörten Rückzug von Olmütz nach Wien in acht Theile zerrissen wurde, welche sich spät, zum Theil erst nach Abschluß der Nikolsburger Präliminarien, wieder zusammenfanden. Ferner ist hervorzuheben, daß das Corps in dieser Zeit seine Verluste reichlich aus einer Depot-Brigade aller Waffen von zusammen c. 5000 Mann, 968 Pferden zu ergänzen vermochte, welche bereits beim Abzug des Corps aus Sachsen formirt war, während einiger Kriegswochen bei Linz gesammelt stand und durch Reservisten, die während der preußischen Occupation Sachsens aus dem Lande gezogen waren, vermehrt wurde. Die Ergänzung und technische Ausbildung der Truppe wurde auch nach dem Friedensschluß mit Oestreich rüstig fortgesetzt, weil es im höchsten Interesse des sächsischen Königshauses lag, bis zum Abschluß der Verhandlungen mit Preußen, die Kriegsherrlichkeit über ein schlagfertiges Corps festzuhalten.

Das sächsische Armeecorps hatte beim Beginn des Krieges in Böhmen (am 25. Juni) einen Verpflegungsstand von 26,226 Mann, darunter 540 Nichtstreitende, und von 7,560 Pferden, außerdem von 4,961 Mann und 968 Pferden im Depot, also zusammen von 31,265 Mann und 8,528 Pferden. Es verlor vor dem Feind bei Gitschin und Königgrätz an Todten 38 Officiere 579 Mann; an Verwundeten 44 Officiere 1303 Mann; an unverwundet Gefangenen 4 Officiere 193 Mann, zusammen 86 Officiere und 2075 Mann, 1 Geschütz.

Die sächsische Armee hat Grund ihre Leistungen in der Campagne von 1866 als eine wohlbestandene Prüfung ihrer militairischen Tüchtigkeit zu betrachten. Sie litt an den Nachtheilen, welche für jede Truppe und noch mehr für die Gefechtsleitung unvermeidlich aus der Beschränkung auf einen kleineren militairischen Organismus hervorgehen, aber in Treue gegen den Kriegsherrn, in militairischer Zucht und sicherem Ehrgefühl waren Officiere und Soldaten ihren Verbündeten von 1866 beträchtlich überlegen. Dies anerkennende Urtheil wurde schon während dem Kriege häufig von competenten Beurtheilern im preußischen Heere ausgesprochen.

Durch die Schrift des sächsischen Generalstabs ist d. Bl. wieder die Pflicht auferlegt worden auf den Feldzug des Jahres 1866 zurückzukommen. Niemals dünkt die Kritik des Zuschauers dem Handelnden widerwärtiger, als nach einer militairischen Action, welche dem Charakter des Feldherrn die stärkste erdenkliche Prüfung auferlegt hat; und nirgend hat der Urtheilende mehr Ursache Anerkennung in den Vordergrund zu stellen als bei so großer That wie eine gewonnene Schlacht ist. In Wahrheit ist auch der Feldzug von 1866 im Ganzen betrachtet, dadurch von anderen modernen Campagnen,

z. B. dem Jahre von Magenta und Solferino unterſchieden, daß die Armeen eine ſichere, correcte, kriegstüchtige Führung und Haltung erweiſen und keineswegs den Eindruck manövrirender Neulinge machen. Dieſes Lob darf auch den Sachſen nicht vorenthalten werden. Und die Schlacht von Königgrätz iſt militairiſch betrachtet eine der regelmäßigſten Kriegsoperationen aller Zeiten, in modernem Sinne eine rangirte Schlacht von größter Planmäßigkeit in der Anlage und Energie in der Ausführung und darin vielleicht jeder andern Schlacht dieſes Jahrhunderts überlegen, mit Ausnahme von Belle Alliance. Aber was in den Leiſtungen unvollkommen war, darf bei aller Achtung und Bewunderung nicht verſchwiegen werden, denn dadurch, daß man ſcharf auf das nicht erreichte Wünſchenswerthe hinweiſt, wird die Wahrſcheinlichkeit vergrößert, daß ein künftiger Krieg die Mängel des früheren vermeidet. Und daß ein neuer Kampf das ſächſiſche Corps als feſt eingefügten Heerestheil einer großen deutſchen Armee in treuer Waffenbrüderſchaft mit den Nachbarn finden wird, das iſt diejenige Folge des Feldzugs von 1866, welche uns über die Schrecken des Bruderkrieges zwiſchen Sachſen und Sachſen, zwiſchen Sachſen und Preußen heraushebt.

♀

Gewerbliche Hilfskaſſen.

Der Entwurf zur Gewerbeordnung für den norddeutſchen Bund enthielt in ſeinem Titel VIII ausführliche Beſtimmungen über gewerbliche Hilfskaſſen für unſelbſtändige Arbeiter. Der Reichstag glaubte die Schwierigkeiten, welche die Berathung des ganzen Werkes nach ſeinem vielſeitigen Inhalte fand, dadurch vermindern zu müſſen, daß er dieſe Materie aus dem Entwurfe ausſchied, aber zugleich den Bundeskanzler aufforderte, der nächſten Seſſion ein Geſetz vorzulegen, welches Normativbedingungen für Errichtung von Kranken-Hilfs- und Sterbekaſſen für Geſellen, Gehilfen und Fabrikarbeiter anordnete und die Beitrags- und Beitrittspflicht der unſelbſtändigen Arbeitnehmer, ſowie die Pflichten der Arbeitgeber regeln ſoll. Der Bundesrath wird ſich demnächſt bei ſeinem Wiederzuſammentritt mit der Berathung eines Geſetz-Entwurfs für ſolche Kaſſen beſchäftigen; es iſt darum wünſchenswerth die öffentliche Aufmerkſamkeit auf dieſen eben ſo wichtigen als ſchwierigen Gegenſtand zu lenken. Die Kernfrage iſt: welche geſetzliche Dispoſitionen getroffen werden müſſen, um die betreffenden Kaſſen in leiſtungsfähigen Zuſtand zu verſetzen und in demſelben zu erhalten? Drei Anſichten ſtehen ſich hier gegenüber.

1) Die Ueberlassung der Organisation und Verwaltung jener Kassen an die freie Concurrenz. Uns scheint dies durchaus unthunlich. Ueberläßt man es den Leuten, welche von der Hand in den Mund leben für die Zukunft zu sorgen, so werden die wenigsten dies thun. Die Freiheit würde also darauf hinauskommen, daß man die Mehrzahl der kranken Arbeiter liegen resp. sterben ließe oder ihre Verpflegung auf Staatskosten übernähme. Die Staatsgewalt will, wie der §. 161 des Entwurfs der Gewerbeordnung zeigt, in richtiger Erkenntniß dieser Alternative deshalb für jeden Fall alle Hilfsarbeiter verpflichten irgend einer Krankenkasse beizutreten, weil dies die einzige Möglichkeit bietet die Arbeiter zur Leistung des Beitrags für eventuelle Verpflegungskosten in Krankheitsfällen anzuhalten. Der Staat kann also auch nicht die Verpflichtung abweisen, diese Institute in angemessener Weise zu beaufsichtigen und ihre Leistungsfähigkeit zu überwachen, um so weniger, als bei allen Unzulänglichkeiten der Kassen doch schließlich die Anstalten des Staates in Anspruch genommen würden. Außerdem stehen offenbar die betreffenden Arbeiter an Bildung und Selbständigkeit nicht hoch genug um die Verwaltung jener Kassen in allen Beziehungen wirksam zu controliren und sind andrerseits nur zu geneigt, sich ihrer Beitragspflicht zu entziehen.

2) Die zweite Modalität wäre die Errichtung staatlicher oder gemeindlicher Krankenkassen mit obligatorischer Verpflichtung zum Beitritt für alle Betreffenden. Indessen auch hiergegen sind starke Bedenken geltend zu machen. Eine derartige Einrichtung würde einen großen bureaukratischen Apparat erfordern und den öffentlichen Kassen ein starkes Risico aufbürden. Das Bewußtsein, eine große allgemeine Versorgungskasse hinter sich zu haben, lähmt bei den Arbeitern das Bestreben, sich durch Fleiß und Sparsamkeit möglichst selbst zu helfen, während die Mitgliedschaft einer Kasse, bei deren Solvenz und Verwaltung er unmittelbar betheiligt ist, ihm ein Sporn zur Thätigkeit wird. Die Zwangspflicht, einer von mehreren neben einander bestehenden Privatkassen beizutreten, unter denen er übrigens frei wählen könnte, würde von dem Arbeiter weit weniger hart gefühlt werden, als obligatorische Beiträge an eine öffentliche Centralkasse. Verschiedene neben einander bestehende Kassen werden sich auch eine wohlthätige Concurrenz machen, wenn nur die staatliche Oberaufsicht darüber wacht, daß sie auf soliden Grundsätzen ruhen.

3) Es bleibt also nur die dritte Alternative: Privatkassen unter staatlicher Aufsicht. Für die Organisation derselben wird es vor allem darauf ankommen, eine zweckmäßige Oberaufsicht der Behörde mit der möglichst freien Verwaltung der Kassen durch ihre Interessenten unter voller Verantwortlichkeit des leitenden Vorstandes zu verbinden. Die Association kann nur segensreich wirken, wenn ihr einerseits freier Spielraum gegeben wird und andrerseits dieser freien Bewegung eine genügende Verantwortlichkeit zur Seite steht. Die Behörde, welche möglichst im Sinne des Selfgovernments zu bilden wäre, würde sich alles unnützen Eingreifens zu enthalten haben, wesentlich als Sicherung gegen Ausschreitungen in Reserve bleiben und sich hauptsächlich die Prüfung der Statuten jeder Kasse angelegen sein lassen. Ueber die Statuten selbst in den Normativbedingungen näheres zu bestimmen, dürfte kaum practisch sein, da man dabei entweder nur in unfruchtbaren Allgemeinheiten bleiben oder in ein zu großes Detail gerathen würde. Doch wird der erste Gesichtspunkt der Behörde bei Prüfung der Statuten der sein müssen, daß sie auf rationeller Basis ruhen, also nicht falschen Humanitätsideen huldigen, sondern nach der Analogie gut eingerich-

teter Lebensversicherungen, Pensionskassen ꝛc. ihre Verpflichtungen und Rechte nach bewährten Grundsätzen der Wahrscheinlichkeitsrechnung normiren, speciell auch dem Staate wie ihren Interessenten durch einen Reservefonds angemessene Bürgschaft für Erfüllung der übernommenen Verbindlichkeit leisten.

Wird nach diesen Grundsätzen allseitig verfahren, so wird es keine Bedenken haben, den Kassen die Rechte juristischer Personen zu verleihen, wie dies auch im §. 167 des Entwurfs der Gewerbeordnung in Aussicht genommen war.

Was nun die Interessenten der Kassen betrifft, so kann allerdings die Vorfrage aufgeworfen werden, wer unter die Categorie der Hilfsarbeiter zu rechnen sei, da bei dem jetzigen fabrikmäßigen Betriebe des Gewerbes die Stückarbeit außer Hause eine große Rolle spielt. Bekanntlich arbeiten vielfach Leute, welche früher kleine Meister waren, jetzt im Auftrage von größeren Etablissements oder Fabriken zu Hause, halten sich dort auch wohl selbst wieder Gehilfen. Indeß gerade die wechselnde Gestaltung dieser Verhältnisse läßt eine genauere Schematisirung durch Gesetzesparagraphen nicht zu, während die Behörde leicht den Punkt herausfinden wird, auf welchen es allein ankommt, nämlich die Selbständigkeit oder Unselbständigkeit des Gewerbebetriebes. Ueberall, wo letzterer feststeht, muß die obligatorische Beitrittspflicht zu einer der Kassen, deren Statuten genehmigt sind, eintreten. Und zwar muß diese Beitritts- und Beitragspflicht ohne Unterschied für alle ortsangehörigen wie fremden Hilfsarbeiter während ihrer Anwesenheit an einem Orte ausgesprochen werden. Dieser Zwang ist das einzige Mittel, die Kassen solvent zu erhalten, ohne ihn werden sich die Arbeiter stets den Beiträgen ganz oder theilweise entziehen, im Vertrauen, daß schließlich die Obrigkeit doch keinen umkommen lassen werde. — Aber mit der Proclamation dieser Beitragspflicht ist bei allgemeiner Gewerbefreiheit und Freizügigkeit noch wenig gethan. Die Beiträge würden trotzdem von den meisten Arbeitern nicht gezahlt werden, dieselben würden es auf Execution ankommen lassen, und wenn eine solche einträte, würde sie kein Object finden. Praktisch wird die Beitragspflicht eben nur durchzuführen sein, wenn man die Arbeitgeber dafür verantwortlich macht, daß alle ihre Hilfsarbeiter einer Kasse beitreten, und wenn man sie für die Zahlung der Beiträge haftbar erklärt. Erst damit würde ein richtiger Zug in die Sache kommen. Der Arbeiter könnte sich unter den bestehenden Kassen eine frei wählen, der er beizutreten wünscht. Nach seinem Eintritt aber müßte er bei ihr bleiben, so lange er am Orte verweilt, wenn er nicht der Behörde nachweisen kann, daß seine Aufnahme in eine andere Kasse gesichert ist. Beim Eintritt hätte jedes Mitglied ein Quittungsbuch zu erhalten, in welches die Zahlungen eingetragen werden, sei es schriftlich, sei es durch Einkleben von Marken. Jeder Arbeiter wird beim Eintritt in ein Dienstverhältniß dem Arbeitgeber sein Quittungsbuch einzuhändigen haben, dieser hätte dasselbe zu überwachen und die für Rechnung des Arbeiters gezahlten Beiträge durch die Kasse eintragen zu lassen. In der Praxis würde sich dann die Sache meistens so stellen, daß der Arbeitgeber die Zahlung leistete und den Betrag vom Lohne abzöge, zumal man ihm nicht die Einrede gestatten dürfte, daß er keinen Lohn für den Arbeiter in Händen habe. Wenn ein Arbeiter erkrankte, ohne Mitglied einer Kasse zu sein, so müßte der Arbeitgeber, dem dabei eine Nichtbeachtung der Ueberwachungspflicht, ein Verschulden zur Last fiele, die Kurkosten zahlen. Erst mit der Beendigung des Dienstverhältnisses, welche gleichfalls in das Quittungsbuch eingetragen wird, dürfte die Haftpflicht des Arbeitgebers erlöschen.

Werden die Verpflichtungen des Arbeiters und Arbeitgebers in solcher

Weise festgestellt, so erscheinen die Beiträge an die Kassen gesichert, so lange die betreffenden Mitglieder an einem Orte in Arbeit stehen. Es muß aber auch für den Fall Fürsorge geschaffen werden, daß der ihnen angehörende Arbeiter ein Dienstverhältniß löst ohne ein neues einzugehen, sodaß also kein haftender Arbeitsgeber mehr da ist. Maßregeln für diese Eventualität sind um so nothwendiger, als dann gewöhnlich, wie z. B. bei Strikes oder bei Arbeitlosigkeit die Arbeiter geringere Mittel besitzen und deshalb besonders geneigt sein werden, sich ihrer Beitragspflicht zu entziehen. Hiergegen giebt es keine andere Abhülfe, als den Kassen das Recht zu geben, säumige Mitglieder auszuschließen und ihre bisher gezahlten Beiträge als verfallen zu erklären. Damit aber würden sie auch das Recht verlieren, sich an dem Orte aufzuhalten, denn das Gesetz fordert, daß sie einer Kasse angehören; werden sie also von derselben ausgeschlossen, weil sie ihre Verpflichtungen nicht mehr erfüllten, so wird eine andere sie nicht aufnehmen wollen.

Schließlich wäre es noch nothwendig, den Kassen das Recht zu geben die Beiträge eventuell exekutivisch im Verwaltungswege beitreiben zu lassen, wie dies auch der §. 164 des Entwurfs der norddeutschen Gewerbeordnung in Aussicht nahm. Es ist schlechterdings für die Kasse unmöglich, um wenige Silbergroschen jedesmal gerichtlich klagbar zu werden und sich damit Kosten aufzulegen, welche von den Verurtheilten gar nicht wieder einzuziehen sind.

Noch bleibt übrig, ein Wort von den Arbeitern zu sagen, welchen die Kassen die Aufnahme meist von vornherein weigern werden, nämlich den Alten und Kränklichen. Schon jetzt nimmt keine Krankenkasse Mitglieder neu auf, welche das 50. Lebensjahr überschritten haben; das Risiko der Verpflegung würde nicht im Verhältniß zu dem kleinen Beitrage stehen. Man könnte nun daran denken, für diese Klasse eine Art öffentlicher Kasse zu gründen, in welche die Betreffenden ihren Beitrag zahlten, wogegen ihnen eventuelle Verpflegung auf öffentliche Kosten gesichert würde. Dies scheint indeß nicht zweckmäßig. Denn einerseits würden von solchen mehr oder weniger invaliden Arbeitern doch schwerlich Beiträge regelmäßig erhoben werden können, andererseits würde es auch nicht räthlich sein, solche noch durch specielle staatliche Vergünstigung zum Wandern fast aufzufordern. Da wo sie einmal heimaths- und unterstützungsberechtigt sind, muß im Krankheitsfalle für sie gesorgt werden; wollen sie sich dennoch nach anderen Orten begeben, so müssen sie es auf ihre Gefahr hin thun, und wollen Arbeitgeber sie wegen etwaiger besonderer Geschicklichkeit beschäftigen, obwohl sie keiner Kasse angehören, so müssen diese auch die Haftung für Verpflegung in Krankheitsfällen übernehmen.

In diesem Sinne, scheint uns, wären die Normativbedingungen zu entwerfen, das Weitere könnte man der natürlichen Entwickelung getrost überlassen, z. B. ob nicht die Kasse eines Ortes mit denen eines andern in Kartell treten könnte, sodaß dem Arbeiter, wenn er eine gewisse Zeit in Leipzig regelmäßig seine Beiträge gezahlt und nun seinen Wohnsitz nach Berlin verlegt, eine gewisse Summe von der correspendirenden Kasse des neuen Aufenthaltsortes creditirt würde. Solcher Entwickelung eine festere Gestaltung zu geben, wäre die Aufgabe der Statuten, die mit Zustimmung der Behörde ja jederzeit geändert werden könnten. Die Aufgabe der bundesgesetzlichen Normativbedingungen wird nur sein dürfen, die Grundprincipien festzustellen, auf welchen alle Kassen ruhen müssen. — Wir stehen in einer Uebergangsperiode; kaum je hat sich in der Geschichte eine solche Umwälzung aller ökonomischen, gesellschaftlichen und politischen Verhältnisse so rasch, ja so stürmisch vollzogen wie in unserer Zeit. Die festen Geleise, in denen eine

frühere Zeit sich kleinlich, aber sicher und gleichmäßig bewegte, sind verschwunden, die alten Schranken, welche bisher die freie Bewegung hemmten, sind gefallen und mußten fallen, aber mit der Proclamation blos negativer Freiheit ist noch wenig gewonnen. Wir sind hinaus über den kahlen Begriff des Rechtsstaates, in dem das laisser aller die einzige Norm bildet. Der Staat soll positiv eingreifen, um das Wohl seiner Angehörigen zu stützen, soweit dies geschehen kann, ohne eine Klasse auf Kosten der andern zu begünstigen, und nirgends ist diese Pflicht dringlicher als bei der Klasse, welche durch ihre Capitallosigkeit andern gegenüber die schwächere ist. Der Staat ist der natürliche Vormund der wirthschaftlich noch Unmündigen. In dieser Eigenschaft hat er aber auch den Arbeiter anzuhalten, seine Pflichten gegen sich selbst zu erfüllen. Derselbe hat kein Recht, in den Tag hineinlebend jeden verdienten Groschen aufzuzehren und dann im Alter oder bei Krankheit den öffentlichen Anstalten zur Last zu fallen; er soll in der Zeit rüstigen Erwerbs für künftige schlechte Tage sorgen. Wenn der Staat die oben angeführte Beitragepflicht für unselbständige Arbeiter ausspricht, übt er damit sowenig Tyrannei wie durch die allgemeine Schul- oder Wehrpflicht; er wehrt nur von sich eine Last ab, die rein unerträglich werden müßte. Es ist recht eigentlich die Aufgabe unserer Tage, für die neue Gestaltung des wirthschaftlichen Lebens Formen zu finden: der freien Bewegung muß voller Raum gegeben werden, aber die Staatsgewalt hat darauf zu halten, daß jedem Recht auch eine Pflicht gegenüberstehe. Hierin liegt die wahre sittliche und politische Erziehung, und gewerbliche Kassen auf den gedachten Grundlagen würden unserer Ansicht nach wesentlich dazu beitragen den Verhältnissen der arbeitenden Klassen festern Halt zu geben und sie den Irrlehren socialistischer Volksbeglücker resp. Verderber zu entziehen.

Correspondenz aus Holland.

Haarlem, Anfang August.

Man scheint sich im Auslande über die Stellung, welche die Niederlande zu dem belgisch-französischen Eisenbahnvertrage einnehmen, noch immer keinen richtigen Begriff bilden zu können. Das Amsterdamer „Handelsblad" rief Angesichts der deutschen Zeitungsberichte aus Holland neulich aus: „Ist denn unter den vielen hier lebenden Deutschen keiner fähig und verständig genug, um, was man von uns zu vernehmen wünscht, in einer solchen Weise mitzutheilen, daß nicht ein Paar Zeilen nothwendig schon Irrthümer enthalten?"

Die „Kölnische Zeitung" — und daran knüpfe ich zunächst an — theilte ihren Lesern nämlich mit, daß bei uns ein Streben zur Wiedervereinigung mit den flämischen Provinzen Belgiens bestehe, und daß wir uns deshalb etwaigen Absichten Frankreichs auf Belgien nicht widersetzen würden. Wer auch nur in den letzten Monaten unser politisches Treiben näher betrachtet hat, weiß, daß diese beiden Angaben gleich irrthümlich sind. An eine Vereinigung mit Flandern denkt hier nicht allein Niemand, sondern man würde sich derselben geradezu widersetzen. Die Parteien hier zu Lande haben bei den

letzten Wahlen einen beinahe ausschließend religiösen Charakter angenommen. Die Conservativen und Ultramontanen hatten sich zum Angriff auf unsere confessionslose Schule gegen die Liberalen vereinigt. Bei dem Wahlkampfe — es mußte die zweite Kammer zur Hälfte erneuert und es mußten auch noch einige Mitglieder für neue Wahlbezirke gewählt werden — haben die Liberalen entschieden den Sieg davongetragen. Verschiedene Bezirke, die früher conservative Abgeordnete wählten, haben liberale Männer in die Kammer gesandt, so daß die ministerielle Partei — die Liberalen — die Majorität hat. Die Conservativen sind nicht durchweg gegen die confessionslose Schule gestimmt, sie werden diese, wenn es darauf ankommt, sogar hartnäckig vertheidigen; sie hatten sich bei den Wahlen nur mit den Clericalen verbunden, um mit Hilfe dieser dem Ministerium einen Stoß geben zu können. Zählen wir nun die Mitglieder der verschiedenen Parteien in der nächsten Kammer, so haben die Clericalen, die eine Veränderung des Schulgesetzes wollen, höchstens über ein Viertel der Stimmen zu verfügen. Vielleicht werden noch einige Conservative mit ihnen stimmen, um die Fühlung mit ihnen zu erhalten, aber Gefahr für das Schulgesetz besteht durchaus nicht. Bei den Wahlen hat sich somit herausgestellt, daß die Holländer im Großen und Ganzen nicht nur liberal, sondern außerdem entschieden protestantisch, dem Ultramontanismus abgeneigt sind. Worauf sollte sich nun die ihnen zur Last gelegte Neigung zur Vereinigung mit dem stockkatholischen Flandern stützen? Glaubt man, wir hätten die Erfahrungen der Jahre 1820—30 vergessen? Nein, wir werden uns hüten, Nachbarn ins Haus zu rufen, die uns wegen unversöhnlichen Streits verlassen haben, mit denen wir nicht zusammen leben können, ohne sofort in Kampf zu gerathen.

Vor dem Jahre 1830 gebrauchten die belgischen Ultramontanen französische und liberale Sympathien zur Erlangung ihrer Ansprüche; heute neigen sie sich dem Niederdeutschthum zu, um die belgischen Liberalen zu bekämpfen. Würde unserem Staate durch die flämisch-belgischen Provinzen ein Zuwachs an clericalen Elementen (die dort bekanntermaßen sehr stark vertreten sind) zu Theil, so würde dadurch ein unversöhnlicher Dualismus entstehen.

Bis vor ungefähr 10—15 Jahren herrschte hier noch ein alter Groll gegen Alles, was belgisch war. Diese Erinnerungen an den Aufstand und die Lostrennung sind glücklich überwunden und man ist zu einer ruhigen Würdigung der damaligen Vorfälle gekommen. In Folge dessen ist ein näherer Anschluß der beiden niederdeutschen Sprachstämme, des Flämischen und Holländischen angebahnt. Die Scheldefrage hätte beinahe das gute Einvernehmen zwischen Nord- und Süd-Niederland wieder gestört — ein Beweis, daß es noch nicht feste Wurzel geschlagen hat. Aber ein Verlangen zur Wiedervereinigung hat sich weder hier noch im Süden offenbart, ja man ist in Holland herzlich froh, daß man von den belgischen Brüdern erlöst ist.

Nach langem Hadern zwischen unsern Parteien, nach vielem Wechsel conservativer und liberaler Ministerien sind wir endlich dahin gekommen, daß die Regierung über eine große Majorität in der zweiten Kammer verfügen kann; endlich ist die Zeit da, um durchgreifende Maßregeln zur Reform unserer Zustände zu nehmen. Wir haben unsere coloniale Frage zu lösen, mehrere Gesetze, die schon vor zehn Jahren hätten zu Stande gebracht werden müssen, sind noch nicht einmal entworfen; andere warten der Berathschlagung; unser ganzes Besteuerungswesen bedarf dringend radicaler Umgestaltung. Müßten wir nicht mehr wie unklug sein, wenn wir durch Erweiterung unseres Territoriums das Verhältniß unserer Parteien wieder verrücken, jede thatkräftige Regierung unmöglich machen wollten?

Außerdem wünschen wir überhaupt keine Veränderung der europäischen Karte, da wir dabei Nichts gewinnen, wohl aber verlieren können. Wir wünschen mit all' unsern Nachbarn in freundlichem Verhältniß zu leben und fürchten uns zugleich ungebührlich irgendwo Anstoß zu geben.

Endlich hat die niederländische Regierung mit dem französisch-belgischen Eisenbahn-Vertrag nichts zu thun. Was die Uebereinkunft mit der Gesellschaft der hiesigen Staatsbahnen betrifft, so handelt sichs um ein rein finanzielles Geschäft, welches die Regierung nur angeht, so weit unsere Finanzen dabei berührt werden, und worüber doch nur unsere Kammern einen endgültigen Beschluß nehmen können. Es ist kaum glaublich einen strategischen Vortheil für Frankreich darin zu sehen, daß eine Bestimmung getroffen ist, nach welcher durchgehende Züge der französischen Ostbahn nach Rotterdam, Vliessingen oder Utrecht gehen sollen, jedoch ausschließlich mit niederländischen Locomotiven und Beamten!

Da wir keine Großmacht sind, haben wir überhaupt wenig Lust dazu uns mit auswärtiger Politik zu placken. Unsere innern Zustände sind durchaus noch nicht der Art, daß wir nicht Stoff genug zur Beschäftigung hätten. Nach dem Siege, den die Liberalen davon getragen haben, sollte man glauben, die Schulfrage wäre so ziemlich erledigt. Aber dem ist nicht so. Die Heftigkeit der Clericalen hat bedeutend zugenommen, was wohl darin seinen Grund hat, daß früher hauptsächlich nur die protestantischen „Antirevolutionaire" die Agitation gegen die Schule betrieben, wogegen in der letzten Zeit die Ultramontanen diese Aufgabe mit übernommen haben und dabei mehr Talent und Energie entwickeln als jene. Das hat aber auch den Vortheil, daß das Ziel dieser Partei deutlicher zu Tage tritt. Früher klagte man über den materialistischen Geist, der im Unterrichtswesen herrsche; und da man die Beweise für diese Behauptungen nicht liefern kann, so wendet man sich jetzt gegen die Wissenschaft selbst. In einer öffentlichen Rede bei der Uebergabe des Rectorats, behandelte der Professor Dozy neulich die Ursache des Verfalls des Unterrichtswesens bei den Mohamedanen, und schrieb denselben dem Umstande zu, daß die Schulen in den Händen der Priester seien. Er schloß mit der Warnung unser Unterrichtswesen in die Hände der Kirche zu legen. Herr Alberding-Thym, einer der ultramontanen Führer, verlangte in der „Dietsche Warande" sofort, die Regierung solle den Professoren solche Reden verbieten, da der Staat auf diese Weise durch einen von ihr bezahlten Beamten seine constitutionelle Neutralität verlasse. Es ist also deutlich: die Clericalen verlangen Unterdrückung alles Unterrichtes, der mit dem Glauben, dem Dogma, streitet. Der Staat soll der freien Wissenschaft den Todesstoß geben, und ein blindes Werkzeug in den Händen der Kirche werden; natürlich der katholischen.

Herrn Groen van Prinsterer, dem Führer der „Antirevolutionäre", wird bei dieser Thätigkeit wohl bange werden. Seine Partei ist die altreformirte, welche die Aussprüche der Dordrechter Synode aufrecht erhalten und den Staat zu diesem Zwecke benutzen will. Würde wirklich die neutrale Schule beseitigt, so entstände sofort der heftigste Religionsstreit zwischen Reformirten und Katholiken, bei welchem die Letztern wahrscheinlich den Kürzeren ziehen würden. Was nun die „Antirevolutionäre" eigentlich wollen, ist nicht klar. Daß sie die Schulen in ihren Händen haben wollen, wissen wir zwar, aber man hört Herrn Groen auch immer wieder von den revolutionären Principien unserer Constitution reden. Ob wir wieder zurückkehren sollen zu der frühern Republik? Das durchaus nicht, ja die „Antirevolutionäre"

sind zuweilen ultrarevolutionär. Liest man die Schriften des Herrn Groen, dann wird man nicht viel klüger, da er seine Meinung nie irgend deutlich sagt, es wäre dann, daß er sich auf Stahl, dessen Autorität ihm über Alles gilt, beriefe. Nicht-Holländer können ihn am Besten aus seinen beiden Broschüren kennen lernen: La Prusse et les Pays-bas und l'Empire prussien et l'Apocalypse. Aber eben als Agitator erregt der Mann sehr viel Aufsehen und nimmt eine nicht unbedeutende Stellung bei unsern jetzigen Zuständen ein.

Es ist bemerkenswerth, daß an der Spitze der beiden kirchlichen Parteien zwei bedeutende Historiker stehen: Herr Groen, der vom calvinistischem Standpuncte die Fahne der Oranier hoch hält, wogegen Herr Dr. Nuyens in seiner Geschichte des niederländischen Aufstandes die Protestanten und nicht am wenigsten die Oranier angreift.

Die Conservativen spielen bei der Schulfrage eine traurige Rolle. Sie haben sich früher der „Antirevolutionäre" zur Erreichung ihrer Zwecke bedient, was ihnen aber bei den letzten Wahlen nicht gelungen ist. Ihre Bedeutung ist dadurch sehr gesunken, und da sie doch eigentlich nur durch persönliche Antipathien von den Liberalen getrennt sind, so wäre es besser sie schlössen sich jetzt wieder denselben an. Aber der Stoff, aus dem sie gebildet sind, ist derjenige der frühern Aristokraten und Regenten der Republik. In ihrer Erinnerung lebt noch immer die Zeit, wo man es bis zur Souverainität der einzelnen Städteregierungen gebracht hatte, wo ein Bürgermeister von Groningen sagen konnte: Ich gehöre zu den Königen des Landes! Nach der einen Seite bekämpfen sie die Souveränität des Volkes und berufen sich auf die Rechte der Krone, wenn diese zu ihren Gunsten ausgelegt werden können, während sie dieselben ohne Bedenken wieder angreifen, wo sie ihnen im Wege stehen.

Die Conservativen und die „Antirevolutionäre" haben ebenso wenig wie die Liberalen von der Vereinigung mit Flandern etwas zu erwarten. Es blieben also nur noch die Ultramontanen übrig, die vielleicht ihren Vortheil dabei haben würden. Zwar erwüchse ihrer Partei dadurch ein bedeutender Zuwachs, aber bisher haben sie behauptet, die niederländischen Katholiken bildeten eine geschlossene Phalanx; bei ihnen herrsche vollkommene Uebereinstimmung. Mit Flandern erhielten wir aber auch eine liberale katholische Partei, die auch in Holland Anhänger finden würde, und dadurch würde die Uebermacht der Ultramontanen in dem katholischen Lager gefährdet. Jedenfalls ist auch von dieser Seite noch kein Wunsch zu einer solchen Vereinigung ausgesprochen.

Aber auch aus materiellen Rücksichten würde man sich derselben hier widersetzen. Man wird eine Wiederholung der Zustände vor dem Jahre 1830 fürchten, wo der Handel Amsterdam's sehr viel von der Concurrenz Antwerpens zu leiden hatte, abgesehen noch von den schutzzöllnerischen Sympathien der Belgier, denen unsere Neigung zum Freihandel durchaus zuwider ist.

Es liegt nicht in der Natur unserer Zustände, daß wir aus unserem passiven Verhalten dem Auslande gegenüber heraustreten, so lange wir nicht von Außen dazu gezwungen werden; und das deutsche Publicum darf jeden Bericht, der von anderen als diesen Gesinnungen bei uns weiß, ruhig als unrichtig bei Seite legen.

Verantwortliche Redacteure: Gustav Freytag u. Julius Eckardt.
Verlag von F. L. Herbig. — Druck von Hüthel & Legler in Leipzig.

XXVIII. Jahrgang. II. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik und Literatur.

№ 33.

Ausgegeben am 13. August 1869.

Inhalt:

Die züricher Volksbewegung und die neue züricher Verfassung Seite 241
Aus Mecklenburg-Schwerin 257
Aus Schleswig-Holstein 269
Aus einem englischen Notizbuch 273

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.

Leipzig, 1869.

Friedrich Ludwig Herbig.

(Fr. Wilh. Grunow.)

Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern.

Die Züricher Volksbewegung und die neue Züricher Verfassung.

Correspondenz aus der Schweiz.

Wir haben in unserer letzten Correspondenz von dem Vorrechte der Schweiz zu politischen Versuchen gesprochen. Ein solcher Versuch und zwar in kühnen Verhältnissen ist nun die aus der Volksbewegung vom Spätjahr 1867 bis zum Frühjahr 1869 hervorgegangene neue Verfassung des Cantons Zürich. Durch Einführung des Referendums und der „Initiative", welche seither unter dem Namen der Volksgesetzgebung zu einem Losungsworte unserer Demokraten par excellence geworden war, hat sie einen Schritt in ein bisher unbekanntes Land gethan. Zur Stunde noch wird namentlich das Referendum von den einen als eine konservative, den Fortschritt eher hindernde als fördernde, von anderen als eine extrem radicale, jegliche geordnete Entwickelung bedrohende Institution angesehen. Hat auch die erstgenannte Einrichtung in drei wenig hervorragenden Cantonen schon bestanden, so sind sie für einen materiell, intellectuell und politisch so weit vorgeschrittenen Canton wie Zürich jedenfalls von ganz anderer Beweiskraft. Die Volksinitiative aber ist etwas, von dessen Wirkungen man wenigstens in den größeren Cantonen bisher keine praktischen Erfahrungen besitzt. Die übrigen wesentlichen Neuerungen in der Verfassung sind theils aus ächt liberalem Geiste in bestem Sinne des Wortes hervorgegangen, theils tragen sie das Gepräge demagogischer Versprechungen. Das Ganze ist eine sehr heterogene Mischung, über deren Gebrechen und Vorzüge eine nicht sehr ferne Zeit richten wird.

Die Bedeutung dieser neuen politischen Richtung für die Schweiz im Allgemeinen haben wir in unserem früheren Artikel (vergl. Nr. 30) mit einer Schrift des Herrn Tallichet in der Hand erörtert. Auch indem wir hier auf den Ursprung und die Geschichte der Volksbewegung eingehen, aus der das neue Verfassungswerk Zürichs entstanden ist, geschieht es im Anschluß an denselben Autor*), den einzigen bisherigen Geschichtsschreiber jener Bewegung. Da indeß seine Darstellung nur bis zur ersten Lesung der Ver-

*) E. Tallichet, la crise politique dans le Canton de Zürich. Biblioth. univ. 1869.

faſſung reicht und ebenſo ſein Urtheil über die Geſtalt, welche letztere in dieſem erſten Entwurf erhalten hatte, ſo haben ſie für uns nur noch ein hiſtoriſches Intereſſe. Wir folgen ihm daher nur in ſoweit, als der Verfaſſungsentwurf durch die die zweite Berathung nicht verändert worden iſt.

Wer ſich noch erinnert, mit wie allgemeinem Erſtaunen man in der Schweiz im Jahre 1867 von der plötzlich zu Tage tretenden Volksbewegung im Canton Zürich hörte, welcher bisher nach einer ſehr verbreiteten Anſicht für einen der beſtregierten und glücklichſten der Schweiz galt und der ſeit mehr als 20 Jahren von derſelben Regierung geleitet worden, ja wo erſt noch ein halbes Jahr vorher eine vollſtändige Erneuerung des geſetzgebenden Rathes ſtattgefunden und wer da weiß, daß dieſe Bewegung der Ausgangspunkt einer neuen Richtung in der ſchweizeriſchen Politik geworden, der wird wohl die Nothwendigkeit einſehen, etwas weiter rückwärts in die Geſchichte dieſes Cantons blicken zu müſſen, um ſich das Weſen und die Bedeutung ſowohl jener Bewegung ſelbſt, als deren örtlicher und zeitlicher Fortſetzung in der übrigen Schweiz klar zu machen.

Die Bewegung datirt ſchon von 1830 her. Sie iſt in mancher Beziehung nur die weitere Entwickelung der friedlichen Revolution, welche damals, als die Landſchaft Zürich von der bisher allein herrſchenden Hauptſtadt ihren Antheil an der Regierung forderte und ohne große Schwierigkeit auch erhielt, die neue Verfaſſung zur Folge hatte. Das nun eingeführte, von dem ſpäter nach Berlin übergeſiedelten und dort verſtorbenen ausgezeichneten Rechtsgelehrten Dr. Friedrich Keller geleitete liberale Syſtem eröffnete für den Canton eine der glänzendſten Perioden ſeiner Entwickelung. Freiheit und Fortſchritt waren überall die Loſung und Zürich ging einer Reihe von anderen Cantonen, welche Anfangs der dreißiger Jahre ebenfalls ihre Verfaſſungen veränderten, durch hervorragende Leiſtungen auf den verſchiedenſten Gebieten des öffentlichen Lebens kühn voran. Nur waren die Fortſchritte etwas zu raſch und von zu wenig Rückſichtnahme auf die beſtehenden Verhältniſſe begleitet.

Beſonders zeigte ſich dieſe Rückſichtsloſigkeit in Sachen der Religion. Seit längerer Zeit ſchon war davon die Rede geweſen, den Dr. Strauß, den bekannten Verfaſſer des „Lebens Jeſu", als Profeſſor der Theologie an die Hochſchule zu berufen. Im Jahre 1839 glaubte man ſich endlich über die bisher gehegten Befürchtungen in Betreff der ſich in weiteren Kreiſen des Volkes geltend machenden Abneigung gegen eine ſolche Berufung hinwegſetzen zu können. Strauß wurde berufen. Da erhob ſich das Volk. Die Regierung wurde zur förmlichen Zurücknahme der Berufung und zugleich zu einer gründlichen Reform des von rationaliſtiſchen Grundſätzen geleiteten Volksſchulweſens gezwungen. Die Achtung der Regierung war von jetzt an

dahin. Dennoch dachte dieſelbe nicht an den Rücktritt. Im Gegentheil, ſie unterſagte die fernere Organiſation der Oppoſition in Volksvereinen; die Gemeinde- und anderen Verſammlungen wurden polizeilich aufgelöſt. Da verbreitete ſich das, übrigens ganz unbegründete Gerücht, die Regierung wolle die Cantone, mit denen ſie eine gegenſeitige Garantie der Verfaſſungen abgeſchloſſen, zu ihrer Hilfe herbeirufen. Dies war entſcheidend. Große Volksmaſſen, die Meiſten zwar ohne Waffen, aber entſchloſſenen Muthes, zogen Pſalmen ſingend in die Stadt. Ein Angriff des Militairs zerſtreute zwar das Volk; aber die Regierung war damit thatſächlich gefallen, um ſich nicht wieder zu erheben. Der Cantonsrath, im Großmünſter verſammelt und neuerdings von den Maſſen umwogt, votirte ſeine eigene und der Regierung Abdankung.

Eine neue Regierung, welche einige ſehr conſervative Elemente zählte, deren hervorragendſte Mitglieder jedoch liberal waren, und ein Cantonsrath mit vorwiegend reactionairen Elementen waren die nächſten Folgen dieſes Umſchwungs der Dinge. Die Zuſammenſetzung des Cantonsraths und der Regierung wurde jedoch ſchon bei den nächſten Wahlen im Jahre 1842 weſentlich im liberalen Sinne modificirt, indem die hervorragendſten Männer des 1839 geſtürzten Syſtems wieder an die öffentlichen Geſchäfte gerufen wurden und die Parteien ſich von nun an in den höchſten Behörden ſo ziemlich das Gleichgewicht hielten. Drei Jahre ſpäter (1845), als Zürich bei der bekannten Berufung der Jeſuiten nach Luzern, die einen großen Theil des ſchweizeriſchen Volkes ſo tief verletzte, als eidgenöſſiſcher Vorort den ſtreng legalen Standpunkt feſthalten wollte, wurde die Regierung, deren periodiſche Drittelerneuerung gerade ſtattfinden ſollte, im radicalen Sinne verändert, und von hier an datirt das „Syſtem", welches nun volle 22 Jahre hindurch die Politik des Cantons leitete. Dr. Furrer von Winterthur trat an deſſen Spitze, bis er 1848 als Mitglied des Bundesraths nach Bern berufen wurde. An ſeiner Stelle trat nun Herr Dr. Alfred Eſcher, der Sohn eines durch amerikaniſche Speculationen zum Millionair gewordenen Züricher Kaufmanns.

Dr. Eſcher, obſchon urſprünglich Juriſt, neigte ſich bis nach ſeinem Eintritt in die Regierung mehr zu nationalöconomiſchen Studien hin. Sein ſtaatsmänniſches Ideal war die Hebung des allgemeinen Wohlſtandes, ein an ſich ſehr ſchönes Ziel, welches aber nicht ungeſtraft verfolgt wird, wenn es nicht Hand in Hand geht mit den ſittlichen und ſocialen Fortſchritten des öffentlichen und des Privatlebens. Die Verdienſte Eſcher's in jener Richtung ſind übrigens nicht hoch genug anzuſchlagen. Sie erſtrecken ſich auch über ſeinen Canton hinaus. Seinem Einfluß in der ſchweizeriſchen Bundesverſammlung war u. A. die Errichtung des eidgenöſſiſchen Polytechnicums in

Zürich zu verdanken. Unter seiner Leitung gewann die zürcherische Regierung durch ihre Sorge für die materiellen Interessen des Volkes bald eine große Popularität und eine fast unwidersprochene Gewalt. Escher besaß eine seltene Arbeitskraft, einen nie erlahmenden Eifer, umfassende Kenntnisse und widmete alle diese großen Eigenschaften aufs Uneigennützigste seinem Vaterlande. Bedeutende öffentliche Arbeiten wurden ausgeführt, der Volksunterricht und das höhere Schulwesen verbessert, dem Handel und der Industrie ein mächtiger Aufschwung gegeben.

Ein allgemeines Wohlbehagen lohnte anfangs die Regierung für ihre Verdienste. Man ließ dieselbe immer mehr gewähren, man kümmerte sich immer weniger um die öffentlichen Angelegenheiten, desto mehr aber um die Förderung der privaten materiellen Interessen. Die Wahlen wurden von Jahr zu Jahr immer spärlicher besucht und immer mehr verliesen dieselben unter dem Einfluß einer ziemlich centralisirten Regierung und eines von großen Industriellen und Landwirthen geleiteten Cantonsraths. In letzterer Behörde verschwand die Opposition nach und nach fast ganz. Im Leben der begüterten Classen war ein fühlbarer Umschwung von den bisher bei ihnen gepflegten mehr idealen Bestrebungen zum Materialismus eingetreten. Namentlich zeigte sich dies in einer fast zügellosen Bauwuth. Früher hatte die Beschäftigung mit Literatur, Kunst und Wissenschaft bei den Söhnen der reichen Familien für eine Ehre gegolten. Das machte jetzt einem rastlosen Haschen nach Gewinn, Luxus und Genuß Platz. In politischer Beziehung concentrirte sich durch diese Geistesrichtung die Macht immer mehr in der Hand eines Einzigen.

Einen neuen Impuls empfing die materialistische Richtung, als Anfangs 1850 der Eisenbahnbau in der Schweiz begann. Die in den Bundesbehörden entstandene Frage ob Privat- oder Staatsbau, ward namentlich durch den Einfluß Escher's zu Gunsten des erstern entschieden. Bald darauf legte er selbst Hand ans Werk. Er gründete 1853 die Gesellschaft der Ostbahn (Zürich-Romanshorn), welche sich nicht lange nachher mit der Nordbahn (Zürich-Baden-Olten) fusionirte und an letztgenanntem Orte mit der schweizerischen Centralbahn vereinigte. Escher trat jetzt aus der Regierung und stellte sich an die Spitze des von ihm gegründeten Unternehmens. Unter seiner überall Vertrauen einflößenden Leitung fand sich bald Geld zu guten Bedingungen. Ein vollständiger Erfolg krönte seine Bemühungen. Die Nordostbahn, deren Bau aufs Sorgfältigste ausgeführt und deren Betrieb von Anfang an als mustergiltig erschien, wurde zur blühendsten Eisenbahngesellschaft der Schweiz. Acht Procent ist seit einigen Jahren die normale Ziffer ihrer Dividenden.

Herr Escher wußte aber auch, daß das Gedeihen einer Bahn mit dem

Aufblühen der von ihr durchzogenen Gegenden zusammenhängt. Unermüdlich in neuen Combinationen zur Förderung von Handel und Industrie gründete er in Zürich eine Creditanstalt, welche bald zum Mittelpunkt einer Gesammtheit von andern untergeordneten Instituten wurde. Einige Mißgeschicke der schweizerischen Creditanstalt hatten, trotz der energischen und zum Theil höchst originellen Schritte Escher's, wodurch das Schlimmste abgewendet und die Anstalt wieder der ernsten Industrie dienstbar gemacht wurde, doch nicht unerheblichen Schaden angerichtet und eine gewisse dumpfe Unzufriedenheit herbeigerufen. Letztere hatte übrigens noch andere, vielleicht noch wichtigere Ursachen. Durch die großartige Entwickelung der Industrie, durch den Bau der Eisenbahnen war das im Lande disponible Geld beträchlich vermindert und außerdem waren schon ungeheuere Summen von jenem einzigen Institute verschlungen und verwendet worden. Die kleineren Industriellen und die Landwirthe hatten immer mehr Mühe sich Geld zu verschaffen. Es kamen endlich noch die Liquidation der Creditanstalt in Verbindung mit der amerikanischen Krise und einer dreijährigen Mißerndte (1865—1867). Das Mißbehagen wurde durch das unmittelbar vorangegangene Gedeihen nur noch fühlbarer. Auf dem Lande wie in der Stadt hatte in Folge des letztern ein allgemeiner Aufschwung übertriebene Ausgaben der Privaten wie der Gemeinden herbeigeführt, welchen jetzt ein plötzlicher Rückschlag folgte.

In allen diesen Verhältnissen lag eine der wesentlichsten Ursachen der politischen Bewegung im Canton Zürich. Es zeigte sich dies in dem dringend von allen Seiten, namentlich der Landschaft ausgesprochenen Wunsche nach Gründung einer Cantonalbank, welchem jedoch von der Regierung unkluger Weise nicht entsprochen wurde. Es kamen aber noch andere schon von früher her datirende Ursachen hinzu. Durch das 1850 an die Stelle des Collegialsystems getretene Directorialsystem in der Regierung waren die einzelnen Geschäftszweige der selbständigen Leitung je eines Mitgliedes der Regierung übertragen worden. So lange noch Herr Escher in letzterer war und dann auch noch während der Mitgliedschaft des Herrn Dubs, waren die Gefahren dieses Systems, namentlich der Mangel an einheitlicher Führung der Exekutive noch nicht hervorgetreten. Nachdem aber Herr Dubs in den Bundesrath berufen worden, kam jener Mangel fühlbar an den Tag. Man hatte zwar eine Anzahl von Directoren, aber keine Regierung mehr. Der Cantonsrath hatte bei Besetzung der betreffenden Stellen mehr auf tüchtige Verwaltungsbeamte als auf politische Köpfe und darauf gesehen, daß die Gewählten auch zu einander paßten. Die Regierung verlor dadurch ihre Bedeutung gegenüber dem Cantonsrath und dem Lande. Jener aber wurde vor wie nach durch Herrn Escher, auch nachdem dieser aus der Regierung getreten, durch seine Verbindung mit den großen Landwirthen und Industriellen

die mit ihrem Anhang in dieſer Behörde den Ausſchlag gaben, geleitet und Eſcher's Einfluß war hier in der That ſo groß, daß kein Mitglied der Regierung ſich ſchmeicheln durfte, einen Antrag wider ſeinen Willen durchzubringen. Die thatſächliche Macht befand ſich ſo bei einem Manne der außerhalb der Executive ſtand und keiner Verantwortlichkeit unterlag.

So waren die Regierung, die Majorität im Cantonsrath, eine mächtige Eiſenbahngeſellſchaft und verſchiedene große Finanzcompagnien dahin gelangt ein eng unter ſich verbundenes und verſchlungenes „Syſtem" zu bilden, das von einem einzigen Willen in Bewegung geſetzt wurde. Natürlich geſchah da manches, was Herr Eſcher weder überwachen noch wiſſen konnte. Die Mitglieder der Regierung leugneten zwar ſtets unter ſeinem Einfluſſe zu ſtehen und ſie mochten darin vollkommen Recht haben, aber ſie befanden ſich doch bei alledem mitten in einem Rädergetriebe, welchem ſie ſich nicht zu entziehen vermochten.

Alles dies hatte um ſo ſchlimmere Folgen, als Herr Eſcher als Chef jener großen induſtriellen und Finanzunternehmungen ſeine urſprünglich politiſchen Geſichtspunkte mit financiellen zu vermengen begann. Es zeigt ſich dies beſonders in der Stellung Eſcher's als Director der Nordoſtbahn. Eine Menge von Eiſenbahnfragen nahmen eine hervorragende Stelle in der cantonalen Politik ein und pflegten ſtets mehr im Intereſſe der Privatgeſellſchaften als im allgemeinen Staatsintereſſe gelöſt zu werden. Ein großer Theil der Bevölkerung fühlte ſich verletzt und hintangeſetzt und ſah ſich einer Macht gegenüber, gegen die jeder Kampf vergeblich ſchien. Denn Herr Eſcher beſaß außer den bereits angeführten Hilfsmitteln und Stützpunkten auch die Kunſt, ſich im Cantonsrathe künſtliche Majoritäten zu ſchaffen, welche oft das Volksgefühl verletzten. Allmälig wuchs die Oppoſition ſelbſt im Schoße jener Behörde und die Unzufriedenheit begann ſich im Volke ſo ſtark zu regen, daß die Mehrheit des Cantonsraths ſich veranlaßt ſah, durch Vornahme einiger Reformen eine Sicherheitsklappe zu öffnen. Unglücklicherweiſe geſchah dies aber in einer Form, welche die Oppoſition reizen und ſie dem Syſtem nur noch feindſeliger ſtimmen mußten.

Drei wichtige Veränderungen waren vorgenommen worden. Für die Bezirksbehörden und Richter erſter Inſtanz, die bisher durch ihre Wahlart eine Hauptſtütze des Syſtems geweſen, ward directe Wahl durch das Volk beſchloſſen, — gegen den Willen Eſcher's, auf den diesmal die Majorität nicht gehört hatte. Es wurden ferner die bis dahin ausgeſchloſſenen Niedergelaſſenen zu den Gemeindewahlen und zur Gemeindeverwaltung zugelaſſen. Endlich wurde eine weſentliche Aenderung in dem Modus der Verfaſſungsreviſion eingeführt. Bisher wurde jede Reviſion vom Cantonsrath ſelbſt vorgenommen; jetzt ſollte ſie ſowohl durch dieſen als durch einen Verfaſſungs-

rath ad hoc geſchehen können, und wenn 10,000 Bürger eine ſolche verlangten, ſo ſollte das Volk befragt werden und beziehenden Falls ferner entſcheiden, ob die Reviſion durch den Cantons- oder durch einen Verfaſſungsrath zu geſchehen habe. Dieſe Reformen beſaßen eine von den Meiſten nicht geahnte Tragweite. Zur Beruhigung des Landes und zur Sicherung des Syſtems waren ſie angenommen worden; ſie hatten aber, wenn auch erſt nach zwei Jahren, die Folge, daß die Volksbewegung erleichtert wurde, die den Sturz des Syſtems bezweckte und herbeiführte.

Man fragt ſich mit Recht, wie das Zürichervolk ein Syſtem, das trotz aller ſeiner unbeſtreitbaren Vorzüge, doch mit großen Schwächen behaftet war, ſo lange ertragen konnte. Die Antwort iſt indeſſen nicht ſo ſchwer. Denn dem Volke fehlten eben die Führer. Die öffentlichen Geſchäfte hatten längſt ſchon aufgehört, eine eigentliche „Carrière" darzubieten und mancher, der ſich unter andern Verhältniſſen gern denſelben gewidmet hätte, pflegte jetzt lieber ſeine Privatintereſſen. Wer noch nach politiſchem Einfluß geizte, ſchloß ſich dem „Syſtem" an. Die wenigen, welche ſich etwa an die Spitze einer Volksbewegung zu ſtellen Luſt gehabt hätten, waren entweder zu wenig bekannt oder flößten zu geringes Vertrauen ein.

Ein Advocat von Zürich, Herr Dr. Friedrich Locher, hatte vermöge ſeiner Praxis öfter Gelegenheit gehabt, die Mißbräuche, welche aus der früheren Wahlart der Gerichte und Gemeindeverwaltungen ſich eingebürgert hatten, aus nächſter Nähe kennen zu lernen; ſo beſonders im Bezirke Regensberg, wo der Bezirksrath ſeine vormundſchaftlichen Obliegenheiten entweder ſchlecht oder gar nicht erfüllte und wo das Gericht erſter Inſtanz ſich in ſeinen Urtheilen durch Erwägungen leiten ließ, die mit der Billigkeit nichts, mit der Gerechtigkeit wenig gemein hatten. Hr. Locher enthüllte dieſe Zuſtände in einem ebenſo geiſtvoll wie ſcharf geſchriebenen Pamphlet „Die Freiherren von Regensberg", das ſofort im ganzen Canton und weit über denſelben hinaus einen ungeheuren Wiederhall fand. Mag man ſonſt über dieſes Pamphlet denken, wie man will, ſo beruhte daſſelbe doch unverkennbar auf wahren Grundlagen und der Verfaſſer hat, wenn er ſich auch zuweilen von ſeinem unvergleichlichen Talente zur Satyre hinreißen ließ, offenbar nirgend gegen ſein beſſeres Wiſſen Unwahres vorgebracht. Jedenfalls hat er, alleinſtehend und ohne Bundesgenoſſen, wie er Anfangs war, einem mächtigen Syſtem gegenüber einen perſönlichen Muth bewieſen, der nicht hoch genug angeſchlagen werden kann. So viel iſt aber gewiß, daß das Volk ihm Glauben ſchenkte. Er hatte ſich zum Organ des allgemeinen Gefühls gemacht, dem Mißtrauen, dem Unbehagen der Menge und deren Klagen Ausdruck gegeben. Als der Kampf einmal eröffnet war, unterhielt er ihn mit aller Kraft. Auch das zweite und dritte Pamphlet wurden ſo zu ſagen

verſchlungen. Bald mußte das Regensberger Gericht die Waffen ſtrecken: es wurde vollſtändig neu beſetzt.

Herr Locher machte ſich nach dieſem Siege nun an den Mann, den er, mit Recht oder Unrecht, als den eigentlichen Mittelpunkt aller Mißbräuche im Gerichtsweſen betrachtete, an den Obergerichtspräſidenten Ullmer, einen Specialfreund Eſcher's. Hiermit verſetzte er dem-Syſtem einen tödtlichen Streich. Jedermann fühlte dies und nahm Partei für und wider. Ein eigenthümlicher Zweikampf entſpann ſich nun zwiſchen den beiden Gegnern, bei dem das Publicum gewiſſermaßen ſecundirte. Hier der Präſident des oberſten Gerichtshofes, unterſtützt von der Mehrheit des Cantonraths, von den Anhängern des Syſtems, von dieſem ſelbſt; dort der Pamphletiſt, getragen von der Menge des Volkes. Jener vertheidigte ſich damit, daß er dieſen als einundzwanzigfachen Verleumder vor Gericht zog; dieſer, früher Ankläger, jetzt ſelbſt Beklagter, indem er ſeine Angriffe verdoppelte und nun nicht mehr nur die Amtshandlungen, ſondern auch das Privatleben ſeines Feindes vor den Gerichtshof der öffentlichen Meinung brachte. Ungeheure Bewegung war die Folge. Das Obergericht, welches ſich in und mit ſeinem Präſidenten angegriffen fühlte, verlangte eine ſtrenge Unterſuchung ſeiner Amtsführung. Die bereitwillig dazu niedergeſetzte Commiſſion erklärte, daß das Gericht kein Tadel treffe und daß die ſchwerſten Anſchuldigungen gegen den Präſidenten in ſeiner Eigenſchaft als Richter auf keinen ausreichenden Beweiſen beruhten; nur hätten allerdings „einige unglückliche Urtheilsſprüche" ſtattgefunden. Der Cantonsrath erklärte ſich hiermit zufriedengeſtellt.

Durch dieſe Vorgänge hatte die politiſche Agitation eine beſtimmte Richtung erhalten. Das Volk hatte endlich den lang entbehrten Führer gefunden. Locher war der populairſte Mann des Cantons. Die radicale Minderheit, bisher ohne alle Action, ſchaarte ſich um ihn und begann große Volksverſammlungen zu veranſtalten und eine Petition um Verfaſſungsreviſion durch eine conſtituirende Verſammlung in Umlauf zu ſetzen. Statt der nöthigen 10,000 zählte dieſelbe bald 27,000 Unterſchriften. Der Cantonsrath mußte nun nach Vorſchrift der Verfaſſung die angeregte Frage dem Volke zur Abſtimmung vorlegen. Die Antwort war niederſchmetternd; am 26. Januar 1868 verlangten 50,689 Bürger gegen 7376 die Reviſion und 47,776 gegen 10,057 beſchloſſen, daß dieſelbe durch einen Verfaſſungsrath zu geſchehen habe. Damit war die erſte Periode der Bewegung abgeſchloſſen. Faſt das ganze Züricher Volk hatte an derſelben Theil genommen und auf ſeinen Beſchluß fiel das „Syſtem" wie mit einem Schlage. Die Majorität des Cantonsraths war wie moraliſch vernichtet. Der Präſident des oberſten Gerichtshofes verzichtete unter dem Vorwande der Gefahr für ſeine perſön-

liche Sicherheit auf weitere Verfolgung Locher's mit seinen 21 Injurienprocessen, was neuerdings eine ungeheure Sensation erregte.

Blicken wir nun einen Augenblick rückwärts. Trotz der gewiß berechtigten Bewegung gegen das „System" dürfen dieses und sein eigentlicher Träger, Escher, nicht zu streng beurtheilt werden. Escher scheint das Ideal der englischen, sogenannten Manchester-Schule zum seinigen gemacht zu haben. Praktische Befähigung in der Verwaltung der großen industriellen und Handelsinteressen war das, was er von den Mitgliedern einer Regierung zunächst verlangte. In dieser Richtung war die Züricher Verwaltung gut, wenn auch etwas bureaukratisch, die Finanzverwaltung sogar sehr gut. Auch in der Legislatur war eine Menge von Reformen ohne viel Geräusch durchgeführt worden, so daß sich hier das System entschieden als fortschrittlich erwiesen hat. Bei alledem war aber die Theilnahme des Volkes an den öffentlichen Angelegenheiten erlahmt. Es war durch keine großen politischen Ideen mehr unter sich verbunden; der eigentliche Nationalgeist hatte allmälig dem Cultus der wohlabgewogenen Interessen des Privatlebens den Platz geräumt. Die vage Empfindung von der Bedrohung des innersten Nationallebens war es, welche den Locher'schen Enthüllungen ihre Gewalt über die Massen gegeben. Aber weiter ging die Wirkung zunächst nicht und bei den Pamphleten konnte man doch nicht stehen bleiben. Das Volk wußte nur, was es *nicht* wollte und nachdem es dies durch seinen Beschluß über die Verfassungsrevision ausgesprochen, sah es sich plötzlich ohne Anleitung für weitere Wege. Es fand sich Niemand, der ihm seine geheimen Wünsche und Gefühle gedeutet hätte und darum zerstreute sich die Action von da an in alle möglichen Richtungen. An die Stelle einer echt nationalen Erhebung, die im Keime vorhanden, trat die Gefahr einer verfehlten Krise. Eine Hauptursache dieser Erscheinung mochte in dem Mangel einer organisirten und kräftigen Opposition liegen. Das System liebte die Opposition überhaupt nicht und die Folge war, daß das ächte Repräsentativsystem von ihm mißbraucht ward und selbst bei der Gegenpartei in Mißachtung fiel, wie sich bald zeigen sollte.

So gewaltig auch die Energie war, mit der sich die Volksabstimmung für die Verfassungsrevision ausgesprochen, so darf doch vielleicht behauptet werden, daß dieser Beschluß nicht von einem allgemeinen Wunsche getragen war. Die Verfassung war durchaus nicht schlecht. Sie war im Laufe eines Menschenalters mehr und mehr in einzelnen Theilen geräuschlos verbessert worden und was jetzt fehlte, hätte ganz gut auf dem Wege der partiellen oder legislatorischen Revision erreicht werden können. Was das Volk in seiner Mehrheit ursprünglich wollte, war zunächst der Sturz des Systems, d. h. die Aenderung des Geistes und des Personals der obersten Behörden. Die

Verfassungsrevision sollte hierzu nur als Mittel dienen, wie dies in der Schweiz so häufig vorkommt, weil unglücklicherweise die Verfassungen solche Personalveränderungen nur dann gestatten, wenn eine Totalrevision beschlossen wird. Eine Totalrevision bedeutet aber natürlich so viel als Antastung der ganzen Organisation des öffentlichen Lebens und um eine solche den Volksmassen wünschenswerth und nothwendig erscheinen zu lassen, bedarf es selbstverständlich des Aufgebots der Volksleidenschaften. Die Opposition griff von Anfang an zu Mitteln, welche den Ursprung der Volksbewegung fälschten. Das ursprüngliche Programm der Volksführer, welches sich fast ganz oder doch schon ziemlich abgeschwächt in dem ersten Entwurf der neuen Verfassung wiederfindet, verrieth weder hohe Ideen, noch das Streben nach soliden und gereiften Reformen. Man machte Versprechungen sowohl politischer als socialer Natur nach allen Seiten hin. Den Einen versprach man Erweiterung der Volksrechte, Schwächung der Regierungsgewalt, Verminderung der Beamtenzahl, größere Unabhängigkeit der Gemeinden; den Andern Steuererleichterung, vollständige und unentgeldliche Ausrüstung der Wehrpflichtigen durch den Staat, Ermäßigung der Gemeindelasten für das Straßenwesen, eine Staatsbank, den Bau von Eisenbahnen, Revision der Gesetze über Schuldeneintreibung, Aufhebung der Gesetze über die Arbeitercoalitionen und Aehnliches. Manche dieser Gesetze tragen nur zu deutlich das Gepräge der Demagogie an sich, welcher übrigens auch einige Führer der Bewegung nahe standen.

Unter den von den Demokraten gegen das System geltend gemachten Beschwerdepunkten wurden Anfangs namentlich zwei in den Vordergrund geschoben: die Stellung der Arbeiter gegenüber der Gesetzgebung und die Gereiztheit der Landschaft gegen die Hauptstadt. In letzterer Beziehung — auf den erstern Punkt kommen wir später zurück — warf man der Regierung eine ganze Reihe von übermäßigen Ausgaben vor, von denen die Stadt Zürich auf Kosten des übrigen Cantons Nutzen ziehe. Darunter befand sich eine Anzahl von großartigen Bauten in der Stadt, wie der des Polytechnikums, eines neuen Quais und einer Luxusbrücke und einer großen Irrenanstalt. Bei genauerer Würdigung dieser Vorwürfe scheinen dieselben jedoch in keinem Verhältnisse zu dem Lärm zu stehen, den man mit denselben zu machen suchte.

Im Großen und Ganzen genommen, wurde übrigens das System durch seine eigenen Waffen geschlagen: durch die Ausschließlichkeit in der Politik und durch seinen Materialismus. Mit den Beschwerden über die Vernachlässigung der materiellen Interessen des Volkes mußten die Führer des letztern zunächst auftreten, wenn sie auf weitere Erfolge hoffen wollten, da außer dem ersten Wiederhall, den die Indignation des Phamphletisten über die Zustände des Justiz-

weſens beim Volke gefunden, der Sinn für höhere Dinge wie erſtorben war. Auch gegenüber der Ausſchließlichkeit des Syſtems gegen alle Andersdenkenden griff die ſiegende Oppoſition zu derſelben Waffe: ſie ſchloß auch ihrerſeits alle diejenigen aus dem Verfaſſungsrathe aus, welche mit dem Syſtem in irgend einer Verbindung geſtanden hatten. Unter dem Einfluß der erſten Aufregung gingen die Wähler weit über das urſprüngliche Ziel hinaus. Wäre die Verſammlung einige Monate ſpäter gewählt worden, ſo wären die Wahlen ohne Zweifel weſentlich anders ausgefallen. Jetzt aber fanden nur ſehr wenige Mitglieder des Cantonsraths Gnade und die Wahlen fielen auf viele Männer, welche nicht nur homines novi waren, ſondern auch einer geſellſchaftlichen Schicht angehörten, die den Maſſen ſchon viel näher ſtand. Indeſſen brachte dieſer neue Zuwachs weder neue Capacitäten ans Licht, noch wurde die Bewegungspartei erheblich durch denſelben verſtärkt. Unter der Zahl der Führer fanden ſich einige fähige und ehrenwerthe Männer, die ſich aber unglücklicherweiſe mit anderen verbanden, die — ob mit Recht oder Unrecht — beim Publicum nur geringes Vertrauen einflößten. Einige Mitglieder vom Lande zeichneten ſich bei den Verhandlungen, namentlich über ſpecielle Punkte, wie das Volksſchulweſen, wirklich aus. Eigentlich politiſche Charactere jedoch, die ſich für Regierungsſtellen geeignet hätten, machten ſich bis dahin nicht bemerkbar.

Was nun die an der Verfaſſung vorgenommen Veränderungen betrifft, ſo müſſen wir wenigſtens der bedeutendſten gedenken. Anlangend die Grundrechte der Bürger wurde vollſtändige, bisher namentlich in Bezug auf gewiſſe Vorrechte der Beamten noch nicht beſtehende Preßfreiheit eingeführt. Bei Injurienproceſſen kann der Beklagte künftig den Beweis der Wahrheit antreten und muß freigeſprochen werden, „wenn das als ehrenrührig Eingeklagte wahr iſt und mit redlichen Motiven und rechtlichen Endzwecken veröffentlicht und verbreitet wurde.“ (§. 3.) Die Strafarten beim Criminalverfahren werden gemildert. „Das Strafrecht“, ſagt §. 5, „iſt nach humanen Grundſätzen zu geſtalten. Die Anwendung der Todesſtrafe und der Kettenſtrafe iſt unzuläſſig.“ „Dem wegen eines Vergehens oder Verbrechens Angeſchuldigten, ſowie dem Geſchädigten iſt Gelegenheit zu geben, allen Verhandlungen, welche vor dem Unterſuchungsrichter ſtattfinden, beizuwohnen, einen Rechtsbeiſtand zuzuziehen und an die Zeugen Fragen zu richten, welche zur Aufklärung der Sache dienen können“ (§. 6). „Ungeſetzlich Verhafteten iſt vom Staat angemeſſene Entſchädigung oder Genugthuung zu leiſten. Zur Erzielung eines Geſtändniſſes dürfen keinerlei Zwangsmittel angewendet werden“ (§. 7). „Jeder Beamte iſt nach Maßgabe der Geſetze ſowohl dem Staate und den Gemeinden, als den Privaten für ſeine Verrichtungen verantwortlich“ (§. 10). Die Civilehe wurde nur facultative eingeführt (§. 15).

Ueber die Organisation der Rechtspflege enthält die neue Verfassung nur sehr spärliche Bestimmungen in 6 Artikeln; „Verbrechen und politische Vergehen, ebenso Preßprozesse, in welchen ein Beklagter es verlangt, werden durch Geschwornengerichte beurtheilt. Durch das Gesetz können auch für andere Theile der Rechtspflege (Civil- und Strafrechtpflege) Geschwornengerichte aufgestellt werden" (§. 57). „Das Proceßverfahren soll im Sinne möglichster Rechtssicherheit so wie rascher und wohlfeiler Erledigung geordnet werden. Für Streitigkeiten von geringem Betrag wird ein abgekürztes Verfahren eingeführt" (§. 59).

Unter den volks- und staatswirthschaftlichen Grundsätzen nimmt die Einführung der Progressivsteuer für Einkommen und Vermögen eine hervorragende Stelle ein. „Der Staat erhebt eine Erbschaftssteuer progressiv nach der Entfernung der Verwandtschaft und der Größe der Erbschaft". „Es dürfen keine neuen Steuern auf den Consum unentbehrlicher Lebensmittel eingeführt werden. Die Salzabgabe ist sofort zu vermindern." „Die Stimmberechtigung verpflichtet zu einem mäßigen und auf alle gleich zu legenden Beitrag an die öffentlichen Lasten." „Steuerprivilegien zu Gunsten einzelner Privater oder Erwerbsgesellschaften sind unzulässig" (§. 19). „Die Cantonal- und Bezirksbeamten, sowie die Notare erhalten Besoldungen nach Maßgabe ihrer Geschäftslast. Die Gebühren und Sporteln fallen in der Regel an die Staatskasse" (§. 20). „Die Ausübung jeder Berufsart in Kunst und Wissenschaft, Handel und Gewerbe ist frei" (§. 21). Die Armenpflege verbleibt den Gemeinden. Jedoch unterstützt der Staat diejenigen Gemeinden, welche selbst bedürftig sind, zur Erleichterung ihrer Armenlasten. Er fördert ferner die Entwickelung des auf Selbsthilfe beruhenden Genossenschaftswesens und erläßt auf dem Wege der Gesetzgebung die zum Schutze der Arbeiter nöthigen Bestimmungen". „Er errichtet zur Hebung des allgemeinen Creditwesens beförderlich eine Cantonalbank" (§. 22). „Die Unterstützung des Staates erstreckt sich auf alle Straßenklassen mit Ausnahme der Nebenstraßen". „Die Eisenbahnen, welche um ihrer volkswirthschaftlichen Bedeutung willen außerordentliche Privilegien seitens des Staates genießen, sind unter dessen Aufsicht dieser Bestimmung entsprechend zu verwalten. Diejenigen Gebietstheile des Cantons, welche in Hinsicht auf Bevölkerung und Verkehr mit denen auf gleichen Linien stehen, welche mit Staatshilfe zu Eisenbahnen gelangt sind, haben ebenfalls Anspruch auf Staatsunterstützung" (§§. 25 u. 26). Endlich „übernimmt der Staat die erste militairische Ausrüstung der Wehrpflichtigen" (§. 27).

Der Abschnitt über „Gesetzgebung und Volksvertretung" enthält diejenigen Bestimmungen, welche der züricherischen Verfassung am meisten ihr eigenthümliches Gepräge (das der sogenannten reinen Demokratie) geben und

durch welche ſich vorzugsweiſe in der Schweiz eine neue Periode in der Entwickelung der Staatsformen eröffnete, indem ſie ſeither bereits in mehreren Cantonen die Anregung zur Nachahmung gegeben haben. Die Summe iſt: das Volk übt die geſetzgebende Gewalt unter Mitwirkung des Cantonsrathes aus. „Das Vorſchlagsrecht der Stimmberechtigten (Initiative) umfaßt das Begehren nach Erlaß, Aufhebung oder Abänderung eines Geſetzes.“ „Derartige Begehren können in der Form der einfachen Anregung oder des ausgearbeiteten Entwurfs geſtellt werden und ſind im einen wie im anderen Falle zu begründen. Wenn ein Einzelner oder eine Behörde ein ſolches Begehren ſtellt, welches von einem Drittheile der Mitglieder des Cantonsraths unterſtützt wird, ſo muß über dieſelbe durch das Volk entſchieden werden. Dem Antragſteller ſteht das Recht der perſönlichen Begründung im Schoße des Cantonsraths zu, inſofern 25 Mitglieder des letzteren das Geſuch um perſönliche Begründung unterſtützen. Ebenſo muß der Volksentſcheid veranlaßt werden, wenn 5000 Stimmberechtigte oder eine Anzahl von Gemeindeverſammlungen, an denen wenigſtens 5000 Stimmberechtigte dafür geſtimmt haben, ein ſolches Begehren ſtellen, inſofern der Cantonsrath demſelben nicht entſpricht.“ Die Anregung bezüglich des Entwurfs iſt vor der Abſtimmung immer dem Cantonsrathe zu begutachtender Beſchlußfaſſung zu unterbreiten. Für den Fall, daß ein von der Volksinitiative ausgegangener Geſetzesentwurf zur Abſtimmung gelangt, kann der Cantonsrath dem Volke außer ſeinem Gutachten auch einen abgeänderten Entwurf zur Entſcheidung vorlegen (§§. 28, 29).

Zu dieſem Rechte der Initiative kommt nun das ſogenannte Referendum: „Alljährlich zwei Mal, im Frühjahr und im Herbſt, findet die Abſtimmung des Volkes über die geſetzgeberiſchen Acte des Cantonsraths ſtatt. In dringenden Fällen kann dieſer eine außerordentliche Abſtimmung anordnen“*).

Sehr großes Gewicht legten die Demokraten von Anfang an auf Einführung der directen Wahl der Executive durch das Volk, nachdem dieſelbe bisher vom Cantonsrath gewählt worden. Sie bezweckten damit eine unabhängige Stellung der Exekutive gegenüber dem letztern, einen volks-

*) Der Volksabſtimmung ſind zu unterſtellen: 1) alle Verfaſſungsänderungen, Geſetze und Concordate; 2) diejenigen Beſchlüſſe des Cantonsrathes, welche derſelbe nicht endgiltig zu faſſen befugt iſt. (Nämlich die Entſcheidung über neue einmalige Ausgaben für einen beſtimmten Zweck, welche den Betrag von 250,000 Fr. überſteigen, ſowie über neue jährliche Ausgaben von mehr als 20,000 Fr. (§ 31, 5.); 3) Schlußnahmen, welche der Cantonsrath von ſich aus zur Abſtimmung bringen will. Die Abſtimmung findet mittelſt der Stimmuene in den Gemeinden ſtatt. Die Betheiligung hieran iſt eine allgemeine Bürgerpflicht. Die Volksabſtimmung kann nur bejahend oder verneinend ſein. Die abſolute Mehrheit entſcheidet. Der Cantonsrath iſt nicht befugt, Geſetze oder Beſchlüſſe vor der Abſtimmung proviſoriſch in Kraft zu ſetzen. Alle zur Volksabſtimmung gelangenden Vorlagen ſind ſpäteſtens 30 Tage vor derſelben zu veröffentlichen und den Stimmberechtigten einzuhändigen.

mäßigeren Charakter und größere Macht derſelben. Trotz der ſtärkſten Anfechtungen dieſer Beſtimmung von Seiten der Oppoſition wurde ſie in die Verfaſſung aufgenommen, deren §. 37 lautet: „die vollziehende und verwaltende Cantonalbehörde, Regierungsrath, beſteht aus 7 Mitgliedern, welche in einem cantonalen Wahlkreiſe gleichzeitig mit dem Cantonsrathe durch das Volk gewählt werden“, und zwar auf drei Jahre (§. 11). In derſelben Weiſe werden die beiden Mitglieder des Ständeraths ebenfalls auf drei Jahre gewählt. — Zu dieſen directen Volkswahlen kommen endlich noch die ſchon ſeit 1865 eingeführten directen Wahlen der Bezirksbeamten und Bezirksräthe durch die Einwohner des Bezirks. Auch ſie finden alle drei Jahre ſtatt. So kam es, daß bei den am 9. Mai d. J. ſtattgefundenen allgemeinen Wahlen in manchem Bezirke jeder Bürger etwa 40 Namen auf ſeine Wahlliſte zu ſchreiben hatte. Dazu geſellen ſich in Zukunft noch die obligatoriſchen, alle Jahre zweimal vorzunehmenden Volksabſtimmungen über die vom Cantonsrathe erlaſſenen Geſetze, von denen bis Ende 1870 bereits 30 von den Behörden in Ausſicht genommen ſind.

Herr Tallichet ſtößt ſich bei ſeiner Muſterung der Verfaſſungsbeſtimmungen zuerſt an das Recht der Initiative. Wenn ein beliebiger Bürger, der einen beliebigen, abgeſchmackten Einfall hat, unterſtützt von einem Drittheil des Cantonsraths oder 5000 Bittſtellern, 60,000 Activbürger in Bewegung ſetzen, den ganzen complicirten Mechanismus einer Volksabſtimmung in Gang bringen kann und ſämmtliche Bürger verpflichtet ſein ſollen, ſich zur Abſtimmung einzufinden, ſo ſcheint ihm das die Organiſation der Anarchie. Wir halten jedoch die Sache nicht für ſo ſchlimm und möchten darauf hinweiſen, daß es in Wirklichkeit kaum möglich ſein wird, für einen abgeſchmackten Antrag ein Drittheil des Cantonsraths und 5000 Bürger zu gewinnen. Die „Initiative“ hat übrigens ſeither bedeutende Propaganda gemacht, ebenſo das „Referendum“, das jetzt auch im Thurgau und namentlich im Canton Bern eingeführt iſt, was freilich noch nichts für deren Vortrefflichkeit beweiſt.

Während nach Herrn T. das Referendum der Lebensfähigkeit entbehrt und bald wieder abgeſchafft werden dürfte, — was wir einſtweilen ſehr bezweifeln — wird nach ſeiner Anſicht die directe Volkswahl der Regierung, einmal eingeführt, viel ſchwerer wieder zu entfernen ſein, weil deren üble Folgen ſchwerer zu erkennen, obwohl tiefer eingreifend ſind und weil die Maſſe der Wähler vielmehr daran hängt, über Perſonenfragen, als über legislatoriſche Fragen zu entſcheiden. Es wird auch ſchwer halten ſie zu überzeugen, daß man ihnen damit kein Recht nimmt, obſchon dieſes angebliche Recht mehr zu ihrem Schaden als zu ihrem Nutzen ausſchlägt. Nun hat aber die Erfahrung ſowohl in den Vereinigten Staaten als in den beiden Schweizercantonen, wo dieſes Recht bisher beſtanden, gelehrt, daß das Volk viel

weniger Einfluß auf die Erneuerung der Executive beſitzt, wenn es dieſelbe ſelbſt wählt, als wenn es ſie der geſetzgebenden Behörde überträgt, die einerſeits aufs Entſchiedenſte genöthigt iſt, der öffentlichen Meinung Rechnung zu tragen (? eben weil dieſes zu wenig geſchah, kam man auf die directe Volkswahl) und andererſeits ſich viel beſſer in der Lage befindet, die Männer zu finden, welche die zum Regieren nöthigen Eigenſchaften beſitzen. Die directe Wahl hingegen kann nur durch unverantwortliche Comités angebahnt, geleitet und vollzogen werden. Jeder Bürger, welcher ſeine Stimme nicht ganz vergeblich abgeben will, iſt genöthigt entweder nach einem beſtimmten Vorſchlage zu ſtimmen oder aus mehreren Liſten ſich ſelbſt eine zuſammenzuſetzen. Er beſitzt die Freiheit die Perſonen, zu denen er Vertrauen hat, zu wählen *nicht* und ſo iſt es nur ein Hohn zu behaupten, bei dieſem Syſtem wähle das *Volk* die Executive. In Wahrheit ſpielt das Volk dabei nur die Rolle eines Statiſten, der auf das Stichwort einiger Leute hört, die er vielleicht nicht einmal kennt. Alles dieſes fällt um ſo ſchwerer ins Gewicht, als die directe Wahl der Executive dieſer zwar eine große Kraft verleiht, die aber zu wenig controlirt iſt. Sie iſt der Legislative weit überlegen, weil ſie weiß, daß ſie vom geſammten Volke gewählt iſt, während die Mitglieder jener eigentlich nur beſtimmte Wahlbezirke vertreten.

Das Uebel beſteht eben darin, daß wir in der Schweiz das echte Repräſentativſyſtem nie beſeſſen haben. Als wir die ariſtokratiſche und patriarchaliſche Staatsform zerbrachen, behielten wir unglücklicherweiſe ein Princip derſelben bei, dem es vorbehalten ſein ſollte auch unſere demokratiſchen Syſteme zu fälſchen. Dies Princip iſt *die Länge der Amtsdauer und die nur partielle Erneuerung der Großen und Kleinen Räthe*. Seit 1815 wurde dieſes Princip allmälig modificirt, aber nur formell, nicht dem Geiſte nach. Man verkürzte die Amtsdauer, man führte gleichzeitige und integrale Erneuerung der beiden Räthe ein oder vielmehr eine periodiſche Wiederwahl auf alle 2, 3, 4 Jahre; aber das durchaus ariſtokratiſche Princip, daß die einmal gewählten Räthe während ihrer Amtsdauer nicht entfernt werden können, erhielt man aufrecht und ſicherte ſo den Regierungen eine gewiſſe Stabilität und ununterbrochene Dauer, welcher faſt nie anders als durch eine große Kriſe, durch Revolution oder Verfaſſungsreviſion ein Ende gemacht wurde. So wurden zwei einander nicht nur entgegenſetzte, ſondern geradezu feindliche Principien, das ariſtokratiſche und das demokratiſche, an einander geſchmiedet, deren zunehmender Antagonismus die Staatsgeſellſchaft nothwendig in eine wachſende Unbehaglichkeit verſetzen muß. Sobald die oberſten Behörden während einer beſtimmten Amtsdauer nicht entfernbar ſind, iſt man genöthigt ſie mit Schranken zu umgeben, welche ſie politiſch impotent machen müſſen, während man ihnen gleichzeitig ihre admini-

ſtrative Unabhängigkeit erweitert. Dies iſt der Zweck und wird auch die Folge ſein des Referendums und der directen Wahl der Regierung durch das Volk. Statt auf geradem Wege zu einer gründlichen Reform zu ſchreiten, verweilt man bei ſolchen halben Maßregeln, welche eine neue, vielleicht ſchlimmere Kriſe herbeiführen werden.

Der Vorwurf der Unbeſtimmtheit trifft am meiſten den Kirchen- und Arbeiterartikel. Als vor zwanzig Jahren der Communismus in Zürich bedeutende Fortſchritte machte, erließ der Cantonsrath ein ſehr ſtrenges Geſetz gegen die Arbeitercoalitionen, während die Arbeitgeber ſich frei vereinigen durften, und davon auch ausgedehnten Gebrauch machten, indem z. B. ein Arbeiter, der von einem Arbeitgeber entlaſſen worden, von keinem andern mehr angeſtellt werden durfte und ſo zum Verlaſſen des Cantons genöthigt ward. Ferner wurde eine zu lange Arbeitszeit eingeführt und die Fabrikkinder entbehrten des genügenden Schutzes gegen übermäßige Anſtrengung. Obſchon nun hier Stoff genug zu gründlichen Reformen geweſen wäre, nahm der Verfaſſungsrath doch nur wieder einen ſehr deut- und drehbaren Artikel an. „Der Staat fördert und erleichtert die Entwickelung des auf Selbſthilfe beruhenden Genoſſenſchaftsweſens. Er erläßt auf dem Wege der Geſetzgebung die zum Schutze der Arbeiter nöthigen Beſtimmungen“ (§ 23). Im Uebrigen iſt das verhaßte Coalitionsgeſetz durch Art. 3 aufgehoben, worin die Gewährleiſtung des Vereins- und Verſammlungsrechts ausgeſprochen iſt.

Die Annahme der Verfaſſung, deren Hauptzüge wir geſchildert, erfolgte durch das Volk am 18. April d. J., nachdem ein lebhafter Streit über die Frage, ob die Abſtimmung in Globo oder abſchnittsweiſe oder artikelweiſe zu geſchehen habe, vorhergegangen. Das letztere war in einer mit 13,000 Unterſchriften bedeckten Petition verlangt worden. Nichtsdeſtoweniger beſchloß der Verfaſſungsrath Abſtimmung in Globo. Dieſe erfolgte mit 34,441 annehmenden gegen 22,351 verwerfenden Stimmen, alſo mit etwas mehr als 12,000 Stimmen Mehrheit. Am 9. Mai fanden die Wahlen des neuen Cantonsrathes, des Regierungsrathes, der beiden Mitglieder des ſchweizeriſchen Ständerathes und der ſämmtlichen Bezirksbeamten ſtatt. In den Cantonsrathswahlen ſiegte die demokratiſche Partei ſchon weniger glänzend, als bei der letzten Abſtimmung über die Verfaſſung, nachdem auch dieſe bereits eine Abnahme der Stimmen der Demokraten im Vergleich mit den Wahlen in den Verfaſſungsrath und dieſe letztere wiederum im Vergleich mit der großen Volksabſtimmung über die Verfaſſungsreviſion, am 26. Januar conſtatirt hatten. Das Verhältniß der Demokraten zu den Liberalen im Cantonsrathe ſtellt ſich jetzt ungefähr wie 4 oder 5 zu 3 oder 4, d. h. 110 entſchiedene Demokraten zu 87 Liberalen und 20—25 Unentſchiedenen oder Unabhängigen. Trotz ihrer geringen Mehrheit haben ſeither die Demokraten

das in der Schweiz ſo beliebte Princip des Mehrheitsdespotismus geltend gemacht und iſt damit eine Verlängerung der leidenſchaftlichen Kampfbereitſchaft der beiden Parteien in Ausſicht geſtellt. Es iſt dies umſomehr zu beklagen, als die neuen höchſten Behörden zur Durchführung der Verfaſſung eine Menge von Geſetzen neu zu ſchaffen haben, welche nur durch ein harmoniſches Zuſammenwirken der Parteien erzielt werden können. —

Aus Mecklenburg-Schwerin.

Seit dem 1. Juli beſitzen wir in der Perſon des Grafen v. Baſſewitz, des bekannten Reichstagsabgeordneten, einen neuen Miniſterpräſidenten und Miniſter des Auswärtigen; ſein Vorgänger, v. Oertzen, hat ſich in das Privatleben zurückgezogen. Auch in denjenigen Kreiſen, welche ſich ſonſt für berufen halten, bei ſolchen Veranlaſſungen, die Abgehenden wie die Kommenden mit den Klängen der Poſaune zu feiern, vollzog ſich dieſer Perſonenwechſel in größter Stille. Man las eines Tages, unter anderen Bekanntmachungen verſteckt, die Anzeige von der erfolgten Veränderung in dem höchſten Verwaltungsamt, und das miniſterielle Blatt hatte kein Wort der Anerkennung für den zurückgetretenen Miniſter, welcher in aller Stille die Reſidenz verließ, und kein Wort der hoffenden und preiſenden Erwartung für den Nachfolger. Es begnügte ſich mit der trockenen Andeutung, die für einen Kenner der Perſonen und Verhältniſſe nichts Neues enthielt, daß der Perſonenwechſel nicht als Syſtemwechſel aufgefaßt werden dürfe, weil in Mecklenburg der Großherzog ein perſönliches Regiment führe.

Es mag auch wohl ganz vorſichtig gehandelt ſein, wenn die herrſchende Partei ſich nicht zu feſt an die Perſon des Miniſterpräſidenten hängt, da über dieſem Amt in unſerem Lande ſeit zwanzig Jahren ein beſonderer Unſtern waltet. Der Miniſterpräſident v. Lützow, welchem beſchieden geweſen war, in vollem Einverſtändniſſe mit dem Großherzog deſſen öffentlich erklärten Willen, daß Mecklenburg unverzüglich in die Reihe der conſtitutionellen Staaten trete, zur Ausführung zu bringen und in friedlichem und geſetzlichem Wege dem Lande die Segnungen conſtitutioneller Einrichtungen zu ſchaffen, ſah ſich genöthigt, ſein Amt niederzulegen, weil er als Mann von Wort und Ehre nicht die Hand dazu bieten mochte, das von ihm beſchworene, in anerkannter Wirkſamkeit beſtehende Staatsgrundgeſetz wieder umzuſtoßen. Sein Nachfolger, Graf v. Bülow, ein preußiſcher Diplomat, übernahm

zwar mit dem Miniſterium des Auswärtigen auch noch das des Innern, brachte es aber niemals zu einer genügenden Kenntniß des Landes und ſeiner Bedürfniſſe und wurde niemals heimiſch unter uns. Er ließ Andere für ſich arbeiten, während er ſelbſt einen großen Theil des Jahres außerhalb Mecklenburgs verlebte. Nach achtjähriger Amtsführung trat er vom Schauplatz zurück und es zeigten ſich bald darauf die Zeichen einer unheilbaren Geiſteskrankheit, deren zerrüttenden Einwirkungen er vor Kurzem erlag.

Auf ihn folgte v. Oertzen, früher mecklenburgiſcher Bundestagsgeſandter, zu deſſen erſten Handlungen nach Antritt ſeines Miniſterpoſtens gehörte, daß er die bis dahin wenigſtens formell offen gehaltene Frage wegen einer Reform der ſtändiſchen Verfaſſung abſchloß, indem er ein großherzogliches Reſcript an den Landtag unterzeichnete, in welchem allem „Experimentiren mit neuen willkürlichen Verfaſſungsformen“ der Abſchied gegeben und die Abſicht ſtrengen Feſthaltens an der beſtehenden Landesverfaſſung angekündigt wurde. Herr v. Oertzen war es ferner, welcher als Vorſtand des von ihm gleichzeitig verſehenen Miniſteriums des Innern die weitere Ausbildung der Strafe der körperlichen Züchtigung ſich angelegen ſein ließ.

Da man in neuerer Zeit mehrfach gewagt hat, die Mittheilungen über die Anwendung dieſer Strafe in Mecklenburg als dem Gebiet der Fabel angehörig zu bezeichnen, ſo wird es ſich rechtfertigen, wenn wir Veranlaſſung nehmen, einen kurzen Abriß der Geſchichte dieſes Strafmittels in unſerem Lande hier einzuſchalten. Zur Zeit der Herrſchaft des Conſtitutionalismus wurde durch ein Geſetz vom 11. Jan. 1849 die Strafe der körperlichen Züchtigung gänzlich abgeſchafft. Nach Wiederherſtellung der altſtändiſchen Verfaſſung aber wurde dieſe Strafe für ein Bedürfniß erklärt und unter Zuſtimmung von Ritter- und Landſchaft durch Verordnung vom 29. Jan. 1852 für folgende Fälle wieder eingeführt: 1) zur Aufrechthaltung der Disciplin in Gefängniſſen, 2) zur Ahndung von Lügen und Winkelzügen in gerichtlichen und polizeilichen Unterſuchungen, 3) als Strafe des gewerbsmäßigen Bettels, der Trunkenheit, Völlerei und Liederlichkeit, der Unzucht, der Beleidigung der Obrigkeit und ihrer Diener, ſo wie der thätlichen Widerſetzlichkeit gegen dieſelben, des Diebſtahls, der Forſtfrevel, des Betrugs und der Fälſchung. Durch Verordnung vom 27. Januar 1853 wurde das Maß der Röhrchen nach Länge und Dicke erweitert. Die von Herrn v. Oertzen dieſer Inſtitution gegebene Fortbildung beſtand darin, daß unter dem 2. April 1864 eine Verordnung, betreffend die Beſtrafung der Dienſtvergehen der Gutsleute auf den ritterſchaftlichen Gütern, erſchien, welche dem Gutsherrn das Recht verlieh, eine Polizeiſtrafe bis zu 25 Hieben wegen Dienſtvergehen zu erkennen. Die Verordnung hatte auf dem Landtage nur die Zuſtimmung der Ritterſchaft erlangt, war dagegen von der Landſchaft abgelehnt worden,

ſo daß dieſelbe nicht blos durch ihren Inhalt den allgemeinſten Anſtoß erregte, ſondern auch formell illegal war. Die Landſchaft hatte ihre Zuſtimmung verweigert, theils weil ſie das Bedürfniß nicht anerkannte, theils weil ſie es für unzuläſſig hielt, dem Gutsherrn das Recht einzuräumen, auch in Fällen, wo ſein eigenes Intereſſe in Betracht kam, die Sache ſelbſt zu unterſuchen und zu entſcheiden. Dem Sturm des Unwillens, welcher ſich wegen dieſer Verordnung durch die ganze deutſche Preſſe erhob, ſuchte Herr v. Oertzen dadurch zu begegnen, daß er als Miniſter des Auswärtigen ein Circular an die mecklenburgiſchen Geſandtſchaften zu Wien und Berlin erließ, in welchem er den Beiſtand der Mächte zum Schutze gegen die Angriffe der Preſſe anrief und eine Verſchärfung der deutſchen Preßgeſetzgebung für ein dringendes Erforderniß erklärte. Trotz dieſer ungewöhnlichen Anſtrengungen mußte ſchließlich doch der Rückzug angetreten werden. Durch Verordnung vom 20. Decbr. wurde die körperliche Züchtigung als Strafmittel in gerichtlichen ſowohl als in polizeilichen Unterſuchungen aufgehoben. Doch ließ man, abgeſehen von der Fortdauer dieſer Strafe zur Aufrechthaltung der Disciplin in Straf- und Correctionsanſtalten, dieſelbe noch zur Beſtrafung des gewerbsmäßigen Bettels und der mit Unfug oder öffentlichem Aergerniß verbundenen Trunkenheit, Rohheit oder Liederlichkeit bei ſolchen Individuen fortbeſtehen, welche wegen der genannten Vergehen bereits wiederholt beſtraft worden ſind, wenn zugleich deren herabgeſunkene Perſönlichkeit die Annahme begründet, daß andere Strafmittel ihre Wirkung verfehlen würden. Ebenſo können auch Individuen, „deren Perſönlichkeit ſo qualificirt iſt", wegen kleiner, polizeilich zu rügender Diebſtähle, mit körperlicher Züchtigung belegt werden. Bis auf dieſen Punkt wenigſtens hatte man ſich bei der Anwendung der körperlichen Züchtigung vor dem öffentlichen Unwillen zurückziehen müſſen.

Mit der Stadt Roſtock verwickelte Herr v. Oertzen den Großherzog im Jahre 1865 in einen auch jetzt noch nicht beendigten Streit, indem er das in einer Unterſuchung gegen die Mitglieder des Nationalvereins zu Roſtock ergangene freiſprechende Erkenntniß des Raths caſſirte, ein verurtheilendes Erkenntniß an die Stelle ſetzte und den Rath im Wege militairiſcher Execution zwang, das letztere an den von ihm Freigeſprochenen ſelbſt zur Ausführung zu bringen. Dieſer Eingriff in die Rechtspflege vollzog ſich in Formen, welche lebhaft an den rauhen Stil des Herzogs Carl Leopold von Mecklenburg erinnern. „Ihr erdreiſtet Euch", ſo wurde der Rath in einem der in dieſer Sache ergangenen landesherrlichen Reſcripte angelaſſen. Eine Beſchwerde des Roſtocker Raths wegen dieſer Hemmung der Rechtspflege wird in nächſter Zeit wieder an den Bundesrath abgehen, nachdem ein Beſcheid des letzteren, welcher die Beſchwerde abwies, weil ihr Gegenſtand in

die Zeit vor Begründung der Bundesverfassung falle, die Beschwerdeführer zu einem neuen Antrage an den Großherzog veranlaßt hatte, durch dessen abschlägige Bescheidung der Gegenstand der Beschwerde aus der Vergangenheit in die Gegenwart gerückt und somit der Forderung des Bundesraths genügt worden ist.

In der eine Zeit lang die deutschen Regierungen beschäftigenden Frage wegen einer Reform der alten Bundesverfassung stand Herr v. Oertzen auf Seiten der entschiedenen Gegner jeder parlamentarischen Vertretung und wollte nur zu einer Kräftigung der Executive die Hand bieten. Es war daher eine eigenthümliche Ironie des Schicksals, daß es gerade ihm beschieden war, als Minister des Auswärtigen und mecklenburgischem Bevollmächtigten bei der Begründung einer Bundesverfassung mitzuwirken, welche eine nicht einmal auf ständischer Grundlage, sondern auf dem allgemeinen Stimmrecht ruhende Vertretung einführte und durch die freiheitliche Richtung, der sie namentlich auf dem wirthschaftlichen Gebiete ihre Stütze lieh, mit Allem in Conflict trat, was die alte Landesverfassung Mecklenburgs zu ihren unentbehrlichen Besitzthümern zählte, und was Herr v. Oertzen stets als das allein Gute und Heilsame gepriesen und verfochten hatte. Dennoch hatte er die Selbstüberwindung, der Herbeiführung des Bündnißvertrages und der daraus hervorgegangenen Bundesverfassung seine fördernde Mitwirkung nicht zu versagen und sich noch drei volle Jahre nach den Ereignissen des Jahres 1866 an der Spitze der Geschäfte zu behaupten. Es müssen darum sehr dringende Gründe gewesen sein, welche ihn endlich bestimmten, die Entlassung von seinem Posten nachzusuchen.

Der jetzige Ministerpräsident, Graf v. Bassewitz, hat im Reichstage zur Genüge dafür gesorgt, daß seine politische Richtung zur allgemeinen Kunde gelangt ist. In Mecklenburg hat er sich bereits im Jahre 1849 als einer der eifrigsten Agitatoren aus dem Kreise der Ritterschaft für die Beseitigung der constitutionellen Staatsform bekannt gemacht. Er war einer der drei Vertrauensmänner der wenigen renitenten Mitglieder der gesetzlich als politische Corporation aufgelösten Ritterschaft, welche, wie es in einer Staatsschrift des constitutionellen Gesammtministeriums aus dem Anfange des Jahres 1850 heißt, das Aeußerste versuchte, um von den Zugeständnissen der früheren Landstände entbunden zu werden, und deren Bestrebungen mit Hilfe der Bundescentralcommission in Frankfurt das alte Ständewesen wieder zur thatsächlichen Geltung zu bringen, schließlich mit Erfolg gekrönt wurden. Als Abgeordneter im Reichstage hat er sich den Ruf zu erwerben gewußt, daß es Keiner an tiefgewurzeltem Haß aller freiheitlichen Entwickelung auf dem politischen wie auf dem wirthschaftlichen Gebiet mit ihm aufnimmt, und daß er keine größere Sorge hat, als das feudale Mecklenburg

gegen die Umwandlung zu ſchützen, zu welcher die Bundesgeſetzgebung dasſelbe immer ſtärker und unwiderſtehlicher zwingt.

Allerdings ſteht der Graf hierin genau auf demſelben Punkte, auf welchem die Lenker unſer Staatsangelegenheiten auch ſchon vor ihm ſtanden, und nur darin mag vielleicht ein geringer ſubjectiver Unterſchied zwiſchen ihm und ſeinem unmittelbaren Vorgänger liegen, daß er noch weniger geneigt ſein wird, auf die Forderungen der Zeit zu merken und dem Drucke der Thatſachen nachzugeben. Jedenfalls wird, ſo lange er eine Stimme dabei hat, die Regierung fortfahren, nach beſtem Vermögen die alte Landesverfaſſung bei Beſtand zu erhalten und im Bundesrathe gegen eine freiheitliche Geſetzgebung zu kämpfen, wo dies aber nicht gelingt, der Wirkſamkeit der Bundesgeſetze möglichſt enge Schranken anzuweiſen.

Freilich wird er mit ſolchen Gedanken und Abſichten nicht ſo offen hervortreten, wie diejenigen ſeiner politiſchen Freunde, welche ſich nicht ſcheuten, auf dem letzten Landtage es vor aller Welt als die Aufgabe der Mecklenburgiſchen Stände zu bezeichnen, die Bundesgeſetze für Mecklenburg ſo viel als möglich unwirkſam zu machen. Und noch weniger liegt es in ſeiner Natur, gleich ſeinem bisherigen Collegen in dem ſtändiſchen Amte eines Landraths, dem Herrn v. Plüskow auf Kowalz, dem Norddeutſchen Bunde und ſeiner Verfaſſung offen den Fehdehandſchuh hinzuwerfen. Herr von Plüskow und ſein Anhang in der Ritterſchaft traten ſchon auf dem außerordentlichen Landtage vom September 1866 mit dem Antrage auf Verwerfung des Bündnißvertrags hervor. Später ging Herr v. Plüskow eine enge Verbindung mit der Welfenpartei in Hannover ein und im Februar dieſes Jahres veröffentlichte er in einem kleinen, nach kurzem Daſein wieder eingegangenen Winkelblatt des obotritiſchen Welfenthums einen mit ſchwarzer Galle getränkten Bannfluch gegen Bismarck und den norddeutſchen Bund und den in beiden nach ſeiner Vorſtellung ſich darſtellenden preußiſchen Uebermuth. Durch den Schluß dieſes Artikels, wonach Angeſichts der neueſten Umgeſtaltungen in Deutſchland „ſelbſt Lämmer Tigerzähne bekommen müßten", überlieferte er ſich den Zähnen der Witzblätter, und durch den übrigen Inhalt deſſelben brachte er ſich in eine Unterſuchung wegen Preßvergehens, welche zu einer Verurtheilung in einige Wochen Gefängniß und eine Geldbuße führte. Stärkeres gegen Preußen und deſſen leitenden Staatsmann wird man kaum in den radicalſten deutſchen Blättern leſen, als ihm hier von conſervativer Seite geſagt wird. Die vom Grafen Bismarck vertretenen Intereſſen werden als „erbärmliche, kleinliche, dynaſtiſche Intereſſen" bezeichnet; ihm wird der Vorwurf gemacht, daß er das Wohl des deutſchen Vaterlandes gründlich geopfert, Conſpirationen mit dem Auslande keineswegs verſchmäht und mit Deutſchland ein frevelhaftes Spiel getrieben habe. In-

deſſen freut Herr v. Plüskow ſich des von Preußen auferlegten Druckes, da derſelbe, je ſchärfer und fühlbarer er ſei, deſto mehr zur Erlöſung von den Feſſeln mitwirken werde. „Unter dem Drucke werden die Völker erprobt“, heißt es weiter, „ob ſie noch Stahl in ihrem Blute haben. Hart genug iſt der Druck. Unſere Fürſten ſind verjagt oder unterjocht (!), unſere Freiheit iſt dahin bis auf das letzte Zucken. Sie ſperren uns in ihre Kaſernen, ſie ſchirren uns in ihre Uniform, ſie preſſen uns in ihre Zoll- und Steuerſchraube. Sie nehmen die Frucht unſeres Fleißes, das Brod unſerer Kinder, das Blut unſerer Söhne. Unſere Producte ſind nur noch Fourage, unſer Vieh Vorſpann und Proviant, unſere Felder Exercierplätze, unſere Häuſer — die unantaſtbare Burg des freien Mannes — unſere Häuſer Kaſernen! Hart genug iſt der Druck. Dazu noch dieſe unſchätzbare bekannte, verblendete und übermüthige Rückſichtsloſigkeit, da müſſen ſelbſt Lämmer Tigerzähne bekommen. Laſſen wir das Eiſen in unſerem Blute nicht verroſten.“ Mit dieſem pathetiſchen Schluß kündigte der Ritter Joſias von Plüskow an, daß ſein Haß gegen das Preußenthum und den von Preußen gegründeten norddeutſchen Bund nur auf den rechten Zeitpunkt warte, um die Geſtalt einer gewaltſamen Auflehnung anzunehmen.

Man würde indeſſen ſehr irren, wenn man die hier mit erwünſchter Klarheit ſich ausſprechende Richtung für mehr als eine bloße Schattirung der in der geſammten ſeudal-particulariſtiſchen Partei unſeres Landes lebenden Gedanken und Abſichten halten wollte. Die feindſelige Geſinnung gegen den norddeutſchen Bund und den, wenn auch noch der weiteren Entwickelung bedürftigen, doch entſchieden conſtitutionellen Charakter ſeiner Verfaſſung wurzelt in dem Weſen dieſer Partei. Sie kann ihrer Natur nach politiſche Inſtitutionen nicht anders als haſſen und bekämpfen, welche den Untergang ihrer eigenen ſtaatlichen Einrichtungen und ihrer auf dieſelben ſich gründenden Herrſchaft in ſichere Ausſicht ſtellen. Verſchiedenheit der Anſichten iſt nur in Betreff des Weges vorhanden, wie der norddeutſchen Bundesverfaſſung und ihren Einwirkungen auf das Privilegienweſen und das Junkerthum zu begegnen ſei. Die Einen laſſen ſich durch ihr Temperament treiben, dem norddeutſchen Bunde als erklärte Feinde gegenüber zu treten; die Anderen haben ſich mit kühler Berechnung ſeiner Macht und ſeiner Forderungen einſtweilen gebeugt, um dieſelben von innen her zu untergraben und zu zerſtören. Aber das Ziel beider iſt ein gemeinſchaftliches: ſie wollen den Particularismus und den Privilegienſtaat retten und zu dieſem Zwecke den Bundesſtaat auf die Stufe des Staatenbundes zurückſchrauben. Die eine Richtung hat ſchon im Jahre 1848 die Kunſt gelernt und geübt, vor dem daherfahrenden Sturme ſich zu bücken und mit Geduld den Zeitpunkt zu erwarten, wo derſelbe ausgetobt, um dann das alte Haus in aller Stille wieder aufzubauen; die andere

beugte sich damals zwar nicht, sie war aber so erschüttert von den Ereignissen, daß sie den Muth zu einem Widerstandsversuche nicht in sich fand, sondern es vorzog, eine Zeit lang vollständig vom politischen Schauplatz abzutreten.

Welcher feindselige Geist gegen den norddeutschen Bund und dessen Gesetzgebung auch in derjenigen Fraction der Feudalen wohnt, welche es sich zur Aufgabe gemacht hat, sich mit diplomatischer Kunst in die Zeit zu schicken, das tritt jedesmal hervor, wenn irgend ein neues Bundesgesetz von einer neuen Seite her das Herz des Feudalismus trifft. Den letzten Ausbruch unverhaltenen Grimmes zeigten die „Mecklenburgischen Anzeigen", das Organ der herrschenden Partei, wenige Tage nach dem Amtsantritt des Grafen von Bassewitz, als das von diesem so lebhaft bekämpfte Gesetz wegen der Gleichberechtigung der Confessionen in bürgerlicher und staatsbürgerlicher Beziehung im Bundes-Gesetzblatt verkündigt worden war. In derselben Nummer, in welcher das genannte Blatt von der Verkündigung dieses Gesetzes Notiz zu nehmen nicht umhin konnte, brachte es einen dem wildesten Hasse Ausdruck gebenden Artikel, welcher zwar der Form nach sich an die Adresse der National-Liberalen richtete, aber in der That gegen die große Mehrzahl der Mitglieder des Bundesraths und des Reichstages seine Spitze kehrte, welche diesem von Moritz Wiggers beantragten Gesetz ihre Zustimmung ertheilt hatten. Die national-liberale Partei wurde hier, im Hinblick auf gewisse Reichstagsbeschlüsse, mit deren näherer Beziehung das Blatt zurückhielt, als eine „rechtsverachtende", auf „Verletzung des Rechts der Einzelstaaten ausgehende", „nur das Recht der Umwälzung, der Revolution kennende", „den Boden der Verfassung mit Füßen tretende" dargestellt. Aus solchen Ausbrüchen der leidenschaftlichsten Erbitterung erkennt man deutlich, wie wenig auch derjenige Theil der feudalen Partei, welcher sich äußerlich der neuen Ordnung der Dinge gefügt hat, derselben innerlich angehört.

Das Bestreben der Großherzoglichen Regierung wird daher auch unter der Führung des Grafen v. Bassewitz ganz dasselbe Ziel verfolgen wie bisher: unveränderte Aufrechthaltung der ständischen Verfassung, Widerstand gegen die dem Feudalismus und dem absolutistischen Regiment feindlichen Einflüsse des Bundes, Schwächung der Bundesgewalt zu Gunsten der Einzelstaaten.

Die Fortdauer des Kampfes zwischen der Regierung und der des Junker-Regiments überdrüssigen Bevölkerung des Landes, steht daher in sicherer Aussicht. Aber die Stellung der Regierung in diesem Kampfe ist jetzt bei Weitem ungünstiger und schwieriger geworden, als sie noch vor wenigen Jahren war.

Je mehr die Entwickelung der deutschen Einzelstaaten und des Bundes,

in welchem ſie vereinigt ſind, vorſchreitet, deſto greller tritt der Zwieſpalt hervor, welcher zwiſchen der mecklenburgiſchen Landesverfaſſung und dem politiſchen Bedürfniß der mecklenburgiſchen Bevölkerung ſtattfindet. Ein Staat, welcher der Geſammtheit der Bevölkerung die Theilnahme an der Vertretung verſagt und dieſelbe auf eine Anzahl Privilegirter beſchränkt, welcher hinſichtlich des Vermögens und der Einkünfte mit dem Landesfürſten in Communismus lebt, welcher keinen Staatshaushaltsetat und keine Controle der öffentlichen Einnahmen und Ausgaben kennt, welcher dieſe ſeine uralten Einrichtungen nur mit Hilfe eines abſolutiſtiſchen Polizeiregiments, durch Unterdrückung des politiſchen Vereins- und Verſammlungsrechts, durch Knechtung der Preſſe und gelegentlich auch durch eine miniſterielle Correctur rechtskräftiger Erkenntniſſe zum Nachtheil der Angeſchuldigten zu behaupten vermag, iſt kein Staat, deſſen Verfaſſung auf irgend eine Zukunft rechnen kann.

Dazu treten die fortwährenden Mahnungen jener Thatſachen, welche nun einmal durch keine Verdunkelung und keinen Schleier aus unſerer Geſchichte ſich wieder entfernen laſſen; die wiederholten Verheißungen einer conſtitutionellen Verfaſſung ſeitens des Großherzogs, die Betheuerungen und Zugeſtändniſſe der Stände, die erfolgte Vereinbarung, Verkündigung und Wirkſamkeit des Staatsgrundgeſetzes von 1849, das auf das Staatsgrundgeſetz von dem Großherzog und den gewählten Vertretern abgeleiſtete feierliche Gelöbniß. Mag man ſelbſt den im Jahre 1850 eingeſchlagenen Weg der Zurückführung der ſtändiſchen Verfaſſung für einen legalen halten, was er nicht war, ſo bleiben doch noch immer jene Verheißungen und Zugeſtändniſſe und ſie fordern ihre Erfüllung. Dieſe Vergangenheit macht es Allen, deren Mund und Hand bei den Zuſagen und Gelöbniſſen betheiligt war, zu einer ſittlichen Unmöglichkeit, auf dem Standpunkte einer dauernden Vorenthaltung conſtitutioneller Staatseinrichtungen zu verharren; denjenigen aber, welche das gegebene Wort als Pfand einer beſſeren Zukunft entgegennahmen, erhält ſie die Erinnerung an das ihnen wieder entriſſene Gut und das Verlangen nach ſeiner Wiedergewinnung. Die Zeit, wo die Feudalen ſich bereit erklärten, ihre Vorrechte auf dem Altar des Vaterlandes zu opfern, wo ſie nicht nur conſtitutionellen Vereinen beitraten, ſondern ſelbſt Gründer ſolcher Vereine wurden und ſich zu Präſidenten derſelben wählen ließen — wie dies unter Anderem hinſichtlich des Herrn v. Plüskow feſtſteht — verſchwindet nicht wieder aus dem Gedächtniſſe, trotz des Freienwalder Schiedsſpruches, durch welchen man ſie zu Grabe tragen zu können meinte. Die Feudalen haben damals ihre Fahne vor dem Conſtitutionalismus geſenkt, und kein Wandel der Zeit kann dieſe Thatſache verwiſchen. Zum zweiten Male aber haben ſie ſich ſelbſt und ihren oberſten Grundſatz aufgegeben, als ſie bei Begründung der Bundesverfaſſung dem allgemeinen und gleichen Wahlrecht ihre Zuſtimmung

ertheilten. Eine Partei, welche im Laufe von achtzehn Jahren ſich zweimal bis zur Verleugnung ihres innerſten Lebensprincips vor dem Zeitgeiſt und deſſen Forderungen gebeugt hat, kann ſchwerlich zu ſich ſelbſt noch großes Vertrauen hegen, und noch viel weniger erwarten, daß Andere von ihrer Feſtigkeit eine hohe Meinung haben. Es wird nur einer veränderten Strömung in der höchſten Region bedürfen, und die Partei gibt zum dritten Male Alles auf, was ſie zuſammenhält, und liegt entwurzelt am Boden.

Endlich übt die norddeutſche Bundesverfaſſung eine auflöſende Einwirkung auf die ſtändiſche Verfaſſung in Mecklenburg, theils durch die innere Ungleichartigkeit und Unverträglichkeit beider Verfaſſungen, theils durch das anziehende Vorbild der Gewährung des Wahlrechts für den Reichstag, welches der mecklenburgiſche Staatsangehörige für den Landtag entbehrt, theils durch die Eröffnung einer freien Tribüne auf dem Reichstage zur Kundgebung auch der particularen Beſchwerden und durch die Beſtellung einer Aufſichtsbehörde für die richtige Handhabung der Bundesgeſetze, theils durch den Inhalt und die Richtung dieſer Geſetze ſelbſt. Jedes Bundesgeſetz entzieht der mecklenburgiſchen Verfaſſung irgend eine ihrer Stützen. Auch noch der letzte Reichstag hat wieder ſehr bedeutende Einſchnitte in den Stamm dieſer Verfaſſung gemacht. Das Wahlgeſetz gibt den mecklenburgiſchen Wählern das Vereins- und Verſammlungsrecht, welches ſie bis dahin nicht hatten, die Gewerbeordnung ſchützt durch eine ihrer Beſtimmungen die Preſſe gegen Unterdrückung im Verwaltungswege, das Geſetz betreffend die Gleichberechtigung der Confeſſionen in bürgerlicher und ſtaatsbürgerlicher Beziehung, ſchafft die politiſchen Privilegien der Angehörigen der Landeskirche ab, die bevorſtehende Proceßordnung wird die Patrimonialgerichtsbarkeit und die eximirten Gerichtsſtände beſeitigen.

Bei ſo ermuthigenden Ausſichten werden die Freunde des Rechtsſtaats es leicht verſchmerzen, wenn ihre bisherigen Beſtrebungen in dieſer Richtung noch nicht mit Erfolg gekrönt worden ſind. Der Großherzog hat die im Februar 1868 an ihn gerichtete Petition der 5800 einer Antwort nicht gewürdigt, auch iſt es den Bemühungen der mecklenburgiſchen Regierung gelungen, den Bundesrath zur Ertheilung eines ablehnenden Beſcheides auf die demſelben vom Reichstage überwieſene Petition der 6300 Mecklenburger zu beſtimmen. Aber damit iſt das letzte Wort in dieſer Angelegenheit noch nicht geſprochen. Der Bundesrath ſtützt ſeinen ablehnenden Beſcheid auf die von ihm behauptete anerkannte Wirkſamkeit, in welcher die altſtändiſche mecklenburgiſche Verfaſſung zur Zeit der Begründung des norddeutſchen Bundes beſtanden haben ſoll. Er verſäumt es aber, dieſe Behauptung zu beweiſen, und wird auch nicht den Anſpruch erheben wollen, daß durch ſeine

Erwiederung an die Petenten die Sache endgiltig entſchieden worden ſei, da nach Artikel 76 der Bundesverfaſſung in Verfaſſungsſtreitigkeiten, wenn die gütliche Ausgleichung nicht gelingt oder keinen Erfolg verſpricht, die Entſcheidung im Wege der Bundesgeſetzgebung erfolgt.

Den Feudalen ſelbſt iſt die Unhaltbarkeit des mecklenburgiſchen Verfaſſungszuſtandes nicht entgangen und auch auf ihrer Seite wird bereits, wenn auch nur leiſe und vereinzelt, von der Nothwendigkeit einer Fortbildung der Verfaſſung geſprochen. Der mecklenburgiſche Bevollmächtigte im Bundesrath bemühte ſich ſogar, in der Verhandlung des Reichstages über die mecklenburgiſche Verfaſſungsfrage, am 12. Mai dieſes Jahres die großherzogliche Regierung als eine dem Fortſchritt huldigende darzuſtellen, und bezeichnete als das dieſem Streben nach Fortbildung entgegenwirkende Haupthinderniß die Agitation gegen den Rechtsboden. Indeſſen hat es doch, in Folge des von der Regierung geübten polizeilichen Druckes, an ſolcher Agitation lange Jahre hindurch gänzlich gefehlt, ohne daß die Fortſchrittsneigung der Regierung ſich in dem unbedeutendſten Zeichen angekündigt hätte, und jedenfalls handelt es ſich bei dieſer angeblichen Fortſchrittstendenz nicht um die Verfaſſung und Vertretung ſelbſt, ſondern um verhältnißmäßig untergeordnete Dinge, alſo um etwas ganz Anderes als um den Uebergang zu conſtitutionellen Staatseinrichtungen.

Neuerdings hat man hie und da der Vererbpachtungsmaßregel ein politiſches Colorit zu geben und derſelben den Plan zu Grunde zu legen verſucht, durch Schaffung eines kräftigen und unabhängigen Bauernſtandes einen dritten Stand zur Einfügung in die Landesvertretung zu gewinnen. In erſter Reihe aber iſt die Maßregel jedenfalls eine financielle, darauf berechnet, das landesfürſtliche Vermögen um ein nutzbringendes Capital von vielleicht zehn Millionen Thalern zu vermehren. Sodann iſt es ein Irrthum, daß auf dem eingeſchlagenen Wege ein kräftiger und unabhängiger Bauernſtand geſchaffen werden könne. Denn die Bedingungen ſind der Art, daß ſie den in einen Erbpächter ſich verwandelnden Bauern unter einen financiellen Druck bringen, welcher vorausſichtlich eine große Anzahl dieſer Leute, denen nur die Wahl gelaſſen wird, entweder auf jene Bedingungen einzugehen oder ſich von Haus und Hof zu trennen, dem wirthſchaftlichen Untergange überliefern, einen großen Theil der übrigen aber in einen ſchweren Kampf um die wirthſchaftliche Exiſtenz verwickeln wird. Ein kräftiger und unabhängiger Bauernſtand wird alſo aus den neuen Erbpächtern in wirthſchaftlicher Beziehung nicht erſtehen, ebenſowenig in politiſcher Beziehung, da es noch mit keiner Silbe ausgeſprochen iſt, daß der Großherzog auf ſein unbeſchränktes Geſetzgebungs- und Beſteuerungsrecht in den Domainen zu verzichten und den Erbpächtern eine Mitwirkung bei der Geſetzgebung und Beſteuerung ein-

zuräumen gedenkt. Man beruft ſich zwar auf die im Juli dieſes Jahres herausgegebene ländliche Gemeindeordnung für die Domainen, von welcher man vernimmt, daß ſie zugleich beſtimmt ſei, die Erbpächter durch Betheiligung an den Gemeindeangelegenheiten für die ihnen demnächſt zugedachte Mitwirkung bei der Berathung von Landesangelegenheiten heranzubilden. Hiebei wird jedoch überſehen, daß die Gemeindeordnung ebenſo wie die gleichzeitigen Verordnungen in Betreff des Armen- und des Schulweſens gleichfalls hauptſächlich einen finanziellen Zweck hat, die Entlaſtung der großherzoglichen Caſſen von den bisher ihr obliegenden Ausgaben für Gemeindeangelegenheiten, und daß dieſe Gemeindeordnung keineswegs auf die Begründung eines freien Gemeindeweſens gerichtet iſt, ſondern die bureaukratiſche Bevormundung nur in eine etwas veränderte Geſtalt bringt, wie ſich aus nachſtehenden Grundzügen derſelben ergibt: Auf den Höfen, mit welchen keine Dorfſchaft verbunden iſt, iſt der Pächter das ausſchließliche Organ der Gemeindeverwaltung. In den Dörfern werden als ſolche ein Gemeindevorſtand und eine Dorfverſammlung geſchaffen. Der Gemeindevorſtand beſteht aus dem landesherrlich ernannten Dorfſchulzen, welcher zugleich als Ortspolizeibehörde fungirt, und einigen Schöffen, welche das erſte Mal vom Domanialamt beſtellt, ſpäter aber, bei eintretender Vacanz, aus zwei vom Gemeindevorſtand präſentirten Perſonen vom Amte gewählt werden. Doch ſteht dem Amte das Recht zu, beide Vorgeſchlagene zu verwerfen, dieſe Verwerfung auch bei einer abermaligen Präſentation von zwei Candidaten zu wiederholen, und alsdann den Schöffen unabhängig von dem Vorſchlage des Gemeindevorſtandes zu beſtellen. Die Mitglieder des Gemeindevorſtandes haben zugleich Sitz und Stimme in der Dorfverſammlung. Dieſe beſteht außerdem aus den Grundbeſitzern der Ortſchaft, den in derſelben wohnhaften Kirchendienern, großherzoglichen Forſtbedienten u. ſ. w. und einem Lehrer. Von den Grundbeſitzern führen nur die Beſitzer eines Bauergehöfts in der Dorfverſammlung eine Virilſtimme; die Büdner erſcheinen in derſelben nur in zeitweiſe wechſelnden Abtheilungen oder durch Deputirte; daſſelbe gilt von der unterſten Claſſe der ländlichen Grundbeſitzer, den Häuslern und Brinkſitzern. Tagelöhner ſind von der Dorfverſammlung ausgeſchloſſen. In allen einigermaßen erheblichen Angelegenheiten werden die den Gemeinden durch dieſe neue Ordnung verliehenen Rechte durch Beaufſichtigung und Mitwirkung der höheren Behörden nach herkömmlicher bureaukratiſcher Art beſchränkt.

Sollte es aber auch wirklich die Abſicht ſein, einen Stand der Erbpächter in die Landesvertretung einzuſchalten und dieſe durch den ſchwachen Schimmer von Selbſtverwaltung im Gemeindeweſen, welchen die neue, vorläufig auch erſt auf dem Papiere ſtehende und erſt zu allmäliger Einführung beſtimmte

Gemeindeordnung gewährt, für den Beruf der Landesvertretung zu erziehen, so würde die Bevölkerung aus solcher Aussicht doch wenig Befriedigung schöpfen. Die ständische Verfassung ist einer Reparatur nicht fähig, und gewiß ist die Erwartung begründet, daß ihre letzten Pfeiler schon zusammengebrochen sein werden, bevor die Vererbpachtungsmaßregel und die ihr zur Seite gehende Gemeindeordnung für die Domainen allgemein zur Ausführung gelangt sind.

Innerhalb der Pause zwischen zwei Landtagen pflegt in Mecklenburg nicht viel regiert zu werden. Wenn eine wichtigere Landtagsprocession unerledigt geblieben ist, welche in der Zwischenzeit im Wege der Verhandlung mit ständischen Deputirten für den nächsten Landtag weiter vorbereitet wird, wie es augenblicklich mit der Steuerreform der Fall ist, so ist es herrschende Sitte, den Gang dieser „commissarisch-deputatischen" Verhandlungen — so nennt sie die feudale Terminologie — sorgfältig geheim zu halten, bis die Ergebnisse derselben auf dem Landtage auftauchen. Daher fällt der Amtsantritt des Grafen Bassewitz in eine stille Zeit und er hat bisher noch nicht Gelegenheit gehabt, seinen Namen unter ein öffentliches Schriftstück zu setzen. Ueber seine bisherige Thätigkeit erfährt man nur, daß auf seinen Betrieb eine vom Finanzministerium eingeleitete Verhandlung wegen Erwerbung der mecklenburgischen Eisenbahn für Großherzogliche Rechnung, der Ansicht des Finanzministeriums entgegen, abgebrochen worden ist, weil er die Seitens der Gesellschaft gestellte Forderung einer vierprocentigen Rente vom Nominalbetrage der Actien für zu hoch hielt und bei dem zuerst auf $2^1/_2$ normirten, einige Monate später aber schon auf $3^1/_2$ Procent gesteigerten Angebot des Finanzministeriums stehen bleiben wollte. Ob der Rath des Ministerpräsidenten oder der des Finanzministers der richtige war, wird die Zeit lehren. Die mecklenburgische Eisenbahn trennt die beiden landesherrlichen Bahnen Güstrow-Straßburg und Kleinen-Lübeck. Ihre Erwerbung würde die Verwaltung und den Betrieb auf diesen beiden Bahnen des Großherzogs sicherlich viel einfacher und wohlfeiler gestalten, während es zweifelhaft erscheint, ob die beiden getrennten Stücke dem Großherzoge jemals einen auch nur einigermaßen angemessenen Zins des Baucapitals abwerfen werden. Die Strecke Kleinen-Lübeck ist noch im Bau begriffen; die Strecke Güstrow-Strasburg, welche am 1. Jan. 1867 in ihrer ganzen Ausdehnung, als Verlängerung der Bahn Stettin-Pasewalk-Strasburg, eröffnet wurde, soll bis jetzt, ohne Absetzung eines Reserve- und Erneuerungsfonds nur $1^1/_4$ Procent abwerfen. Bestimmtes erfährt man über den Ertrag der Bahn nicht, da über diesen Zweig des Großherzoglichen Einnahmen- und Ausgabenetats ein eben so tiefes Geheimniß beobachtet wird, wie über alle übrigen Zweige desselben. Es gehört nun einmal zu den Eigenthümlichkeiten des Feudalstaats, daß er

auf dem Gebiete der öffentlichen Einnahmen und Ausgaben das Miniſterium walten läßt, und Steuern erhebt ſo wie Steuerreformen beſchließt, ohne über das Warum und Wozu den Staatsangehörigen Aufſchluß zu geben.

Das Problem, an deſſen Löſung unſer Feudalſtaat ſeit Gründung des norddeutſchen Bundes ſich abmüht, iſt die Reform des Steuerweſens ohne Einführung des Budgetſyſtems. An dieſer Aufgabe wird alſo zunächſt der neue Miniſterpräſident, welcher in ſchwieriger Zeit eine hoffnungsloſe Sache zu führen unternommen hat, in Gemeinſchaft mit dem Finanzminiſter ſeine Kraft zu erproben haben.

Aus Schleswig-Holſtein.

Anfang Auguſt.

Die nationale Partei in den Herzogthümern hat in den jüngſten Wochen einen Verluſt erlitten, der für lange Zeit ſchwer zu erſetzen ſein wird. Der Abgeordnete für Huſum, Amtmann Thomſen (Oldensworth) hat ſich aus Urſachen privater Natur veranlaßt geſehen, ſein Mandat für das preußiſche Abgeordnetenhaus niederzulegen, und mit ihm verliert die nationale Sache einen Vorkämpfer, ſo ausgezeichnet durch Kenntniß der Landesverhältniſſe, Reinheit des Charakters und patriotiſche Geſinnung, daß der vacante Poſten nicht leicht wieder auszufüllen ſein wird. Der Niederlegung des Mandats folgte eine Zeitungspolemik, welche die Bedeutung des Mannes und die miſerable Verlegenheit ſeiner Gegner noch einmal hell hervortreten ließ. Thomſen hatte in einem offnen Briefe von ſeinen Wählern Abſchied genommen, die er durch lange Jahre ſowohl in der ſchleswig'ſchen Ständeverſammlung, wie im däniſchen Reichsrath vertreten. In der verſöhnlichſten, maßvollſten Form warnte er darin vor dem Syſtem der Verhetzung gegen Preußen, das unter der oppoſitionellen Partei landesüblich, vor dem Mißbrauch mit den Worten „Steuerdruck“ und „Steuerüberbürdung“, durch die man fortgeſetzt zur Unzufriedenheit aufſtachele, betonte das Verkehrte dieſes Schmerzensſchreies und den ganzen Werth der nationalen Errungenſchaften. „Für die Abgabenerleichterung Aller, durch den Uebergang vieler Laſten von den Communen auf den Staat, durch die Beſeitigung vieler Sporteln, durch die Zolleinrichtungen u. ſ. w. hat Niemand ein Wort. Daß die directen Steuern aus den Herzogthümern bedeutend mehr betragen, als früher, weiß Jeder; daß die indirecten Steuern weit über dieſes Mehr hinaus weniger betra-

gen, scheint Niemand zu wissen, noch weniger, daß dadurch grade Allen im Verhältniß zu früher eine Steuererleichterung zu Gute kommt. . . . . Der Kräftigung des preußischen Staats und damit der Erstarkung Deutschlands werden für alle Zeit meine Wünsche folgen, weil darin auch das Wohl Schleswig-Holsteins sich gründet. Ein starkes Preußen, ein starkes Deutschland kann nur ein freies Preußen und Deutschland sein!" In einer Reihe weiterer Artikel im „Kieler Correspondenzblatt" erhärtete gleich darauf Thomsen an der Hand authentischer Zahlen für die directen wie indirecten Steuern die Wahrheit seiner Aufstellung, deren ziffermäßiges Gesammtergebniß dies ist, daß Schleswig-Holstein jährlich früher an directen und indirecten Staatsauflagen 5,458,000 Thlr., jetzt unter preußischer Herrschaft 4,516,000 Thlr, also 942,000 Thlr. weniger aufzubringen hat. — Hiergegen nun, gegen solche Ueberzeugungen und solche Thatsachen, von einem schleswig-holsteinschen Patrioten ausgesprochen, erhob unter dem Vorantritt der „Kieler Zeitung" die particularistische Presse ein ganz entsetzliches Zetergeschrei. Vor Allem wurde natürlich jede Pflicht der Dankbarkeit gegen Preußen heftig in Abrede gestellt. Nachdem die Entscheidung über das Schicksal der Herzogthümer auf den Schlachtfeldern von Sadowa „gegen die Rechtsüberzeugung der immensen Mehrheit der Schleswig-Holsteiner entschieden worden, hat Preußen ausschließlich die Früchte der gemeinschaftlichen Opfer (!?) für Schleswig-Holstein sich angeeignet und die Verbindung der Herzogthümer mit Deutschland in die Form der Annexion eingezwängt", dieses tiefsinnige Glaubensbekenntniß des ächten Schleswig-Holsteiners wurde den Irrlehren Thomsen's zunächst entgegengehalten. Und was die unbequemen Zahlen der Steuerauflagen anbetrifft, so wußten sich die Gelehrten der „Kieler Zeitung" dadurch zu helfen, daß sie beliebige Erträge und Einnahmen des Staats aus Domainen und Forsten, der Justiz und Polizei, Post- und Telegraphenverwaltung, brutto und netto, wie es grade paßte, zu den Steuern hinzuzählten, und in dieser klugen Manier glücklich 8,452,000 Thlr. als den von dem unterjochten Schleswig-Holstein an das siegreiche Preußen jährlich gezahlten erdrückenden Tribut herausrechneten. Solchergestalt, so wurde von den Genossen allerwärts dem gutgläubigen Publicum versichert, hatte man in Kiel die unwahren Berechnungen des Abgeordneten Thomsen-Oldensworth glänzend widerlegt. Im Uebrigen vergaß man vorsichtiger Weise auch nicht zu bemerken, im Grunde sei die eigentliche Steuerüberbürdung nicht der eigentliche Kern der Landesbeschwerden: Selbstverwaltung in Provinz, Kreis und Gemeinde, das verlange man von Preußen und das werde von Preußen den Herzogthümern in sträflichster Weise vorenthalten.

Ist über die Qualität dieses Ableugnens, Bestreitens, Verdrehens noch ein Wort weiter zu verlieren? Ich glaube kaum. Wohl aber möchte ich dem

Gefühl der Entrüſtung Ausdruck geben über den ungewöhnlich inſolenten, wegwerfenden, perſönlich mißachtenden Ton, den man in der partikulariſtiſchen Preſſe über einen Mann von der Vergangenheit, den Verdienſten und Eigenſchaften Thomſen's anzuſchlagen für gut fand. Deſſen erdreiſteten ſich Leute, denen Schleswig-Holſtein im Grunde ſoviel iſt, wie Hekuba, die über die Zeiten der Dänenherrſchaft in Schleswig vom Hörenſagen reden, und gegen Preußen agitiren aus allen denkbaren Motiven, nur nicht aus wirklich verletztem ſchleswig-holſtein'ſchem Gefühl. Wenn man ſich die politiſche Intelligenz dem Namen nach anſieht, die in der „Kieler Zeitung", den „Itzehoer" oder „Altonaer Nachrichten" ſich breit macht, trifft man auf Leute allerlei Art und Herkunft, nur nicht auf Schleswig-Holſteiner. Iſt es nicht bezeichnend für den faulen Untergrund, auf dem der ganze preußenfeindliche Partikularismus bei uns ruht, daß er faſt ausſchließlich auf entliehene geiſtige Kräfte — sit venia verbo — angewieſen iſt? Neben den Herren Hänel und Hinſching, Hell und Endrulat und wie unſere Publiciſten ſonſt noch heißen muß dann in der Regel noch eine Correſpondenz aus Berlin die erforderlichen Raiſonnements und das mangelhafte Denkvermögen in unſerer oppoſitionellen Tagesliteratur erſetzen. Irgend eine der Federn aus den Kreiſen der Berliner Fortſchrittspartei, die zwiſchen der „Volkszeitung" und „Zukunft" mitten inne ſteht, ihre Sympathien zwiſchen Herrn von Beuſt, König Georg von Hannover, dem Kurfürſten von Heſſen, der Frankfurter und der ſüddeutſchen Demokratie brüderlich theilt, heute die „Neue Freie Preſſe" morgen die hannoverſche welfiſch-demokratiſche „Volkszeitung", übermorgen eine „Frankfurter Zeitung" mit Correſpondenzen verſorgt, findet ſich immer gern bereit, auch die Schleswig-Holſteiner über die preußiſche Mißregierung aufzuklären.*) Das klingt, das thut Wirkung! — Vielleicht, vielleicht aber auch nicht, möchte ich mich mit Leſſing tröſten. Denn auch der geringſte Pöbel, — ſo ungefähr heißt es ja wohl im Anti-Götze, — wird mit der Zeit erleuchteter, geſitteter, beſſer; anſtatt daß es bei gewiſſen Literaten ein Grundſatz iſt, auf dem nämlichen Punkte der Moral und Politik immer und ewig ſtehen zu bleiben. Sie reißen ſich nicht von dem Pöbel — der Pöbel reißt ſich endlich von ihnen los.

Fürs Erſte leiſtet zwar ſelbſt dieſe geſinnungstüchtige Preſſe in ihrer immer noch etwas verſchämten Preußenfeindſchaft nicht allen Elementen un-

*) In dieſe Kategorie gehören auch gewiſſe Correſpondenzen der „Altonaer Nachrichten", die ſich jüngſt ſehr ohne Noth auch mit den Grenzboten, meinen und anderen Mittheilungen aus Schleswig-Holſtein beſchäftigt haben. Der aufgeblaſene Marktſchreierton, in dem dieſer Berliner Correſpondent über Dinge, von denen er ſchlechterdings Nichts weiß, Möglichkeiten und Unmöglichkeiten, die abſolut außerhalb ſeines Horizonts liegen, abſpricht, enthebt mich der Verſuchung zu einer Entgegnung. Selbſt für die Hundstage wird eine derartige Polemik nicht mehr als discutabel gelten.

ſerer Bevölkerung genüge. Aus den ſchönen Tagen der Jahre 1865 und 1866, als Martin May und der Advocat v. Neergard noch das große Wort führten und in den Volksverſammlungen zu Frankfurt a. M. die Entſcheidung über Schleswig Holſtein herbeiführen wollten, ſind einige Reſte ſchleswig-holſteinſcher „Volkspartei" zurückgeblieben. Eigentlich iſt es eine ziemlich harmloſe Geſellſchaft weniger Männer, zum überwiegend größten Theil in Kiel ſeßhaft, die aus ihrem perſönlichen Anhang hier und da einen Verein zu Stande bringen und ſich ſonſt mit lebhafter Correſpondenz an die ſüddeutſchen Freunde beſchäftigen. Nach einem vertraulichen Circular, das ſie kürzlich an die Parteigenoſſen verbreitet, haben nur vier deutſche Blätter Gnade vor ihren Augen gefunden: 1) das „Demokratiſche Wochenblatt" von Liebknecht und Bebel, 2) die Berliner „Zukunft", 3) die „Hannoverſche Volkszeitung" von Eichholz, 4) — last not lest — die „Demokratiſche Correſpondenz" von Jul. Freeſe in Stuttgart. „Durch dieſe Blätter", wird wörtlich hinzugefügt, „dürfte das durch inländiſche und hamburgiſche Zeitungen ausgeſtreute Gift unſchädlich gemacht werden!"

Nun der Schaden, den das Gift und Gegengift jener Scribenten hier zu Lande noch anrichten kann, wird unter allen Umſtänden nicht groß ſein. Unſer Jahrhundert iſt ſchnelllebig genug und weiß mit den der Auflöſung anheimgefallenen Elementen ziemlich aufzuräumen. Die Berliner „Provinzial-Correſpondenz" hat in ihrer Art die Wirkung der Thomſen'ſchen Erklärungen auf die Stimmung der Provinz allzuhaſtig escomptiren wollen. Aber ausbleiben wird die Wirkung ſicherlich nicht, ſo gewiß die Wahrheit und Vernunft mächtiger iſt, als die Lüge und ſinnloſe Leidenſchaft. Derartige naturgemäße Umſtimmungen, wie ſie hier in Frage ſtehen, vollziehen ſich nirgend in der Welt plötzlich auf eine ſingulaire Veranlaſſung hin. Wer aufmerkſam iſt, wird an vereinzelten Symptomen die unter der Oberfläche ſtetig fortwirkenden Wandlungen durchfühlen. Da iſt beiſpielsweiſe neulich, am 25. Juli, bei Schleswig eine Idſtedtfeier in äußerlich ſehr maſſenhaften Dimenſionen arrangirt worden. Im Sinne der fortgeſchrittenſten Kampfgenoſſenvereine war es unverkennbar auf eine großartige particulariſtiſche Demonſtration abgeſehen. Schließlich indeſſen verging den Faiſeurs derartiger Angelegenheiten der Muth und die Luſt für alle redneriſchen Heldenthaten, und ſo verlief das Ganze unter endloſen Extrazügen, unter Staub und Hitze und einem Menſchengewühl von angeblich 20,000 Köpfen in ſelbſtverſtändlich ſehr erhebender, aber abſolut inhaltsloſer Weiſe. Einige telegraphiſche Feſtgrüße, die zwiſchen Herzog Friedrich und dem Feſtcomité gewechſelt wurden, mußten dem Feſte die eigentlich politiſche Würze geben.

Aus einem engliſchen Notizbuch.

1. Das Haus zum Löwen und Einhorn in der City.

Im Herzen der City von London, gleich weit ungefähr vom Tower und vom Temple Bar, ſteht ein alterthümliches Haus, der graue Hof genannt oder zum Löwen und Einhorn. Lieblich und rein iſt das Ale da, auch der braune Porter in ſeiner Schaumperücke iſt ohne Falſch, und was die Geſelligkeit betrifft, ſo herrſcht unter dem grauen Dache zuweilen noch ein ſo munteres Treiben, wie es im heutigen London nicht allenthalben vorkommt. Aber nur zuweilen, denn Vieles hat ſich ringsum geändert, ſeit der Großvater die Großmutter nahm. Reichthum und Prunk ſind ſehr geſtiegen, Geſammtlondon iſt zum Erſchrecken gewachſen und manche Gewohnheit der Voreltern geſchwunden. Die Sehnſucht nach friſcher Luft und wohl auch der ſteigende Werth altſtädtiſchen Grund und Bodens haben zur Scheidung zwiſchen Wohn- und Werkſtatt geführt. Von den hunderttauſenden emſiger Seelen, welche die City bei Tage mit Gedräng und Gebraus erfüllen, ſchläft die Mehrzahl „weit von ihrem Brot.“ Wenn auch allabendliche Herdfeuer in der Altſtadt glimmen, ſo gilt dies zumeiſt von jenen Quartieren, wo die Straßen noch nicht ganz mit Gold gepflaſtert ſind; aus den ſtolzeren Theilen iſt die Familie längſt ausgewandert, um für Waarenläden, Wechſelſtuben und andere Bienenzellen Platz zu machen. Die Metropole ſetzt aber fortwährend neue Ringe an, der grüne Rundſaum der Vorſtädte mit den „Hütten“ (cottages) der achtbaren Leute rückt immer weiter ins Land hinaus, während die alten, von Sir Chriſtopher Wren entworfenen Citywege ſeit zwei Jahrhunderten ſich nirgendswo merklich erweitert haben. Der Leib wird zu vollblütig für ſeine Blutgefäße und das Gedränge nimmt ewig zu. Daher klagen die Graubärte in Gog und Magog's Reich über Mangel an Ruhe und Frieden; ſie könnten kaum mehr ein richtiges Mittagsſchläfchen halten, kaum ohne Gefahr und Beſchwerde einen Gevatter beſuchen, und man komme leichter von Calais nach Dover als von einer Seite von Cheapſide zur andern.

Ein wenig übertreiben die alten Herren. Seinen Höhepunkt erreicht der Lärm des Tages auf der langen Linie, die unter verſchiedenen Benennungen zwiſchen Oſten und Weſten entlang und dem Themſeſtrom, dieſer urſprünglichen Hauptſtraße Londons, parallel durch die City läuft. Doch gibt es windſtille Zeiten, da Einer von Whitehall bis Whitechapel — kein kleines Stück dieſer Linie — gemächlich wandern kann. Iſt es ein Neuling vom Lande, wie oft wird er nicht Halt machen! Aber der Menſchenſtrom fließt langſam und wirft ihn nicht um. Er betrachtet den farbenreichen Kram hinter den

Spiegelſcheiben, die bunten Sinnbilder, Schilder und Innungszeichen, die vor Thüren und Simſen bis zum oberſten Stockwerk hangen, oder ſucht zu entziffern, was in Goldſchrift von der dunklen Zinne des ehedem patriziſchen Wohnhauſes flimmert! Zuweilen muß er aufblicken zu den erſtaunlichen Neubauten, die bald von rechts, bald von links die Nachbarſchaft überſchatten; pomphafte Club- oder Bankhäuſer, überreich an Säulen, Söllern, Rundbogen und phantaſtiſchem, ſchon etwas rauchumflortem Steinſchmuck; breite thurmartige Ungethüme von ungewiſſer Beſtimmung, in gothiſch-romaniſch-mauriſch-japaniſchem Styl, mit Citadellen von Schornſteinen und vergoldeten Dachfahnen. Einſt, ſagt man, wird die ganze City aus ſolchen Koloſſen beſtehen; die Londoner Hauptſtraße wird von der Nordſee im Oſten bis zum Weltmeer im Weſten reichen, die Bevölkerung wird 13—15 Millionen groß ſein. In jenem „Einſt", für das nicht wenige Patrioten ſchwärmen, wird der geſammte Erdkreis engliſch reden. Dort ſtrahlt eine rothe Gasampel, mit dem Wort „Magnetic" gezeichnet, durch den dämmrigen Stadtdunſt. Merk auf, junger Mann, du nahſt den Hallen, von denen dein heimiſches Dreamgate in Norfolk oder Sloomcombe in Devon ſich gern erzählt, den Hallen, wo die Drähte der Blitzpoſt ausgehen; ſie laufen ſtracks über den Meeresboden nach fremden Küſten und bis an die Grenzen Utopiens. Dies ſind die Behauſungen des Telegraphen, der nach der Volksſage Alles weiß, wiewohl er nicht Jedem ſein Wiſſen offenbart und kleinen Leuten kurze Antworten gibt. Nicht umſonſt aber wird er von Staatsmännern und Philoſophen und ſogar von der Königin zu Rath gezogen. Wer ſeinen eigenen Draht hält, kann durch die Schlüſſellöcher der Zukunft gucken; nur muß er Frechheit und Fürwitz meiden. Der Millionär, zum Beiſpiel, der ſorgenvolle, der durch den Welthandel ſein Leben friſtet, ſitzt in ſeinem electriſchen Gemach allein. Andächtig ſchließt er die Augen und ſchaut den blauen Ocean, der von weißen Segeln ſchimmert; er zählt ſeine Schiffe darauf. Die Curſe tanzen vor ihm, ſie zeigen ihren Wandel von morgen und übermorgen. ⅛, ¾, ⅞ klingt es in melodiſchem Discant, wie das Glockenſpiel der Bowkirche. Schnell mehren ſich ſeine Conſols, ſchon ſteht ſein Töchterchen mit einem Howard oder Percy am Traualtare. Schon ruht er im Schatten eines ehrwürdigen Stammbaumes; ſeine kleinen Enkel, Grafenkrönlein auf dem Haupt, ſchlagen Purzelbäume im Graſe. Armer Millionär! Von Hoffahrt geſtochen, den Hut im Genick, ſagt er bei Lloyd's: „Ich werde meinen Sitz erhöhen über die Lords des Landes." Kaum ſitzt er wieder und ſchließt die Augen, ſo kriegt er eine Depeſche an den Kopf, daß er hinſtürzt wie Saul vor Samuel. Hundert kleine Handelsfürſten, ſeine Vaſallen, erzittern auf ihren Stühlen und werden vor Schreck bankerott. Solchen Geſchichten aus Dreamgate hängt der Sohn des Dorfs im Gehen nach und

wird nur gelegentlich durch einen Rippenſtoß gemahnt, daß er nicht allein in der City wandelt. Selbſt auf jenem kleinen Platze, einem Hauptknotenpunkt des Verkehrs, wo dem Palaſt des Lord Mayor quer gegenüber der eiſerne Herzog vor der Börſe Schildwacht reitet und fenſterlos die engliſche Bank ſich ausdehnt — dies „Capitol des Capitals“ nannte ſie ein begeiſterter Alderman — ſieht man während der todten Jahreszeit die Menge leicht und ſicher vorübergleiten. Freilich, wenn die Springfluth des Geſchäfts mit der Höhe der Saiſon zuſammentrifft, — ja, dann hört die Gemächlichkeit auf, dann wird der Weg zwiſchen den Geldburgen zum Engpaß und darin brauſt ein Gewühl, ſo gefährlich ſchier wie die Wogen im Canal, wenn der Wind ſcharf von Nordoſten bläſt. Anfälle von Seekrankheit ſind da nicht gebräuchlich, aber Unfälle durch Roß und Wagen; auch bringen nervenſchwache Beſucher von dem Getöſe Kopfweh und Schwindel heim. Denn es kommt vor, daß der irdiſche Donner der City den himmliſchen übertönt; das Auge ſieht den gezackten Blitz, während das Ohr taub oder der Himmel ſtumm ſcheint. Wenn die Stimme aus den Wolken hier gehört werden will, muß ſie die Nacht abwarten oder den Sonntag.

Aber ſo hoch die Fluth der geſchäftigen Menſchen, ſo tief die Ebbe. Schon Nachmittags beginnt allmälig der Rückgang und Tauſende machen ſich auf die Heimreiſe, nach den äußerſten Endpunkten der Metropole, nach den baumumrauſchten Villen draußen oder bis ans Meer nach Brighton. Von Stunde zu Stunde wird der Auszug maſſenhafter und mit der Dämmerung hebt ſich eine See von Menſchen aus der City fort. Noch eine Weile, ſo haben die Graubärte Ruhe und Frieden, mehr ſogar, als manchem lieb iſt, und im Innern von Cockneyland findet man Gegenden ſo ſtill und einſam, wie das abgelegenſte Dörfchen im vereinigten Königreich.

In Folge dieſer Umſtände iſt auch der graue Hof nach und nach in ein ſehr beſcheidenes Dunkel zurückgeſunken. Allgemein gekannt iſt er heutzutage nur in der nächſten Nachbarſchaft, das heißt in einem Umkreiſe, deſſen Radius dreimal ſo weit reicht als der Schatten des Kirchthums von Cripplegate an einem Sommerabend fällt. Jenſeit dieſes Weichbildes ihn erfragen zu wollen, iſt vergebliche Mühe. Die Eingeborenen ſchütteln den Kopf; ſie loben Euch verſchiedene rothe, weiße oder blaue Löwen, ſie wiſſen manches grüne Einhorn anzupreiſen, aber vom wahren Löwen und Einhorn im Grauen Hof, der das Sackgäßchen Little Mayfields abſchließt, haben ſie nur dumpf etwas läuten hören. Und mein Freund, der ſagen- und anekdotenkundige Robert Mick, Esq., auch er geſteht, daß er lange bei ſeinen Beſuchen Kreuz- und Querfahrten machen und ſich in gründliche Forſchungen vertiefen mußte, um den Weg von Neuem zu entdecken. Seiner Meinung nach liegt die Schuld an der Atmoſphäre. Denn ob auch in der City die Sonne ſcheint,

ja ob die Schornsteine von Smithfield roth wie die Spitzen der Alpen glühen, im Little Mayfields und seiner Umgegend macht dies keinen Unterschied; da bleibt die Luft jahraus jahrein wie von Spinneweben durchzogen und von wachholderduftigen Rauchgespinnsten, die bethörend auf den Sinn wirken. Wahrscheinlich rührt die Verborgenheit des Hauses auch daher, daß der Brand von 1666, zum Ergötzen künftiger Alterthümler, einige Knäuel krummer Gassen und winkliger Plätze stehen ließ. Unversehens geräth der Fußgänger oft, wenn er kürzere Wege sucht, in solch ein Irrgewinde; er hört in der Entfernung die wilde Jagd, die Mammonjagd, durch die City brausen, und der Schall kann ihm den Compaß ersetzen; doch dauert es geraume Zeit, bevor er bis zur Hauptstraße sich durchdrängt. Und wo die architektonischen Schluchten am engsten, die überhängenden Stockwerke am bauchigsten und die Giebeldächer am höchsten sind, da brauchte Einer nur um die rechte Ecke zu biegen und das rechte Durchhaus zu treffen, so stände er in der Nähe des grauen Hofes. Ich selbst wurde dort vor langen Jahren durch den obengenannten sagenkundigen Freund eingeführt, der sich also vernehmen ließ.

Ueber dem Eingang — sagte Mr. Mick — sehen Sie zwei kleine eiserne Figuren, den Wappenlöwen und das Einhorn, darunter, noch ziemlich lesbar, in den Stein gegraben die Worte: —

Dies Haus und Reich verschone des HERREN Strafgericht,
Bis jenes Roß dem Leuen sein Horn ins Herze sticht.

Es wundert mich, daß Sie niemals von diesem merkwürdigen Hause gehört haben. Nun, wir wollen sehen, was sich thun läßt. Heute bringe ich Sie her ins Bierparlament. — Meinen Sie einen der sogenannten Debattirclubs, die im Wirthshause zusammenkommen? fragte ich. — Richtig, fuhr der alte Herr fort, Clubs, wo man die Reichs- und Weltangelegenheiten in parlamentarischer Form verhandelt. Zu meiner Zeit bestanden ihrer sieben in London; sieben großmächtige Bierparlamente. St. Stephen's-in-the-Cast nennt sich das ehrwürdigste von allen; sein Ursprung reicht zurück in die Mitte des 18ten Jahrhunderts, und vor etwa 40 Jahren verlegte es seine Sitzungen in den grauen Hof. Sie wissen wohl, wodurch diese Parlamente sich von dem in Westminster unterscheiden? Das Bierparlament hat keinen Sprecher, sondern einen Vorsitzenden, und dieser — wörtlich Stuhlmann (Chairman) geheißen — trägt keine Staatsperücke! Mit der Perücke aber stehen und fallen in der Politik verschiedene Dinge. Keine Perücken, keine Wahlen, keine ohnmächtigen Gesetze gegen die Wahlbestechung. Wer da kommt, besitzt alle Rechte und Vorrechte eines ehrenwerthen Gentleman. Die Gesellschaft ist also eine gemischte, und doch, welcher Anstand ist da zu schauen, so lange Theologie und Persönlichkeiten aus dem Spiele bleiben! Wir kämpften einmal mehrere Stunden über eine Frage von der tiefsten Bedeutung, nämlich:

„Hat das engliſche Volk Grund, es zu beklagen, daß die Königin Eliſabeth erhabenen Angedenkens als kinderloſe Jungfrau geſtorben iſt?“ und ich ſage Ihnen, Whigs und Tories begegneten einander als ritterliche Widerſacher und mit einer Höflichkeit, die dem Herzen wohlthat. Brennender war ſpäter die Frage: „Iſt es wahrſcheinlich, daß die Bekehrung des Sultans zum Chriſtenthum auf unſere Herrſchaft in Indien und unſern Opiumhandel mit China einen ungünſtigen Einfluß üben würde?“ Die Wogen der Debatte gingen hoch, aber die Verſammlung im Ganzen bewahrte ihre philoſophiſche Ruhe und ſaß da, ein Muſterbild für die Völker des Continents. Indeß, keine Perücke, kein Wollſack, kein Oberhaus, ſondern unbedingtes Einkammerſyſtem. Das Schickſal eines jeden Antrages wird durch einmalige Abſtimmung entſchieden; radicale Abweſenheit aller herkömmlichen Vorſichtsriegel und Hemmſchuhe. In den Beſchlüſſen des Bierparlaments jagen ſich daher Revolution und Reaction mit überraſchender Geſchwindigkeit, und die Folgen könnten verderblich werden. In dieſer Gefahr hat die politiſche Erbweisheit des Briten ſich nicht verleugnet. Alle ſieben Bierparlamente haben ſtillſchweigend, aber feierlich auf das Recht verzichtet, die Miniſter ein- und abzuſetzen. St. Stephen's-in-the-Eaſt ging ſeinen Brüdern voran in dieſer That der Selbſtverleugnung, durch welche der Nation Berge und Meere von Gut und Blut erſpart worden ſind. — Wohlgethan! ſagte ich. Und Sie, alter Knabe, ſpielen Sie auch noch mit in dieſem großmächtigen Parlament? — Nun, lächelte er, es gehört auch zu den Alterthümern Londons und zu meinen Liebhabereien. Wir wollen überhaupt die Debattirclubs nicht geringſchätzen. Der Ernſt, mit dem alte und junge Knaben durch einander Parlamente ſpielen, mag komiſch ausſehen; aber am Ende iſt's eine nationale Leidenſchaft. Unſern ehrbaren Kleinbürger entzückt eine feine Redeblume mehr als den continentalen ein Operntriller. Junge Redekünſtler durch ſeinen Beifall aufzumuntern, iſt ihm ein gutes Werk und Vergnügen zugleich. Zudem wird in den Clubs gar nicht ſchlecht geſprochen. Neben den verrückten Schwätzern erhebt ſich oft ein kurzweiliger oder geſcheidter, häufig auch irgend ein armer Teufel von einem Vielwiſſer. Dann wird Alles, was auf unſerem Planeten vorgeht, ſo genau wie in den Zeitungen und noch umſtändlicher ausgemalt und gedeutet; dazu werden die ſchönſten hiſtoriſch-geographiſch-diplomatiſchen Laternen aufgeſteckt. Ah! da lernt man was, denkt mehr als eins der ſtummen Mitglieder; denn — leſen können dieſe Leute nicht. — Wie meinen Sie das, Mr. Mick? — Ich meine, daß ſie einem eigentlichen Buche ſcheu aus dem Wege gehen. Und warum? Weil ſie vorſichtig und practiſch ſind. Sie ſpüren gar wohl, daß ein tüchtiges Buch ein gefährliches Ding iſt, indem es zum Denken verleitet, und ſie haben nicht Zeit zu denken. Daher ziehen ſie immer ein lebendes Buch vor und

kaufen die fertig gereiften Früchte der Weisheit frischweg vom Munde eines mehr oder minder berühmten Redners. — Aber Zeitungen lesen sie doch in Masse. — Ja, und was fesselt sie darin am meisten? Der gedruckte Redner, der Staatsmann im Parlament, beim Meeting oder Banket. Was hier zu Lande wirken soll, muß den rhetorischen Zug haben.

Doch wir stehen vor dem grauen Hofe. Das Haus ist durch und durch eigenthümlich und hat vor Zeiten einem edlen Gentleman gehört, wie die schönen Treppen und andere Spuren verrathen. Fast in jedem Gemach findet man die beiden Schildhalter in einer neuen Stellung wieder, mit einem passenden Spruch versehen. In Little Mayfields — fuhr er fort — wird über die Schicksale des grauen Hofes viel gefabelt. Es steht aber fest, daß die Inschrift über die Thore nicht aus uralter Zeit stammt, sondern erst im siebzehnten Jahrhundert von Sir Walter Gray eingegraben wurde. Nun, das Haus ist, wenn man es buchstäblich nimmt, bisher von des Himmels Strafgericht verschont geblieben, aber wo sind die Gray's von Swillbourne? Sie waren eine gute englische Familie und besaßen außer ihren Ländereien in Wales auch ein Gut in Irland, Bog Manor, kurzweg der Bog (der Sumpf) geheißen; sie hatten es in der Zeit der irischen Confiscationen erworben, und es war kein Segen daran. Von den Söhnen und Enkeln Sir Walter's weiß man nur, daß sie in Saus und Braus lebten und bei Hahnenkämpfen große Summen verwetteten. Sein Urenkel, Sir Archibald, ein phantastischer Kopf, der in früher Jugend in den Gordon'schen Aufruhr gegen die Papisten verwickelt war, hatte Jahre lang keinen andern Gedanken als wie er den Spruch des Urgroßvaters weiterspinnen und immer neue Reime und Bildwerke im Innern des Hauses anbringen konnte. Zwei Söhne hinterließ dieser Baronet; sie lebten von Kindheit auf in Feindschaft und waren die letzten der Gray's von Swillbourne. Sir Arthur, der Erstgeborene, hatte, wie man sagt, eine reizende Irländerin geheirathet, die er aus Eifersucht mißhandelte. Man sah sie oft am westlichen Fenster stehn und die rothgeweinten Augen flehend zum Himmel aufschlagen. Edward, ihr Schwager, entführte sie nach Irland, wurde aber bei Bog Manor von dem nachsetzenden Bruder eingeholt und im Streit erschossen. In wilder Angst suchte der Mörder nach dem nächsten Hafenort zu gelangen, und wie er dahin sprengte, überhörte er die Warnungen der Bauern am Wege, ritt im Abenddunkel gerade auf den tiefen Sumpf los und ging mit seinem Roß darin unter. Dies geschah kaum eine Stunde nach der entsetzlichen That, und in derselben Nacht fuhr ein Orcan über Little Mayfields hin, der den Giebel des grauen Hofs zertrümmerte, ohne einem andern Dach im Gäßchen etwas zu Leide zu thun — wenn man nämlich dem Volksmunde glauben darf, der graue Hof wanderte durch die Hände der Advocaten und wurde Wirthshaus.

Der erwähnte Saal des Bierparlaments ist im linken Flügel, ein paar Fuß unter dem Erdgeschoß, und mehr lang als breit. Er hat ein einziges Fenster, und zwar in der schmalen Wand gegen Westen. Daher geht darin selten die Gasflamme aus, sowie das Feuer im Kamin, das beinahe die ganze Wand im Osten einnimmt. Ueber den Kaminsims geht bis zur Decke empor eichenes Getäfel und daran liegen wieder, in mehr als halber Lebensgröße, der Löwe und das Einhorn. Den Schild selbst haben die Jahre arg geschädigt. Darunter steht in gothischen Buchstaben:

So lange regiert die Wogen glorreich Altengelland,
Bis die Wappenthiere streiten an dieses Schildes Rand,
Bis das Horn die Augen des Leuen ausbohrt in tückischer Wuth,
Und der Leu in blindem Grimme das Horn zerschmettern thut.

Es muß ein sinnreicher Meister gewesen sein, der die Schildhalter geschnitzt hat. Wenn Mittags ein Sonnenstrahl auf sie fällt, sehen sie schmunzelnd aus und machen einen heitern Eindruck. Aber es ist nicht gut im Halbdunkel dort allein zu weilen. Glauben Sie mir, es wird Ihnen abergläubisch zu Muthe, wenn Sie beim Schein der blauen Kohlenflämmchen auf die Bestien schauen. Drohend wird ihre Haltung, und zornroth starren die Augen aus dem Kopfe; sie scheinen sich beleben und über einander herfallen zu wollen. Der Wirth wollte daher schon einmal das Getäfel sammt der Schnitzerei zerhauen und verbrennen. Zur Beruhigung des guten Mannes hat ein Alterthümler der alten Inschrift folgende Zeilen angefügt:

Doch, Briten, zaget nimmer! Begreift mit frohem Stolz,
Dies Einhorn und der Löwe sind Bilder aus todtem Holz;
Nur eitle Dichterfabel ist der Wappenthiere Streit,
Altengelland wird blühen und prangen in Ewigkeit! —

So erzählte mein Freund in halb spöttischem, halb ernsthaftem Tone.

In der Flur des Hauses scholl ein Gruß an Eintretende: „Guten Abend! Nichts Neues aus der Türkei?“ — „Ach! Brettan's Stimme!“ rief Mick. — „Wer ist Brettan?“ — „Der Wirth. Aber daß ich nicht vergesse. Geben Sie Acht und treten Sie auf keins seiner Hündchen. Er ist gewöhnlich von sechs oder sieben grauhäutigen Bullenbeißern umgeben, ein guter Kerl, der Wirth, aber diese dickköpfigen Vierfüßer liebt er wie sich selbst. Ich weiß nicht, Gott verzeih mir die Sünde, ist er nach ihrem Ebenbilde geschaffen oder sie nach seinem? Andere Wirthe, die das Glück haben, ein Bierparlament unter ihrem Dache zu sehen, gucken manchmal in die Zeitung und politisiren. Bei ihm keine Idee davon, obgleich ihm Jane, seine verstorbene Frau, darüber Vorstellungen zu machen pflegte. Nur der Krimkrieg rüttelte ihn ein wenig auf, und seitdem fragt er — gleichviel was die Welt bewegt — nach Neuig-

keiten aus der Türkei, was aber nur ein Compliment ist wie „How do ye do?“ und keiner Antwort bedarf. Im Grunde hat er Recht, denn die Türkengeschichte wird noch lange nicht aus sein.“

Den Hausflur verengte von einer Seite ein Holzgitter, hinter dem ein Schenkzimmerchen war, von der andern eine Reihe Fässer. Auf einem derselben saß Mr. Brettan. „Guten Abend, Mr. Mick,“ grüßte er, aufstehend; „nichts Neues aus der Türkei? Bringen einen Freund mit, das ist recht.“ Gutmüthig blinzelten die grauen Aeuglein aus dem breiten Gesicht des vierschrötigen, mit einem gewölbten Unterleib begabten Mannes; er hatte richtig einen niedlichen Säugling von Bullenbeißer auf dem Arme. Ich folgte Mick um das Gitter herum, einige Stufen hinab in eine schwach beleuchtete Stube mit einigen Holzbänken und Tischen; auf einem stand neben einem Häufchen Tabaksasche ein leerer Zinnkrug. — Soll dies der Saal sein, von dem sie sprachen? — Bewahre! Hier trinken blos Kohlenträger und Fuhrleute. Wir betreten sogleich den geweihten Raum, sagte Mr. Mick. Und wir treffen es gut mit dem Parlament. Der Irländer O'Brien — so heißen viele Irländer, aber der, den ich meine, heißt in den Bierparlamenten Mr. Thunder O'Brien — ist nach langer Abwesenheit plötzlich im Löwen und Einhorn aufgetaucht, und heute soll Sitzung sein. Man wird eine inhaltschwere Frage debattiren; nämlich: „War Mr. Macaulay*) berechtigt von einer grauen Zukunft zu träumen, in der das Papstthum noch in altem Glanze strahlen soll, und von einem Neuseeländer, der angeblich in derselben Zukunft auf einem abgebrochenen Bogen der Londoner Brücke stehen wird, um die Ruinen der St. Paulskirche zu skizziren?“ Das Resultat wird in allen Räumen des Hauses mit Spannung erwartet. Natürlich! Was hätten die Philister im alten Rom gedacht, wenn ihnen Jemand gesagt, daß dereinst Reisende vom Norden der Zinninsel kommen würden, die Ruinen des Forums zu schauen! London, mein lieber Junge, hat seine kleinen Krähwinkler so gut wie einst Altrom. Ihnen ist der angedrohte Mann auf der Brücke ein wirklicher Wilder, ein tätowirter Menschenfresser, und sie hören es gern, wenn man versichert, daß die unabwendbare Ausrottung der Maories Macaulay's Prophezeiung zunichte machen werde. Nun kommt dieser Thunder O'Brien mit einer tollen Behauptung: der Neuseeländer werde als vollkommener Gentleman erscheinen — in schwarzem Frack und weißer Halsbinde, wie ich heute Abend. — Es wird eine erregte Sitzung werden.

(Fortsetzung folgt.)

Jak. Gilben.

*) In seinem Essay über Ranke's Päpste.

Verantwortliche Redacteure: Gustav Freytag u. Julius Eckardt.
Verlag von F. L. Herbig. — Druck von Hüthel & Legler in Leipzig.

XXVIII. Jahrgang. II. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik und Literatur.

№ 34.

Ausgegeben am 20. August 1869.

Inhalt:

Die piemontesische Politik in den Jahren 1847—1850 . . . Seite 281
Der Ausgang der irischen Kirchenbill 292
Die Gerichtsverfassung und der norddeutsche Bund 296
Aus einem englischen Notizbuch. 2. Das Haus zum Löwen und Einhorn in der City 307
Neue Ausgrabungen in Athen 317
Literatur 318

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.

Leipzig, 1869.

Friedrich Ludwig Herbig.

(Fr. Wilh. Grunow.)

Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern.

Die piemonteſiſche Politik in den Jahren 1847—1850.

I.

Die beiden neueſten Bände von Nicomede Bianchi's diplomatiſcher Geſchichte Italiens*), der 5. und 6., behandeln den Zeitraum von 1847—1850. Es iſt die Geſchichte der Bewegung, deren drei raſch und logiſch auf einander folgende Phaſen an der Hand eines reichen Actenmaterials ſich vor uns entrollen: erſt die reformiſtiſche, dann die conſtitutionelle, endlich die revolutionäre, — wie nach den Geſetzen des Falls immer die folgende kürzer und jäher dem Abgrund der Reaction wieder zutreibend, der in kurzer Zeit die Erlebniſſe von drei ſtürmiſchen Jahren in ſeinem Schooße begräbt und nichts übrig läßt, als die Erinnerung an großes Wollen und kleine Thaten, die Kerker und Exile, und die Lehren für die Zukunft. Ein einziger Staat hält ſich in dieſem furchtbaren Zuſammenbruch einer enthuſiaſtiſch begonnenen Bewegung aufrecht, derſelbe, der in dieſen Jahren mehr gethan und mehr geopfert hatte als alle, und nun erſt im Unglück bewährt, in ſeinen Zielen unerſchüttert der feſte Mittelpunkt für die Hoffnungen Italiens wurde. Was man in unſern Tagen ſo oft von Oeſtreich wiederholt, daß es aus ſeinen Niederlagen die Kraft ſeiner Verjüngung geſchöpft habe, hat man zuerſt, und mit mehr Recht, von Piemont und ſeiner Niederlage bei Novara geſagt. Bianchi ſchließt den 6. Band nicht, ohne nach Erzählung der einförmigen Reaction, die ſonſt auf allen Punkten der Halbinſel das Geſchehene wie nicht geſchehen auslöſchte, noch zu ſchildern, wie Piemont nach jener unglücklichen Schlacht ſich wieder aufrichtete, das conſtitutionelle Regiment ſich Dank dem König und ſeinem Miniſter Maſſiamo d'Azeglio befeſtigte, in der Handelspolitik zuerſt wieder der Gegenſatz zu Oeſtreich ſich ſchärfte, gleichzeitig die Siccardiſchen Geſetze den Kampf gegen die Kurie eröffneten, und die nationale Treue ſeiner Regierung dieſem Staat in kurzer Zeit eine ganz andere Stellung verſchaffte, als er vor Novara inne hatte. Dies war die Erbſchaft, welche aus Azeglios Händen Cavour empfing, und der nächſte Band wird

*) Vgl. Grenzboten 1869. II. S. 219.

unmittelbar in die Staatsleitung des Mannes einführen, der nach dem Verlauf eines Jahrzehnts Novara rächen sollte.

Der Werth dieses in hohem Grad interessanten Werks, auf das wir wiederholt die Leser der grünen Blätter hingewiesen haben, besteht in der Sammlung von erstmals veröffentlichten diplomatischen Actenstücken, die durch eine ziemlich lose Geschichtserzählung mit einander verknüpft sind. Nun sind gerade die Revolutionsjahre, auch was die diplomatische Geschichte betrifft, schon bisher genauer aufgehellt als die frühere Periode. Das von Reuchlin ausgiebig benützte englische Blaubuch hat die Verhandlungen vom Sommer 1848 wegen der Lombardei ans Licht gezogen, Bastide hat die Politik der französischen Republik erschlossen, die Verhandlungen wegen Siciliens sind durch Lafarina's Geschichte der sicilischen Revolution bekannt, Venedigs Diplomatie ist großentheils durch die Lebensbeschreibung Pasini's von R. Bonghi blosgelegt, und auch sonst ist, wie bei dem Charakter der damaligen Regierungen erklärlich, eine Menge amtlichen Materials längst der Oeffentlichkeit übergeben. Es war also mehr eine Nachlese, die Bianchi aus den neu eröffneten Staatsarchiven für diese Periode zu geben hatte. Aber auch diese Nachlese ist reich genug ausgefallen, im Ganzen steigt der Werth seiner Veröffentlichung mit jedem Bande. Insbesondere was die Politik der italienischen Staaten unter einander betrifft, die Bündnißversuche und wieder die natürlichen Antagonismen und Eifersüchteleien, die so großen Einfluß auf den Gang des Kriegs und das Schlußergebniß der Revolution gehabt haben, findet sich bei Bianchi viel Neues, das einem künftigen Geschichtschreiber dieser Periode zu gut kommen wird. Im Nachstehenden versuchen wir, wie in unsern früheren Mittheilungen, hervorzuheben was zur Charakteristik der piemontesischen Staatskunst in dieser Zeit dient.

So lange Solaro della Margherita am Ruder war, suchte er den König Karl Albert streng auf dem Weg der Legitimität und der östreichischen Freundschaft zu halten. Im August 1846, als in Rom der Jubel über die Amnestie des neugewählten Papstes auf seinem Höhepunkt stand, begab sich der Minister selbst nach der ewigen Stadt und schilderte von hier aus dem König die Zustände des römischen Staats in den schwärzesten Farben. Mit Entsetzen sah er eine zügellose Revolution heraufziehen, die mit allgemeinem Verderben endigen werde, wenn nicht Frankreichs und Oestreichs gemeinsame bewaffnete Einmischung ihr einen Damm entgegensetzten. In gleichem Sinne bearbeiteten die Jesuiten den König, den ohnedies seine körperlichen Zustände nach jedem versuchten Aufschwung wieder in die tiefste Depression zurückwarfen. Aber auch an Gegenwirkungen fehlte es nicht, die auf den schlummernden Ehrgeiz des Königs berechnet waren, und welchen die wachsende Gährung der Geister immer kräftigere Argumente lieferte. Während er noch den Sonderbunds-

cantonen mit Waffen und Geld beisprang, grub sich im Herzen Karl Alberts der Wunsch, für die Unabhängigkeit Italiens wirken zu können, tiefer und tiefer. Und gerade die religiöse Richtung, der er sich im Uebermaße ergeben hatte, wirkte jetzt zu dem gleichem Ziele, denn eine Art mystischer Verehrung empfand er für die Person des Papstes, und als Oestreich in Besorgniß vor dem päpstlichen Liberalismus immer drohender gegen Pius IX. auftrat und sich im August 1847 sogar zur eigenmächtigen Besetzung Ferraras entschloß, flammte der Zorn Karl Alberts hoch auf. Er bot dem bedrängten Papst die Hilfe seiner Waffen, und wenn die Oestreicher Rom besetzen würden, das Gastrecht in seinen Staaten an. Und der Diplomatie erklärte der König, daß er jeden Act der Gewalt gegen den Souverän des Kirchenstaats wie eine Beeinträchtigung der Unabhängigkeit seines eigenen Königreichs betrachten und die geeigneten Mittel der Abwehr ergreifen werde. Dies war im August 1847; am 2. November schrieb der König in einem vertrauten Brief an den Grafen Castagneto: „Wenn mir je Gott die Gnade schenkt, einen Unabhängigkeitskrieg unternehmen zu können, so bin ich entschlossen, selbst das Heer zu befehligen, und dann will ich für die guelfische Sache thun was Schamyl gegen das ungeheure Russenreich thut. Es scheint, daß man in Rom die geistlichen Waffen bereit hält, hoffen wir es! O der schöne Tag, an dem wir den Kriegsruf für die nationale Unabhängigkeit werden erheben können!" Heimliche Libelle, welche gegen Karl Albert verbreitet wurden, und welche dieser Grund hatte auf östreichische Fabrication zurückzuführen, auch wenn sie die radicale Maske trugen, dienten dazu, ihn noch mehr gegen den Wiener Hof aufzustacheln. Solaro della Margherita begann zu fühlen, daß er unbequem wurde, der König wünschte den Rücktritt eines Ministers, der ein unübersteigliches Hinderniß für seine innersten Neigungen war. Aber der Minister, der treu und ehrlich an den Principien festhielt, deren Aufgeben ihm gleichbedeutend mit dem allgemeinen Ruin war, hielt es gerade jetzt für unabweisbare Pflicht, seinen Posten nicht zu verlassen. Als ihm der König zu verstehen gab, daß sein, des Ministers, Credit auch bei Männern der erprobtesten Hingebung an Kirche und Staat nachzulassen beginne, gab er zur Antwort: dies könne ihn gar nicht Wunder nehmen, die Zeiten seien wahrhaft ungeheuerlich; dennoch sei es noch möglich vor dem aufsteigenden Sturm sich zu retten, wenn man ihm muthvoll die Stirn biete und sich nicht von einer Partei einschüchtern lasse, die um so kühner werde, je mehr man sie fürchte. Und als die Bewegung von Mittelitalien aus immer lebhafter auch nach Piemont herübergriff, schrieb er noch einmal, am 9. October, an den König: „Man versucht es mit allen Mitteln, die Revolution in diesem Lande heraufzubeschwören, das glücklich ist und nichts von ihr wissen will. Leider gibt es ganz ergebene Unterthanen, die theils aus Beschränktheit und

noch viel mehr aus übertriebener, edler Seelen unwürdiger Angſt den Rath geben, daß man ſich zu Zugeſtändniſſen bequemen müſſe. Dieſe Leute bedenken nicht, daß unſere Zukunft, unſer Ruhm, unſer Wohlergehen, ja ſogar unſere Selbſtändigkeit abhängen von der Feſtigkeit, mit welcher die Einflüſterungen der Liberalen zurückgewieſen werden, was auch immer die Maske ſei, unter der ſie ſich zu ihrer Rechtfertigung einführen mögen." Es war der letzte Rath, den er ſeinem König ertheilte. Das Entlaſſungsgeſuch, das in dieſen Tagen der Marcheſe Villamarina als Polizeiminiſter einreichte, wegen eines ſein Departement betreffenden Vorfalls, war für den König Veranlaſſung, auch dem Grafen Solaro trotz ſeines Widerſtrebens die Entlaſſung aufzunöthigen. Eine Reiſe in den Provinzen hatte kurz zuvor Karl Albert von dem wahren Geiſt der Bevölkerung unterrichtet; das Beiſpiel von Rom und Florenz mußte ſchließlich alle Bedenken überwinden, Karl Albert durfte ſich nicht von den anderen Höfen überholen laſſen; zudem trieb ihn die engliſche Diplomatie vorwärts, welche in dieſen Tagen an allen Höfen ebenſo zu freiwilligen Reformen rieth, wie ſie dann im Februar und März 1848 eindringlich vor dem Bruch mit Oeſtreich warnte. An Solaro's Stelle übernahm der Graf Marzano das Auswärtige. Es erfolgten die erſten noch ſehr beſcheidenen Reformen, die Feſte, die erſten Schritte einer freien Preſſe. An eine Verfaſſung dachte Karl Albert, überdies durch das geheime Verſprechen von 1829 an Oeſtreich gebunden, noch lange nicht. Als ihn der Großherzog von Toscana um Mittheilung bat, wie weit er in den politiſchen Reformen zu gehen gedenke, erwiderte Karl Albert in einem Brief vom 2. Januar, daß er keineswegs jene conſtitutionelle Regierungen nachzuahmen gedenke, „wo die Freiheit nur eine Fiction iſt und die Staatsverwaltung ſich auf die Corruption ſtützt." Ein freiſinniges Gemeindegeſetz und eine Abſtufung von Wahlkörpern, von der Gemeindeverwaltung aufſteigend bis zu einem Staatsrath, ſchien ihm hinreichend, um ſeinem Volk alle die Freiheit zu geben, die er mit der Erhaltung der monarchiſchen Grundlagen für verträglich hielt. Als freilich kurz darauf der König von Neapel eine Verfaſſung ertheilte, war dieſe Linie nicht mehr einzuhalten. Lord Palmerſton drängte jetzt auch in Turin lebhaft zur Ertheilung der Conſtitution, wozu ſich der König nach langen Miniſterberathungen und nach Ueberwindung ſchwerer Gewiſſensbedenken entſchloß, vierzehn Tage vor dem Ausbruch der Pariſer Februarrevolution.

War es ſo dem engliſchen Einfluſſe gelungen, durch politiſche Reformen einem Bruch zwiſchen den Fürſten und Völkern in Italien vorzubeugen, ſo gelang es ihm nicht ebenſo, den Bruch zwiſchen Piemont und dem Wiener Cabinet abzuwenden. Auf allen Seiten ſuchte Lord Palmerſton zu vermitteln, um den Frieden aufrecht zu halten. In Turin rieth er zur Freund-

ſchaft mit Oeſtreich, da man nicht wiſſen könne, ob nicht im Fall eines Krieges Frankreich zu Eroberungen gedrängt werde, nach Wien ſchickte er Rathſchläge zur Mäßigung und zu conſtitutionellen Reformen. Aber Metternich verabſcheute, wie er in einer ſelbſtgefälligen Depeſche vom 3. Januar an ſeinen Geſandten in Rom ausführte, den Liberalismus nicht minder als die Revolution, und nach den Februartagen ſuchte er Lord Palmerſton beweglich vorzuſtellen, daß Europa um ein halbes Jahrhundert zurückgeworfen und ſich wieder Angeſichts der unheilvollſten Tage der erſten Revolution befinde. Mit der ſteigenden Aufregung in der Lombardei wurden die Beziehungen zwiſchen Wien und Turin von Tag zu Tag ſchlechter, die gegenſeitigen Recriminationen bitterer. Noch einmal verſuchte es Metternich, in Turin die alte Saite anzuſchlagen und des Königs bekannte Abneigung gegen die republikaniſche Regierungsform durch den Hinweis auf die Ereigniſſe in Frankreich auszubeuten. Er betonte das gemeinſame Intereſſe der gefährdeten Throne und verſprach, in dem noch immer ſchwebenden Zollſtreit mit Piemont die entgegenkommendſte Selbſtverleugnung, wenn Karl Albert bei den Höfen von Rom, Florenz und Neapel die Initiative zu einem Defenſivbündniß mit den Höfen von Wien, Modena und Parma zum Schutz gegen die einbrechende republikaniſche Sündfluth ergreifen wolle. Eine Antwort auf dieſen Vorſchlag erfolgte nicht mehr. Am 22. März brach Graf Buol die diplomatiſchen Beziehungen zum Turiner Hofe ab. Die Revolution in Mailand und der Hilferuf der Lombarden nöthigten jetzt Karl Albert den Entſchluß auf, den er ſo lange in ſich getragen und als die Krone ſeines Lebens feſtgehalten hatte.

In ſeiner Proclamation vom 23. März an die Völker der Lombardei und Venetiens erklärte Karl Albert, daß er aus Liebe zur Nation und im Verſtändniß der Zeit mit ſeinem Heere den unerſchrockenen Vertheidigern der niedergetretenen Rechte Italiens die Hilfe bringen wolle, die der Bruder vom Bruder erwarte. Wenn er aber gleichzeitig der Diplomatie erklärte, daß er genöthigt ſei in der Lombardei einzurücken, um Piemont von den Gefahren der Revolution zu retten, ſo war das nicht blos Vorwand oder diplomatiſche Zweideutigkeit. Die Bevölkerung verlangte ſtürmiſch den Nationalkrieg und es war überdies ein Lebensintereſſe Piemonts, daß die Lombardei nicht, allein gelaſſen, in falſche Wege gerieth und nach dem Beiſpiel Frankreichs die Republik ausrief. Karl Albert trat in dieſen Krieg, in welchem er ſeine Krone aufs Spiel ſetzte, mit dem alten Programm, wie es in den piemonteſiſchen Staatsſchriften zur Zeit vor und nach dem Wiener Congreß aufgeſtellt worden war, und das auch die Zeiten der ſtupideſten Reaction und der blindeſten Hingabe an Oeſtreich nicht aus dem mahnenden Gedächtniß der ſubalpiniſchen Staatsmänner hatten auslöſchen können. Dieſes Pro-

gramm beſtand in der Aufrichtung eines oberitalieniſchen Staats, der ſtark genug wäre, die abwechſelnde Anlehnung an Frankreich und Oeſtreich zu entbehren, und zu einem ſelbſtändigen, auf eigenen Füßen ſtehenden Gefäß der italieniſchen Nationalität, vielleicht zu dem Kern für ein künftiges italieniſches Reich zu dienen. Daß dieſes Intereſſe parallel lief mit dem Intereſſe Preußens, dafür zeigten die piemonteſiſchen Staatsmänner ſchon damals Verſtändniß. Der Marcheſe Lorenzo Pareto, der Miniſter des Auswärtigen im Miniſterium Balbo, ſetzte in einer Depeſche nach London die Gründe auseinander, die Piemont zum Krieg nöthigten und wies dabei zugleich auf den Vortheil hin, den für die britiſche Politik ein ſtarker ſubalpiniſcher Staat haben müſſe, der im Stande ſei Preußen die Hand zu reichen und die kriegeriſchen Gelüſte Frankreichs im Zaum zu halten.

Die fremden Mächte hatten bis zum letzten Augenblick nicht aufgehört, zu warnen und auf die Ungleichheit des Kampfes aufmerkſam zu machen. Hilfe war von ihrer Seite nicht zu erwarten und wurde auch gar nicht begehrt. Nur die ſchwache Ausſicht war vorhanden, daß die anderen Reformſtaaten, Toscana und der Kirchenſtaat, vielleicht auch Neapel, an dem nationalen Krieg ſich betheiligten. Die Frage war, ob dieſes Zuſammenwirken in einem förmlichen Bündnißvertrage niedergelegt und ob dieſes Bündniß zu einer politiſchen Inſtitution, einer Conföderation der italieniſchen Staaten erweitert werden ſolle. Dieſe Frage führte zu höchſt intereſſanten Verhandlungen zwiſchen Turin, Rom, Florenz und Neapel, deren Ausgang für die ganze Zukunft Italiens beſtimmend wurde. Denn das Reſultat dieſer Verhandlungen entſchied nichts Geringeres als die Frage, ob Italien die Form ſeiner nationalen Exiſtenz in einem Staatenbunde oder im Einheitsſtaat zu finden beſtimmt ſei.

Schon im November 1847 waren auf die Initiative des durch Oeſtreich bedrohten Papſtes die Präliminarien zu einem Zollverein zwiſchen Rom, Turin und Florenz zu Stande gekommen, und dieſer Bund ſchien ſich jetzt unter den drängender gewordenen Umſtänden von ſelbſt zum Anknüpfungspunkt und zur Grundlage für einen politiſchen Bund darzubieten, in welchem die Reformpartei damals überwiegend das Heil Italiens ſah. Indem jetzt überall Männer der Reformpartei in die Miniſterien eintraten, ſchien der Verwirklichung dieſes Programms, das, wenn auch nicht immer in übereinſtimmender Weiſe, von Gioberti, Balbo, Azeglio, Mamiani, Durando u. A. formulirt worden war, nichts im Wege zu ſtehen. Der Großherzog Leopold war der erſte, der zu Anfang Februar 1848 den politiſchen Bund in Anregung brachte, und die toscaniſchen Staatsmänner blieben die ganze Zeit über die eifrigſten Vertreter des föderaliſtiſchen Gedankens. Im Princip war auch Karl Albert mit der Bildung eines Bundes einverſtanden, nicht minder der

Papſt, ſelbſt der König von Neapel entzog ſich den Verhandlungen nicht. Sobald jedoch über das allgemeine Princip hinausgegangen, Zweck oder gar Einrichtung des Bundes erörtert werden ſollte, zerſchlugen ſich jedesmal die Verhandlungen. Es ſtellte ſich heraus, daß jeder Staat unter dem Bunde etwas Anderes verſtand und andere Hintergedanken damit verknüpfte.

Es iſt keine Frage, daß die Verſuche einer Conföderation in erſter Linie an dem Widerſtand Piemonts geſcheitert ſind, und es iſt häufig der üble Wille Karl Albert's getadelt worden, der ein ſo hoffnungsreiches Project zunichte machte. Auch N. Bianchi ſchließt ſich dieſem Tadel an. Er kommt immer wieder darauf zurück, daß dieſe Politik fehlerhaft und unklug geweſen ſei und der italieniſchen Sache die weſentlichſten Vortheile entzogen habe. Insbeſondere hätte der Abſchluß eines Bundes, in welchen der Papſt hineingezogen worden wäre, deſſen Abfall von der italieniſchen Sache verhindert und ihm einen Ausweg aus dem Labyrinth bereitet, in das er ſich durch ſeine Doppeleigenſchaft als Papſt und Fürſt verwickelt ſah. Die Politik Karl Albert's, darin gipfelt dieſe Kritik, habe eigenſinnig und kurzſichtig nur das piemonteſiſche Intereſſe zu Rathe gezogen, die italieniſchen Geſichtspunkte verleugnet und damit die eigene Sache verloren.

Lernt man jedoch die Einzelheiten dieſer Verhandlungen kennen, wie ſie eben durch Bianchi jetzt veröffentlicht ſind, ſo wird man ſchwerlich in dieſes Urtheil einſtimmen können. Wahr iſt, daß der Genueſe Pareto ſich wenig entgegenkommend zeigte, weit weniger als man von einem Collegen Balbo's hätte erwarten ſollen. Auch iſt nicht zu leugnen, daß man, zumal nach den erſten kriegeriſchen Erfolgen, in Piemont die eigenen Kräfte überſchätzte, und daß dieſes Selbſtvertrauen dazu beitrug, daß man ſich zu den Ligaverhandlungen ſehr kühl verhielt. Allein andererſeits wird man ſich doch überzeugen, daß, auch wenn die Conföderation zu Stande gekommen wäre, dies auf den Gang der Dinge von gar keinem erheblichen Einfluß geweſen wäre. Der Papſt mußte ſich auf alle Fälle früher oder ſpäter durch den Bruch mit der Sache Italiens aus ſeiner Doppelſtellung befreien; die militäriſchen Verhältniſſe in Mittel- und Süditalien aber waren der Art, daß die materielle Hilfe, welche Karl Albert durch den Bund erhalten hätte, kaum ausgiebiger ausgefallen wäre, als ohne dieſelbe der Fall war, und die Reaction hätte einen italieniſchen Staatenbund ebenſo ſicher beſeitigt, wie die piemonteſiſchen Annexionen in Oberitalien. Allein was die Hauptſache iſt, von Anfang an zeigte ſich eine ſo gründliche Intereſſenverſchiedenheit, daß man ſich viel weniger über das Scheitern des Projects wundern muß, als darüber, daß daſſelbe doch immer wieder aufgenommen wurde und ſich ſo lange hoffnungslos fortſchleppte, bis die allgemeine Reaction es mit allen anderen Entwürfen und Schöpfungen der Revolution begrub.

Digitized by Google

Karl Albert war mehr durch den Zwang der Umstände als durch seinen freien Entschluß zum Kriege gedrängt worden. Man kann sagen, die Nation selbst hatte ihm das Schwert in die Hand gedrückt. Und wenn er dabei die traditionelle Politik seines Hauses wieder aufnahm und den Preis des Kampfes sich sehr bestimmt gesetzt hatte, so war doch die Befreiung Oberitaliens zugleich ein allgemeines Anliegen der ganzen Halbinsel; sie bedeutete die nationale Unabhängigkeit auch für alle anderen Staaten. Dieser Nationalkrieg nun war jetzt Piemonts oberstes Interesse. Es wünschte die Mitwirkung der anderen Staaten, ein Bündniß zu dem practischen Zweck des gemeinsamen Krieges. Es ließ sich auf eine Liga ein, sofern sie die Action unterstützte, aber nicht, sofern sie geeignet war, diese Action zu hemmen. Darum sollte nur das Princip festgestellt, alles Weitere aber, die Organisation des Bundes, bis nach Beendigung des Unabhängigkeitskrieges verschoben werden. Dies war der Standpunkt, den Piemont consequent während der ersten Phase dieser Verhandlungen einnahm.

Gerade aber vom Krieg wollten die anderen nichtmilitärischen Staaten nichts wissen. Der Bund sollte lediglich ein Defensivbund sein, ein moralisches Gegengewicht gegen den politischen Einfluß Oestreichs, und eher ein Präservativ gegen den Krieg als ein Mittel zum Siege. Am nachdrücklichsten betonte der Papst den blos defensiven Charakter des künftigen Bundes, weil es sich für ihn als den Statthalter Christi nicht anders gezieme. Dabei machte er Ansprüche in Betreff des Vorsitzes, welche zeigten, daß Gioberti's Ideen vom Primat des Papstthums und von dessen Wiederherstellung zu mittelalterlichem Glanze nicht ohne Wirkung auf ihn geblieben waren. Toscanas Politik war durchaus vom Mißtrauen in die Albertinischen Tendenzen beherrscht, während sie selbst eifrig nach Gelegenheit zu Gebietserweiterungen spähte. Der König von Neapel endlich, der seinerseits den Oberbefehl im Kriege verlangte, wollte den Bund von Anfang an nur als ein Mittel benutzen, das abgefallene Sicilien wiederzugewinnen, während umgekehrt die Sicilianer als eigene Macht dem Bund beizutreten wünschten. So war von der ersten Stunde an die Idee des Bundes ein Element der Zwietracht, und früh zeigte sich das Mißtrauen Aller gegen Piemont, so daß schon am 19. März der Großherzog Leopold dem Papst den Vorschlag machen konnte, bei der Bildung des Bundes Piemont vorläufig ganz aus dem Spiel zu lassen.

Im April wurden die Verhandlungen abgebrochen, zu einer Zeit, da das piemontesische Heer den Mincio überschritten hatte, und am günstigen Ausgang des Kriegs nicht mehr gezweifelt wurde. Doch wurden sie schon Anfangs Juni, noch vor der unglücklichen Wendung, von dem Ministerium Mamiani in Rom wieder aufgenommen, abermals auf Anregung Toscanas,

deſſen Miniſter Ridolfi, eiferſüchtig auf die Waffenerfolge Piemonts und ganz von der neuguelfiſchen Theorie Gioberti's beherrſcht, nur im Oberhaupt der Kirche die große moraliſche Macht erblickte, welche im Stande ſei, ihr Brennusſchwert in die Wagſchale zu werfen und Italien von der Fremdherrſchaft zu befreien. Mamiani war es ernſtlich um die Liga zu thun. Er drang in Pareto, den Vorſchlag eines Defenſivbundes anzunehmen, da ein ſolcher die einzige Möglichkeit gewähre, den Papſt zum Beitritt zu bewegen. An die Bezeichnung defenſiv brauche ſich Piemont nicht zu ſtoßen, denn ſein jetziger Krieg mit Oeſtreich ſei ja weſentlich ein defenſiver. Pareto antwortete kurz, Piemont brauche Thaten und keine Worte. Er erinnerte an die Pflicht der italieniſchen Fürſten, zum Unabhängigkeitskriege, den Karl Albert führte, auch etwas beizutragen, und verlangte vom Papſt vor Allem eine feierliche Kundgebung, welche die Wirkung der früheren Zweideutigkeiten wieder beſeitige. Doch ſpann ſich der Depeſchenwechſel noch weiter hin. Ende Juni, als Vicenza bereits verloren war, ſtellte Pareto ſeinerſeits die Bedingungen für einen Bund auf, der wiederum vor Allem auf die militäriſche Action berechnet war, weswegen auch Commiſſäre für die Beſtimmung der Contingente jedes Staats und dgl. nach Turin eingeladen wurden. Das Miniſterium Mamiani ſetzte nun einen förmlichen Entwurf auf, der ſogar das Zugeſtändniß enthielt, daß an die Stelle Defenſivbund die Bezeichnung politiſcher Bund geſetzt wurde, dafür aber auf Rom als Ort der Conferenzen beſtand, was der Papſt als conditio sine qua non betrachte. Mit Toscana zankte Piemont beſonders über die Frage, ob auch Neapel zu dem Bunde herbeigezogen werden ſolle. Die toscaniſchen Staatsmänner verlangten dies und betonten dabei, daß dies der einzige Weg ſei, Neapel wieder aus der Reaction herauszureißen; in Turin dagegen wollte man nichts gemein haben mit einer Macht, die ſich in ſo demonſtrativer Weiſe von der Sache Italiens getrennt hatte.

Weiter gediehen die Verhandlungen in dieſem Augenblick nicht. Die piemonteſiſche Politik hatte eben Wichtigeres zu thun, als die Fortſetzung eines ſo gänzlich ausſichtsloſen Schriftwechſels. Sie hatte den Anſchluß der Lombardei und Venetiens erreicht, aber kurz darauf war durch die Wendung des Krieges alles bisher Gewonnene wieder in Frage geſtellt worden. Jetzt begannen unter Vermittelung Englands und Frankreichs die diplomatiſchen Verhandlungen, welche über das Schickſal der beiden italieniſchen Provinzen Oeſtreichs entſcheiden ſollten. Und auch hier wieder ſchien ſich ein verhängnißvoller Conflict zwiſchen dem piemonteſiſchen und dem italieniſchen Intereſſe zu erheben. Die Frage war, ob Piemont ſich mit einem mäßigen Erfolge auf der Bahn ſeiner traditionellen Politik begnügen könne, oder ob es Alles an die Gewinnung des höchſten Preiſes ſetzen müſſe. Das Letztere verlangte ungeſtüm

das Volk, und wirklich hatte das Eintreten in neue Bahnen die piemonteſiſche Staatskunſt aus ihrem Gleichgewicht geworfen; unter dem Einfluß der maßloſen Hoffnungen und Ueberzeugungen der öffentlichen Meinung war ſie ſelbſt in Gefahr, das feſte Steuer zu verlieren, und erſt in ſpäteren Tagen, unter dem Eindruck der geſcheiterten Revolution, erkannte man, daß jener Widerſtreit der Intereſſen Piemonts und Italiens nur ein täuſchender Schein geweſen war, daß, was ein politiſcher Gewinn für Piemont war, auch für Italien Gewinn ſein mußte, und daß die einzig richtige Politik nur darin beſtehen konnte, in jedem Moment das jetzt Erreichbare zu nehmen und das Weitere der Zukunft zu überlaſſen.

Als im April 1848 Oeſtreich einen Waffenſtillſtand begehrte und Graf Hartig beauftragt war, auf Grundlage der Räumung der Lombardei bis zum Mincio Verhandlungen zu eröffnen, beſchloß der Miniſterrath in Turin einſtimmig, alle Vorſchläge zu verwerfen, welche nicht die gänzliche Befreiung Italiens, alſo auch Venetiens von der öſtreichiſchen Herrſchaft ſicher ſtellten, und der König billigte dieſen Beſchluß vollſtändig. Noch zu Ende Mai ſetzte man in Turin den Vorſtellungen Lord Palmerſtons, auf das ganz vernünftige Hummelauerſche Project einzugehen, hartnäckig die Forderung entgegen, daß Oeſtreich ganz Italien räumen müſſe. Oeſtreich verſuchte nun, ſich direct an die proviſoriſche Regierung von Mailand zu wenden, um die Sache der Lombardei von der Venetiens zu trennen. Am 13. Juni wandte ſich Weſſenberg an den Grafen Caſati in Mailand und theilte ihm mit, daß er ermächtigt ſei, mit der proviſoriſchen Regierung eine Verhandlung auf Grundlage der Trennung der Lombardei von Oeſtreich zu eröffnen. Billige Bedingungen waren dabei in Ausſicht geſtellt und die proviſoriſche Regierung ſolle ſich ſelbſt bei Karl Albert für den Abſchluß eines Waffenſtillſtandes verwenden. Allein auch Caſati erwiderte am 18. Juni, daß die proviſoriſche Regierung, ſo lebhaft ſie die Beilegung des Kriegs wünſche, doch nur auf Vorſchläge unterhandeln könne, welche die vollſtändige Unabhängigkeit Italiens enthielten. Ueberdies ſei die Mailänder Regierung, die bereits den Wunſch nach Vereinigung mit Piemont kundgegeben, nicht in der Lage, zu verhandeln, ohne die Mitwirkung des Turiner Cabinets nachzuſuchen und zu erlangen. Dieſes war vertraulich in Kenntniß geſetzt worden und billigte vollkommen die Haltung der lombardiſchen Regierung. Karl Albert aber war nicht zu Rathe gezogen worden und beſchwerte ſich, als er nachher davon erfuhr. Er mochte es jetzt, da Nugent ſeine Vereinigung mit Radetzky vollzogen hatte, Vicenza verloren und der Werth der Volksbegeiſterung bereits genugſam erprobt war, für gerathen halten, wieder in die vorſichtigeren und beſcheideneren Bahnen ſeiner Hauspolitik zu lenken, zumal die Abneigung Frankreichs gegen das ſubalpiniſche Reich immer deutlicher hervortrat und

die Unterſtützung Englands in demſelben Maaße ſchwächer wurde, in welchem die Prätenſionen Oeſtreichs wieder ſtiegen. Anfang Juli verhehlte Abercromby einer vertrauten Perſönlichkeit Karl Alberts nicht, daß ſich die Tage für Italien verſchlimmert hätten, und rieth dem König an, ernſtlich die Intereſſen ſeiner Krone zu Rathe zu ziehen und auf einen ehrenvollen Frieden mit Oeſtreich bedacht zu ſein. Karl Albert antwortete in einem eigenhändigen Schreiben vom 7. Juli, daß, wenn es ſich um eine Verhandlung auf Grundlage der Annexion von Parma, Modena und der Lombardei bis zur Etſch handle, er nicht anſtehen werde, dies als Grundlage eines Friedens anzunehmen; es ſeien triſtige Gründe vorhanden, um auch das ſubalpiniſche Parlament und die Nation zu überzeugen, daß es erſprießlich und weiſe ſei, einen Frieden anzunehmen, der immer noch ehrenvoll und ruhmreich ſei in Anbetracht des großen Mißverhältniſſes der Kräfte von Oeſtreich und Sardinien. Das war nicht im Sinn der bisherigen Politik Paretos, es klang auch nicht ſo hochherzig wie die bisherigen Erklärungen und Proclamationen. Aber es war in Anſehung der gewaltigen Schwierigkeiten practiſch gedacht und der Fehler war nur, daß es jetzt zu ſpät war. Oeſtreich war bereits entſchloſſen, auf ſolcher Grundlage nicht mehr zu verhandeln. Die Schlacht von Cuſtoza und der Waffenſtillſtand (9. Auguſt) machten es vollends zum Herrn der Lage.

Als im Herbſt 1848 die Verhandlungen wegen einer Conföderation wieder aufgenommen wurden, geſchah es unter weſentlich veränderten Umſtänden. Durch den Gang des Krieges hatte Piemont ſein Preſtige in Italien ſelbſt verloren, Alles verſchwor ſich zu Tadel und Mißgunſt. Je deutlicher das Ziel der piemonteſiſchen Politik hervorgetreten war, nämlich einen großen dominirenden Nationalſtaat in Italien aufzurichten, um ſo enger ſchaarte ſich nun Alles zuſammen, was ſich durch dieſen Plan in ſeinen Intereſſen beeinträchtigt glaubte, und „Conföderation“ wurde jetzt die Loſung aller piemontfeindlichen Mächte und Parteien. Insbeſondere erfreute ſich dieſes Project der Protection der franzöſiſchen Republik, über deren italieniſche Politik im Jahre 1848 die Geſchichte bereits ihr Urtheil gefällt hat. Venedig war von Baſtide längſt aufgegeben, auch wenn es noch immer mit zweideutigen Verſprechungen hingehalten wurde. Aber auch die Vereinigung der Lombardei mit Piemont fand an ihm einen hartnäckigen Gegner: nicht ein ſubalpiniſches Reich, ſchrieb er ſeinen Agenten vor, nicht die Einheit Italiens, ſondern eine Föderation unabhängiger, möglichſt gleich ſtarker Staaten ſei das Ziel der franzöſiſchen Politik. Die Angſt vor dem Ehrgeiz Karl Alberts und vor einem furchtbaren ſubalpiniſchen Staat von 11 oder 12 Mill. Einwohnern kam in wahrhaft kläglicher Weiſe zu Tag. Dagegen begünſtigte man Toscana, das fortwährend an der Idee der Conföderation feſthielt und gleich-

falls zur Annexion der Lombardei an Piemont scheel sah. Dies war noch unter dem Ministerium Ridolfi. Im December kam dann in Toscana die Demokratie ans Ruder und in Turin war man keinen Augenblick im Zweifel, daß damit die Lage noch verschlimmert war, denn die ganze Demokratie war einstimmig darin, daß nächst der Herrschaft Oestreichs eine Vergrößerung Piemonts das allergrößte Unglück für Italien wäre. Auch Manin war damals noch für die Föderation. Als L. Napoleon zur Präsidentschaft gelangte, trat er ganz in die Fußtapfen der bisherigen Politik der Republik, nur daß er keine heuchlerischen Versprechungen machte und überhaupt zurückhaltender war. Aber er erklärte es für seinen persönlichen Wunsch, eine Conföderation der italienischen Staaten unter dem Patronat Frankreichs und Englands hergestellt zu sehen. So fehlte es dem Project nicht an Freunden innerhalb und außerhalb Italiens. Unter den Nächstbetheiligten aber kam es so wenig zu einer Einigung wie früher.

Der Ausgang der irischen Kirchenbill.

La Reyne le veult — erklärte die königliche Commission im Oberhause nach Verlesung der durch alle Stadien passirten Kirchenbill, welche die ganze Session so vorwiegend in Anspruch genommen, daß neben ihr Alles zurücktrat. Ende gut, Alles gut, sagten die müden Mitglieder beider Häuser, deren Geduld durch endlose Sitzungen und die Mühen der Season erschöpft war und die sich nur nach Vertagung sehnten. Ueber dem in elfter Stunde glücklich erzielten Compromiß vergaß man allen Hader, widerrief man alle harten Worte und pries man die glückliche Verfassung, welche aufs neue die Probe bestanden. Die Gefahr eines Conflicts ist allerdings vermieden worden, aber es verlohnt sich doch, etwas näher zu betrachten, um welchen Preis.

Es ist früher in diesen Blättern die große Debatte des Oberhauses über das Princip der Bill beleuchtet und die Wichtigkeit der Annahme der zweiten Lesung hervorgehoben, weil dieselbe allein die Möglichkeit einer Amendirung durch die Lords gab. An diese machte sich denn das Oberhaus auch sofort und zwar unter allgemeinem Beifall der öffentlichen Meinung, welche, so entschieden sie für die Aufhebung der Staatskirche war, doch keineswegs mit den Einzelheiten der Gladstone'schen Bill einverstanden war. Die Lords beschlossen nun zunächst mit der enormen Mehrheit von 144 Stimmen, daß die irische bischöfliche Geistlichkeit fortfahren solle, ihre Häuser und

daranſtoßenden Hufen laſtenfrei zu beſitzen. Die Häuſer waren durchgängig in den letzten 150 Jahren aus Privatmitteln unter Hinzufügung von 250,000 L. aus Staatsmitteln errichtet, die Höfe waren Bewilligungen Jakobs I. an die in der Provinz Ulſter anſäſſigen Proteſtanten. Sie den Gemeinden, zu denen ſie gehören, zu nehmen, erſchien der Mehrheit als eine Spoliation, nur 69 Peers unterſtützten die Regierung in ihrem Widerſtand gegen den Antrag. Nachdem derſelbe durchgegangen, kam das Amendement des Herzogs von Cleveland an die Reihe, welches vorſchlug, die überſchüſſigen Fonds der iriſchen Kirche zur Errichtung von Häuſern und zum Ankauf von Gartenland für die katholiſchen Prieſter und presbyterianiſchen Geiſtlichen zu verwenden. Dem opponirten die Regierung und die Hochtories, erſtere auf Grund politiſcher Verpflichtungen, letztere aus religiöſer Bigotterie. Der Antrag wurde unterſtützt durch Alles, was im Oberhauſe Gewicht hatte durch ſtaatsmänniſche Erfahrung, Unabhängigkeit und Beredtſamkeit; leider überwogen die combinirten Extreme, die Bigotterie und der Einfluß des Miniſteriums, ſo daß der Antrag mit geringer Mehrheit verworfen wurde. Das war ſehr unglücklich, weil das zweite Amendement die natürliche Compenſation des erſten bildete und mit dem erſten allein die Bill keine Chance hatte, vom Unterhauſe angenommen zu werden. Bei der einſeitigen Erhaltung der Häuſer und Höfe der proteſtantiſchen Geiſtlichkeit würde man das Princip der Gleichheit verletzen, welches die Grundlage des Geſetzes iſt. Entweder mußte alſo auch dieſe Conceſſion aufgegeben oder dieſelbe auf Katholiken und Presbyterianer ausgedehnt werden. Indeß gelang es, die Sache noch zu redreſſiren; man beſchloß in einer Privatzuſammenkunft der leitenden conſervativen Peers das Cleveland'ſche Amendement bei der Einbringung des Reports, der der dritten Leſung vorhergehenden Formalität, wieder aufzunehmen, und ſicherte ſich hierfür eine Majorität. Manche der Hochtories waren ſelbſt dafür und wollten nur nicht offen dafür ſtimmen. Die katholiſchen Peers hatten nur dagegen votirt, weil die Mitglieder des Cabinets gedroht, die Annahme werde die ganze Bill gefährden. Alle dieſe verſprachen nun, bei Wiederaufnahme des Antrags dafür zu ſtimmen, und nachdem Lord Stanhope denſelben aufs neue eingebracht, wurde nach heftigem Kampfe eine Majorität von 7 erzielt.

Durch dieſe beiden wichtigen Amendements war die Bill unendlich verbeſſert, ihr Zweck blieb geſichert, ihren Unbilligkeiten war die Spitze abgebrochen. Gladſtone hatte ſein Unternehmen als einen Act der Gerechtigkeit und eine Friedensbotſchaft für Irland bezeichnet, aber er hatte dabei keinen Bedacht genommen auf die praktiſchen Bedürfniſſe des Klerus, welcher den größten Einfluß auf die Maſſen hat. Das Stanhope'ſche Amendement hätte einem großen practiſchen Uebelſtand abgeholfen, nämlich der Schwierigkeit,

die es für katholiſche Prieſter in Irland hat, Wohnungen zu finden. Neun Zehntel der Grundeigenthümer ſind proteſtantiſch und haben das Vorurtheil, daß die Prieſter Unzufriedenheit gegen ſie predigen. Dieſelben wohnen denn gewöhnlich in elenden Hütten, meiſt bei ihren Pfarrkindern, theilen deren Entbehrungen und Erbitterung und ſtacheln die allgemeine Unzufriedenheit. Ihnen Wohnungen zu geben, wäre nicht einmal als eine Ausſtattung der katholiſchen Kirche anzuſehen geweſen, wie Sir Robert Peel ſie mit Gefahr ſeiner Popularität und ſeines Amtes durchſetzte, als er eine dauernde Dotation des Maynooth-College beantragte. Es wäre nur ein Act der Gerechtigkeit, die Abſtellung eines ſchreienden Uebels geweſen, und Gladſtone konnte ſich dem ſo wenig verſchließen wie ſeine Collegen. Aber ein erheblicher Theil der mächtigen Majorität, welche ihn zur Macht erhoben, beſteht aus dem Diſſenter oder nonconformiſtiſchen Element in den Wahlflecken, das alle Dotirungen und namentlich die des katholiſchen Klerus aufs lebhafteſte verabſcheut. Trotzdem wäre es ſeiner Autorität leicht geweſen, die beiden Amendements des Oberhauſes bei den Gemeinen durchzuſetzen, wenn er es ernſtlich gewollt hätte, aber es verletzte ſeinen Stolz zu ſtark, eine derartige tiefgreifende Amendirung ſich von den Lords für eine Maßregel dictiren zu laſſen, die er im beſonderen Grade als ſeine eigenſte betrachtete. Er nahm alſo ſofort eine außerparlamentariſche Gelegenheit, um zu erklären, „daß die Regierung J. M., vor Allem darauf bedacht, den Erfolg der großen Maßregel zu ſichern, für welche ſie die Verantwortlichkeit übernommen hat, ſich nicht einlaſſen wird auf irgend einen directen Vorſchlag gleichzeitiger Ausſtattung aller Kirchen, ebenſo wenig auf eine Ausſetzung jener Beſtimmungen der Bill, welche ſich auf die ſchließliche Verwendung des überſchüſſigen Vermögens der iriſchen Staatskirche beziehen. Die Regierung betrachte eine ſolche Ausſetzung als faſt gleichlautend mit künftiger gleichzeitiger Ausſtattung (concurrent endowment) der Kirchen, abgeſehen von dem Unheil, das es verurſachen müßte, die Controverſe ſich auf unbeſtimmte Zeit fortſpinnen zu laſſen."

Demgemäß beantragte Gladſtone im Unterhauſe die Verwerfung der Amendements der Lords, die ſich nicht auf feſter Erde, ſondern in einem Luftballon befänden. Bei dieſer Gelegenheit erklärte Bright mit charakteriſtiſcher Offenheit, die Macht des populärſten engliſchen Miniſters, der wagte, eine Ausſtattung der katholiſchen Kirche zu beantragen, würde brechen und ſplittern wie Glas. Und in gleichem Sinne bemerkte Sir Ronndell Palmer, die britiſche Nation ſei zur gegenwärtigen Zeit noch nicht vorurtheilsfrei genug geworden, um den Katholiken irgend etwas zuzuwenden; das Volk würde Mr. Gladſtone einen Papiſten nennen, wenn er es thäte; „die

Hefen der proteſtantiſchen Oberherrſchaft (the dregs of Protestant ascendency) ſind noch im Grunde unſeres Herzens."

Mit andern Worten gab alſo die miniſterielle Partei zu, daß ſie ſich nicht ſtark genug fühle, den an ſich verſtändigen und billigen Vorſchlag des Oberhauſes gegen die Bigotterie der Maſſen anzunehmen. Die urſprüngliche Geſtalt der Bill ward demgemäß mit großer Majorität hergeſtellt und in dieſer Faſſung dem Oberhauſe zurückgeſandt. Aber daſſelbe war durch die Art, wie ſeine Amendements im Unterhauſe behandelt wurden, nicht geſtimmt, ohne weiteres nachzugeben; auf die Beſchuldigung Gladſtone's, daß die Lords ſich in einem Ballon befänden, antwortete Lord Salisbury wohl etwas ab irato, es ſei des Hauſes unwürdig, ſich zu beugen nicht vor dem Urtheil der Nation, ſondern vor dem anmaßenden Willen *eines* Mannes. Nach langer, heftiger Debatte wurde beſchloſſen, die Amendements aufrecht zu erhalten, worauf der miniſterielle Führer des Hauſes, Lord Granville, erklärte, ſeine Vollmachten ſeien zu Ende, und Vertagung beantragte. Die Lage war höchſt kritiſch geworden, der Conflict zwiſchen den beiden Häuſern ſchien unvermeidlich. Da trat Disraeli als deus ex machina auf; ſein Lieutenant Lord Cairns, der Führer der conſervativen Majorität, verfügte ſich, von ihm bewogen, am andern Tage zum Grafen Granville und bot einen Compromißvorſchlag an, wonach die Amendements fallen ſollten, wenn die Regierung der biſchöflichen Kirche nach Aufhebung des ſtaatlichen Charakters derſelben noch eine runde Summe von circa ½ Mill. L. geben wolle. Das Cabinet trat ſofort zur Berathung zuſammen, alle ſeine Mitglieder außer Gladſtone, Lowe und dem Herzog von Argyll waren für die Annahme. Der Herzog hegt gegen Irland und die iriſchen Katholiken alle Vorurtheile eines ſchottiſchen Presbyterianers, Lowe als Utilitarier ſieht jede Ausſtattung einer Kirche als Uebel an, Gladſtone konnte die Demüthigung nicht verwinden, ſich zu fügen und fürchtete das Mißvergnügen der Diſſenters. Aber dieſe kleine Minorität ward überſtimmt von den Freunden der Mäßigung, unter denen die Lords Clarendon und Granville beſonders ihre Stimme geltend machten und zu denen ſich diesmal auch Bright offen geſellte. Nachdem ſo die Verſtändigung zwiſchen den Führern hergeſtellt war, ratificirte das Haus den Compromiß in den nächſten Tagen ohne weiteres und damit war der große Kampf beendet.

Man darf ſich Glück wünſchen, daß der Conflict zwiſchen beiden Häuſern vermieden iſt, aber dies kann nicht hindern, einzugeſtehen, daß die Verwerfung der beiden ſich compenſirenden Amendements des Oberhauſes bedauerlich bleibt, namentlich die Verwerfung des zweiten, wodurch die Lage des niedern katholiſchen Klerus erheblich verbeſſert worden wäre. Je mehr man denſelben materiell unabhängig ſtellt, deſto mehr entzieht man ihn der ultra-

montanen Tyrannei der Biſchöfe. Gladſtone aber hat gezeigt, daß bei ihm trotz ſeiner hohen Begabung das theologiſche Vorurtheil und die politiſche Parteilichkeit ſtärker ſind als der ſtaatsmänniſche Sinn. Als Sir Robel Peel die Dotation des Maynooth-College trotz der Vorurtheile ſeiner Partei 1844 durchſetzte, äußerte er: „Die Zeit wird kommen, wo es Pflicht des Miniſters der Krone ſein wird, dem Parlament die Dotirung der katholiſchen Kirche in Irland vorzuſchlagen. Aber es wird dem Miniſter, der dieſen Vorſchlag macht, wahrſcheinlich ſein Amt und ſeinen Einfluß koſten.“ Gladſtone war nicht geneigt, dies Opfer zu bringen, er iſt Miniſter geblieben, aber er hat auch die große Aufgabe wirklicher Ausgleichung der Confeſſionen in Irland ungelöſt gelaſſen.

Die Gerichtsverfaſſung und der norddeutſche Bund.

Vor einiger Zeit enthielt die „Spenerſche Zeitung“ die Mittheilung, daß die Bundes-Civilproceß-Commiſſion dermalen mit der Feſtſtellung der Grundſätze der künftigen Gerichtsorganiſation beſchäftigt ſei. Die bekannten guten Verbindungen dieſes Blattes gaben dieſer Nachricht zunächſt den Anſchein der Authenticität. Allein ſchon eine der nächſten Nummern des „Staatsanzeigers“ brachte eine Notiz, wonach dieſelbe nicht begründet ſein dürfte, und ſcheint die Commiſſion, welche ihre Berathungen über das eigentliche Verfahren noch nicht beendigt hat, bis jetzt ſich mit den Organiſationsfragen nach nicht beſchäftigt zu haben. Aber wenn dies auch bis jetzt noch nicht geſchehen iſt, ſo darf doch wohl nicht daran gezweifelt werden, daß die Commiſſion auch dieſen Gegenſtand als in das Gebiet ihres Mandats gehörig anſehen und denſelben zum Gegenſtande ihrer Berathungen nehmen wird. Denn das Proceßverfahren im engeren Sinne, die Normen für die Procedur, und die Gerichtsorganiſation ſind zu eng mit einander verbunden, eines iſt zu ſehr durch das andere bedingt und dann auch wieder für das andere maßgebend, als daß nicht die Aufgabe, ein einheitliches Civilproceßverfahren herzuſtellen, unmittelbar und man darf ſagen unabweisbar auch zu der Aufgabe hindrängt, ja dieſelbe in ſich ſchließt, eine einheitliche, wenigſtens in ihren Grundlage einheitliche Gerichtsverfaſſung herzuſtellen.

Ja noch mehr. Eine auf gleiche Principien gegründete Gerichtsorganiſation muß geradezu als das Fundament bezeichnet werden, auf welches nicht

bloß ein nach gleichartigen Gesetzesparagraphen sich normirendes, sondern wirklich gleichartig sich gestaltendes, eine gleichartige Rechtspflege sicherndes Proceßverfahren gegründet werden kann. Und gerade dieses letztere, die Gleichartigkeit der Rechtspflege, wie sie sich practisch gestaltet und von den Parteien innerhalb des gesammten Bundesgebiets als Bedürfniß empfunden wird, ist das Ziel, welches der Bundesgesetzgebung gestellt ist. Sie würde sich dem wesentlichsten Theil ihrer Aufgabe entziehen, wenn sie sich auf die Herstellung lediglich eines einheitlichen Proceßcodex beschränken, im Uebrigen aber ruhig zusehen wollte, wie je nach den verschiedenen in den einzelnen Territorien beliebten Organisationen die practische Gestaltung der Rechtspflege in der verschiedensten Weise sich entwickeln würde, in der verschiedensten Weise sich entwickeln müßte, da ja für die practische Gestaltung der Rechtspflege die Organisation und Competenz der Gerichte zum mindesten nicht weniger entscheidend sind, als die für die Procedur maßgebenden Normen.

Es mögen hier statt alles Weiteren nur zwei Punkte hervorgehoben werden.

Das deutsche Handelsgesetzbuch setzt seiner ganzen Anlage nach besondere zum Theil wenigstens aus kaufmännischen Beisitzern gebildete Handelsgerichte voraus. Schon Art. 1 verweist zur Ergänzung des Gesetzbuchs in erster Linie auf die Handelsgebräuche, erst in zweiter auf das allgemeine bürgerliche Recht. Ebenso ist an zahlreichen Stellen und für practisch sehr wichtige Fragen, für Fragen, von denen gewöhnlich der Ausgang des ganzen Processes abhängt, Alles dem richterlichen Ermessen nach Maßgabe der „im Verkehr geltenden Gewohnheiten und Gebräuche“ (Art. 279), des „Ordnungsmäßigen“ und „Rechtzeitigen“ (Art. 319), des „ordnungsmäßigen Geschäftsgangs“ (Art. 347) und dgl. überlassen. Daß bei der concreten Beurtheilung solcher Dinge kaufmännische Intelligenz und Erfahrung viel schwerer wiegen, als eine specifisch technisch-juristische Bildung, ist doch wohl klar, und ebenso daß hierbei nicht mit einer bloßen Zuziehung von Sachverständigen für den einzelnen Fall auszukommen ist, daß vielmehr diese kaufmännische Intelligenz und Erfahrung in dem Gericht selbst (wenigstens in der ersten Instanz, in welcher beim mündlichen Verfahren der Schwerpunkt der Entscheidung aller mehr concreten Fragen ruht) vertreten sein muß. In Wahrheit ist denn auch da, wo Handelsgerichte bestehen, die Rechtspflege auf diesem Gebiete eine gesundere, dem wirklichen Leben viel näher stehende, als da, wo nur technisch gebildete Juristen zur Entscheidung berufen sind. Wenigstens ist dies das Urtheil des Handelsstandes, der darüber doch eigentlich allein Erfahrungen hat, und es wird bestätigt durch die ein-

fache Erwägung, daß derjenige beſſer weiß, wie ein geſundes Rechtsverhältniß beſchaffen ſein muß, der ein ſolches tagtäglich ſieht und erlebt, als derjenige, der immer nur mit kranken Rechtsverhältniſſen zu thun hat. Jedenfalls aber iſt die Rechtspflege mit oder ohne kaufmänniſche Beiſitzer eine weſentlich verſchiedene. Es hieße einfach auf eine einheitliche Rechtspflege verzichten, wenn man die Einführung oder Nichteinführung der Handelsgerichte dem Belieben der einzelnen Territorialgewalten überlaſſen wollte.

Man denke weiter an die Bedeutung einheitlicher Competenzbeſtimmungen, für die Einheit und Gleichartigkeit der Rechtspflege. Oder ſollte es z. B. geſtattet ſein, das öffentliche und mündliche Verfahren vor einem collegialiſch beſetzten Gerichte, wie es die neue Proceßordnung für die ordentlichen Gerichte vorſchreiben, jedenfalls vorausſetzen wird, für die bei weitem größte Zahl der Rechtsſachen wieder einfach dadurch weg zu escamotiren, daß man die Competenz der ordentlichen Gerichte erſt mit einer unverhältnißmäßig hohen Proceßſumme beginnen läßt, alle geringeren Sachen aber den Bagatellrichtern zuweiſt? In einer Proceßgeſetzordnung, welche die heſſiſche Regierung kurz vor der Kriſis des Jahres 1866 auf Grundlage des hannoverſchen Entwurfs hatte drucken laſſen, war dies wirklich geſchehen — wie Einzelne unterſtellten, nur deshalb, weil den meiſt oppoſitionell geſinnten und das ſtehende Cadre aller politiſchen und kirchlichen Agitationen bildenden Advocaten ein großer Theil alsdann ihrer Praxis entzogen und den ſogenannten Proceßbevollmächtigten zugefallen wäre —, in Wahrheit wohl deshalb, weil der Juſtizminiſter ſich nicht dazu entſchließen konnte, mit der beſtehenden Juſtizorganiſation, von der doch wahrlich nichts aufzuheben iſt, entſchieden zu brechen. Aber wie dem auch ſei, bei der Einführung der neuen Proceßordnung müſſen gegen ſolche Vorkommniſſe Garantien gegeben werden, ernſtliche Garantien, wie ſie nur durch beſtimmte, von Bundeswegen feſtgeſtellte Grundzüge der Gerichtsorganiſation und durch eine ernſtliche Controle ihrer Durchführung gegeben werden können.

Allerdings mag man ſich über alles dies in manchen Kreiſen nicht ganz klar geweſen ſein. Man mag ſich vorgeſpiegelt haben, daß die Gerichtsverfaſſung auch gegenüber der neuen Proceßordnung als ein noli me tangere für die Bundesgeſetzgebung, nach wie vor der ausſchließlichen Verfügung der Particulargeſetzgebungen der einzelnen Bundesterritorien vorbehalten bleiben könne. Allein eine ſolche rein doctrinäre Scheidung, welche lediglich für eine wiſſenſchaftliche Bearbeitung des Civilproceßrechts Bedeutung und Berechtigung hat, kann doch da keinen Sinn haben, wo eine Nation nach einer einheitlichen Geſtaltung ihres Rechtslebens ringt. Sie wird nicht Stand halten können gegenüber der Macht des practiſchen Bedürfniſſes und die Logik der

Thatsachen wird gewiß auch hier sich stärker erweisen, als die Logik rein theoretisch-dialectischer Entwickelung.

In der Gewerbeordnung liegt bereits ein Beispiel hierfür vor, wo sich ein gleichartiger Vorgang und zwar ohne Sang und Klang, ohne daß die leidige Competenzfrage auch nur von irgend einer Seite aufzuwerfen versucht worden wäre, vollzogen hat. §. 21 derselben und die damit zusammenhängenden Paragraphen regeln für die Concessionsertheilungen resp. Verweigerungen u. s. w. nicht bloß das Verfahren, sie stellen auch Grundsätze darüber auf, wie die zur Entscheidung berufenen Behörden organisirt sein müssen; in einer oder der anderen Instanz wenigstens muß die Entscheidung durch eine collegiale Behörde erfolgen. Damit ist unmittelbar auch die Organisation der Verwaltungsbehörden wenigstens für diese Materie unter die Einwirkung der Bundesgesetzgebung und die Controle der Bundesverwaltung gestellt worden. Ja es wäre dies ausweislich der Verhandlungen des Reichstages wohl noch in viel eingreifenderer Weise geschehen, wenn man nicht hätte vermeiden wollen, bei dieser vereinzelten Gelegenheit und für einen so speciellen Gegenstand zu tief in die bestehenden Organisationen der einzelnen Bundesstaaten einzugreifen. Aber die Competenz des Bundes zu einem solchen Eingriff zu bestreiten, fiel Niemandem ein — umgekehrt aus den Kreisen der conservativen Partei, welche doch sonst einer Ausdehnung der Bundescompetenz das Wort zu reden nicht gewohnt ist, war sogar der Antrag gestellt worden, die Behörden für diesen Gegenstand im Sinne des self governement zu organisiren, nämlich die betreffenden Collegien mindestens zum Theil aus Mitgliedern der Communalverwaltungen resp. der Kreisstände bestehen zu lassen.

Was hier im Kleinen geschehen ist, wird sich bei der Proceßgesetzgebung, bei der die Organisationsfrage noch eine ganz andere Rolle spielt, gewiß auch — im Großen — vollziehen. Man kann und wird nicht die bedeutungsvollsten Fortschritte und Segnungen, welche das junge aufblühende Bundesstaatswesen der Nation zu bringen befähigt und berufen ist, an kleinlichen formellen Bedenken wollen scheitern lassen. Hat doch Graf Bismarck selbst bei der Berathung der, Bundesverfassung, wie wir uns erinnern speciell gerade bei der Debatte über die Competenzfragen — darauf hingewiesen, daß mit denselben die deutsche Geschichte nicht abgeschlossen sei. Und wie sehr hat bereits die kurze Frist des Bestandes dieser Verfassung dieses Wort bestätigt; wie rüstig hat die norddeutsche Bundesgesetzgebung an der einheitlichen und freiheitlichen Entwickelung unserer Nation gearbeitet! Nach wie manchen Richtungen sind bereits Competenzbedenken, gegen welche vom Standpunkte des formellen Rechts kaum etwas vorzubringen war, überwunden worden! Wir erinnern hier nur an die Errichtung eines obersten Bundeshandelsgerichts. Nach wie manchen Richtungen lassen sich noch an-

dere Erweiterungen der Bundescompetenz als bereits halbreife Früchte erkennen; als Fragen der Zeit, die zur befriedigenden Erledigung eigentlich nur noch des Anstoßes eines unmittelbar practischen und dringenden Bedürfnisses bedürfen, wie die Ausdehnung der Bundesgesetzgebung auf das gesammte bürgerliche Recht, in das, nebenbei bemerkt, die Gewerbeordnung auch schon ganz gründlich eingeschnitten hat*).

Was speciell die Gerichtsorganisation anbetrifft, so wurde bereits die Errichtung des obersten Bundeshandelsgerichts erwähnt, dessen mannichfache Mängel in der Organisation, der Competenz und dem Verfahren, welche ja alle die Folge des Mangels einheitlichen Verfahrens, einheitlicher Gerichtsorganisation und einheitlicher Competenzbestimmungen in den einzelnen Bundesterritorien sind, von Niemand bestritten werden, das aber nichts destoweniger als ein bedeutender Fortschritt unserer nationalen Entwickelung wesentlich um deswillen angesehen wird und angesehen werden darf, weil mit seiner Errichtung eine ganz neue, sowohl um ihrer unmittelbarer Aufgaben als um der Consequenzen willen sehr bedeutungsvolle Institution in unser Bundesstaatswesen eingeführt wird. Es ist damit die Competenzfrage nicht blos für die Errichtung dieses Gerichtshofs selbst, sondern indirect wohl auch für die damit innig zusammenhängende Organisation der untern Instanzen wenigstens bezüglich der Grundzüge in bejahendem Sinn entschieden worden. Zugleich läßt sich aber auch daran die Erwartung knüpfen, daß mit Einführung der neuen Proceßordnung dem Bundesgerichtshofe ganz allgemein die Stellung einer Cassationsinstanz für alle Rechtssachen werde eingeräumt werden, schon um deswillen, weil die Trennung der Handelsrechtsfragen (über welche der Bundesgerichtshof zu entscheiden hat) von den sonstigen Rechtsfragen mit so enormen praktischen Schwierigkeiten verbunden ist, und zu so bedenklichen Mißständen führen muß, daß eine Beseitigung dieser Trennung schließlich allen Betheiligten willkommen sein muß.

Bereits ist von Hamburg aus ein Antrag auf eine solche Erweiterung der Competenz dieses Gerichtshofs wenigstens für die Hansestädte, deren gemeinschaftliches Oberappellationsgericht zu Lübeck dann ganz aufgehoben wer-

*) Vgl. §. 11 der Gewerbeordnung über den Geschäftsbetrieb der Frauen, welche durch denselben ohne Weiteres — ohne jede Rücksicht auf particularistische Institutionen z. B. die Geschlechtsvormundschaft — für den ihnen völlig freigegebenen Gewerbebetrieb volle Rechtsfähigkeit erlangt haben. Ferner die auf die Errichtung u. s. w. gefährlicher und belästigender Gewerbsanlagen bezüglichen Bestimmungen, die tief in das Nachbarrecht einschneiden und sich kurzweg an die Stelle der betreffenden Privatrechtsnormen setzen, insbesondere auch an Stelle des Rechts auf Beseitigung einer solchen Gewerbsanlage, sobald sie mit obrigkeitlicher Genehmigung errichtet worden ist, nur noch einen Schadenersatzanspruch statuiren.

Vgl. ferner die großentheils rein privatrechtlichen Bestimmungen über die Rechtsverhältnisse der Gesellen, Gehilfen und Lehrlinge zu ihren Arbeitsgebern, sowie eine Reihe gleichartiger Bestimmungen in dem Abschnitt über die Fabrikarbeiter.

den soll, an den Bundesrath gerichtet worden. Und wenn dieser Antrag auch im Bundesrath nicht angenommen wurde, so wurde dabei doch, soviel wir wissen, ausdrücklich auf die bevorstehende Einführung eines gemeinschaftlichen Proceßverfahrens hingewiesen und der Antrag als „bis dahin" oder „zur Zeit" ungeeignet bezeichnet. Es darf dabei auch nicht übersehen werden, daß mit der Einführung der neuen Proceßordnung selbst, — wenn anders nicht die neugewonnene Einheit des Proceßrechts alsbald wieder in Frage gestellt werden soll — von Bundes wegen eine oberste Cassationsinstanz für alle Fragen des Proceßrechts eingeführt werden muß. Gleiches muß dann mit der Einführung des Bundes-Strafgesetzbuchs und der Bundes-Strafproceßordnung für das Straf- und Strafproceßrecht geschehen. Mit der Einführung des in der Bundesverfassung vorgesehenen allgemeinen Obligationenrechts, sowie des bereits dem Bundesrath vorliegenden Gesetzes über das literarische und künstlerische Urheberrecht, würde dann nothwendigerweise die Competenz des obersten Bundesgerichts auch auf alle Fragen aus diesen Materien ausgedehnt werden müssen und es würde schließlich mit der Vollendung der in Art. 4 der Bundesverfassung vorgesehenen gemeinsamen Legislation für die obersten Gerichtshöfe der einzelnen Bundesterritorien, falls man solche beibehalten wollte, kaum noch etwas Anderes übrig bleiben, als die Entscheidung in den verhältnißmäßig vereinzelten Processen über Eigenthums-, Servitut- und Erbrecht — vielleicht nicht ein Zwanzigstel ihres gegenwärtigen Geschäftskreises!

Speciell bei dem oben erwähnten Hamburger Antrage trat bereits die Wirksamkeit eines Gesichtspunktes sehr deutlich hervor, der für die Weiterentwickelung des Bundes und der Bundescompetenz noch nach gar manchen Richtungen hin sich wird geltend machen — des Finanzpunktes.

Bis zum Jahre 1866 waren die Mittel- und Kleinstaaten der ersten und wichtigsten Aufgabe des Staates, des Schutzes des Landes und seiner Bewohner gegen äußere Angriffe, im Wesentlichen überhoben. Sie erfüllten zwar, oft dürftig genug, ihre bundesmatricularmäßigen Obliegenheiten, verwandten auch vielleicht zur Befriedigung besonderer militairischer Liebhabereien des Souverains in einzelnen Fällen ganz ansehnliche Summen. Allein die colossalen Aufwendungen, welche nöthig sind, um bei dem gegenwärtigen Stande der militairischen Technik und ihren ständigen Fortschritten eine wirklich leistungsfähige, gut ausgerüstete und gut eingeübte, jederzeit kriegsbereite und schlagfertige Armee und Marine für den Fall der Noth bereit zu halten, blieben ihnen fremd. Sie überließen es einfach Preußen, den Schutz Deutschlands resp. Norddeutschlands gegen das Ausland herzustellen.

Diese eigenthümliche Situation der außerpreußischen Territorien, ihre staatliche Existenz halbwegs auf fremde Kosten fristen zu können, mußte

natürlich, ſo wenig ehrenvoll ſie war und ſo ſehr ſie geeignet war, an die Stelle eines berechtigten und veredelnden Staatsbewußtſeins den demoraliſirenden Einfluß des roheſten und engherzigſten Egoismus treten zu laſſen, — auf die Finanzen dieſer Staaten die günſtigſten Rückwirkungen äußern. Man war in der Lage, ſich bei verhältnißmäßig mäßigen Steuern, bei der Befriedigung der Bedürfniſſe des Staatslebens nach dem mannichfachſten Richtungen hin den zwar unproductiven und wirthſchaftlich ſchädlichen aber recht bequemen Luxus eines politiſchen Kleinbetriebs zu geſtatten, der bei den geſteigerten Anforderungen an die Finanzen auch der Mittel- und Kleinſtaaten ſich auf die Dauer gar nicht durchführen läßt. Die nach der militäriſchen Seite gering in Anſpruch genommenen Finanzen machten es eben möglich, auch für kleinere Territorien den ganzen Apparat eines in ſich abgeſchloſſenen und abgerundeten Staatsweſens herzuſtellen und mit den erforderlichen perſönlichen und ſachlichen Mitteln auszuſtatten, ohne Rückſicht auf das offen zu Tag getretene, jedenfalls jetzt offen zu Tag tretende Mißverhältniß der aufgewandten Mittel zu den erzielten Leiſtungen. So beſaß zum Beiſpiel das kleine Naſſau zwei Hofgerichte als zweite Inſtanzen und ein Oberappellationsgericht. So hat das Großherzogthum Heſſen bei einer Bevölkerung wie etwa die der Stadt Berlin iſt, nicht weniger als vier Inſtanzgerichte, für jede der beiden diesſeitigen Provinzen ein Hofgericht und für Rheinheſſen ein ſogen. Obergericht als zweite Inſtanzen, wozu dann als dritte reſp. als Caſſationsinſtanz noch das Oberappellations- und Caſſationsgericht kommt. Bedenkt man, daß all' dieſe Gerichte ſo ſtark beſetzt ſein müſſen wie es eine geſicherte Juſtizpflege und das gegenſeitige Verhältniß der verſchiedenen Inſtanzen erfordern, daß zugleich die Rückſicht auf Verhinderungsfälle und dergl. eine noch weitere Vermehrung der Stellen nöthig macht, ſo gelangt man zu einem Perſonal, welches zu dem Umfang der Geſchäfte wirklich außer allem Verhältniß ſteht — und tüchtige Arbeitskräfte und eine rationellere und energiſchere Arbeitsmethode vorausgeſetzt — gut und gern die drei- und vierfache Arbeitslaſt würde bewältigen können. Aehnliches gilt dann auch für die Organiſation der erſten Inſtanz. Schon der geringe Umfang eines ſolchen Staates, die räumliche Beſchränkung erſchwert eine zweckmäßige Organiſation, eine Abtheilung in größere Sprengel; nach allen Seiten ſtößt man gar zu bald an die Grenzen des Staatsgebiets. Auch fallen, von ſonſtigen Nebenrückſichten ganz abgeſehen, in einem derartigen kleinen Staatsweſen ganz ſpecielle Localintereſſen dieſes oder jenes Landſtädtchens, welches zur Vermehrung ſeiner Nahrungsquellen mit einer Gerichts- oder Verwaltungsſtelle bedacht ſein will, naturgemäß viel ſchwerer in's Gewicht, als in einem großen Staate, der ſich nach großen Intereſſen bewegt. Noch weit mehr tritt aber das Mißverhältniß zwiſchen aufgewandten Mitteln und er-

zielten Leiſtungen in der Verwaltungsorganiſation hervor, wo die Nothwendigkeit zwiſchen die unteren Inſtanzen und die wenige Meilen davon reſidirenden oberſten Centralſtellen (die Miniſterien oder wie ſie ſonſt heißen) eine weitere Inſtanz einzuſchieben, und mit den für die verſchiedenen Geſchäftsbranchen erforderlichen ſpeciellen Arbeitskräften auszuſtatten, in Heſſen-Darmſtadt z. B. zur Errichtung einer ganzen Anzahl von Landescollegien für die einzelnen Dienſtzweige, und damit zu einem Aufwande an wiſſenſchaftlich gebildetem Beamtenperſonal geführt hat, wie es zur Beſetzung der verſchiedenen Regierungen einer großen preußiſchen Provinz mit ſo und ſoviel Millionen Einwohnern vollkommen ausreichen würde.

Man ſieht alſo, nach allen Richtungen hin tritt in den kleineren Staaten in der Organiſation der Gerichts- und Verwaltungsbehörden dieſes Mißverhältniß zwiſchen Aufwand und erzielten Leiſtungen hervor, welches wir oben als politiſchen Kleinbetrieb bezeichnet haben, und welches bisher nur aufrecht erhalten werden konnte, weil der Staat ſeiner koſtſpieligſten Aufgabe mehr oder weniger enthoben war, dieſer Zuſtand kann aber jetzt gegenüber der Theilnahme auch dieſer Staaten an den militäriſchen und maritimen Aufgaben des Bundes auf die Dauer nicht mehr aufrecht erhalten werden, um ſo weniger, als gegenüber den veränderten Verhältniſſen und gegenüber der Thatſache, daß immer mehr gerade die tüchtigſten Kräfte in denjenigen Kreiſen, aus welchen ſich der Beamtenſtand zu orientiren pflegte, anderen Berufen ſich zuwenden, eine ganz erhebliche Aufbeſſerung der Beamtengehalte nicht lange mehr vermieden werden kann.*)

Eine Beſeitigung dieſes durchaus unwirthſchaftlichen Zuſtandes — ebenſo unwirthſchaftlich, wie wenn man eine Nähmaſchine mit einer ſtarken Dampfkraft treiben wollte — iſt nur dadurch möglich, daß die kleineren Staaten endgültig und im Princip darauf verzichten, als in ſich abgeſchloſſene, die ganze Fülle der Staatsaufgaben und die ganze Fülle der ſtaatlichen Machtmittel in ſich allein tragende Staatsweſen fortexiſtiren zu wollen. Sie müſſen ſich

*) Mit der demnächſtigen Freigebung der Advocatur wird ſich dieſe Nothwendigkeit noch viel dringender geltend machen, wenn der Staat nicht gerade auf die tüchtigſten und bewährteſten Kräfte bei der Beſetzung der Richter- und mancher ſonſtiger Beamtenſtellen faſt verzichten müſſen. Wir ſagen mit der demnächſtigen Freigebung der Advocatur, denn nicht allein, daß ſich die Anſchauungen hierüber jetzt ſo ziemlich allgemein abgeklärt und im Sinn der Freigebung officielle Anerkennung gefunden haben; das Zuſammentreffen mit der Einführung der neuen Proceßordnung, welche wohl ebenfalls viel neues Perſonal in Anſpruch nehmen wird (denn man kann doch den neuen Wein nicht in alte Schläuche füllen und abgenutzte, für die Aufnahme des Neuen nicht mehr genügend lebensfriſche Naturen werden ohne Schädigung der Juſtizpflege nicht beibehalten werden können), vermag auch den Uebergang ſo weſentlich zu erleichtern, daß dieſe Gelegenheit zu verſäumen geradezu unverantwortlich wäre und ſpäter ebenſo bitter bereut werden würde, wie man jetzt bereut nicht ſeinerzeit zur Goldwährung übergegangen zu ſein, als noch der Silberabfluß nach Oſten frei war und die damals noch geſicherte Doppelwährung in Frankreich dieſen Uebergang ohne Verluſte möglich machte.

daran gewöhnen, auch ſolche ſtaatliche Aufgaben, welche ſie nicht bereits verfaſſungsmäßig an das größere Ganze abgegeben haben und welche alſo Bundesſache geworden ſind, geeigneten Falls auf dem Wege der Aſſociation zu löſen. Sie müſſen ſich daran gewöhnen, da, wo der einzelne Staat zu klein an Aufgaben und an Mitteln ſie zu löſen iſt, ſich unter einander, und zwar für die einzelnen concreten Aufgaben und Einrichtungen auf dem Wege freiwilliger Verſtändigung zu verbinden, um durch eine ſolche Aſſociation, alſo entweder durch den Anſchluß an einen größeren Staat oder durch eine Vereinigung jenachdem zu zweien, dreien u. ſ. w. ein richtiges Maß der Aufgaben, der für dieſelbe zu ſchaffenden Einrichtungen und der für den concreten Zweck verfügbaren Mittel herzuſtellen. Auch auf dem Gebiete des Staatslebens, ebenſo wie in Induſtrie und Handel, drängen alle Verhältniſſe zum Großbetrieb; nur in ihm können die ſtaatlichen Aufgaben ſachgemäß geſtellt und angemeſſen begränzt, nur in ihm können ſie richtig und mit einem möglichſt geringen Aufwande an Mitteln und Kräften gelöſt, nur in ihm kann — von allen Andern ganz abgeſehen — mit den Staatsfinanzen ſo gewirthſchaftet werden, wie es das ſteuerzahlende Volk zu verlangen berechtigt iſt. Dieſen Thatſachen Rechnung tragen, an der Herſtellung eines ſolchen ſtaatlichen Großbetriebs auch für die kleineren Staaten mittels der Aſſociation, der Vereinigung zur Löſung concreter, politiſcher und adminiſtrativer Aufgaben mit gemeinſchaftlichen Mitteln an ſeinem Theil mitzuwirken, iſt eben deßhalb auch allein wahrhaft conſervativ. Denn nur ſo wird die Fortdauer der kleineren Staaten überhaupt auf die Dauer noch zu ertragen ſein.

Zwei Beiſpiele ſolcher Aſſociationen mehrerer Staaten zu concreten Zwecken noch aus der Zeit des Bundestags und zwar gerade auf dem Gebiete der Gerichtsorganiſation ſind die Vereinigung der Hanſeſtädte, reſp. der damaligen vier freien Städte bezüglich ihres gemeinſchaftlichen Oberappellationsgerichtes zu Lübeck und die gleichartige Verbindung der thüringiſchen Staaten bezüglich ihres gemeinſchaftlichen Oberappellationsgerichts zu Jena.*) Hoffentlich werden beide demnächſt in Folge der Errichtung eines allgemeinen nicht blos auf Handels- und Wechſelſachen beſchränkten oberſten Bundesgerichtshofs als gemeinſchaftliche und alleinige oberſte (Caſſations-) Inſtanz für das ganze Bundesgebiet — beſeitigt werden. Aber nicht weniger wünſchen wir, daß die neue Organiſation des Gerichtsweſens innerhalb des norddeutſchen Bundes zu einer ganzen Reihe analoger Vereinbarungen über von verſchiedenen Staaten gemeinſchaftlich errichtete und gemeinſchaftlich dotirte Gerichte erſter und zweiter Inſtanz

*) Auf einer derartigen Vereinigung beruht auch die gemeinſchaftliche Univerſität der thüringiſchen Staaten zu Jena.

führen möge, zu welchen die Kleinheit und territoriale Zersplitterung einzelner Bundesstaaten, manchmal wohl auch, wie im Oberharz, die ungünstige Gestalt der Grenzen gewiß in Hülle und Fülle Anlaß gibt.

Dabei möge man aber nicht übersehen, daß diese Frage zugleich noch andere Seiten hat, als die hier zunächst besprochene und am unmittelbarsten sich der Betrachtung aufdrängende finanzielle Seite. Mit einer rationellen Organisation, und hierunter verstehen wir *größere Sprengel auch für die ordentlichen Gerichte erster Instanz* (also abgesehen von den Specialgerichten oder Deputationen für Bagatellsachen, für das Vormundschafts- oder Hypothekenwesen und dergleichen mehr), *welche eine wirkliche Collegialverfassung auch dieser Instanz gestatten* und, soweit irgend möglich — *Verlegung der Gerichtssitze in Städte von wenigstens einiger Bedeutung* — mit einer solchen rationellen Organisation also hängt, um nur Eines hier anzuführen, auch der *innere Werth der Justizpflege* gar eng zusammen, viel enger als man wohl gemeiniglich anzunehmen geneigt ist; einfach aus Gründen, die tief in der menschlichen Natur liegen. Die beschränkte Zahl und — in Folge der gleichartigen wirthschaftlichen Verhältnisse — Gleichartigkeit der Fälle, welche in einem kleinen Sprengel zur Cognition kommen, wirken an und für sich schon leicht ermüdend und abstumpfend auf das Richterpersonal ein. Aber auch hiervon ganz abgesehen, so sind kleine schwachbesetzte Gerichte, zumal in kleinen auch sonst wenig Anregung und Hilfsmittel darbietenden Landstädtchen, gewiß nicht geeignet, den Geist wissenschaftlichen Strebens und Wetteifers anzufachen oder auch nur zu erhalten — gewiß eine Betrachtung wichtig genug, um das Gewicht jener früher besprochenen Gründe für eine Organisation der Gerichte im Sinne des staatlichen Großbetriebs, falls es dessen noch bedurfte, noch erheblich zu verstärken.

In gar mannigfacher Weise, aber allerdings in den durch seine Natur gegebenen Grenzen wird der Bund auf die Herstellung einer solchen Gerichtsorganisation im Stil des staatlichen Großbetriebs *durch das ganze Bundesgebiet* hinwirken können. Er wird allerdings eine solche nicht unmittelbar selbst einrichten, nicht selbst direct und aus eigener Machtvollkommenheit organisatorisch eingreifen können. Er wird vielmehr wie seine verfassungsmäßig begründete Aufgabe, die Herstellung eines einheitlichen Civil- und Strafproceßverfahrens auf der einen Seite seine Thätigkeit für die Feststellung der *Principien* der Organisation, oder für dieselbe maßgebenden *allgemeinen Grundsätze*, sowie für eine Controle der in den einzelnen Staaten zu treffenden Einrichtungen in Betreff der practischen Durchführung dieser Grundsätze in Anspruch nimmt, auf der anderen Seite (abgesehen von der Errichtung eines allgemeinen obersten Bundesgerichts-

hofs, welchen ja nur der Bund selbst herstellen kann) seine Thätigkeit, oder präciser ausgedrückt seine unmittelbare Wirksamkeit auf diese Feststellung der leitenden Grundsätze und die Controle ihrer Durchführung beschränken müssen. Aber der Bund resp. sein Ausschuß für Justizwesen wird gewiß in der Lage sein, bei den verschiedensten Gelegenheiten und auch ohne solche direct aus seiner eigenen Initiative im Schooße des Bundesraths selbst (welcher ja größtentheils aus den leitenden Staatsmännern der betreffenden Staaten besteht) die Zweckmäßigkeit von Associationen der oben dargelegten Art, von Anschlüssen und Verbindungen einzelner Bundesstaaten unter einander zur Herstellung einer zweckmäßigeren Gerichtsorganisation als innerhalb der eigenen Landesgrenzen derselben möglich ist, zur Sprache zu bringen, nach dieser Richtung hin theils allgemeinere, theils ganz concrete Anregungen zu geben einen Gedankenaustausch der betheiligten Regierungen zu veranlassen, geeigneten Falls auch zu vermitteln.

Ja es würde bei einigem guten Willen und bei einer entgegenkommenden Haltung der preußischen Regierung wohl auch gelingen können, auf dem Wege eines allseitigen Einverständnisses der sämmtlichen Bundesregierungen, also auf dem Concordatsweg einen etwa von einer zu diesem Zweck bestellten besonderen Commission vorbereiteten einheitlichen Organisationsplan für das ganze Bundesgebiet zu Stande zu bringen, durch welchen die einzelnen Gerichtssprengel erster und zweiter Instanz festgestellt, die Sitze der Gerichte bezeichnet, der Besetzungsmodus geregelt und einerseits die Beitragspflicht der einzelnen Bundesstaaten zu den Kosten der ihnen mit anderen gemeinschaftlichen Einrichtungen dieser Art, andererseits die Betheiligung derselben an den bei dieser Gerichtsstelle erzielten Einnahmen nach gleichartigen Grundsätzen normirt, also mit einem Male und nach einem einheitlichen Plan diejenigen Einrichtungen getroffen würden, welche nothwendig sind, um im Sinne unserer obigen Erörterungen für die Gerichtsorganisation durch das ganze Bundesgebiet das System des staatlichen Großbetriebs, soweit die Verhältnisse es irgend gestatten, durchzuführen.

Eine solche auf dem Wege des Concordats nach einem einheitlichen Plane durchgeführte Gerichtsorganisation würde, ohne die verfassungsmäßige Selbständigkeit der einzelnen Bundesstaaten irgend zu alteriren, gewiß wesentlich dazu beitragen, die mit der territorialen Zersplitterung und einer ungünstigen Grenzgestaltung einzelner Bundesstaaten unvermeidlich verbundenen Nachtheile wesentlich zu vermindern.

W. R.

Aus einem engliſchen Notizbuch.

Das Haus zum Löwen und Einhorn in der City.

Vor einigen Jahren — es war gerade vor dem Fenierſchrecken und der letzten Agitation gegen die iriſche Staatskirche — betrat ich mit meinem Freunde Mick den Saal des grauen Hoſes zum Löwen und Einhorn, in welchem die Sitzung eines Londoner Bierparlaments abgehalten werden ſollte. Der Raum war bereits eine Stunde vor Beginn der Verhandlungen voll und das Geplauder bis auf die Straße zu hören. An einem großen Tiſch, der faſt durch die ganze Länge des Raumes ging, ſaßen die älteſten Stammgäſte des Debattirclubs. Im Getäfel über dem Kamin war wieder der von Rauch und Zeit arg mitgenommene Wappenſchild mit ſeinen Thieren: Löwe und Einhorn. In der Deviſe hatte Jemand das erſte Wort durch einen Namen erſetzt, ſo daß es hieß: Morny soit qui mal y pense, als Zeichen der Stimmung, welche vor Jahren hier gegen Frankreich geherrſcht hatte. Darunter ſtand eine Inſchrift:

„So in den Himmel du kommen willt,
In Ehrfurcht blick auf dieſen Schild.
Treu ſtellt er dar, ſinnreich und klar,
Ganz Englands Pracht und große Macht,
Darüber oben der HERRGOTT wacht.
Kein ſchwacher Chriſt der Leu hier iſt,
Das Roß hat vorn ein ſpitzes Horn,
Hüt' Euch der HERR vor Britenzorn.

An den Wänden hingen Portraits. Mein Führer Mick wurde als alter Bekannter ehrenvoll von den Parlamentsgenoſſen aufgenommen, er vermittelte uns einen Sitz und ſtellte mich den Nachbarn vor. Horner, der fromme Schullehrer, winkte ihm freundlich zu, mit einer Handſchwenkung grüßte Buckville, der Tapetenhändler, ein ſtämmiger, grogtrinkender Junggeſelle von einigen vierzig Jahren, der den Jüngling und Sportsmann ſpielte. Ebenſo Salomons, der „Juwelier", d. h. Pfandleiher aus Fore-ſtreet. Der wohlhabende Johnſon war da, lächelnd im Bewußtſein, Glanz und Gewicht in die Geſellſchaft zu bringen, denn er hatte einſt am Banket in der Guildhall den 9. November theilgenommen und keine 50 Schritt vom Lord Mayor und den Sheriffs geſeſſen. Dann der „Künſtler", d. h. Kalligraph Pecquerd, mit großen hungrigen Augen eine Seele ſuchend, die ihn frei halte. Auch der „kleine Unbekannte", ein ſanft ausſehender Sechsziger. Man traf ihn manchmal auf der Straße, in einem fadenſcheinigen, geflickten Anzug,

einen ſchweren Sack auf der Schulter, und er wandte dann immer den Kopf weg. Hier erſchien er ſtets in ſchwarzem Frack und weißer Halsbinde und hörte ſo andächtig zu wie in der Kirche. Aber nicht alle waren ſo gleichmüthig. Der Thunder O'Brien zum Beiſpiel, der, dem Publikum halb den Rücken kehrend, am Kaminfeuer ſaß, dampfte mit Leidenſchaft aus einer kurzen Thonpfeife und hüllte ſich in dichtes Gewölk. An der Südwand hinter'm Tiſch thronte, den Hut im Nacken, den hölzernen Hammer in der Fauſt, Grumley, der Präſident, die Stirn in Falten. — „Sehen Sie hier unſere Aelteſten", ſagte Freund Mick leiſe. „Jeder von ihnen hat ſein Leben einer einzigen, aber großen Idee geweiht. Mr. Bumping dort, der Greis, der den Finger an die hohe Beule auf ſeinem Scheitel hält, erklärt die Phrenologie für identiſch mit dem Chriſtenthum und will ſie zur Staatsreligion erheben. Mr. Toperton — Sie erkennen ihn am Weinglaſe in der Hand — ſchreibt allen Jammer des Menſchengeſchlechts der Verfälſchung von Gin und Brandy zu. So oft im Bierparlament die Abſchaffung der Todesſtrafe beantragt wird, ſtellt er das Amendement, daß *eine* Ausnahme gemacht und jeder Gin- oder Brandy-Verfälſcher („nach wie vor" ſagte er einmal) gehenkt werde. Sein Nachbar, Mr. Tweedle, arbeitet ſeit 30 Jahren an einer Univerſalmelodie, d. h. einer muſikaliſchen Compoſition, nach der jedes Gedicht, Pſalm, Liebeslied oder Operntext geſungen werden kann. Jene Beiden, welche einander gegenüberſitzen, haben zuſammen Eine Idee: die Vernichtung aller unengliſchen Engländer. Unter dieſen Feinden der Nation verſteht der Eine die Friedensfreunde und was ihnen ähnelt; der Andere die Papiſten. Um für ihre Sache zu wirken, führen ſie im Bierparlament abwechſelnd den Vorſitz. Mi'Murrough wüthet gegen die Friedensfreunde, zu denen er auch Tratotallers, Papiſten, Radikale u. ſ. w. rechnet; und Mr. Grumley gegen die Papiſten, zu denen er die Friedensfreunde ꝛc. zählt. Jener ſpricht ſtets, die geballte Fauſt vorſtreckend, und mit hundert Pferdekraft zitternd, dieſer bohrt mit dem Daumen der rechten Hand in die Luft empor, um die Art anzudeuten, wie ein Papiſt die Bollwerke Englands unterwühlt. Sie gebrauchen nie eine andere Geſticulation, und kein Redner in St. Stephen's-in-the-Caſt darf ſie ſich aneignen. Endlich dort bemerken Sie zwiſchen dem dunkeln Fenſtervorhang und dem braunen Wanduhrkaſten noch eine Säule des Parlaments, den langen Wood, gewöhnlich Menſchenfeind genannt, weil er in ſteter Oppoſition gegen die Majorität wie die Minorität des Hauſes iſt und ſeit Jahr und Tag ſich der Abſtimmung enthält. — „Und wie kommen Sie hierher?" fragte ich. „Sind Sie bei den Herren als Irrenarzt angeſtellt?" — „Ich bitte um Vergebung, Sie verkennen dieſe Claſſe. Mr. Grumley zum Beiſpiel, der ein „retirirter" Lederhändler iſt, hat ſeiner Zeit das Geſchäft mit Geſchick und Erfolg geleitet. Ueberhaupt ſind die Einhörner, von ihrem

Auswuchs abgesehen, grade so dumm oder gescheidt wie andere Menschenkinder. Und so lange sie ihr festes Princip haben, bleiben sie in anderen Dingen unbefangen und ungebunden, können über Alles jeden Augenblick die Meinung ändern und behalten das Bewußtsein ihrer Consequenz. Insofern ist das Horn eine schöne Gabe. M'Murrough's Haß gegen die Einseitigkeit der Friedensfreunde ist im Grunde nicht so einfältig, wenigstens ist er nicht so verrückt, seine Religion den Heiden zu predigen. Nur den Franzosen, Amerikanern, Russen und Anderen möchte er verbieten, einen Säbel im Hause zu haben. — Halt, nicht ungeduldig! Wir müssen noch eine kleine Feierlichkeit durchmachen. Ich stelle Sie dem Chairmann (Präsidenten) vor. Er führte mich in die Nähe des Präsidentenstuhls. „Mein Freund, Mr. Gilben, ein Deutscher, ein weitgereister Gentleman, der einer Sitzung beizuwohnen wünscht, er will für die deutschen Professoren einige Notizen über den Löwen und das Einhorn sammeln. Denn die Deutschen sind, wie ich höre, grade jetzt in eifriger Untersuchung, welches unserer Wappenthiere den Wigh und welches den Tory vorstelle."

Ungefragt warf der Irländer, welcher bei einem Glase Whisky am Kamin saß und heftig aus seiner kleinen Thonpfeife rauchte, dazwischen: „Man kann nicht gerade behaupten, daß der Wigh und der Tory Zwillinge sind, aber ich sage von ihnen, wie der Neger vom Cäsar und vom Pompey, der Wigh und der Tory sind einander sehr ähnlich, besonders der Tory. Der Unterschied ist aber gering." — „Mr. Thunder O'Brien", stellte mein Freund vor „Die Professoren drüben haben schlaflose Nächte," antwortete Grumley der Chairmann, „sie wären brave Leutchen, wenn sie nur ihre sogenannte Philosophie über Bord werfen wollten." Ich versetzte: „Die deutschen Professoren hatten stets die größte Achtung vor dem britischen Löwen, sie stellen ihn sogar über die Wappenthiere ihres eigenen Landes." — „Ja," sagte Grumley, „die Fremden glauben uns besser zu kennen, als der liebe Gott, der uns geschaffen hat. Vielleicht erzählt uns Mr. Gilben, wie man sich drüben den stolzen Britten ausmalt." — „Ja, ja, thun Sie das," drängten die Nachbarn.

Mein Freund Mick sah meinen hilfeflehenden Blick und begann: „Gentlemen, gestatten Sie mir, der ich den Continent auch ein wenig kenne, anstatt meines deutschen Freundes, Ihnen zu antworten. Die ungeschminkte Meinung der Deutschen ist etwa folgende: „Der britische Löwe ist der größte in Europa (hört! hört!), der belgische ist ein Hund gegen ihn; den bairischen und böhmischen nebst einem Dutzend anderer Wappenlöwlein hält der Schatten seines Schweifes in Respect. (Beifall.) Ein recht braves Thier, ein gemüthlicher Kerl für einen Löwen. Aber Löwe bleibt Löwe, wissen Sie. Man macht in seinem Leben kein Lamm aus ihm, so wenig wie einen Kanarien-

vogel oder eine Nachtigall. Brüllen kann er, daß man ihm eine Quadratmeile aus dem Wege geht. Leider brüllt er oft zur Unzeit, nur um zu brüllen, und seine mitbrüllenden Freunde machen den Lärm noch größer. (O! — Ach!) Ja, er predigt gern über die Schlechtigkeiten der Thierwelt, über seine eigene Großmuth und sein übertriebenes Zartgefühl. Wenn man ihn hört, ist er nur dazu da, die Schwachen zu beschützen, und könnte keine Fliege beleidigen. Und doch kann er nicht von Buttermilch und Erdbeeren leben. Er ist großmüthig gegen Mäuse und Mücken, weniger gegen Kühe und Kälber. (Zur Sache!) Ich bin bei der Sache. Daher trifft man den Philanthropen oft am hellen, lichten Tage mit einem großen Kalbsknochen im Maule." — „Nun, nun," unterbrach M'Murrough, „wir haben Alle unsere kleinen Unvollkommenheiten." — „Gewiß. Dann geräth er in eine schiefe Stellung und brüllt ein Veilchen Adagio. Aber wahr ist, daß er den Pfad der Tugend nur verläßt, wenn ihn hungert, und daß er noblere Manieren hat als mancher Andere, der nicht genannt zu werden braucht. Da er überdies ein trefflicher Alliirter gegen die gemeinen Bestien ist, so werden die Deutschen klug sein und seine kleinen Unvollkommenheiten nicht zu streng beurtheilen. Sie selber sind ja auch nicht makellos. (Ach!) Gedenken wir lieber seiner wundersamen Stärke. Diese beruht großentheils auf seiner engen Verbindung mit dem Einhorn. Der Schädel dieses fabelhaften Wappenthiers zeigt, wie mein werther Freund Bumping bestätigen wird, unwiderleglich an, daß es nur für eine einzige Idee lebt. Während die Deutschen darin Professoren sind, daß sie einen Ueberfluß von Ideen in ihrem Kopf beherbergen und selten wissen, mit welcher sie gerade stoßen sollen, sitzt dem Einhorn seine einzige Idee um so fester und ragt aus seiner Stirne großartig in die Welt. Diese britische Tugend nennen unsere teutonischen Vettern die Monocerie. Sie sind der Meinung, daß jeder Brite in seinem Kopf nur Raum für eine Idee habe und daß darin das Geheimniß unserer Kraft liege."

„Die armen unwissenden Gelehrten," sagte Mr. Bumping, „sie sollen sich erst den Kopf des britischen Löwen ansehen. Alle echt englischen Organe, den Common Sense, die Anhänglichkeit an Thron und Kirche, die Boxerbeule, die Großmuth, die Liebe zum Soliden."

Die laute Stimme des Thunder O'Brien unterbrach diese Unterhaltung: „Will Jemand so gut sein und nachsehn, ob unser Vorsitzer noch am Leben ist. Ich fürchte, Mr. Grumley ist versteinert, und wir sind verdammt hier stumm zu sitzen, bis der Neuseeländer auf der Brücke steht und von einer Deputation wohlgekleideter Gentlemen aus Tipperary begrüßt wird". Dabei stürzte O'Brien seinen Whisky auf einen Zug hinunter.

Geräuschvoll rücken jetzt die Mitglieder ihre Stühle zurecht. Grumley

klopft mit dem Hammer auf den Tiſch, und mit den üblichen Förmlichkeiten eröffnet er die Discuſſion über die Frage: „War Mr. Macaulay berechtigt, von einer grauen Zukunft zu träumen, in der das Papſtthum noch in dem alten Glanze ſtrahlen ſoll, und von einem Neuſeeländer, der angeblich in derſelben Zukunft auf einem abgebrochenen Bogen der Londoner Brücke ſtehen wird, um die Ruinen der St. Paulskirche zu ſkizziren?“ Die erſten Reden ſind unbedeutend; wären ſie im Parlament zu Weſtminſter gehalten, würde ſelbſt der Telegraph ſie nur im Auszuge berichten. Hincks verſichert auf Ehrenwort, „dieſe Geſchichte von den Prophezeiungen des Macaulay und den Abſichten des Neuſeeländers“ niemals früher gehört zu haben, und dringt auf ſchleunige Verſtärkung der Armee und Flotte. Poots empfiehlt eine Allianz mit den Magyaren und Tſcherkeſſen. Jenniſſen hat eine erſchreckende Uebereinſtimmung zwiſchen Macaulay und dem hochwürdigen Dr. Cumming entdeckt. Die Greuel der Sabbathſchändung nähmen furchtbar überhand; die immer wieder projectirte Sonntagsmuſik in Regents Park, bei der ihm die Haare zu Berge ſtünden, ſei allein genug, den Jähzorn des Himmels zu wecken. Anders argumentirt der welterfahrene Mr. Johnſon. England habe eigentlich Grund, ſich Glück zu wünſchen zu der Veranlaſſung dieſer Debatte. (Senſation.) Wenn man bedenke, wie ein Bücherſchreiber, der ſo zu ſagen den Teufel an die Wand malt, anderswo behandelt würde, wie er in Amerika getheert und gefedert werden könnte, wie er auf dem Continent als ein athemlos keuchender Flüchtling umherlaufen müßte — von Sibirien, China und Japan gar nicht zu reden — wie er dagegen hier trotzdem und alledem zu ſeiner Zeit ein Lord geworden, dann fühle man mit Stolz, daß England das einzige Land der Freiheit auf Erden ſei. Nun, Lord Macaulay (er bitte ihm den richtigen Titel zu geben) ſei juriſtiſch vollkommen berechtigt geweſen zu thun, was er gethan, wenn man auch ſagen könne, daß er von ſeinem Recht einen ſchändlichen und ſogar taktloſen Gebrauch gemacht habe. (Beifall.) — Der dicke Hodges, deſſen dumpfes Organ zu ſeiner abgebrochenen Redeweiſe paßt, ſagt darauf: Weiß nicht Mr. Vorſitzer, aber am Ende, viel Lärm um nichts. Was ſagt er, der Lord Dingsda? Denke, ganz einfach, ein Gentleman kommt von Neuſeeland, oder Singapore, gleichviel. Londoner Brücke gerade in Reparatur begriffen (Grumley ſchüttelt verneinend den Kopf), St. Paul's eingeſtürzt — immer geſagt, dieſe verwünſchten unterirdiſchen Eiſenbahnen — Alles untergraben. „Der gute Mann,“ ſagt Johnſon, „hat die Frage nicht verſtanden.“ — Der Vorſitzer verlieſt von Neuem den Gegenſtand der Debatte. — „Ah ſo!“ brummt Hodges. „Vergebung, Gentleman! Will Sie nicht länger aufhalten.“

Sind dies Eure „großen Kanonen?“, wollte ich eben Mick fragen, als

er halblaut „Mr. Thunder“ rief. „Mr. Thunder! Mr. Thunder!“ ſcholl es gleich aus einem Haufen Kehlen. Ein anderer Haufe rief „Mr. Grumley! Mr. Grumley!“ und es entſtand ein Streit darüber, wem von den beiden das Wort gebühre. Grumley trat den Vorſitz an M'Murrough ab und ſtieg in die Arena nieder. Er ſah würdig aus, wie er unweit vom weſtlichen Ende des Tiſches Poſten faßte, die linke Hand auf den Rücken legte und die rechte entſchloſſen zwiſchen Herz und Weſte ſteckte. Und alſo hub er an:

„Mr. Vorſitzer und Gentlemen! Ich habe eine Mittheilung zu machen. Drei unſerer älteſten Collegen ſind — (Ein Mitglied: „todt?“) — todt, fürchte ich, für St. Stephen's-in-the-Caſt. Mr. Weebody, Mr. Littletoe und Mr. Piper ſind entſchloſſen, ſich vom öffentlichen Leben zurückzuziehen und den Grauen Hof an Samſtagabenden zu meiden. Jüngere Genies werden Ihnen ohne Zweifel Erſatz bieten (Nein! Nein). Hoffentlich wird die Entmuthigung unter unſern erprobten Mitgliedern nicht um ſich greifen. Während der letzten Sitzungen ging in dieſem Hauſe ein Geiſt um, der uns altmodiſche Patrioten wohl verſcheuchen kann. Der lebhafte Redner, der eine ſehr theatraliſche Stellung am Kamin einnimmt, — (O'Brien iſt einen Augenblick aufgeſtanden und lehnt mit dem Arm nachläſſig auf dem Einhorn) iſt römiſch-katholiſch;*) er hat ſich bei uns als einen liberalen und aufgeklärten Katholiken eingeführt. Sir, gegen einen Papiſten, wie er im Buche ſteht, kann ich mich wehren; ein liberaler und aufgeklärter Katholik iſt mir ein Unding oder ein Fallſtrick. (Hört!) Mr. Thunder zählt ſich natürlich zu den beſten Freunden Englands. Aber wie äußert ſich dieſe Freundſchaft? Lord Macaulay iſt ein Engländer, bei all ſeinen Fehlern. Wenn alſo Lord Macaulay in einer ſeiner ſchwachen Stunden, die nur zu zahlreich waren, von der ewigen Herrſchaft Roms und dem dereinſtigen Verfall Englands phantaſirt hat, weiß Mr. Thunder dies zu beſchönigen, ja zu rechtfertigen. Wenn aber derſelbe Lord Macaulay in einem guten Moment ein vernünftiges Wort ſpricht, wenn er die angelſächſiſche Race als den Erbadel der Menſchheit**) bezeichnet, ſucht Mr. Thunder den Satz als unphiloſophiſch, phraſenhaft und weiß Gott was zu beſpötteln. Dieſer aufgeklärte Herr hat den Wunſch, wie er uns bei jeder Gelegenheit vordeclamirt, daß der Papſt von ſeinem weltlichen Thron hinabgeſchleudert werden möge, aber im Temple Forum, und in Shoe-lane, höre ich, da tanzt er auf einem andern Seile. (O'Brien: Wenn Mr. Grumley mit ſeiner Litanei fertig iſt, — M'Murrough donnert mit dem Hammer auf den Tiſch.) Grumley: Litanei, Sir! Nachdem wir oft das Geleier über die eingebildeten Leiden Irlands an-

*) Grumley ſagt nach dem engliſchen Sprachgebrauch ſtets „römiſch-katholiſch“, denn die Staatskirche heißt auch katholiſch, „the Catholic Church of England“.

**) „The hereditary nobility of mankind“, im Aufſatz über Warren Hastings.

hören mußten, ſoll ein Engländer hier nicht ſein armes England vertheidigen dürfen?" — O'Brien ſetzt ſich, und aus ſeinen tiefliegenden dunklen Augen blitzt es wie ein Gemiſch von Grimm und Luſtigkeit. — Salomons: Sein Sie ruhig. England ſteht feſt, die Bank iſt noch gut, mein' ich. Grumley: Ja, unſer großes armes England! Was hat der arme Engländer von ſeiner Größe? Mancher freilich denkt nur an Banken und Millionäre, iſt ſogar ſtolz auf die Unzahl ſchwarzer, ſchwindelhoher Fabrikeſſen, zwiſchen denen durch Ueberproduction der Proletarier entſteht, das troſtloſe Geſchöpf, ohne Glauben und Zukunft, ohne Wurzel in der Heimath, mit einem Auge nach Auſtralien, mit dem andern nach Amerika ſchielend. Geht in die grünen Grafſchaften. Sieben-Shilling die Woche, weiße Rüben zu Mittag und kaum das Salz dazu — ſo lebt der ehrliche Ackersmann, denn der Whiggismus fiel auf den Weizen wie Mehlthau. („O!" Der Redner fortfahrend): „Jemand ruft: O! Ich merke, ſogar in den Ohren des grauen Hofes klingt dies Lied ſchon zu altväteriſch. Doch wartet, ſo wahr das Evangelium über den herzloſen Theorien der Nationalökonomie ſteht, die neumodiſche Ordnung dauert nur eine Weile. Den Whig werfen die Radicalen über Bord, und das Raubſchiff des Radicalismus ſelber, mit Mammon und Maus wird es untergehen. (Beifall.) Dann richtet ſich, aber nicht ohne Kampf und Mühſal, das Reich wieder auf. Ich frage nun, iſt derjenige ein Freund Englands, der in ſolchen Zeiten den äußerſten Whigs und Radicalen die Hand reicht und Werkzeuge zuträgt, um die letzten Bollwerke der Verfaſſung zu unterwühlen? So danken uns nämlich die Gentlemen der Schweſterinſel, die wir in der Hungersnoth füttern mußten, denen wir die Pforten der Geſetzgebung aufgethan haben; jeder in ſeiner Weiſe. Der erfolgreiche Stellenjäger thut es in Weſtminſter, das kleinere Nagethier bei Wahlmeetings, in Clubs und Pennyblättern. Das Oberhaus ſoll — unterwühlt, die Primogenitur — unterwühlt, die Staatskirche — unterwühlt werden! Ah, Mr. Thunder hat uns ſein Glaubensbekenntniß kaum halb enthüllt, ſein Anhang iſt hier noch zu gering dazu. Aber in Fleet-Street prophezeit er, daß die Staatskirche in Irland ſtürzen muß, ehe fünf Jahre um ſind. (Bewegung. — Toperton: Unſinn! Was gilt die Wette, nicht in 200 Jahren!) Und wenn bis dahin auch die übrigen Bollwerke ſchwinden — allmächtiger Gott, wie wird unſer England ausſehn!" —

O'Brien aufſpringend: Schöner, ſchlanker und jugendlicher als jetzt, mein Honigtöpfchen. Strahlend wie der Morgenſtern, friſch und feſt wie Maibutter, und luſtig wie Grün Erin ſelber. — Toperton: Wenn's in Green Erin ſo luſtig iſt, bleibt doch zu Hauſe. Wozu kommt Ihr herüber gewimmelt? — O'Brien: Wir ſtatten Euch unſern Gegenbeſuch ab. Aber ſtill,

mein ehrenwerther Gegner beſinnt ſich auf eine neue Arie, und bei St. Patrick, er ſingt ſo lieblich, wie eine Säge, wenn ſie durch den Klotz fährt. — Grumley: Alſo wird es das Beſte ſein, Großbritannien aller Schutzwehren zu berauben! Ein ſehr aufrichtiges Bekenntniß. — O'Brien: Nur nicht verzagt, mein Unkenväterchen! Die nationalen Schutzwehren bleiben aufrecht. Wir haben Reſpect vor dem Thron, vor der Armee und Flotte, vor einem liberalen, d. h. freiſinnigen und gebigen Adel, aber die hoffärtige Schmarotzerin von iriſch-proteſtantiſcher Staatskirche — heiliger Humbug! Wir werden ſie los, ehe das Jahrhundert 5 Jahre älter iſt. Eher als M'Murrough die Hühneraugen an ſeinen Zehen.

Grumley: Achtung vor den Inſtitutionen, die uns heilig ſind, war von Mr. Thunder nie zu erwarten, aber daß er ſie mit Hühneraugen vergleicht! — (Stimme: „Iriſche Narrenspoſſen"). Ja, Poſſenſpiel auf den Lippen, aber Bitterkeit im Buſen.

O'Brien (zornig): Spielen Sie hier nicht den Lord Oberrichter, Sie kleine Gallenblaſe, und platzen Sie, wenn Ihnen mein Singſang zu iriſch iſt. — Gentlemen! Mein Vater in Tipperarry erzählte oft, wie ganz eigen in ſeiner Jugend die Krähen und die Raben krächzten, wenn ſie zufällig einen Galgen leer ſahen. Sie ärgerten ſich, die armen Beſtien. Nun, die Aaskrähe iſt wenigſtens kein evangeliſcher Chriſt mit einer weißen Halsbinde. („Was er damit meinen mag!") Was ich meine? Nein, ich will nicht ungerecht ſein. Mr. Grumley iſt zwar ein Urtory und trägt eine weiße Halsbinde, doch trotzdem nehme ich gerne an, daß er ſich über die Aufhebung der Blutgeldacte und der zahlloſen Hängegeſetze nicht mehr übertrieben ärgert. („O!") Aber die freie Korneinfuhr, nicht wahr? Die, meint er, hat ein Loch ins Evangelium geriſſen? Und wäre dieſer Schaden geſchehen, wenn man nicht ſo wahnſinnig geweſen wäre, die Katholiken zu emancipiren, nicht wahr? Wenn man das ehrwürdige Bollwerk der faulen Burgflecken nicht im Stich gelaſſen hätte? So geht's, mein Trauerſchweinchen! Erſt unterwühlt man den Galgen, dann unterwühlt man den Glauben, zuletzt unterwühlt man gar die Biſchöfe (die Daumenbewegung Grumley's dreimal heftig nachäffend). — Grumley: Ich habe genug. (Aufſtehend und am Rock knöpfend.) Der Mr. Thunder mag nach der Art eines gemeinen Pfennigſcribenten meine Worte verdrehen, aber meine Perſon — Buckville: Ich proteſtire gegen die Komödiantereien. — Jeniſſen: Und gegen die Blasphemien. — Horner: In keinem Parlament darf ein Redner ſich der Leibgeberde eines anderen Lords oder Gentlemans, gleichviel in welcher Abſicht, bedienen. — Johnſon: An der Tafel des Lord Mayors auch nicht. — Die Mehrzahl:

Zur Ordnung! Zur Ordnung! Mr. Vorſitzer! Mr. Vorſitzer! Den Mr. Thunder zur Ordnung rufen!

M'Murrough hämmert und ſagt dann: Das Verlangen der Verſammlung iſt nicht ungerechtfertigt, inſofern — obgleich, Gentlemen, die angeborene celtiſche Lebhaftigkeit — und gewiß keine Beleidigung beabſichtigt — inſofern ich ſchon erinnern wollte, daß Mr. Thunder's Bemerkungen den Gegenſtand der Debatte, nämlich: War Lord Macaulay u. ſ. w. bisher nicht berührt haben.

O'Brien: Macaulay wird ſich ſelbſt vertheidigen. Mr. Vorſitzer und Gentlemen, die Majorität für den Ordnungsruf iſt entſcheidend und ich beuge mich vor ihrem Ausſpruch. Die Luft ſoll wieder rein werden; ich will die Samſtagabende des grauen Hoſes nicht mehr ſtören. („So war's nicht gemeint!" — „Unſinn!" — „Gentleman immer gern gehört, reich an Anekdoten" —). Nein, es widerſtrebt meinem Gewiſſen, aus dieſer feſten Burg altengliſcher Geſinnung die treueſten Hüter zu verſcheuchen. Nur habe ich an die Minorität noch eine Bitte. Zu den blinden und ärgſten Feinden Englands möchte ich nicht gezählt ſein. Ich liebe erſtens, wie Sie gehört haben, die radicalen Engländer. Möge ihre Zahl fortwährend ſteigen! Ich vertrage mich auch mit einem Ketzer, wenn er nicht zu fromm iſt. Und dann habe ich manche Dinge in dieſem Theile des Reiches ſchätzen gelernt. Ich ſehe gern meine iriſche Kartoffel — ach, es iſt nicht gut, daß ſie allein ſei — gepaart mit dem engliſchen Rinderbraten. („Bravo!") Von irgend einer Abneigung oder Kälte gegen die Töchter der Inſel weiß ich mich vollkommen frei. (Heiterkeit.) Obgleich einer langen Reihe von Königen entſproſſen, kenne ich keinen Stolz des Geblüts und werde es für keine Verſchlechterung der edlen iriſchen Race halten, wenn ein ſchlichtes, aber roſiges engliſches Mägdelein die Mutter der künftigen Thunder O'Briens wird. („Ah!") — Buckville: Sehr herablaſſend von Mr. Thunder, doch ſchade, daß er zu vergeſſen ſcheint, was ein alter Spruch ſagt: „Kein fremder Wicht die Roſe bricht!" (Geziſchel und Zuſammenſtecken der Köpfe.) O'Brien: Fremder Wicht! Vortrefflich. Die ſchöne Lehre — ich weiß nicht mehr, iſt ſie von Lord Lyndhurſt oder Lord Grumley — daß wir Irländer auf dem Boden unſerer Vorfahren als fremde Wichte behandelt werden müſſen*), wird manchmal gewiſſenhafter befolgt als die zehn Gebote. Als ich das luſtige Grün Erin verließ, kam ich, wie Ihr wißt, eigens herüber, um ein wenig geſunden iriſchen Menſchenverſtand in Euere ſächſiſchen Schädel hineinzupauken. (Lachen.) Leider bin ich kein Herkules, wie ich bald merkte, und ſo kam mir damals

*) Lord Lyndhurſt nannte die Irländer „Fremdlinge (aliens) in Blut, Sprache und Religion."

die Idee, alle Muſen an den Nagel zu hängen und ſtatt ein Pfennigſcribent lieber ein reicher Mann zu werden. Und vielleicht wäre es mir geglückt, Vielleicht hätte ich mich allmälig zu einem rechtſchaffenen Butter- oder Kaffee- und Thee-Verfälſcher, wo nicht zu etwas Höherem aufgeſchwungen. Ich lag wirklich ſchon über den Zeitungsanzeigen, um irgendwo die unterſte Sproſſe auf der Leiter der Reſpectabilität zu entdecken. Aber überall, wo ein künftiger Alderman in der Geſtalt eines Laufburſchen, Stiefelputzers oder Kellners geſucht wurde, da — Gott ſegne die engliſche Gaſtfreundſchaft! — hieß es am Schluß: „No Irish need apply“. (Irländer — oder Irländerinnen — brauchen ſich nicht zu melden.) Wie aber, Gentlemen, wenn vor den Kneipen in Weſtminſter der Werbeoffizier ſein Seidentüchlein auf die Degenſpitze ſteckt, wenn er mit den im Zipfel eingebundenen Sovereigns klingelt und laut Proclamation „einige fixe Jungen für Ihrer Majeſtät Dienſte“ ſucht, ſagt er auch: „No Irish need apply?“ (Stimme: Er hat ſo Unrecht nicht.) Das läßt er bleiben, nicht wahr? Ah, Ihr ſeid nicht zu ſtolz, uns an den fernſten Enden der Erde als lebendige Schildhalter zu brauchen, uns für Eure heiligſten Intereſſen, von der Krone bis zum Kattun, kämpfen zu laſſen, als ob wir leibhaftige Löwen und Einhörner wären, aber daheim, da ſind wir nur fremde Wichte, nicht wahr, nur undankbare Gnadenbrodeſſer, gefährliche Nagethiere, im beſten Falle Poſſenreißer und von den Leiden Irlands — bah! — jedes eingebildet oder ſelbſtverſchuldet. Selbſtverſchuldet, da ſteckt's. Wir haben's nicht verſtanden, dem tugendreichen engliſchen Krämer Furcht zu machen. Beim Himmel, wir lernen es noch. Meint Ihr, wir ſeien Hindus oder Chineſen? Und ich ſage Euch zum Abſchiede, ſo lange der engliſche Krämer im Löwen und Einhorn und anderswo nicht aufhören wird, uns als Fremdlinge zu betrachten, ſo lange wird aller Stolz auf Eure Wappenthiere Euch keine Sicherheit geben, daß nicht die St. Paulskirche eher gebrochen wird, als das alte Papſtthum, denn ſo lange wird der wahnſinnige Trotz der Verhöhnten an den Grundſäulen Eurer Macht nagen, wie die Waſſer der Themſe an den Pfeilern der Londonbrücke.“

Bei dieſen Worten warf der Thunder ſeinen Stuhl zurück und verließ zornig den Saal. Mr. Mick gab mir einen Wink, und während lauter Streit hinter dem Abweſenden tobte, ſagten wir dem Parlament Gutenacht. „Bei alledem“, ſagte Mick, „werden wir mit dem Thunder und ſeinen Landsleuten fertig. Der Thunder O'Brien gehört bereits untrennbar zum Einhorn, auch er lebt nur von einer Idee, er kämpft in allen Bierparlamenten unaufhörlich die Celten- und Sachſenſchlacht von neuem durch.“ Als wir herausgingen, rief uns Mr. Brettan, der Wirth, behaglich nach: „Gute Nacht, Gentlemen. Was Neues aus der Türkei?“

Neue Ausgrabungen in Athen.

Die für Sammlung vaterländiſcher Alterthümer ununterbrochen thätige archäologiſche Geſellſchaft in Athen hat ihre folgenreichen Ausgrabungen bei der Kirche der Panagia Chryſopyrgiotiſſa wieder begonnen. Durch dieſe war ſeither außer einer Reihe Inſchriften das topographiſch wichtige Reſultat gewonnen worden, daß die längs dieſer Kirche ſich hinziehenden Ruinen, die man früher allgemein für das Gymnaſion des Ptolemaios gehalten hatte, einer Stoa des Attalos II. Philadelphos am Markte von Athen angehören.

Gegenwärtig ſind am nämlichen Ort, alſo auf der eigentlichen Agora, zwei allerdings nur unvollkommen erhaltene lebensgroße Figuren aus Marmor ausgegraben worden, die in mehrfacher Hinſicht hiſtoriſches und kunſtgeſchichtliches Intereſſe beanſpruchen. Erhalten iſt von beiden nicht viel mehr als der Torſo, aber über die Bewegung der Arme und Beine kann nicht wohl ein Zweifel herrſchen. Beide ſtanden aufrecht und ſchienen ziemlich gleiche Tracht gehabt zu haben. Beide ſind weiblich, und haben über einem Chiton einen mit Reliefs verzierten Panzer, mit Tragriemen über den Schultern, franzenartigen (Leder-) Klappen am unteren Saum, ganz wie wir ſie an den römiſchen Imperatorenfiguren zu ſehen gewohnt ſind. Ueber den Panzer hängt ein langer, auf den Schultern nur loſe befeſtigter Mantel im Rücken herab. Die Arbeit iſt friſch aber flüchtig, wie ſie in den productiven Werkſtätten der alten Bildhauer für ſogenannte decorative Werke nie anders angewendet worden iſt. Die eine Figur zeigt über dem Schenkel, auf den Falten des Chitons, eine in Charakteren des zweiten Jahrhunderts n. Ch. eingegrabene Inſchrift, die als Meiſter einen bisher unbekannten „Jaſon aus Athen" nennt. Unzweifelhaft gehörten dieſe Figuren einer größeren Reihe an, und können nach Analogien, die gerade aus hadrianiſcher Zeit in Athen ſich nachweiſen laſſen, für Perſonificationen von Städten oder Provinzen gelten.

Neuerdings hat Herr Rangabé der Pariſer Académie des inscriptions et belles lettres eine von dem Comité des antiquaires d'Athènes emittirte Publication eines im Vaſenſtil bemalten mit Inſchriften verſehenen Thontellers unterbreitet und bei dieſer Gelegenheit von der Thätigkeit dieſes Comités Nachricht gegeben. Er ſagt: dieſes Comité, beſtehend aus Herrn Stauros, Director der griechiſchen Bank, den Herren Reniéri, Baſilis und Kéhaja, Unterdirectoren der griechiſchen Bank, dem Herrn Calliga, Profeſſor der Univerſität zu Athen und ehemaligem Miniſter, und mir, hat ſich vor fünf Jahren in Athen

conſtituirt, um eine Lotterie zu organiſiren, deren Gewinn zur Ausgrabung und Sammlung antiker Kunſtgegenſtände angewandt werden ſollte. Mit Genehmigung der Regierung und unter der Protection der Königin Amalie, ſpäter des Königs Georg hat dieſes Comité 333000 Billets zu 3 Frcs. ausgegeben. Aber da man im Ausland, wo man ſich am meiſten Erfolg verſprach, auf unüberſteigliche Hinderniſſe ſtieß, konnten nicht mehr als nur 73,750 Billets abgeſetzt werden. Trotzdem wurde die Lotterie am 31. Juli 1867 in Athen gezogen, auf dem Felde des Ares, in Gegenwart des Comités und der Polizei. Nach Abzug der Gewinnſte verbleiben dem Comité ungefähr 150,000 Frcs. und wurden in der griechiſchen Bank deponirt.

Das Comité beſchloß zunächſt einen Theil dieſer Summe zur Bereicherung unſerer Kenntniß von der Kunſt des heroiſchen Zeitalters zu verwenden, indem Ausgrabungen des zweiten unterirdiſchen Gebäudes von Mykene und des ähnlichen, das ſich in Orchomenos befindet, unternommen werden ſollten. Ebenſo beabſichtigte das Comité, den Boden zwiſchen dem Theater des Herodes und dem großen Dionyſos-Theater anzukaufen und die Porticus des Tumenes bloszulegen. Auch ſteht es noch in Unterhandlnngen, um den Theil des alten Kerameikos anzukaufen, wo vor einigen Jahrn eine Reihe Häuſer von höchſter Schönheit zu Tage gekommen ſind. Schließlich ſind zwei Sammlungen von Terrakotten und Vaſen angekauft worden, die ſonſt durch Verkauf zerſtreut worden wären. Unter dieſen letzten Acquiſitionen ſcheint der genannte Teller, deſſen Publication als hommage aux amis de l'antiquité der Akademie unterbreitet wurde, das bedeutendſte Werk zu ſein: die Decoration deſſelben iſt nicht übel, die Compoſition der Darſtellung aber (Achill, die neuen Waffen anlegend, die ihm Thetis überbringt) recht unbedeutend. Das Intereſſanteſte an der ganzen Publication iſt die techniſch tüchtige Wiedergabe der Farben des Originals.

Literatur.

Der deutſch-ruſſiſche Conflict an der Oſtſee von W. von Bock (Leipzig, Duncker und Humblot.)

Der Herr Verfaſſer dieſer Schrift hat ſich in der deutſchen Leſewelt ſchon ſeit Jahren durch ſeine der Vertheidigung der baltiſch-deutſchen Sache und ganz beſonders der proteſtantiſchen Gewiſſensfreiheit gewidmeten „Livländiſchen Beiträge“ be-

kannt gemacht. Dieſes Werk iſt namentlich durch die in ihm enthaltenen officiellen Aktenſtücke von Wichtigkeit; gleich das erſte Heft brachte einen bis dazu unbekannten Bericht des ruſſiſchen Grafen Bobrinsky über die kirchlichen Zuſtände Livlands, der als direktes Eingeſtändniß des unwürdigen Verhaltens der griechiſchen Kirche von höchſter Bedeutung für die Sache der Gewiſſensfreiheit in den Oſtſeeprovinzen geweſen und ſeitdem durch die in dem Harleßſchen Buche mitgetheilten Auszüge allgemein bekannt geworden iſt.

Das vorliegende Buch, das aus zwei Aufſätzen beſteht, iſt namentlich durch die zweite Abhandlung „Die livländiſche Landgemeinde im Lichte der ruſſiſchen und vice versa" — eine Analyſe der ruſſiſchen Landgemeinde und Vergleichung derſelben mit der livländiſchen Landgemeinde, von allgemeinem Intereſſe. Der Verfaſſer entwirft nicht nur ein ausführliches Bild des auf dem Inſtitut des Communalbeſitzes begründeten ruſſiſchen Gemeindelebens, ſondern giebt zugleich eine Ueberſicht über die bisherige Beurtheilung deſſelben und die ſeit Aufhebung der Leibeigenſchaft auf dieſem Gebiet erzielten Reſultate. Schon aus dieſem Grunde hat das Buch gerechten Anſpruch auf die Theilnahme weiterer Kreiſe, denn die für die geſammte ruſſiſche Entwickelung hochwichtige Organiſation der großruſſiſchen Landgemeinde iſt in Weſteuropa wenig bekannt und wiſſenſchaftlich bis jetzt noch nicht analyſirt worden. Die Vergleichung mit der livländiſchen Landgemeinde exemplificirt zugleich die ſittlichen und wirthſchaftlichen Vorzüge der weſteuropäiſchen Form des Grundbeſitzes über jenes ſocialiſtiſche Inſtitut, das Alexander Herzen einſt für die „neue Formel der Civiliſation" auszugeben den Muth hatte.

Die andere Abhandlung („Erſte Begegnungen der Deutſchen mit den Ruſſen in Livland") behandelt an der Hand deutſcher und ruſſiſcher Quellen zwei ältere Abſchnitte der livländiſchen Geſchichte in lebendiger Beziehung zu den politiſchen und kirchlichen Kämpfen der Gegenwart. — Die raſche Verbreitung, welche die v. Bock'ſchen Schriften in Deutſchland erfahren haben, ſichern auch dem vorliegenden, in verſchiedenen Organen der Preſſe bereits anerkennend beſprochenen Buche ſeinen Platz.

Chriſtian Carl Joſias Freiherr von Bunſen. Deutſche Ausgabe, durch neue Mittheilungen vermehrt von Friedrich Nippold. Zweiter Band, Schweiz und England (1838 bis 1849.) Leipzig, F. A. Brockhaus.

Die engliſche Ausgabe dieſes für die neuere deutſche Geſchichte hochwichtigen Werks iſt in den „Grenzboten" ſo ausführlich beſprochen worden, daß wir uns darauf beſchränken müſſen, diejenigen Stücke deſſelben namhaft zu machen, welche in der engliſchen Ausgabe entweder fehlten oder nur inhaltlich wiedergegeben waren.

Hierher gehören neben vielen Abſchnitten aus Bunſens Privatleben (z. B. Felix

Mendelssohn-Bartholdy in London) ganz besonders die im Anhang auszüglich veröffentlichen neun Aktenstücke, welche sich sämmtlich auf die Neugestaltung des deutschen Bundes und Preußens Verhältniß zu demselben beziehen und zwischen dem 21 März 1848 und dem 5. Februar 1849, also zur Zeit der revolutionären Hochfluth verfaßt worden sind: vier Denkschriften (Ueber die deutsche Bundesverfassung — Ueber das Verhältniß Oestreichs zu Deutschland — Nothwendigkeit einer Vereinbarung der deutschen Fürsten unter einander und mit dem Parlament über die Reichsverfassung — Ueber den östreichischen Vorschlag vom Januar 1849) zwei Sendschreiben an das Frankfurter Parlament u. s. w. Neu sind ferner die Mittheilungen aus Bunsens Tagebüchern, (unter denen besonders die Berichte über die Besuche Deutschlands in den Jahren 1848 und 1849 von höchstem Interesse sind) aus den Correspondenzen mit dem Kronprinzen, späteren König Friedrich IV., mit Bluntschli, Canitz u. A.

Soviel von den Nachträgen zum zweiten Bande. Das eigentliche Interesse desselben machen aber nicht diese, sondern die Darstellungen aus Bunsen's vielbewegtem Leben aus, welche der englischen Version des Werks eine außergewöhnliche Stellung in der neueren historischen Literatur sicherten und die der Herr Uebersetzer durch eine Reihe interessanter Zusätze und Ausführungen vermehrt hat. Grade der vorliegende Theil dieses Buches hat es mit einem Abschnitt neuerer deutscher Geschichte zu thun, der bisher wenig bekannt war und dessen Wirkungen bis in unsere Tage hinein bestimmend gewesen sind, jener Zeit des Schwankens in den preußischen Regierungskreisen, welche der Entscheidung für eine rein reactionäre Politik im Innern und der schmachvollen Unterordnung unter Felix Schwarzenbergs Olmützer Forderungen vorherging. Ob sich Bunsen gleich der Mehrzahl seiner Zeitgenossen die künftige Gestaltung Deutschlands als eine rein föderative dachte und den Einheitsstaat für unausführbar hielt, war er entschiedener und klarer Gegner von Oestreichs deutschen Ansprüchen, deren Unvereinbarkeit mit den Bedürfnissen Deutschlands er in seinen Denkschriften an den König immer wieder hervorhob. So sehen wir in ihm einen der energischesten Gegner des unheilvollen Schritts, den die preußische Reactionspartei bei dem Könige durchsetzte, und viele Einzelheiten der damaligen inneren Kämpfe werden erst durch seine Aufzeichnungen bekannt. Das Erscheinen des dritten Bandes, welcher die letzten Jahre von Bunsen's diplomatischer Thätigkeit, dessen Uebersiedelung nach Deutschland und dortige Arbeiten zum Gegenstande hat, ist in der Vorrede schon für die nächste Zukunft verhießen und wird dieses verdienstvolle Werk abschließen.

Verantwortliche Redacteure: **Gustav Freytag** u. **Julius Eckardt.**
Verlag von **F. L. Herbig.** — Druck von **Hüthel & Legler** in Leipzig.

XXVIII. Jahrgang. II. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik und Literatur.

№ 35.

Ausgegeben am 27. August 1869.

Inhalt:

Ein preußischer Staatsmann des 17. Jahrhunderts . . . . Seite 321
Aus Deutsch-Oestreich 335
Die Lage in Galizien 340
Venedig und Triest 345
Politischer Monatsbericht 348

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.

Leipzig, 1869.

Friedrich Ludwig Herbig.

(Fr. Wilh. Grunow.)

Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern.

Ein preußiſcher Staatsmann des 17. Jahrhunderts.

Bernhard Erdmannsdörffer: Graf Georg Friedrich von Waldeck. Ein preußiſcher Staatsmann im ſiebzehnten Jahrhundert. Berlin, Georg Reimer 1869.

In Dr. Erdmannsdörffers Monographie über den Grafen Waldeck erhalten wir einen ſo werthvollen und bedeutenden Beitrag zur Geſchichte der Periode, während welcher die Heldenkraft des großen Kurfürſten unter fortwährendem Ringen den brandenburgiſch-preußiſchen Staat von neuem gründete und zugleich die Keime des deutſchen Staates der Zukunft legte, daß es uns um ſo mehr Pflicht ſcheint, den Reſultaten dieſer Arbeit nachzugehen, als der Stoff an ſich überraſchende Analogien mit Menſchen und Dingen der allerneueſten Tage darbietet. Nur kurze Zeit — von 1651 bis 58 — hat Georg Friedrich von Waldeck Brandenburg ſeine Dienſte gewidmet, aber in dieſen ſieben Jahren — das geht aus Erdmannsdörffers Darſtellung unzweifelhaft hervor — war er entſchieden der einflußreichſte unter den Rathgebern des Kurfürſten und zugleich derjenige unter den brandenburgiſchen Staatsmännern, der zuerſt mit klarem Bewußtſein in der Reichspolitik die Richtung zu finden und einzuſchlagen bemüht war, in deren allerdings oft und auf lange Zeiten unterbrochener Verfolgung der preußiſche Staat ſich zum deutſchen Staat herausarbeiten ſollte.

Die Periode unmittelbar nach dem dreißigjährigen Kriege war eine Zeit der maßloſeſten Verwirrung und des verwickelteſten Intriguenſpiels. Von einer traditionellen, eine nur annähernd ſichere Berechnung geſtattenden Politik wurden damals eigentlich nur das ſpaniſch-öſtreichiſche Haus und Frankreich geleitet. Der Gegenſatz zwiſchen dieſen beiden Mächten war gewiſſermaßen das Band, welches den Zuſammenhang zwiſchen der zweiten Häifte des ſiebzehnten und dem ſechszehnten Jahrhundert erkennen läßt. Aber welch' eine Fülle neuer Geſtaltungen gruppirte ſich um dieſen Gegenſatz und ſuchte Stellung zu demſelben zu nehmen! England, nachdem es in gewaltſamer Anſpannung aller Kräfte die Schwäche der erſten Stuartſchen Periode überwunden, fing unter Cromwell's energiſcher Leitung wieder an, ſich als eine

der Vormächte des Protestantismus zu fühlen; die Niederlande waren eine ganz neue, kräftig aufblühende, von lebhaftestem Selbständigkeitstriebe erfüllte Schöpfung, die alle Kraft und Klugheit aufzubieten hatte, um zwischen der offenen Feindschaft Spaniens, der freundschaftlichen Zudringlichkeit Frankreichs, der Eifersucht Englands ihre Unabhängigkeit zu behaupten; Schweden hatte in raschem Fluge eine Macht gewonnen, die es keineswegs als bloße Chimäre erscheinen ließ, wenn seine genialen Fürsten und Staatsmänner den Gedanken einer nordisch-protestantischen Universalmonarchie zu verwirklichen strebten — und inmitten dieser Gewaltigen das deutsche Reich im Zustande arger Zerrüttung und Auflösung. Die Fürsten hatten die erstrebte Libertät erreicht, die Entwickelung der Territorialpolitik hatte einen mächtigen Fortschritt gemacht. Aber einerseits die Bemühungen Oestreichs, die Lockerung des Reichsverbandes zu einer Steigerung der habsburgischen Hausmacht zu benutzen, die Libertät also grade gegen die Stände zu kehren, und andererseits das Streben Frankreichs, sich den Ständen als Beschützer der Libertät gegen die despotischen Entwürfe Oestreichs zu empfehlen und aufzudrängen, zeigten, daß die gewonnene Unabhängigkeit, die nicht bloß das Verhältniß der Glieder zu dem Haupte, sondern auch der Glieder unter einander gelockert hatte, fürs Erste ein Gut von sehr zweifelhaftem Werthe sei.

Dieser Zustand der deutschen Verhältnisse bildet recht eigentlich den Mittelpunkt der damaligen Weltpolitik. Deutschland war das Gebiet, auf dem die drei großen Mächte Frankreich, Oestreich, Schweden sich auszubreiten suchten; an den deutschen Höfen ließ die verschlagene Diplomatie aller großen Cabinete bald ihre feinsten Künste spielen, bald ihre brutalsten Drohungen vernehmen, um dem Rivalen den Rang abzulaufen. Dem Schwachen bot man großmüthig Schutz an, die Stärkeren suchte man zu Bündnissen selbstständigeren Charakters zu verlocken. Unter diesen Umständen, bei der allgemeinen Erschöpfnng in einer Zeit, in der selbst ein abenteuernder Freibeuter, der über 10,000 bis 20,000 Mann zu verfügen hatte, eine wenn nicht Furcht, doch Achtung gebietende Macht war, vermochten auch kleine Fürsten durch kluge Benutzung der Verhältnisse und durch eine kräftige Organisation ihrer Wehrkraft weitgreifende Bedeutung und maßgebenden Einfluß auf den Gang der europäischen Politik zu gewinnen. Der Einfluß der bis zur höchsten Virtuosität ausgebildeten Diplomatie war in weit höherem Grade als in der Gegenwart von der Macht der Staaten unabhängig, welche sie vertrat. Ein energischer Dynast, der es verstand, seine Bundesgenossenschaft geschickt zu verwerthen, konnte auch wohl den Gedanken fassen, auf eigene Hand Großmachtspolitik zu treiben.

Neben Oestreich nahm in Deutschland Brandenburg entschieden die bedeutendste, aber auch die am meisten beargwöhnte und bedrohte Stellung ein.

Nur durch unabläſſigen Trieb zum Handeln konnte der Staat ſeine Exiſtenz behaupten. Durch ſeine von dem Stammlande getrennten Oſtflügel aufs engſte mit dem Schickſal Polens verflochten, ſchwebte er in beſtändiger Gefahr, mit ſeinen rheiniſchen Beſitzungen bei den unaufhörlichen Conflicten zwiſchen Spanien und Frankreich in Mitleidenſchaft gezogen zu werden. Dieſe Gefahr war um ſo dringender, als die rheiniſchen Beſitzungen dem Kurfürſten keineswegs unbeſtritten waren, vielmehr ſein Miterbe, der Pfalzgraf von Pfalz-Neuburg nur auf die Gelegenheit lauerte, die geſammte Jülichſche Erbſchaftsmaſſe an ſich zu bringen, während andererſeits der Kurfürſt ſich als der allein berechtigte Geſammterbe betrachtete und nicht minder wie der Pfalzgraf entſchloſſen war, ſeine Anſprüche bis aufs Aeußerſte zu verfolgen. Und dieſe an ſich ſchon höchſt wichtigen Händel verſchärften ſich durch den Einfluß, den grade die rheiniſchen Beſitzungen des Kurfürſten auf die deutſche wie auf die allgemeine Politik Brandenburgs ausübten. Der bis in die letzten Details eingehende Nachweis dieſes Einfluſſes iſt nun eines der weſentlichſten Verdienſte des obengenannten Buches. Es treten hier mit aller Beſtimmtheit die weitgreifenden Beſtrebungen zu Tage, durch deren Verfolgung ſich Brandenburg-Preußen über den Rang eines Reichsſtandes zu der Höhe des deutſchen Staates par excellence erhoben hat, die Beſtrebungen, die, nach längerer Unterbrechung von dem großen Friedrich wieder aufgenommen, in der Gegenwart einen vorläufigen Abſchluß gefunden haben. Damals ſcheiterte ihre Verwirklichung. Preußen mußte, bevor es ſeine deutſche Aufgabe mit entſcheidendem Erfolge löſen konnte, ſich erſt die Macht und den Einfluß einer europäiſchen Poſition erringen: es mußte durch die Größe ſeiner Weltſtellung alle Nebenbuhler im Reiche in Schatten ſtellen, ehe es den Kampf um den höchſten Preis beginnen konnte. Daß aber gleichzeitig mit dem Ringen um dieſe europäiſche Stellung der eben erſt aus der Noth des dreißigjährigen Kriegs gerettete Staat die deutſchen Tendenzen zur Geltung zu bringen auch nur verſuchen konnte, zeigte, wie tief dieſelben in ſeiner Natur begründet lagen.

Indem uns Erdmannsdörffer die Geſchichte dieſer Beſtrebungen, auf die preußiſchen Archive und beſonders auf das Archiv von Arolſen geſtützt*), in ihren verſchlungenen Fäden darlegt, knüpft er die Gegenwart an eine fernliegende Vergangenheit an und füllt nicht nur eine weſentliche Lücke in unſerer Kenntniß der deutſchen Politik Preußens aus, ſondern ſtellt auch die energiſche Thätigkeit und die Verdienſte des Staatsmannes, den wir als den vorzüglichſten Träger dieſer Ideen im ſiebenzehnten Jahrhunderte anzuſehen

*) Als beſonders intereſſant heben wir Waldeck's Correſpondenz mit ſeinem niederländiſchen Freunde Sommelsdyck hervor.

haben, in das gebührende Licht. Unſere Kenntniß der an dem Werke des großen Kurfürſten mitwirkenden Perſönlichkeiten, der „vermittelnden und ſo zu ſagen erläuternden Nebenfiguren“ iſt, wie der Verfaſſer mit Recht hervorhebt, bisher ſehr dürftig, ſo daß der Fürſt ſelbſt in Folge dieſes Mangels „in eine für lebendiges Ergreifen und Verſtehen ungünſtige Ferne, in die Ferne einer halbmythiſchen Figur gerückt wird.“

Es iſt erſichtlich, daß durch die richtige Schätzung deſſen, was die einzelnen mitwirkenden Staatsmänner erſtrebt und geleiſtet haben, die Bedeutung des großen Kurfürſten nicht gemindert wird. Seine Politik wird, je mehr es gelingt, den Antheil abzuſchätzen, den die einzelnen Individuen ſeiner Umgebung an der Leitung der Angelegenheiten genommen haben, nur um ſo ſchärfer motivirt. In der brandenburgiſch-preußiſchen Politik treten während der langen und thatenreichen Regierung des großen Fürſten ſehr verſchiedene Richtungen hervor. Wenige Fürſten haben ſo oft wie er die Stellung, oder wie wir lieber ſagen wollen, die Front gewechſelt, keineswegs aus Laune, oder etwa gar aus Neigung zu einer zweideutigen, myſteriöſen Politik, ſondern weil der Drang der Umſtände ihm Schnelligkeit und Entſchloſſenheit im Wechſeln ſeiner Haltung zur Exiſtenzbedingung machte, weil der Herrſcher eines Mittelſtaats, der ſeiner Lage nach mit allen Großmächten in den unmittelbarſten Beziehungen ſtand und unausgeſetzt bald von ihrer Feindſchaft, bald von ihrer ſtets ſehr eigennützigen Freundſchaft bedroht ward, aufs ſorgfältigſte nach der Windrichtung und der gerade herrſchenden Strömung ausſchauen mußte, um ſein Fahrzeug über Waſſer zu halten. Aber andererſeits waren dieſe mannichfaltigen Parteiſtellungen doch auch nicht bloß Reſultat eines äußeren Zwanges oder bloß Auskunftmittel, um dringenden Verlegenheiten zu entgehen; vielmehr lag jedem Parteiwechſel eine poſitive Idee zu Grunde, die ihre eifrigen und conſequenten Vertreter im Cabinete des Fürſten hatte, und während ſie dem Einen als ein vielleicht unvermeidliches Abweichen von der richtigen Linie erſchien, dem Andern als das wahre Ideal der brandenburgiſchen Politik galt. Ohne Zweifel hatte jede dieſer Richtungen ihre relative Berechtigung. Das politiſche Genie des Kurfürſten zeigte ſich nun aber eben gerade darin, daß er von den Richtungen, die unaufhörlich in ſeinem Cabinet gegen einander rangen, in der Regel derjenigen den Vorzug gab, die in einem gegebenen Augenblicke am meiſten den Anforderungen der Sicherheit entſprach, und unter den in Rechnung zu ziehenden Verhältniſſen wenigſtens nach einer Richtung hin mit größter Wahrſcheinlichkeit geſteigerte Machtentwickelung in Ausſicht ſtellte. Den Anforderungen der Sicherheit und Macht mußten ſich alle anderen Rückſichten unterordnen, denn ſie bildeten die Grundlagen, von denen aus die höheren,

ſo zu ſagen idealen Ziele ſeiner Politik ins Auge zu faſſen und zu verfolgen waren.

Das idealſte Ziel ſeiner Politik, die Neugeſtaltung Deutſchlands, bis ans Ende ſeiner thatenreichen Laufbahn zu verfolgen, war dem Kurfürſten nicht vergönnt. Grade die Größe der Verhältniſſe und des Schauplatzes, auf dem der Kurfürſt die Macht ſeines neu begründeten Staates bethätigen und durch kraftvolle Führung ſein hohes Streben gewiſſermaßen rechtfertigen mußte, hinderten ihn, in dem Fahrwaſſer zu beharren, in das er mit Waldeck's Hilfe den Staat gelenkt hatte. Waldeck's Verwaltung erſcheint demnach als eine Epiſode, aber als eine Epiſode, in der das eigenſte Weſen des Staates aufs klarſte hervortritt. Der Graf leitet die deutſche Politik der preußiſch-brandenburgiſchen Monarchie in einem Augenblick, wo dieſe Monarchie vor der Aufgabe ſtand, ihre zerſplitterten Theile zu einem feſtgeſchloſſenen Ganzen zu vereinigen; ſeine Beſtrebungen bezeichnen die Richtung, in der die Politik des Staates ſich zu bewegen hatte, um ihre höchſte, die nationale Aufgabe zu erfüllen.

Ueber die Motive, ſeine unabhängige Dynaſtenſtellung mit dem Dienſt des Kurfürſten zu vertauſchen, ſpricht Waldeck ſelbſt ſich aus: „Meine Natur treibt mich zu großen Actionen und zu Unternehmungen, wobei Ehre zu gewinnen iſt; ich habe ein Bedürfniß nach großen Wagniſſen, und da ich mich in dem Alter befand, wo man handeln muß (er war am 31. Januar 1620 geboren), ſo glaubte ich den Aufforderungen eines ſo hochgeſtellten Fürſten mich nicht entziehen zu dürfen.“ Es war alſo zunächſt die Thatenluſt, der Drang, in großen Verhältniſſen ſeine Kraft zu verwerthen, was ihn zur Annahme der ihm vom Kurfürſten gebotenen Anträge bewog; zugleich aber auch eine Parteinahme für das damals nach Wilhelm's II. Tode hart bedrängte Haus Oranien, welches mit dem Kurfürſten durch die engſten Bande der Verwandtſchaft und des gemeinſamen Intereſſes verknüpft war, wie andererſeits der Kurfürſt keinen erbitterteren Feind hatte als die holländiſchen Herren Stände, die eben jetzt darauf bedacht waren, die Statthalterſchaft der Oranier für immer abzuſchaffen und die ſtändiſche Oligarchie von allen Schranken zu befreien. Dieſe Stellung zur oraniſchen Partei trug mit dazu bei, ihn zur Annahme jenes Rufes zu beſtimmen.

Die dem Grafen zugedachte Aufgabe war zunächſt eine kriegeriſche; der Kurfürſt wollte ſein bereits bewährtes Führertalent in dem Kriege, welchen er gegen den Pfalzgrafen unternommen hatte, benutzen. Sehr bald aber zeigte ſich, daß der Kampf ausſichtslos war, und daß es weniger darauf ankommen werde, ihn glücklich durchzufechten, als ohne Schaden zu beendigen. Die Niederlande, auf deren Beiſtand man gerechnet hatte, waren dem Kurfürſten nichts weniger als freundlich geſinnt; der abenteuernde Herzog von

Lothringen sandte dem Pfalzgrafen Hilfe. So mußte denn Waldeck, noch ehe er den Degen gezogen hatte, die Rolle des Generals mit der des Diplomaten vertauschen, in der er sich mit vollkommener Sicherheit und Leichtigkeit bewegte. Ein Versuch, die Händel durch eine persönliche Zusammenkunft des Kurfürsten mit dem alten Pfalzgrafen Wolfgang Wilhelm auszugleichen, scheiterte vornehmlich an der Kriegslust der jüngeren Elemente des Düsseldorfer Hofes, an deren Spitze der leidenschaftliche und ehrgeizige Sohn des Herzogs, Philipp Wilhelm, stand, gewährte aber doch den großen Vortheil, den Kurfürsten als den versöhnlichen Theil, den Pfalzgrafen dagegen als das einzige Hinderniß der Wiederherstellung friedlicher Verhältnisse erscheinen zu lassen; also die erste Probe in der großen Kunst, den Gegner ins Unrecht zu setzen, die der Kurfürst hier ablegte, und in der er von Waldeck trefflich unterstützt wurde. Beigelegt wurde der Zwist vorläufig durch die Vermittelung des Kaisers, die der Kurfürst jetzt ebenso eifrig nachsuchte, als er Anfangs bemüht gewesen war, sie fern zu halten. Das Unternehmen des Kurfürsten war völlig gescheitert; noch reichten die Kräfte zu Größerem nicht aus. Aber ein glänzender Rückzug nach allzukühnem Wagniß hat oft das moralische Gewicht eines Sieges. Friedrich Wilhelm hatte eine hochstrebende Kühnheit gezeigt, die ihn über den Rang eines Reichsstandes emporhob, die zum Untergang oder zur Größe führen mußte. Daß er ohne Verlust aus derselben hervorging, durfte zum Beharren auf dem eingeschlagenen Wege ermuthigen.

Zunächst aber mußten alle größeren kriegerischen Entwürfe aufgegeben werden. Wollte Waldeck im Dienst des Kurfürsten bleiben, so mußte er sich entschließen, statt der ursprünglich ihm zugedachten militärischen Stellung die eines Mitgliedes im geheimen Rathe anzunehmen. Der Graf ging darauf ein. Daß er in der neuen Laufbahn auf mannichfache Hemmnisse stoßen werde, ehe er freies Feld des Wirkens gewinnen könne, verhehlte er sich nicht. Aber Kampf und Arbeit war sein Element und die Aussicht darauf schreckte ihn nicht ab, sie lockte ihn vielmehr.

Die erste Schwierigkeit, die Waldeck zu überwinden hatte, war der Widerwille der alten Räthe des Kurfürsten gegen den Neuling, von dem man wohl wußte, daß er sich mit Entwürfen trug, die mit der bisher befolgten Verwaltungspraxis nicht zu vereinigen waren. Indessen war doch die Nothwendigkeit allseitiger Reformen in dem völlig zerrütteten Staats- und Finanzwesen zu einleuchtend, als daß nicht das patriotische Interesse bei den nach Burgsdorfs Entfernung bedeutendsten Räthen, wie Blumenthal, Schwerin, Tornow zunächst den Sieg über persönliche Antipathie hätte davon tragen sollen. Man verständigte sich, bei aller Meinungsverschiedenheit im Einzelnen, doch über die Grundzüge der Reform so weit, daß ein Zusam-

menwirken mit Waldeck möglich wurde. Die kräftige Reorganisation der obersten Verwaltung war verhältnißmäßig leicht. Es kam hier nur darauf an, alle Fäden im Cabinet des Kurfürsten zu concentriren und an die Stelle des alten schwerfälligen und zersplitterten Mechanismus das persönliche Regiment des Herrschers zu setzen. Ein ehrgeiziger Staatsmann gewöhnlichen Schlages würde andere Mittel ergriffen haben, um seinen eigenen Einfluß zu sichern. Waldeck erkannte mit sicherem Tacte, daß ein Mann von der Geistes- und Charaktergröße des Kurfürsten sich wohl berathen, nicht aber beherrschen lasse. Den Kurfürsten von den Geschäften fern zu halten, wäre vergebliches Bemühen gewesen. Für ein Coulissenregiment war an diesem Hofe kein Platz, der Kurfürst wollte regieren, und ein Minister, der zu seiner eigenen Einsicht Vertrauen hatte, konnte nichts Besseres thun, als alle Hindernisse, die dem Fürsten das Regieren erschwerten, aus dem Wege zu räumen.

Nachdem so Waldeck's persönliche Verhältnisse, wenigstens vorläufig, im Ganzen befriedigend geordnet waren, trat er dem schwierigsten Theil seiner Aufgabe, der Neugestaltung der Verwaltung durch alle Kreise des Beamtenthums und der Verbesserung des arg zerrütteten Finanzwesens näher. Welcher Art seiner Entwürfe waren, müssen wir hier übergehen, wie wir auch auf die trefflichen Bemerkungen des Verfassers über das preußische Beamtenthum hier nicht eingehen können; es genügt hier zu bemerken, daß Waldeck's Bestrebungen scheiterten. Die Reorganisation der Verwaltung hatte den Entscheidungskampf mit den Ständen zur Voraussetzung. Diesen aber in allen Theilen des Staates aufzunehmen, war noch nicht an der Zeit, die Beseitigung der ständischen Libertät, die Gründung der landesherrlichen Souveränetät auf festen Grundlagen blieb einer Periode vorbehalten, in der Waldeck den Dienst des Kurfürsten bereits verlassen hatte.

Vor Allem kam es dem Kurfürsten, wie auch dem Grafen darauf an, die zur Vermehrung des Heeresstandes unerläßlichen Steuern aufzubringen; aber grade diesen Wünschen zeigten sich die märkischen Stände sehr abhold, und auch die Staatsmänner der alten Schule, wie der treffliche Schwerin, wollte von Großmachtspolitik Nichts wissen. Während Waldeck auf eine Steigerung der Einnahmen dringt, verlangt Schwerin Verminderung der Ausgaben, die er vor Allem durch eine Verkürzung des Etats für die auswärtigen Angelegenheiten zu erzielen wünschte. Aber gerade in diesem Punkt war Waldeck am wenigsten geneigt nachzugeben, da er bei seinen großen Entwürfen auf eine reichliche Ausstattung des diplomatischen Ressorts das allergrößte Gewicht legte. Die beiden Richtungen, die abwechselnd Preußens Geschichte beherrscht haben, stoßen gleich hier so scharf wie möglich auf einander, der Geist bescheidener Selbstbeschränkung, der noch in unserer Zeit es als seine Aufgabe ansah, Preußen den Großmachtskitzel auszutreiben,

und der Geiſt muthigen Vorwärtsſtrebens auf ein Ziel, das, je kräftiger ſich die Macht des Staates entfaltete, um ſo klarer und deutlicher ſichtbar wurde.

Zunächſt war Waldeck der einzige Vertreter der vorwärtsſtrebenden deutſchen Politik im Cabinet des Kurfürſten, und wie die Verhältniſſe einmal lagen, mußte er ſich vorläufig noch mit der Rolle des aufmerkſamen Zuſchauers begnügen und ſeinem Antipoden Blumenthal die Leitung der Reichsangelegenheiten überlaſſen. Blumenthal ſah das Heil des Staates in dem Anſchluß an Oeſtreich. Und ohne Zweifel, einem Staatsmann, dem es ausſchließlich darauf ankam, die Exiſtenz des Staates ſicher zu ſtellen, mußte ſich das Zuſammengehen mit Oeſtreich als die geeignetſte Politik empfehlen: wie auch in neuerer Zeit der Anſchluß an die öſtreichiſche Politik die Integrität des Staatsgebietes beſſer als irgend ein anderes Syſtem gewährleiſtete. Aber ein höheres Ziel konnte ſich dieſe Staatskunſt im 19. ſo wenig wie im 17. Jahrhundert ſtecken. Für den Augenblick zwang den Kurfürſten die Iſolirung, in der er ſich befand, Blumenthals Rath zu folgen und die Annäherung an den Kaiſer zu ſuchen. Denn es war für Brandenburg von äußerſter Wichtigkeit, daß Schweden, welches offen nach der leitenden Rolle in Norddeutſchland ſtrebte, und daher der natürliche Nebenbuhler der in der Bildung begriffenen preußiſch-brandenburgiſchen Macht war, genöthigt würde, gemäß den Beſtimmungen des weſtphäliſchen Friedens ſchleunigſt Hinterpommern zu räumen, in deſſen Beſitznahme es den Kurfürſten noch immer zu hindern ſuchte. Da nun aber allein der Kaiſer im Stande war, auf Schweden einen wirkſamen Druck auszuüben, ſo blieb dem Kurfürſten Nichts übrig, als gegen Waldeck's Rath ſich zum Kurfürſtencongreß nach Prag zu begeben. Damit ſchloß er ſich der dem Kaiſer ergebenen Kurfürſtenpartei an, zum großen Verdruß der Fürſtenpartei, die auf ihn gerechnet, aber Nichts gethan hatte, um ihn durch kräftige Unterſtützung in ſeinen Händeln mit Schweden auf ihre Seite zu ziehen. In der That erreichte auch Friedrich Wilhelm auf dieſem Wege das nächſte Ziel ſeiner Beſtrebungen: Schweden räumte Hinterpommern, um an dem bevorſtehenden Regensburger Reichstage theilnehmen zu können, und die Belehnung mit ſeinen Reichslanden zu erlangen. Als Preis mußte der Kurfürſt der Wahl des jungen Erzherzogs Ferdinand zum römiſchen Könige beiſtimmen, was durchaus nicht im Sinne Waldeck's, aber ein unvermeidliches Opfer war.

Im Verlaufe des berühmten, am 21. Juni 1653 eröffnete Regensburger Reichstags iſt uns hier ein Punkt vor Allem von Intereſſe: der Bruch mit der im Allgemeinen auf Seiten des Kaiſers ſtehenden Kurfürſtenpartei und der Anſchluß an die oppoſitionelle Fürſtenpartei, die Wendung alſo, die Waldeck anſtrebte.

Der kaiſerliche Hof trug ſich mit großartigen Reſtaurationsgedanken: er ſuchte die durch den weſtphäliſchen Frieden herbeigeführte Lockerung des Reichsverbandes zur Wiederaufrichtung der habsburgiſchen Herrſchaft über das Reich zu benutzen. Durch die Aufnahme einer Anzahl böhmiſcher Adeliger in das Fürſtencollegium hoffte er, in dieſem der kaiſerlichen Partei ein entſchiedenes Uebergewicht zu ſichern. Um über die Finanzmittel des Reichs die Verfügung zu erhalten, verlangte er, daß bei Geldbewilligungen auch die verneinenden Stimmen durch die bejahende Majorität gebunden ſein ſollten: ein ſcheinbar durchaus billiges Verlangen, welches jedoch den Verhältniſſen in keiner Weiſe entſprach, da das Reich jeder Einwirkung auf die Verwendung der bewilligten Gelder entbehrte, und man alſo mit Sicherheit darauf rechnen konnte, daß alle Geldſummen, die nach Wien gingen, den Territorien, in denen ſich alle wirklich productive Kraft der Nation geſammelt hatte, entzogen werden würden, nur um dem habsburgiſchen Hausintereſſe zu dienen, und zum Theil wohl gar zur Corruption der Reichstagsgeſandten verwendet zu werden. Die fürſtliche Oppoſition hiergegen war alſo ebenſo berechtigt, wie die Klage über die mangelnde Parität im Kurfürſtencollegium. Man ſtand einem Syſtem gegenüber, welches mit Hilfe der Verfaſſung die abſolute Herrſchaft des Erzhauſes begründen und zugleich den Proteſtantismus nach Möglichkeit ſchädigen und beſchränken wollte. Da nun zugleich die beſonderen Wünſche Brandenburgs, wie Blumenthal ſelbſt zugeſtehen mußte, nicht die mindeſte Berückſichtigung von Seiten des Kaiſers fanden, ſo faßte der Kurfürſt den raſchen Entſchluß, mit der bisherigen Politik zu brechen und der Oppoſition ſich anzunähern: ein Entſchluß, durch den die Lage der Dinge völlig geändert wurde. Der Umſchlag war die unmittelbare Folge einer Unterredung des Kurfürſten mit den Grafen Waldeck. Kaum war der Rathſchluß gefaßt, ſo ergingen auch, außer den Inſtructionen an die Geſandten, Schreiben an den Kaiſer, das Kurfürſtencollegium und den Kurfürſten von Sachſen, in dem dieſe aufgefordert wurden, ſich den billigen Forderungen der Fürſtenpartei, ſo weit dieſelben in dem Friedensinſtrument begründet und den berechtigten Intereſſen des Kurfürſtencollegs nicht zuwider ſeien, zu fügen, namentlich in Beziehung auf die Steuerfragen und die Parität.

Von dieſen Augenblick an konnte Waldeck als leitender Miniſter gelten, ſein Sieg über Blumenthal war entſchieden, und mit ihm nimmt die brandenburgiſche Politik den gewaltigen Aufſchwung, der dem Staate während der ganzen Dauer der Regierung des Kurfürſten ſeinen Platz in Mitten der großen Bewegungen anweiſt, die den Welttheil erſchütterten.

Die Schwierigkeit der Wendung lag nun vor Allem darin, daß der Kurfürſt nicht daran denken konnte, ohne Weiteres für alle Forderungen der

Fürſtenpartei einzutreten, daß er vielmehr eine mittlere Stellung zwiſchen dieſer und der Kurfürſtenpartei ſuchen mußte. Auf die Forderung, wonach Kurfürſten und Fürſten auf dem Deputationstage nur ein Collegium mit gleicher Stimmberechtigung aller Mitglieder bilden ſollten, konnte man nicht eingehen, ohne die bevorrechtete Stellung der Kurfürſten aufzuheben. Das war ebenſo gegen des Kurfürſten wie gegen Waldeck's Meinung. Die Vorrechte, welche durch die Reichsgeſetze von der Goldenen Bulle an feſtgeſtellt wurden (ſo ſpricht ſich der Kurfürſt in einer an Blumenthal gerichteten Inſtruction aus), ſind unantaſtbar; die Vorrechte dagegen, welche die Kurfürſten nur in Kraft und Conſequenz der Hauptprivilegien beſitzen, ſind disputabel. Eine Reihe dieſer Privilegien gibt der Kurfürſt ohne Weiteres preis, namentlich das Vorrecht, daß die ſonſt durchgeführte Parität bei dem Kurfürſtencolleg nicht gefordert wird. Ueber dieſen letzten Punkt (und mit vollem Rechte ſieht Erdmannsdörffer darin einen wichtigen, principiellen Sieg der Oppoſition) kam ein, wenn auch nicht definitiver, doch vorläufiger Ausgleich dahin zu Stande, daß bei dem nächſten Deputationstage die drei evangeliſchen Kurfürſten vier Stimmen führen ſollten; die radicale Löſung durch Gründung einer neuen evangeliſchen Kur hatte ſich nicht durchſetzen laſſen.

Nicht minder bedeutend war der Erfolg der Oppoſition in der Reichsſteuerfrage, über deren Wichtigkeit ſich Waldeck in einem Briefe an Sommelsdyk ſchneidend klar ausläßt, wenn er als das ganze Geheimniß der Abwehr gegen die habsburgiſche Politik bezeichnet: garder la direction des armes et tenir la bourse hors des mains de l'empereur. Zum verfaſſungsmäßigen Abſchluß dieſer Angelegenheit, wie ihn Waldeck durch Einführung einer ſtändiſchen Controle über die bewilligten Römermonate zu erreichen wünſchte, gelangte man allerdings auch hier nicht. Aber man hinderte doch den Kaiſer, ſeine Abſicht in Betreff der bindenden Beſchlüſſe der Reichsmajorität durchzuſetzen. Und damit war denn doch viel gewonnen. Es war der Hauptangriff der öſtreichiſchen Partei abgewehrt: freilich nur ein negatives Reſultat; aber konnte man denn überhaupt darauf rechnen, vom Dornbuſch Trauben zu gewinnen? war die Reichsverfaſſung, in der veraltete, abgelebte Inſtitutionen unvermittelt neben den kräftig emporſtrebenden Territorialgewalten lagen, einer die nationalen Bedürfniſſe befriedigenden Reform fähig? So wenig, wie in den ſechziger Jahren unſeres Jahrhunderts der Bundestag. Die Reichsverfaſſung mochte als äußeres Band fortbeſtehen: eine Regeneration des Vaterlandes ließ ſich nur durch Anknüpfung an die lebenskräftige Fürſtengewalt erzielen. Ohne Rückſicht auf die beſtehende Verfaſſung, ja im Gegenſatz zu ihr durch Vereinigung zunächſt der norddeutſchen Territorien unter Brandenburgs Leitung den Grund zu einem neuen entwickelungsfähigen Organismus zu legen, das war die Aufgabe, die ſich

Waldeck jetzt stellte. Hohenzollern gegen Habsburg, das war der wahre Gegensatz, den man mit dem scharfblickenden Instinkt des Hasses schon seit einem Jahrhundert in Wien geahnt hatte, der in jeder bedeutenden Entwickelungsepoche des norddeutschen Staates schärfer und schärfer hervortrat, um den die Geschicke Deutschlands sich zu drehen begannen.

Auch in den meisten anderen Punkten, wie z. B. in Betreff der Forderung einer paritätischen Besetzung des Reichshofraths wurde ein positiver Erfolg nicht erzielt. Die Verhandlungen mußten unfruchtbar bleiben, weil die Gegensätze innerhalb der Verfassung unlösbar waren. Waldeck wagte den Versuch, die oppositionellen Elemente außerhalb des Reichstags zu einheitlichem Wirken zusammenzufassen, dem Hause Habsburg eine Fürstenunion unter der Leitung Brandenburgs entgegenzusetzen. Die Geschichte dieser Unionspolitik gehört zu den bedeutendsten Stücken des Erdmannsdörfferschen Buchs. Ist es auch unmöglich, in der Kürze die meisterhafte Darstellung der überaus verwickelten Verhältnisse, aus denen sich die Unionspolitik herausgearbeitet hat, durch alle Einzelheiten zu verfolgen, so können wir doch die Hauptpunkte bezeichnen, an welche der Kurfürst und Waldeck anknüpften, um den Gefahren der Lage nicht durch matte Vertheidigung auszuweichen, sondern durch eine kühne, entschlossene, vorwärts drängende und schöpferische Politik zu begegnen.

Von den spanischen Niederlanden wurde die Sicherheit der brandenburgischen Besitzungen am Rhein, wie die aller westlichen Reichslande durch den Herzog von Lothringen, den spanischen Parteigänger, bedroht, der in dem Maße dreister auftrat, je schimpflicher sich die Schwäche des Reiches documentirte. In Norddeutschland strebte Schweden und, wie das Hildesheimer Bündniß beweist, nicht ohne Erfolg nach der Rolle der leitenden Macht. Gegen den spanischen Freibeuter mußte Brandenburg offen Front machen. Mit Schweden, das dem Lothringer auch ohne förmliches Bündniß aufs Beste in die Hand arbeitete, ward ein äußerlich gutes Einvernehmen gepflegt, ein Gebot der Klugheit, obgleich gerade die nordische Großmacht das Wachsen des brandenburgischen Einflusses in Norddeutschland mit der argwöhnischsten Aufmerksamkeit überwachte. Dazu kam der unruhige Ehrgeiz des Pfalzgrafen von Neuburg, der durch eine Art von Staatsstreich den westphälischen Kreis dem unbedingtesten Einfluß der katholischen Stände unterworfen hatte, und der, während er selbst mit dem Lothringer und Spanier conspirirte, durch Köln mit den niederländischen Staaten Verbindung anzuknüpfen suchte.

In dieser gefährlichen Isolirung forderte der Kurfürst im December 1653, also noch während des Reichstags, von den Mitgliedern des Geheimrathscollegs ein Gutachten, ob in der gegenwärtigen Lage der Abschluß engerer Alliancen rathsam sei? Dieser Aufforderung kommt Waldeck in einem im Arolsener Archiv aufbewahrten merkwürdigen Memorial nach, in welchem er

ſeine Anſichten mit dem Feuer der Begeiſterung und der Kraft wohlbegründeter Ueberzeugung darlegt. Nachdem die verfaſſungsmäßigen Organe des Reichs und die beſtehenden Inſtitutionen, Reichstag, Kreisordnung, Kurfürſten- und Fürſtenverein, Erbverbrüderungen, Rechtshöfe einer vernichtenden Kritik unterworfen worden ſind und ihre Untauglichkeit zur Sicherung des Reichs gegen das Ausland, wie zur Garantie der einzelnen Stände gegen die despotiſchen Gelüſte des Wiener Hofes nachgewieſen iſt, kommt der Graf zu dem Schluß, daß allein eine Verbindung Brandenburgs zunächſt mit den norddeutſchen Ständen, die ſich nach und nach auch über Süddeutſchland ausdehnen könne, den Staaten hinreichenden Schutz zu gewähren vermöge. Waldeck faßt zunächſt die proteſtantiſchen Stände ins Auge. Aber in dem Weſen ſeines Entwurfes, der auf ein rein politiſches Bündniß abzielte, lag durchaus Nichts, was den Zutritt katholiſcher Fürſten unmöglich gemacht hätte, wie denn auch Kur-Köln zu denjenigen Ständen gehörte, die in erſter Linie für den Bund in Ausſicht genommen wurden. Von einem ſolchen Bündniß erwartet Waldeck nicht bloß augenblickliche Hilfe, ſondern er hofft auch (und dieſe Hoffnung beruht beſonders auf der notoriſchen Schlaffheit und Unentſchloſſenheit Sachſens), „daß der Kurfürſt unzweifelhaft für das Haupt der anderen Bundesgenoſſen erkannt, erklärt und beſtändig gemacht werde“ — ein Poſtulat, das um ſo kühner war, da ja auch das mächtige Schweden für Pommern, Bremen und Verden an dem Bunde Theil nehmen ſollte.

Vor Allem kam es darauf an, die braunſchweigiſchen Höfe zu gewinnen, deren Bündniß der Kurfürſt ſchon früher geſucht hatte, die ihm aber durch ihren Eintritt in den Hildesheimer Bund entfremdet waren. In der That zeigen ſich die Braunſchweiger, unter dem friſchen Eindruck der eben vollzogenen brandenburgiſchen Schwenkung in der Reichspolitik, nicht abgeneigt, in nähere Beziehungen zu dem Kurfürſten zu treten und namentlich für ſeine Aufnahme in den Hildesheimer Bund zu wirken, um dadurch Schwedens gefährliches Uebergewicht zu neutraliſiren. Gleichzeitig wurde Kur-Köln durch die Sendung von Hilfstruppen gegen den Lothringer in dem Grade für die brandenburgiſche Politik gewonnen, daß jeder Gefahr, die aus einem Bündniß Kölns mit den Niederlanden hervorgehen konnte, die Spitze abgebrochen war; daher denn auch der Kurfürſt dies Bündniß, welches ihm den Weg zur Verſtändigung mit den Staaten eröffnen ſollte, eifrig beförderte. Die unerwartete und in ihren Motiven noch nicht völlig aufgeklärte Gefangennehmung des Lothringers durch die Spanier war inſofern für Brandenburg nicht erwünſcht, als mit der Beſeitigung einer der dringendſten Gefahren der Eifer ſeiner neuen Verbündeten etwas abgekühlt wurde. Nichtsdeſtoweniger blieben die Verhältniſſe ſo drohend, daß die weiteren Verhandlungen ihren guten Fortgang hatten und günſtige Ergebniſſe verſprachen.

Nur gegen ein Separatbündniß mit Brandenburg, zu dem natürlich allen anderen Ständen der Zutritt offen zu laſſen wäre, ſperrten ſich die Braunſchweiger; ſie wollten, daß alle Alliancebeſtrebungen ſich innerhalb der Kreisverfaſſung bewegten, daß man den weſtphäliſchen und den ſächſiſchen Kreis kräftig organiſire und dann eine Verbindung zwiſchen dieſen beiden Kreiſen herzuſtellen ſuche. Für wie wenig entwickelungsfähig Waldeck aber die beſtehenden Reichsinſtitutionen hielt, haben wir ſchon geſehen. Man mochte an dieſelben immerhin anknüpfen. Das wahre Ziel ſeiner Politik war aber auf Separatbündniſſe gerichtet, die (wie Erdmannsdörffer beſonders in dem letzten, Waldecks Beſtrebungen mit Friedrichs des Großen Unionspolitik ſcharfſinnig vergleichenden Schlußabſchnitt des fünften Kapitels ausführt) allmälig zu einer feſten Union unter Brandenburgs Leitung zuſammenwachſen ſollten. Daß dies der letzte Gedanke der brandenburgiſchen Politik ſei, ahnte man, trotz Waldecks überaus vorſichtiger Zurückhaltung, an den welfiſchen Höfen wohl, und daher auch das Sträuben gegen eine Maßregel, von der man fürchtete, daß ſie Brandenburg den Weg zu einer gebietenden Stellung in Norddeutſchland bahnen würde. Nach langen Verhandlungen gelingt es endlich auf den Conferenzen zu Goslar im Juni 1654, durch die Drohung mit einer brandenburgiſch-franzöſiſch-ſchwediſchen Alliance die Sprödigkeit der Braunſchweiger zu überwinden und ſie zu einer jedoch nur für die Reichslande des Kurfürſten geltenden und auch die Jülichſchen Händel ausnehmenden Alliance zu bewegen, der auch Kur-Köln bald darauf beitritt.

Welche Ausſichten eröffnete unter dieſen Umſtänden der am 9. Juli 1654 erfolgte Tod des jungen Königs Ferdinand! Jetzt war der Augenblick gekommen, den Kampf gegen Habsburg aufzunehmen. Man einigte ſich mit Köln leicht dahin, daß die Königswahl in der Schwebe gehalten und daß die Verbündeten nur nach vorhergegangener Verſtändigung in dieſer Angelegenheit vorgehen ſollten. Wie die Sachen lagen, konnte Waldeck ſich der Hoffnung hingeben, die Wahl auf den Kurfürſten von Baiern zu lenken und damit zu einer völligen Neugeſtaltung der Reichsverhältniſſe den Anſtoß zu geben, als der lang erwartete Ausbruch des großen Krieges zwiſchen Schweden und Polen die Thätigkeit des Kurfürſten auf einen neuen Schauplatz rief und ihn nöthigte, alle ſeine Kräfte zuſammenzuraffen, um allen Erforderniſſen der Situation gerecht zu ſein. Ein falſcher Schritt, eine Uebereilung konnte mit dem Verluſt der öſtlichen Beſitzungen gebüßt werden. Durch kluge, dem Gange der Ereigniſſe ſich anſchmiegende, die militäriſchen Kräfte des Staates geſchickt verwerthende Politik konnte der Kurfürſt hoffen, Preußen von der polniſchen Lehnshoheit zu befreien. Es ſtand Großes auf dem Spiele, aber es war auch Großes zu gewinnen: der unberechenbare Vortheil einer ſouveränen Stellung. Der Kurfürſt hat die Souveränetät

errungen und damit die Doppelstellung gewonnen, die für Preußens weitere Entwickelung und die Geschicke Deutschlands von maßgebender Bedeutung geworden ist.

Der äußerst verschlungene und wechselvolle Verlauf des großen Kampfes, in dem der kräftig aufstrebende Staat seine erste glückliche Probe auf dem Schauplatz der europäischen Politik ablegte, ist bekannt. Nur soviel sei bemerkt, daß auch in dieser entscheidenden Krise Waldeck's rastlose Thätigkeit dem Kurfürsten die ersprießlichsten Dienste leistete, wie von Erdmannsdörfer bis ins Einzelne nachgewiesen wird. Leider sollte in diesem Kampfe Waldecks Laufbahn als brandenburgischer Minister ihren Abschluß finden. Er verlor, wie es von dem Träger eines so scharf ausgebildeten politischen Systems nicht anders zu erwarten war, niemals die vor dem Kriege angeknüpften Beziehungen aus dem Auge; die Erfolge im Osten für die Reichspolitik zu verwerthen, die Union weiter zu entwickeln, Habsburg bis aufs Aeußerste zu bekämpfen, das blieb ihm die höchste Aufgabe des brandenburgisch-preußischen Staats. Daher war er denn auch der eifrigste Beförderer des schwedischen Bündnisses, um so energischer, je schärfer der Gegensatz zwischen Schweden und Oestreich hervortrat. Gleich im Beginn der Verwickelungen suchte er Schweden für ein enges Bündniß zu gewinnen, welches die nordischen und die deutschen Angelegenheiten zugleich umfaßte, welches also Schweden in Polen, Brandenburg in Deutschland freien Spielraum gewähren sollte. Schweden aber, das sich damals mit dem Kaiser noch nicht auf gespannten Fuß zu setzen wagte, lehnte das Anerbieten ab. Waldeck ist unermüdlich; jede Pause in den nordischen Händeln benutzt er, um seine deutschen Pläne wieder in Fluß zu bringen; er ist unerschöpflich in Versuchen, die polnische mit der deutschen Frage in einer nach beiden Seiten hin fördernden Weise zu combiniren, immer scharfsinnig und fein, aber allerdings nicht immer mit genügender Berechnung der beschränkten Mittel des Staates. Man kann sich doch des Eindrucks nicht erwehren, daß der feurige, mit lebhafter, schöpferischer Einbildungskraft begabte Staatsmann sich oft mehr, als mit den Erfordernissen des Augenblicks vereinbar war, von seinen Lieblingsideen beherrschen ließ, daß er durch seine diplomatische Virtuosität in Verbindung mit einem etwas sanguinischen Temperament verleitet wurde, bei seinem Calcül die hindernden Factoren zu niedrig, die fördernden zu hoch anzuschlagen.

Der Systemwechsel der Jahre 1657 und 1658, der Preußen zum Bundesgenossen Polens und zum Gegner Schwedens machte, fand daher in Waldeck einen entschiedenen Gegner, da ein Bündniß mit Oestreich eine unvermeidliche Consequenz der polnischen Alliance war. Und das in einem Augenblick, wo der Tod Kaiser Ferdinands III. die Gelegenheit zu bieten

ſchien, den Dingen die lange vorbereitete Wendung contra domum austriacam zu geben!

Die jähe Wendung der kurfürſtlichen Politik iſt für Preußen die Quelle glänzender Erfolge, aber auch ſchwerer Verwickelungen und Gefahren geweſen. Vor Allem war beklagenswerth, daß das Aufgeben der Unionsbeſtrebungen die unmittelbare Conſequenz des Wechſels war. Der Gegenſatz gegen Oeſtreich trat bald genug wieder hervor. Ihn aber wiederum zum Ausgangspunkt für eine ſchöpferiſche deutſche Politik zu machen, blieb dem Kurfürſten in der Folge verſagt. Erſt ſeinem großen Urenkel war es vergönnt, das unterbrochene Werk wieder aufzunehmen. Dennoch ſtehen wir nicht an, jenen Wechſel bei der Unzuverläſſigkeit Schwedens für eine Nothwendigkeit zu halten. Daß Waldeck die Sache nicht ſo anſah, iſt erklärlich, und daß er, um nicht einem in ſeinen Augen verderblichen Syſtem zu dienen, den Dienſt des großen Kurfürſten verließ, legt Zeugniß für die Selbſtändigkeit ſeines Charakters und die Stärke ſeiner politiſchen Ueberzeugungen ab. Dennoch kann man ihn nur mit Bedauern aus den Verhältniſſen ſcheiden ſehen, die einem begabten patriotiſch geſinnten Staatsmanne unter allen Umſtänden Gelegenheit zur Bethätigung ſeiner Kräfte boten.

Wir können nur wünſchen, daß die weiteren Schickſale und Thaten Waldecks einen ebenſo kundigen und ſeiner Aufgabe gewachſenen Darſteller finden mögen, wie ſeine kurze Laufbahn im Dienſte des Kurfürſten in Erdmannsdörffer gefunden hat. Unſer Verfaſſer bricht ſeine Erzählung mit Waldecks Rücktritt ab und erwähnt zum Schluſſe nur noch, wie in den Jahren 1681 und 1685 der Kurfürſt und ſein ehemaliger Miniſter noch einmal ſich nahe traten. Waldeck drängte den über die kaiſerliche Politik tief verſtimmten und mit Frankreich befreundeten Kurfürſten zum Kriege gegen Frankreich. Und als nach längerem Zögern 1686 der Kurfürſt mit voller Energie ſich zum europäiſchen Unabhängigkeitskampf gegen Frankreich rüſtete, wurde Waldeck zu einem der Oberbefehlshaber über die deutſchen Bundestruppen erwählt. „So fanden ſich am Abend ihres Lebens die beiden Männer doch noch einmal in der gemeinſamen Richtung auf eine große nationale Aufgabe zuſammen.“

Aus Deutſch-Oeſtreich.

Ende Auguſt.

Das ſprichwörtliche blinde Glück Oeſtreichs hat viel von ſeinem Credit verloren, aber ſo ganz und gar will es ſich doch nicht ins Fabelbuch verweiſen laſſen. Ja, die Pfaffenorgane im Lande und außer demſelben haben

guten Grund, Zweifel an der Wahrheit der entsetzlichen Krakauer Kloſtergeſchichte zu äußern, denn nie iſt auf dem Theater ein deus ex machina pünktlicher erſchienen, wenn das Latein der Helden und Liebenden zu Ende war, als die unglückliche Barbara Ubryk dem Reichs- und dem cisleithaniſchen Miniſterium zu Hilfe kam. Die Actien der mit Hochdruck arbeitenden clerical-feudalen Partei ſtanden wieder einmal günſtig, das kann als ſicher angenommen werden. Gerüchte will ich nicht wiederholen; ſeit dem ſo merkwürdigen Staatsſtreiche von 1865 iſt man hier ſehr geneigt zur Geſpenſterſeherei und überdies haben wir ja die Gefahr vorläufig hinter uns. Aber daß ſie vorhanden war, das ſtellen die öffentliche und private Agitation in Sachen des angeklagten Biſchofs von Linz und die überraſchend ſchnelle Begnadigung deſſelben wohl außer Zweifel. Doch nicht genug, daß den Anwälten der geknechteten Kirche und des verleumdeten Concordats plötzlich ſo derb auf den Mund geſchlagen wird und ſie aus Klugheit gerathen finden werden, ihn nicht zu bald wieder zu öffnen. Die Regierung wird förmlich gezwungen, den Fall in Krakau zum Ausgangspunkte energiſcher und gründlicher Maßregeln zu nehmen, ſie könnte nicht ausweichen, auch wenn ſie wollte. Das Intereſſante iſt nämlich, daß die Gerichte den Vorſteherinnen des Carmeliterinnenkloſters, welche die unglückliche Nonne in Schmutz, Kälte und Hunger verkommen ließen, ſehr wenig werden anhaben können, denn dieſe haben in gutem Glauben, haben ihren Ordensvorſchriften gemäß gehandelt, ſie ſchädigten die Schweſter nicht „aus böſem Vorſatz", nicht „in feindſeliger Abſicht", ſie übten eine ihnen zuſtehende Gewalt aus, und damit iſt nach der Anſicht tüchtiger Juriſten das Verfahren gegen Barbara Ubryk aus der Kategorie der Verbrechen und Vergehen in die der „Uebertretungen" verwieſen. Wenn dem ſo iſt und der Gerichtshof demgemäß zu Recht erkennt, ſo muß ein ſolches Factum mit viel mehr überzeugender Gewalt und unwiderleglicherer Logik als alle ſtaatsrechtlichen Deductionen vermöchten, darthun, daß der Rechtsſtaat eine Fiction iſt, ſo lange Exemptionen irgend einer Art beſtehen, oder ſo lange — um ein früher aller Welt geläufiges Schlagwort zu gebrauchen — ſo lange der Staat im Staate geduldet wird.

Die Preſſe, die Vereine und Volksverſammlungen drängen denn auch die Regierung zu energiſchen Schritten, mit Heftigkeit und oft mit viel Unvernunft. Volksverſammlungen muß man wohl in dem Punkt etwas zuguthalten. Aber es macht nicht bloß einen niederſchlagenden Eindruck, wenn die ſogenannte Volkspartei ſich dermaßen blamirt, wie neulich in Wien. Bei uns iſt dergleichen nie ungefährlich. An ſich würde es wenig bedeuten, wenn eine Schaar unſchädlicher Schwätzer einige Hundert Menſchen um ſich verſammelten und ihnen theils unreifes, theils abgeſtandenes Zeug über die „Kloſterfrage" vortrügen; man könnte höchſtens die beiſpielloſe Tactloſigkeit dieſer

„Führer" bedauern, welche bei einer solchen Gelegenheit in einem überwiegend katholischen Staate einen Protestanten zum Vorsitzenden und einen Juden zum Hauptredner machen. Leider steht aber bei uns die liberale Sache noch auf sehr schwachen Füßen und das stolze Pochen der Zeitungen auf die beschworene Verfassung hat gar zu viel von dem Singen der Kinder im Finstern an sich. Und in der That lauern ja die Gegner, welche weder versöhnt sind noch an Einfluß eingebüßt haben, nur auf den rechten Moment, um „dem ganzen Schwindel" ein Ende zu machen. Was kann ihnen willkommner sein als solch' Volksversammlungsgewäsch, gegen welches sich an Ort und Stelle keine, in der Publicistik kaum eine Stimme erhob! Da muß die gute Sache immer büßen für die Streiche ihrer ungeschickten Anhänger. Und auch die liberalen Blätter behandeln die Angelegenheit nur selten verständiger. Aufhebung der Klöster, Einziehung der Kirchengüter — die Forderung ist so einfach und imponirt dem großen Haufen. Und werden überdies die Minister mit harten oder spöttischen Worten angelassen, weil sie nicht augenblicklich den Botschafter von Rom abberufen und das gesammte Eigenthum der todten Hand confisciren wollen, so ist die öffentliche Meinung entzückt über den Muth und die Weisheit ihrer Vertreter. Ich habe keinen Beruf, unsere Minister weiß zu waschen, daß man sie aber in dieser Frage höchst unbillig behandelt, ist mit Händen zu greifen. Dem Grafen Beust ist allerdings vor Kurzem etwas Unangenehmes begegnet; Einer von der ultramontanen polnischen Clique bezeugte ihm in der Delegation, er und seine Freunde seien mit des Reichskanzlers Haltung gegen Rom vollkommen zufrieden. Das war ein verdächtiges Lob. Allein man darf nicht vergessen, daß Beust Protestant ist und daher doppelt vorsichtig sein muß, um nicht Alles zu verderben. Und wenn die demokratischen Organe andere Minister an die Glaubensbekenntnisse erinnern, welche diese einst als Oppositionscandidaten vor ihren Wählern abgelegt haben, so ist das auch ein sehr wohlfeiler Spaß. Ein Fußgänger vermißt sich wohl, den Hügel dort in einem Laufe zu ersteigen; kommt er am Fuße derselben an, so erkennt er überrascht in dem vermeintlichen Hügel einen steilen Felsen, dreimal so hoch, als er ihn aus der Ferne schätzte. Nun kann man ihm wohl die frühere Uebereilung zum Vorwurfe machen, nicht aber ein bedächtiges Ersteigen der Höhe.

Zudem handeln all' die mit dem Munde überaus Kühnen für sich noch viel vorsichtiger als die verantwortlichen Lenker des Staatsschiffs. Wir lesen nicht leicht eine Klosterstürmerrede, in welcher nicht die feierliche Versicherung vorkommt, Redner sei ein guter Katholik, ein treuer Sohn der Kirche. Und wenn man den guten Katholiken aufs Gewissen fragte, würde sich ergeben, daß ihm alle Dogmen gleichgiltig, daß er sich um die Kirche gar nicht kümmert.

Wozu also die Heuchelei? Ei nun, man kann doch nicht wissen, für alle Fälle, es ist leidige Gewohnheitssache. Wir wollen auch damit nicht zu streng ins Gericht gehen, es ist ja noch nicht gar lange her, daß ein Professor der Naturwissenschaften, ein Mann von europäischem Rufe, öffentlich erklären mußte, die Ergebnisse seiner Forschungen stünden nicht im Widerspruch mit den Lehren der katholischen Kirche — er hätte sonst seine amtliche Stellung riskirt! Vor dreihundert Jahren dachten die Deutschen in Oestreich freilich anders, sie sagten sich einfach los vom Papstthum, wanderten schaarenweise aus, als dieses wieder die Oberhand gewann, oder fügten sich doch erst dem härtesten Zwange. Heute nun könnte das östreichische Volk den damaligen verhängnißvollen, vielbeklagten Irrthum der Habsburger wieder gutmachen. Der fromme Wahn der Kaiser, sie dürften die reformatorische Bewegung nicht aufkommen lassen, verschuldete die religiöse und politische Zerklüftung Deutschlands; der Starrsinn des Papstthums könnte jetzt wenigstens zur religiösen Wiedervereinigung führen. Der Gedanke, daß eine natürlich von Rom unabhängige deutsche Nationalkirche der Spaltung ein Ende machen könnte, ist ja hüben und drüben nie ganz ausgestorben, und würde in Oestreich in großartigem Maßstabe das Beispiel der Lossagung von Rom gegeben, die Bewegung müßte unwiderstehlich sein, Priester vor Allem würden massenhaft und freudig sich derselben anschließen, und wäre jener wichtigste, entscheidende Schritt einmal geschehen, wäre mit dem unfehlbaren Bischof von Rom erst gebrochen, so sollte die Verständigung wohl nicht unmöglich sein.

Ohne ernste Kämpfe im Innern wäre das gewiß nicht durchführbar; aber als ob uns die jetzt erspart bleiben würden! Der Mittelstand ist überall der Reform zugethan, doch auf den hohen und höchsten Adel und auf die Gebirgsbevölkerung hat die zu Rom haltende Geistlichkeit noch immer großen Einfluß und benützt ihn im Stillen kräftigst. Der Adel will nicht aufgeklärt sein, mag er sich daher immerhin schmollend zurückziehen oder ohnmächtige Proteste erheben. Dem Bauern hingegen muß der Aberglaube genommen werden, daß es darauf abgesehen sei, ihn zu entchristlichen, ihm seinen Glauben zu verkümmern. Den harten Naturen, welche sich den dürftigen Lebensunterhalt durch schwerste, oft lebensgefährliche Arbeit täglich erringen müssen, ist der Cultus noch eine Sache, für welche sie zu handeln und zu dulden bereit sind. Aber nichts ist verkehrter, als deshalb, wie es so oft geschieht, über diese Leute als verdummte Pfaffenknechte den Stab zu brechen. Zu anderer Zeit schlugen sich die Tiroler, Salzburger, Inneröstreicher ebenso tapfer für „das reine Evangelium" gegen die Pfaffen, wie sie sich gegenwärtig schlagen würden, wenn man sie mit Gewalt evangelisch machen wollte, und die blutarmen Holzknechte und Salzarbeiter in der Gosau, am Hall-

ſtädter See u. ſ. w. bargen hundert Jahre lang ihr proteſtantiſches Bekenntniß, bis eine beſſere Zeit dann wieder geſtattete, daſſelbe offen zu zeigen. Solche Menſchen laſſen ſich fanatiſiren, aber auch aufklären, wenn man nur zu ihnen gelangt und ihre Sprache zu reden weiß. Vorderhand iſt die Gefahr noch groß, denn ſie hören nur den Pfarrer, zu welchem ſie allſonntäglich aus ihren Thälern und von ihren unzugänglichen Höhen herabſteigen; Zeitungen kommen nicht zu ihnen, überhaupt nichts Gedrucktes als der Kalender und der Steuerbogen. Würde ihnen begreiflich gemacht, daß die Geſetze, welche die Pfaffen ihnen ſo fürchterlich malen, gar nichts Anderes bezwecken, als ihnen wie jedem Andern völlige Glaubens- und Cultusfreiheit zu ſichern, ſo würden ſie ſich nicht weiter um dieſelben ſcheeren; ſo lange es nicht geſchieht, iſt von ihnen gelegentlich erbitterter Widerſtand zu gewärtigen, vorzüglich da, wo noch der von Geiſtlichen ſo fleißig geſchürte Nationalitätenſtreit mit ins Spiel kommt. In dieſem Punkte läßt die liberale Partei ſich unverantwortliche Verſäumniß zu Schulden kommen. Es gibt wohl einzelne Miſſionäre, welche unermüdlich in den Bergen umherklettern und ſich bemühen, den Bewohnern derſelben ein Licht aufzuſtecken, aber im Großen geſchieht nichts. Die Regierung ihrerſeits fühlte das Bedürfniß, dem Einfluß der Geiſtlichkeit entgegenzuwirken, aber wie ſtellte ſie es an! Auf den gewöhnlichen amtlichen Wegen wurden zu Tauſenden Brochüren über die Verfaſſung, die confeſſionellen Geſetze, die Wehrpflicht verbreitet, und wenn ſie, wie ſich vermuthen läßt, gar nicht in die Hände gelangten, für die ſie beſtimmt waren, ſo iſt das vielleicht noch ein Glück zu nennen. Es mag ein Witz geweſen ſein, daß irgendwo zu leſen ſtand, das Miniſterium laſſe alle dieſe Schriften von einem Beamten des Preßbureaus fabriciren, welcher ſich durch ähnliche Arbeiten das beſondere Vertrauen des Grafen Belcredi erworben habe, vorzüglich durch eine gegen die jetzigen Miniſter und das conſtitutionelle Syſtem gerichtetete Brochüre. Das wird, wie geſagt, ein Witz geweſen ſein; aber ſchlecht war er nicht, denn die Hefte ſchauten in der That aus, als ob ſie auf Commando von Einem zuſammengeſchrieben ſeien, der in einem Athem für und gegen dieſelbe Sache ſchreibt. Da verſtehen die Geiſtlichen das Geſchäft beſſer. Freilich kennen ſie auch den Ideenkreis, die Bedürfniſſe Stärken und Schwächen und die Sprache des Volks, mit welchem ſie zu thun haben. Vom Bureautiſch aus läßt ſich ihrer Agitation kein Halt gebieten. Ein Preßverein mit zahlreichen Filialen, welche nach gemeinſamen Grundſätzen, aber frei je nach den provinziellen und localen Verhältniſſen vorgingen, hätte noch am erſten Ausſicht, zu reüſſiren. Doch da gälte es zu handeln, nicht bloß Geld, ſondern auch Zeit für die Sache zu opfern. Und wie wenig unſern Liberalen bis jetzt einleuchten will, daß die Freiheit Opfer an Zeit und Bequemlichkeit fordert, das beweiſt die große Scheu vor öffent-

lichen Aemtern, welche nichts eintragen, und die geringe Freude, welche die Meiſten über die Ehre empfinden, auf der Liſte der Geſchworenen zu figuriren.

Die Lage in Galizien.*)

II.

Die Sommermonate dieſes Jahres boten den polniſchen Patrioten zwei erwünſchte Gelegenheiten, ihre Sache im Gedächtniß Europas aufzufriſchen und ihre Landsleute zum Bekenntniß unveränderten Glaubens an die Wiederherſtellung der königlichen Republik zu mahnen. Im Juli wurde die zufällig aufgefundene Leiche König Kaſimirs in der Kathedrale von Krakau feierlich beigeſetzt, am 11. Auguſt kehrte der 300 Jahrestag jener Union zwiſchen Polen und dem Großfürſtenthum Litthauen wieder, welche im J 1569 zu Lublin ausgeſprochen worden war, um unwiſſentlich den erſten Nagel in den Sarg des polniſchen Staats zu treiben. Iſt es doch dieſe Einverleibung der wenigſtens zum Theil von griechiſch-orthodoxen Chriſten und Weißruſſen bewohnten Länder geweſen, welche die Diſſidentenhändel und damit die Einmiſchung Rußlands in die inneren Angelegenheiten der Republik herbeiführte. Nichtsdeſtoweniger ſollte dieſer Tag gefeiert werden, um Zeugniß dafür abzulegen, daß Polen an ſeinen alten Grenzen und an der Intereſſen-Solidarität aller ehemals polniſchen Länder feſthalte.

Natürlich wurde von ruſſiſcher Seite ſofort die Parole ausgegeben, daß jede Betheiligung an der einen wie der andern Feier Verrath an der ſlaviſch-nationalen Sache ſei. Dadurch konnte aber nicht verhindert werden, daß beide Tage zu Krakau wie zu Lemberg unter zahlreicher Betheiligung der Bevölkerung begangen wurden. Aber die Ruthenen thaten wenigſtens ihr Möglichſtes, um namentlich gegen die Union von Lublin zu proteſtiren, da dieſelbe ihrer Nationalität ebenſo zu nahe trat, wie dem ruſſiſchen Staat. Die Grablegung Kaſimirs war ſo raſch gekommen, daß man derſelben ungerüſtet gegenüberſtand. Sämmtliche griechiſche und unirte Geiſtliche, die ſich an der Begehung der Grablegung Kaſimirs betheiligt hatten, erhielten von ihren Biſchöfen Verwarnungen — gegen die Unionsfeier aber wurden bei Zeiten Maßregeln ergriffen. Die großruſſiſche Partei erließ in dem „Slowo“ eine feierliche Verwahrung, welche die Bedeutungsloſigkeit der vor 300 Jahren

*) Vrgl. Nr. 30 der Grenzboten.

ſtattgefundenen Union mit hiſtoriſchen, ſtaatsrechtlichen und politiſchen Gründen nachzuweiſen ſuchte, und auch die ſpecifiſchen Kleinruſſen ſahen ſich veranlaßt in einer als Brochüre gedruckten Kundgebung gegen dieſe hiſtoriſche Thatſache nachträgliche Verwahrung einzulegen. Nichtsdeſtoweniger fanden am 11. Auguſt zu Lemberg und an andern Orten Aufzüge ſtatt und wurde der Gedenktag von einzelnen ruſſiſchen Landprieſtern, bei welchen die von der Partei ausgegebenen Parole nicht raſch genug angelangt ſein mochte, in der Stille begangen; anderweitige Demonſtrationen waren — und zwar, wie es heißt — auf Betreiben der polniſchen Adelspartei, polizeilich unterſagt worden.

Im polniſchen Lager hatte nämlich ſchon ſeit längerer Zeit ein Bürgerkrieg geſpielt, der die Einheit deſſelben ſprengte. Ariſtokraten und Demokraten ohne Rückſicht auf die gemeinſamen Gegner verſchiedene Wege führte und die polniſche Zwieſpältigkeit aufs Neue in ein grelles Licht ſetzte. Seit dem verhängnißvollen Landtage vom Sommer 1868 ſtanden ſich zwei Parteien feindlich entgegen, welche denſelben Gegenſatz wiederſpiegelten, der im J. 1863 den Gouverneur von Ruſſiſch-Polen Marquis Wielopolski geſtürzt und den unglücklichſten aller polniſchen Aufſtandsverſuche herbeigeführt hatte. Die unverbeſſerliche Demokratie, an deren Spitze Smolka ſteht und die namentlich in den Städten zahlreiche Anhänger zählt, hielt ſtrict an den Forderungen von 1868 feſt, verlangte offenen Bruch mit dem Miniſterium gemeinſame Action mit den übrigen ſlaviſchen Föderaliſten und demgemäß Austritt der polniſchen Reichsrath-Vertreter. Auf dieſe Weiſe hoffte man die cisleithaniſchen Miniſter zur Nachgiebigkeit und zur Bewilligung aller polniſchen Forderungen, namentlich der beſonderen galiziſchen Staatskanzlei zwingen zu können. In dieſem Sinne wurde weiter verlangt, daß jede Gelegenheit zu regierungsfeindlichen Demonſtrationen benutzt und das Beiſpiel der czechiſchen Oppoſition (mit welcher Smolka in engem Bündniß ſteht) nachgeahmt werden ſollte.

Die „weiße“ Partei (d. h. die ariſtokratiſche), an deren Spitze der ehemalige Statthalter von Galizien Graf Agenor Goluchowski ſteht, hatte eine zu lange Reihe trauriger Erfahrungen hinter ſich, um auf dieſe thörichten Forderungen eingehen und die zweifelloſe Gunſt der Wiener Machthaber einem Phantom zu Liebe aufs Spiel ſetzen zu wollen. Die Regierung hatte ihre Willfährigkeit für das polniſche Intereſſe noch eben durch das neue Sprachenedict gezeigt, ſie war die einzige europäiſche Macht, welche die nationalen Anſprüche Polens praktiſch anerkannte — und ihr ſollte man den Dienſt aufſagen, ohne daß dieſe Aufkündigung andere Vortheile bringen konnte, als die unzuverläſſige Freundſchaft der czechiſchen Föderaliſten? Schon die Rückſicht auf das geſpannte Verhältniß des Czechenthums zu den Magyaren machte jedes Bündniß mit den ſlaviſchen Föderaliſten unrathſam und das

Digitized by Google

Gebot der gewöhnlichſten politiſchen Klugheit verbot dieſe mächtigen Bundesgenoſſen gegen ein Häuflein ohnmächtiger Schönredner zu vertauſchen. Goluchowski und die übrigen ariſtokratiſchen Führer erklärten, lieber ihre Mandate niederlegen als die unſinnige Politik mitmachen zu wollen, welcher Smolka und die übrigen Günſtlinge der Lemberger Demokratie das Wort redeten. Weder hielten ſie es für rathſam, mit den letzten polniſchen Forderungen vorzeitig hervorzutreten, noch wollten ſie vom Austritt aus dem Landtage, oder von der revolutionären Demonſtrations-Propaganda etwas wiſſen, welche ihren im Königreich lebenden Brüdern eine Quelle namenloſen Elends geworden war. Zum Aerger der polniſch-demokratiſchen Journale Lembergs zeichnete die Krakauer Kaſimirfeier ſich durch ihre ruhige geſetzliche Haltung aus und bewirkten die Weißen, daß man ſich auch in Poſen ruhig verhielt. Ob es richtig iſt, daß dieſe Weißen das Verbot der öffentlichen Feier des Lubliner Unionstages durch ihre Peſther Verbindungen bewirkten, mag dahin geſtellt bleiben — Thatſache iſt, daß ſie derſelben möglichſt viele Dämpfer aufgeſetzt haben.

Obgleich Smolka die Mehrzahl der von ihm berufenen Volksverſammlungen für ſein Programm gewann und verſchiedene einflußreiche Deputirte, die ſich dem Austritt aus dem Reichstage widerſetzt hatten, zur Niederlegung ihrer Mandate nöthigte, gab er ſich mit dieſen Reſultaten nicht zufrieden. Um ſich für den bevorſtehenden Provinzial-Landtag eine möglichſt ſtarke Majorität zu ſichern, that er einen in der polniſch-galiziſchen Geſchichte unerhörten Schritt: er trug den Ruthenen unter Berufung auf die Solidarität aller demokratiſchen Intereſſen ein Bündniß gegen die ariſtokratiſche Partei an und ſuchte dieſem Vorſchlag durch Reiſen in verſchiedene größere Städte möglichſte Verbreitung und Popularität zu ſichern. Der Tag der Union von Lublin ſollte den Charakter eines polniſch-ruthenischen Verbrüderungsfeſtes gewinnen, die Grundlage für eine neue Union der beiden durch uralten Haß entzweiten ſlaviſchen Völker abgeben.

Dieſer von blinder Parteileidenſchaft eingegebene Plan iſt ſchon gegenwärtig als vollſtändig geſcheitert anzuſehen. Die großruſſiſche Ruthenenpartei, welche wohl weiß, daß der bloße Schein einer Ausſöhnung mit dem polniſchen Element, ihr alle Sympathien der einflußreichen Petersburger und Moskauer Gönner koſten würde, hat Smolka's Vorſchläge höhniſch als Fallen zurückgewieſen und ſich mit aller Schroffheit auf den national-ruſſiſchen Standpunkt geſtellt. Das Journal „Slowo" erklärte, daß alle polniſch-ruſſiſchen Differenzen im Princip bereits ausgeglichen ſeien, indem Rußland den ehemaligen polniſchen Staat bis auf einen kleinen Reſt verſchlungen habe, — deſſen zu geſchweigen, daß die preußiſch-polniſchen Länder ſo gut wie germaniſirt ſeien. Eine andere Löſung der polniſchen Frage gebe es gar

nicht und darum seien alle Verhandlungen über dieselbe überflüssig; wenn die Polen Galiziens den Ruthenen aus freien Stücken Concessionen machen wollten, so sei der Landtag dazu der passendste Ort, nicht aber ein polnisches Fest, welches die russische Nationalität an die Jahrhunderte lange Schmach erinnere, welche sie durch eine widernatürliche und noch dazu betrügerisch zu Stande gekommene Union mit der ehemaligen Republik erlitten. In ähnlichem Sinne, wenn auch minder feindlich haben sich die Jungrussen, d. h. die Anhänger des specifischen Kleinrussenthums ausgesprochen. Smolka ist auf die Unterstützung der allerdings zahlreichen polnischen Demokraten beschränkt geblieben, bei den Ruthenen hat er vollständiges Fiasco gemacht.

So werden sich auf dem nächsten galizischen Landtage statt der bisher üblichen zwei nationalen Parteien, der polnischen und der ruthenischen, drei Fractionen gegenüberstehen, ein Umstand der wohl geeignet wäre, den Ruthenen eine größere Bedeutung zu geben, als sie sie jemals früher auf den Lemberger Versammlungen besessen. Daß sie sich mit den polnischen Aristokraten gegen die regierungsfeindliche Partei Smolka's verbinden werden, ist eben so wenig wahrscheinlich, wie eine Aussöhnung zwischen Smolka und Goluchowski: beide polnischen Fractionen sind zu weit gegangen, um ohne Weiteres nachgeben zu können, zumal seit die Demokratie von der nationalen Fahne abgefallen ist und den Versuch gemacht hat, mit dem alten Feinde derselben Compromisse einzugehen. Was das Verhältniß zwischen Ruthenen und Weißen anlangt, so ist dieses tradionell ein höchst feindliches; gerade die polnische Aristokratie ist es gewesen, welche gemeinsam mit der katholischen Kirche alle nationalen Bestrebungen des Bauernvolks niederhielt, dasselbe in wirthschaftlicher Abhängigkeit zu erhalten und um die Religion seiner Väter zu bringen suchte. Der Bauernhaß der Ruthenen gegen die polnischen Gutsbesitzer ist die Wurzel aller nationalen Bestrebungen dieses Volks gewesen. — Aus diesen Gründen ist dem bevorstehenden Lemberger Landtage mit besonderem Interesse entgegenzusehen.

Es wird noch übrig bleiben, einige Worte über die Bedeutung des galizischen Nationalitätenstreits für Ungarn und die gesammte transleithanische Reichshälfte zu sagen. — Es hat seinen guten Grund, wenn Magyaren und galizische Polen von Alters her auf freundlichem Fuße stehen und wenn namentlich zwischen den Weißen und den Déakisten vielfach verhandelt wird. Abgesehen davon, daß Magyaren und Polen in Rußland einen gemeinsamen Feind haben, sind sie durch ein gleiches Interesse darauf hingewiesen, die Agitation unter den Ruthenen und deren russische Sympathien zu bekämpfen. In den nordöstlichen, an Galizien grenzenden Comitaten Ungarns leben 382,000 Ruthenen, welche an dem geistigen und politischen Leben ihrer in Galizien wohnenden Stammesgenossen den lebhaftesten Antheil zu nehmen

begonnen haben und gleich dieſen mehr und mehr in die großruſſiſche Strömung gezogen werden. Dieſe ungariſchen Ruthenen ſtehen natürlich mit den übrigen ſlaviſchen und zur griechiſchen Kirche gehörigen Bewohnern des Königreichs in Beziehung — ſie geben die Mittelglieder zwiſchen dieſen und den panſlaviſtiſchen Agitatoren im Nordoſten ab. Gerade wie in Lemberg, ſo wird auch in Unghvàr, dem Hauptort des erwähnten Comitats, daran gearbeitet, die großruſſiſche Literaturſprache zur herrſchenden zu machen, in Rußland erſcheinende Bücher und Zeitſchriften zu verbreiten, das nationale Bewußtſein des Volks und das patriotiſche Ehrgefühl der magyariſirten höheren Claſſen zu wecken und die Einführung ruſſiſchen Unterrichts in die höheren Lehranſtalten herbeizuführen. Das ſeit einigen Jahren zu Unghvàr erſcheinende kirchliche Wochenblatt „Swiét“ iſt das Organ dieſer Beſtrebungen und hat nach den Zeugniſſen ruſſiſcher Journale, trotz der Kürze der Zeit, bereits bemerkenswerthe Reſultate erzielt. — Bis jetzt haben die ſlaviſchen Bewohner Ungarns ſich trotz ihrer Unzufriedenheit mit der magyariſchen Alleinherrſchaft, welche durch den Ausgleich vom Sommer 1867 geſchaffen wurde, im Ganzen ſehr ſtill gehalten. Die Kroaten ſind eigentlich die einzige zur Stephanskrone gehörige Völkerſchaft, welche zuweilen von ſich reden macht und auch ſie haben ſich in die neugeſchaffenen Verhältniſſe vorläufig gefügt.

Daß dieſe Fügſamkeit keine ewige ſein werde, weiß man aber auch in Peſth, ſo viel man ſich auch auf die magyariſche Ueberlegenheit über die ungebildeten und zerfahrenen Slavenſtämme zu Gute thun mag. Ungarn zählt beinahe vier Millionen Bekenner der griechiſchen Kirche und $^5/_8$ derſelben gehört nicht der unirten, ſondern derſelben Glaubensgemeinſchaft an, welche in Rußland herrſchend iſt. Schon aus dieſem Grunde iſt die bis jetzt behauptete Herrſchaft der Polen über die Ruthenen Galiziens für Ungarn von hoher Wichtigkeit. Wird dieſelbe einmal beſeitigt und das öſtliche Galizien — mit oder ohne Zugehörigkeit zum ruſſiſchen Staat — zu einem ſpecifiſch ruſſiſchen Lande gemacht, ſo können von dorther ohne Mühe Hebel angeſetzt werden, um die ſprach- und glaubensverwandten Slaven der Stephanskrone, namentlich die Ruthenen der öſtlichen Comitate, aus ihrer Apathie und Bedeutungsloſigkeit zu erheben und gegen die katholiſchen Magyaren ins Treffen zu führen. Haben die griechiſch-orthodoxen und unirten Slaven Ungarns eine führende Macht, ſo iſt es um die Ungefährlichkeit, die ihnen heute nachgeſagt wird, geſchehen; die kirchlichen Gegenſätze ſind im öſtlichen Europa allenthalben die durchſchlagenden und können leicht in politiſche umgeſetzt werden. Sobald Rußland völlig freien Zugang zu den Karpathen und deren weſtlichem Hinterlande hat, erſcheint das Magyarenthum ernſtlich gefährdet.

Schon aus dieſen Gründen hat Ungarn ein lebhaftes Intereſſe an der Zukunft des polniſchen Elements in Galizien und die den Entſcheidungen

des bevorstehenden Lemberger Landtags gehen die östliche Hälfte der österreichisch-ungarischen Monarchie, nicht weniger als die westliche an. Bieten die Feindschaft der Ruthenen und die Zwiespältigkeit der Polen auch genügende Bürgschaft gegen eine ernste Gefährdung des dualistischen Systems von dieser Seite, so würden der Sieg der polnischen Demokratie und der Austritt der Galizier dem Reichstage, dem Ministerium doch höchst unwillkommen sein, — schon wegen ihrer Wirkung auf die Czechen.

Venedig und Triest.

Eine Parallele zwischen Venedig und Triest als Seehandelsplätzen kann nur zu Gunsten der letzteren Stadt ausfallen, die der Gegenwart in demselben Maße sicher zu sein scheint, wie jene die Größe und Herrlichkeit vergangener Zeiten vertritt. Wie verschwinden die paar Schiffe, die man von der Piazetta aus oder am Lido sieht, gegen den Mastenwald, der Triest's langen Hafenkai vom Bahnhof bis zum Leuchtthurm säumt! In Triest kann man selbst am Sonntage nicht spazierengehen, ohne auf Schritt und Tritt die Spuren schwunghaften überseeischen Geschäfts wahrzunehmen. Venedig hingegen enthüllt selbst dem Forschenden die Geheimnisse seines Handels nicht. Statt des Tergesteums, wo die Zeitungen des ganzen Orients eifrige Leser finden, Handelsdepeschen jede Mauerecke bedecken, und zu jeder Stunde des Tages Geschäfte abgeschlossen werden, hat es den Marcus-Platz, der nur einem holden Müßiggange gewidmet ist. Die berühmte alte Frage, was es auf dem Rialto Neues gebe, kann nicht mehr erklingen, seit diese vornehmste aller Brücken dem gemeinen Wochenmarktsverkehr überlassen ist. Die Shylocks von heute handeln mit alten Kleidern, und die Antonios und Bassanios treiben Pachtgelder von festländischen Ländereien ein oder sitzen über unfruchtbar daliegenden Säcken mit Zechinen.

Sehr wenige der alten Geschlechter Venedigs existiren bekanntlich noch in einem Reste des einstigen Glanzes und Lebensgenusses. Das letzte Jahrhundert der Republik, während dessen ihre Stadt war, was jetzt Paris ist, der Sammelplatz des fashionablen und vergnügungssüchtigen Europa, hat die meisten jener fürstlichen Vermögen aufgesogen, welche früher lange Jahrhunderte zusammengehäuft hatten. Die Paläste am Canale Grande stehen öde und in einem kläglichen Verfall, wenn nicht etwa eine Tänzerin, wie die Taglioni, die zu sparen verstanden hat, oder eine vertriebene Dynastie, gleich

der bourboniſchen, ſich ihrer erbarmt, weil ſie ſich am wohlſten fühlt unter Ruinen. Was noch vorhanden iſt von den Tributen Cyperns und der Morea oder von den Ueberſchüſſen des Monopolhandels zwiſchen Abendland und Morgenland, liegt entweder im Landbeſitz feſt oder ſteckt nach Bauernart in alten Truhen. Der heutige Nobile ſcheint ſogar gut zu thun, wenn er mit dem glücklich geretteten Capital der Ahnen nicht nach modernem Zinſenerwerb geizt. Dieſer und jener, der ſich zur Betheiligung an irgend einer Speculation hatte verleiten laſſen, iſt übel angekommen. Es geht ihnen ſelbſt jenes beſcheidene Maß von Verſtändniß heutiger Geſchäftsumſtände ab, das zur Beurtheilung der Sicherheit induſtrieller und mercantiler Anlagen von der einfachſten Art gehört.

Die große herrſchende Erwerbsquelle des heutigen Venedig iſt der Fremdenbeſuch. Es lebt davon, daß das alte Venedig im Stande geweſen iſt, Paläſte und Kirchen von märchenhafter Pracht zu errichten, Gemälde und Sculpturwerke in denſelben anzuhäufen, die das Entzücken der kunſtempfindenden Welt ſind. Von dieſem Genuß, deſſen Reiz die hohe Originalität der Stadtanlage auf den Gipfel treibt, eine möglichſt ausgiebige Steuer zu erheben, iſt der allgemeine Beruf der Venetianer unſerer Zeit. Natürlich kann es nicht mehr auf den Wegen der Gewalt geſchehen; es nimmt daher die friedlichere und gutmüthigere, aber noch mehr erniedrigende Form der Bettelei an. Bettelei iſt in Venedig Alles, kann man ſagen, ſelbſt ein erheblicher Theil des täglichen kleinen Handels und Wandels. Die Specialitäten des localen Gewerbfleißes werden Einem um Gottes Willen aufgedrängt, wo man geht und ſteht. Eine Gondel kann nicht landen oder abſtoßen, ohne daß irgend ein Lungerer von der nächſten Ecke ihr einen überflüſſigen Stoß oder Zug gibt, der des Reiſenden kleiner Münze gilt. Das venetianiſche Genie, in ſeiner Art nicht weniger drollig als die Kameraden von Paris und Berlin, unterſcheidet ſich von ihnen weſentlich durch die koſtbare Naivetät, mit der es jeden Fremden als tributpflichtig und ſelbſt einen zufälligen unangenehmen Zuſammenſtoß z. B. als einen rechtmäßigen Anlaß für ſeine Geſchenkforderung anſieht. Die entſprechende Lippenbewegung iſt ihm zur anderen Natur geworden, ſo daß ſie ſich wie von ſelbſt einſtellt, ſobald ſein Scharfblick den Fremden erkennt. Warum ſollte er auch nicht betteln, wenn ſelbſt der Verkäufer des reichſtverſorgten Magazins ſich nicht ſcheut zu prellen? Man muß in jedem Laden handeln, wo nicht feſte Preiſe der Waare angeklebt ſind, uud ſelbſt dann läßt ſich faſt allemal noch abdingen.

Ein wenig Induſtrie wird in Venedig noch mit einem gewiſſen Schwung und Erfolg betrieben: Glasperlen, Spiegel, Moſaikarbeiten u. dgl. m. Der Handel aber iſt kaum ein Schatten ſeiner vormaligen Bedeutung. Trieſt hat ſeine berühmte Nebenbuhlerin überwunden und Genua mit weit erfolgreicherer

Energie die commerciellen Chancen des neuen Zeitalters ergriffen, als die einſt noch viel reichere und mächtigere Königin der Adria. Man hört und lieſt viel davon, was die italieniſche Regierung für Venedig Gutes vorhabe und thun ſollte: Subventionen für dort anlegende Dampferlinien vor Allem. Aber davon, daß die Venetianer ſelbſt ſich aufgerafft hätten, etwas Verheißungsvolles zu unternehmen, daß ein Einzelner oder eine Genoſſenſchaft zur Hebung der geſunkenen Blüthe ihrer Stadt Hand anlegen wollte, davon vernimmt man nichts. Was nützt es Venedig unter dieſen Umſtänden, daß die Semmering-Bahn und die Brenner-Bahn ſoviel früher die Alpen überſchient haben, als die nach Genua führenden Eiſenbahnen durch den Gotthard und den Mont Cenis? Wer keinen Löffel hat, dem fällt der Brei des Himmels in den Schmutz.

Nur eine Einſtrömung friſchen Bluts ſcheint hier helfen zu können. In dem einheimiſchen Geſchlecht ſtecken Bettelgeiſt und träge Verſunkenheit zu tief. Bemächtigten ſich einige energiſche Geiſter, mit den nöthigen Mitteln ausgeſtattet, der immer noch außerordentlichen Vortheile des Orts, ſo würde Trieſt einen ſchweren Stand bekommen. Es wäre dann die Frage, welchem der beiden Plätze das mit der Zeit doch ſicher zu erwartende Erwachen der gegenüberliegenden adriatiſchen Küſte zu geſund pulſirendem civiliſirtem Leben vorzugsweiſe zu Gute kommen würde.

Denn ſoweit Trieſt dem gegenwärtigen Venedig vorangeeilt iſt, ſoweit ſteht es hinter Plätzen gleich Hamburg und Bremen zurück. Man bettelt in Trieſt nicht und prellt nicht, aber man ſpielt. Für das niedere Volk locken die Lotto-Anzeigen von hundert Schaufenſtern, und an der Börſe wird nur zu oft mehr in den Speculationspapieren des Tages, Creditanſtalts-Actien, Lombarden u. ſ. f. umgeſetzt, als in Waaren. Nun hat das Fondsgeſchäft neuerdings zwar auch in den norddeutſchen Seehandelsplätzen große Dimenſionen angenommen, größere als dem ſoliden Kern der Börſe dort lieb und behaglich iſt, aber die große Maſſe der Umſätze betrifft doch immer noch Waaren und Frachten. Die Waaren, wenn ſie ſich ebenfalls zum Spiel hergeben, thun es doch nicht mit der Leichtigkeit wie Staats- und Induſtriepapiere.

Dazu kommt, daß Trieſt nur zum Theil durch die eigene Anſtrengung ſeiner Bewohner in die Höhe gekommen iſt. Die Regierung hat ihm gewaltigen Vorſchub geleiſtet; und zwar mit Mitteln directer Begünſtigung und Bevorrechtung, auf Koſten des rivaliſirenden feindſeligen Venedig. Trieſts hauptſächlichſte Hilfsquelle, die Dampfſchiffahrt des öſtreichiſchen Lloyd, beſteht nur durch regelmäßige ſtarke Staatszuſchüſſe. Das iſt eine unſichere Grundlage. Wer weiß, ob die Ungarn nicht bald zu Gunſten ihres Hafenplatzes Fiume einen Theil, einen zwar immer zunehmenden Theil der Staats-

gunst in Anspruch nehmen werden? Und wenn der Föderalismus dereinst den Dualismus ablöst, wird das Reich als solches, oder vielmehr der Bund unter habsburgischem Scepter vereinigter Volksstämme, dann noch soviel wie bisher für den Hafen an der Adria übrig haben?

Die Wirkungen der lange erfahrenen besondern Staatsgunst auf den Geist Triests sind nicht zu verkennen. Es ist ein Freihafen, aber nicht ein Freihandelsplatz. Die Freihafenstellung wird dort nicht als der vorab erlangte Genuß einer Freiheit, an der einst alle anderen Plätze ebenfalls Theil haben werden, aufgefaßt, sondern als ein ausschließendes Vorrecht. Frei von Zöllen für ihre Einfuhren, sind die Triestiner Kaufleute doch keine Freihändler, sondern im Grunde ihres Herzens Schutzzöllner. Die alten List'schen Theorien haben dort noch versteinerte Anhänger. Die Triester Presse jubelte neulich beinahe laut auf, als der spanische Ministerpräsident Prim aus Rücksicht auf die Catalonier den Zolltarif erhöhte, anstatt ihn angekündigter Maßen zu erniedrigen. Der Wiener Freihandels-Verein, der seit ein paar Jahren rühmenswerth thätig ist und den „östreichischen Oekonomist" begründet hat, besitzt in der einzigen größeren Seehandelsstadt der Monarchie anscheinend nicht einmal einen Correspondenten. Das spricht für den, welcher den Zusammenhang der volkswirthschaftlichen Ideen mit practischem Vermögen und Erfolg kennt, bündiger als Bände.

Auch in Triest also gibt es noch viel zu thun, um eine gedeihliche Zukunft zu sichern. Zunehmende Emancipation von Unterstützungen, welche von fremder Gunst abhangen, muß dabei das Hauptaugenmerk bilden. Das Feld ist nach allen Seiten hin fruchtbar genug; aber nur wer die Werkzeuge des Jahrhunderts zu handhaben versteht, wird auf ihm von Jahr zu Jahr reichere Ernten schneiden. Bloße Erweiterungen des bestehenden Apparats, wie die Ausdehnung der Lloyd-Fahrten bis nach Bombay, sobald der Suez-Canal eröffnet ist, thun es nicht. Die Hauptsache ist, was der Handelsstand selbst aus solchen natürlichen Gelegenheiten macht. Mit Staatsgeld läßt sich am Ende überall ein künstlicher Verkehr vorübergehend emporzaubern.

Politischer Monatsbericht.

✕ Leipzig, den 26. August.

Je länger die Zeit der politischen Ferien in diesem Jahre dauert, desto fraglicher erscheint, unter welchen Zeichen unsere nationale Arbeit wieder aufgenommen werden wird. Die Gefahr einer Störung derselben durch aus-

wärtige Verwickelungen scheint zwar ferner denn je abzuliegen: in Frankreich fragt Niemand nach etwas Anderem, als nach der Gestaltung der bevorstehenden parlamentarischen Campagne. Rußland concentrirt alle seine Anstrengungen auf die Ausbreitung des ungeheuren Eisenbahnnetzes, das die östliche Hälfte des Welttheils umspannen soll und auf die Russification der westlichen Grenzprovinzen und selbst der Leiter der östreichischen Politik hat seiner Actionslust nicht anders, als durch Abfassung turbulenter Depeschen Luft machen können. Aber es fragt sich, ob diese friedliche Temperatur gerade diejenige ist, von der ein kräftiges Wachsthum des im J. 1866 gepflanzten Baumes erwartet werden kann. Während die Thätigkeit eigentlich aller unserer politischen Parteien unter dem Einfluß des mehr oder minder deutlichen Bewußtseins steht, daß die nächsten Phasen der nationalen Entwickelung in *eine* Hand gelegt sind, hat der Leiter des preußisch-deutschen Staatslebens sich in eine Zurückgezogenheit begeben müssen, deren Ende nicht abzusehen ist. Ueberdauert die Entfernung des Grafen Bismarck von den Geschäften die nächste Kammersession, so wird zunächst diese vollständig inkalkulabel; das Hauptgewicht, das die Regierung in die Wagschale werfen konnte, muß solchen Falls in Abzug gebracht werden und wie Ersatz für dasselbe geschafft werden soll, weiß Niemand zu sagen. Auch über die Natur der finanziellen Vorlagen, welche den Kammern vorgelegt werden sollen, fehlen alle positiven Daten; seit drei Monaten wechseln die Berichte über den Stand der Finanzen mit dem Monde und doch hängt Alles von dem Maß der Forderungen ab, welche der Landesvertretung gestellt werden sollen. Fraglich erscheint endlich noch das Verhältniß der überkommenen Parteien, denn trotz der Discretion, welche beobachtet worden, steht außer Zweifel, daß die letzte Session des Zollparlaments auf eine derselben, und zwar auf die wichtigste, zersetzend gewirkt hat.

Sind das Verhältnisse, die durch sich selbst, ohne belebenden Anstoß von Außen, ins Gleis gebracht, wieder in Bewegung gesetzt werden können? Und doch war Alles auf diese Bewegung und zwar auf eine Bewegung in raschem Tempo angelegt. Der Einfluß der Stagnation, der in der süddeutschen Frage seit nunmehr zwei Jahren besteht, ist bisher durch die relativ günstige Entwickelung der inneren Verhältnisse des norddeutschen Bundes aufgewogen worden. Aber diese sind von dem Entwickelungsgange der preußischen Dinge zu abhängig, als daß auf ihren ungehemmten Fortgang auch in *dem* Fall gerechnet werden könnte, wenn Graf Bismarck dauernd den Geschäften fern bleibt und das Ministerium v. d. Heydt in einen neuen Conflict mit der Volksvertretung tritt. Noch vor zwei Jahren hätte die Rücksicht auf die Wirkungen, welche ein solcher Zusammenstoß auf Süddeutschland üben würde, bestimmend auf die Haltung beider Theile eingewirkt, — heute muß eine solche Rücksicht durchaus überflüssig erscheinen, denn die Gedanken an einen

freiwilligen Anſchluß der Länder ſüdlich vom Main, an eine moraliſche Eroberung derſelben ſind von allen Programmen abgeſetzt. Die Erhaltung jener mit den Südſtaaten abgeſchloſſenen Schutz- und Trutzbündniſſe, welche im Frühling 1867 für die Grundlage einer ausſichtsvollen neuen Entwickelung galten, iſt Alles was von norddeutſcher Seite verlangt wird, der Glaube an die innere Triebkraft derſelben iſt längſt dahin und von preußiſch-ſüddeutſchen Wechſelwirkungen eigentlich nicht mehr die Rede.

Die alte leidige Erfahrung, daß Verhältniſſe, die nach den Geſetzen der Logik für „innerlich unhaltbar“ gelten müſſen, oft das zäheſte Leben beweiſen, hat ſich auch in der neueſten Phaſe unſeres nationalen Lebens bewährt. Weder iſt das preußiſche Miniſterium aus der halben Stellung herausgekommen, in welche es durch ſein Indemnitätsgeſuch vom Auguſt 1866 gedrängt worden, noch haben die ſüddeutſchen Staaten ſich entſchloſſen, die precäre Stellung aufzugeben, die ſie ſeit der Auflöſung des alten Bundes einnehmen.

Selbſt der unermüdlichen Geſchäftigkeit des Grafen Beuſt haben ſich keine Anknüpfungspunkte für Löſung der ſüddeutſchen Frage bieten wollen und die frommen Wünſche, welche man in Wien für das Zuſtandekommen eines Südbundes hegte, ſind allmälig gegenſtandslos geworden. Das Project eines ſolchen Bundes iſt bei den Cabinetten in noch üblerem Geruch, als bei den Völkern und die Beuſt'ſche Patroniſirung deſſelben gilt ſelbſt nach particulariſtiſcher Auffaſſung kaum mehr für eine Empfehlung. Die Stagnation iſt nach beiden Richtungen hin — der nationalen, wie der anti-nationalen — eine vollſtändige, von dem kommenden Morgen haben wir Nichts zu hoffen und zu fürchten und es kann noch eine Weile dauern, ehe ein kräftiger Luftzug kommt, der mit „erfriſchendem Windesweben kräuſelnd bewege das ſtockende Leben.“

Eine wirkliche „Bewegung“ hervorzurufen, ſind die im abgelaufenen Monate geführten Depeſchenkriege nicht im Stande geweſen. Selbſt in Sachſen iſt die ſcharfe Zurückweiſung, welche Graf Beuſt durch den Freiherrn von Frieſen erfahren hat, ohne Conſequenzen geblieben; es waren nicht die Organe der Dresdner Regierung, ſondern die liberalen Blätter, welche die Sache des bundestreuen ſächſiſchen Miniſters gegen die traditionelle Anhänglichkeit des grünweißen Particularismus für Herrn v. Beuſt führten, und wir können in der ganzen Sache nur eine Beſtätigung der ſchon früher bekannten Thatſache ſehen, daß ſich innerhalb dieſer Regionen zwei verſchiedene Strömungen die Waage halten. Auf die Woche, welche der Frieſenſchen Depeſche gewidmet war, folgten die „Enthüllungen“ der „Sächſiſchen Zeitung“ über eine angeblich vor Ausbruch des letzten Krieges geführte preußiſch-öſtreichiſche Correſpondenz — Erfindungen ſo plumper und niedriger Art, daß die Dementis der Berliner Officiöſen eigentlich nur für die niedrigſte Claſſe

von Zeitungslesern nothwendig waren. In fünfzig Jahren wird man es für eine Fabel halten, daß diese Art von particularistischer Geschichtsmacherei auch nur selbst an die Möglichkeit glauben konnte, ein Publicum von Abnehmern zu finden. — Dieser Episode sind endlich die Depeschen vom 4. und 15. August gefolgt, mit denen Herr v. Thile und Graf Beust die periodische Presse für Wochen beschäftigt haben. Wie es bei Auseinandersetzungen dieser Art gewöhnlich ist, so hat auch im vorliegenden Fall die Frage, von der man eigentlich ausging, aufgehört, den Mittelpunkt und Hauptgegenstand des Streits zu bilden, die Frage nämlich, ob Thatsachen vorlagen, die den k. k. Reichskanzler zu der Klage über preußische Abweisung seiner Annäherungsversuche berechtigten. Nachdem die Berliner officiöse Presse den Grafen Beust wiederholt und deutlich zum Beweise seiner gegen Preußen gerichteten Anklagen aufgefordert hatte, war die Wiederholung dieser Forderung durch eine förmliche Depesche eigentlich nicht mehr nöthig. Ja es fragt sich, ob der Eindruck, den die erste Dementirung der Beustschen Angaben gemacht hat, nicht ohne die Depesche nachhaltiger gewesen wäre. Diese Depesche hat der Wiener Artikel- und Depeschen-Fabrik die Gelegenheit geboten, die Sache auf ein anderes Gebiet hinüberzuspielen und den einfachen und unleugbaren Thatbestand zu verwirren. Immerhin ist der k. k. Reichskanzler dem Auslande wie der heimischen Opposition und den Ungarn gegenüber in eine wenig beneidenswerthe Lage gerathen und dem Glauben an seine diplomatische Tactfestigkeit ein neues Loch geschlagen worden. Bei der Mehrzahl der europäischen Höfe, in London, Berlin, Petersburg, Brüssel u. s. w. hatte dieser Staatsmann freilich nichts mehr zu verderben, und es fragt sich, ob seine Haltung in der belgischen Eisenbahnangelegenheit auch nur den Respect des Pariser Cabinets vor der Hofburg erhöht hat.

Für die inneren Verhältnisse der östreichischen Monarchie ist Graf Beust freilich nach wie vor unentbehrlich geblieben und die neuesten Delegationsverhandlungen haben bestätigt, wie dankbar das politische Publicum, mit dem er es zunächst zu thun hat, im Großen und Ganzen noch immer ist. Dem deutsch-östreichischen Liberalismus ist sein Name mit der constitutionellen Sache einmal identisch und bei all' ihrem Mißtrauen gegen des Grafen auswärtige Politik wissen die Ungarn doch, daß ein gleich gefügiger Staatsmann westlich von der Leitha nicht so leicht aufzutreiben sein wird. Selbst die feindliche Sprache, welche von Bethlens diplomatischer Wochenschrift und von den radicalen Pester Oppositionsblättern von Zeit zu Zeit gegen Herrn v. Beust geführt wird, macht den Eindruck, als ob es den Sprechern nicht um die Beseitigung des Reichskanzlers, sondern nur darum zu thun sei, denselben in heilsamer Zucht zu halten. — Von den Forderungen, mit denen das Reichsministerium vor die Delegationen getreten ist, sind die wichtigsten bereits bewilligt worden

und die einzelnen Abſtriche, die der Kriegsminiſter Baron Kuhn ſich gefallen laſſen mußte, haben den Frieden ebenſo wenig geſtört, wie die Voten über die Militairgrenze. In Böhmen ſind die Anſtrengungen der czechiſchen Oppoſition bis jetzt erfolglos geblieben und es hat im Augenblick den Anſchein, als werde dieſe Oppoſition ebenſo geſpalten werden, wie die polniſche. Auf die ariſtokratiſch-clericalen Bundesgenoſſen des Czechenthums hat die kirchenfeindliche Propaganda des repriſtinirten Huſſitenthums nämlich ſo verſtimmend gewirkt, daß die Biſchöfe gegen daſſelbe amtlich einzuſchreiten drohen; die huſſitiſche Strömung ſteht mit der panſlaviſtiſchen in engem Zuſammenhang, denn es ſind grade die warmen Anhänger Rußlands, welche an die huſſitiſchen Nationaltraditionen appelliren und auf dieſe Weiſe die katholiſche Scheidewand niederzureißen ſuchen, welche das Czechenthum von dem weſentlich antikatholiſchen Panſlavismus trennt. Die Jungczechen, welche ſchon ſeit einiger Zeit zu der durch die Moskauer Pilgerfahrt (1867) angebahnten Annäherung an Rußland ſcheel ſehen, ſuchen ihre Bundesgenoſſen neuerdings bei den polniſchen Demokraten Galiziens und beſtreben ſich dieſe in ihren anti-miniſteriellen Beſtrebungen zu ermuthigen. Das Polenthum ſoll für die föderaliſtiſche Idee gewonnen worden und zu dieſem Zwecke hat man ſich mit Smolka in das engſte Einvernehmen geſetzt; czechiſche Deputirte haben an der zu Lemberg abgehaltenen Feier des Unionstages von Lublin Theil genommen, zu dem thörichten Verſuch einer Verſtändigung mit den Ruthenen gerathen und nach Kräften gegen die von Goluchowski geführte ariſtokratiſche Partei und deren quaſiminiſterielle Haltung geſchürt. Der für den nächſten Monat bevorſtehende Lemberger Landtag wird darüber entſcheiden, ob die Polen im Reichsrath bleiben oder ob Smolka aus dieſem Kampf als Sieger hervorgeht, bei dem die czechiſche Sache unter allen Umſtänden mehr zu gewinnen hat, als die polniſche. Auch die galiziſche Sprachenfrage ſoll in Veranlaſſung des letzten, noch von Goluchowski bewirkten Reſcripts wieder zur Discuſſion kommen.

In den übrigen cisleithaniſchen Ländern (trotz ſeiner öſtlichen Lage wird Galizien bekanntlich unter dieſen neugeſchaffenen Begriff ſubſumirt) ſpielen die Kämpfe um die Grenze zwiſchen ſtaatlichen und kirchlichen Befugniſſen die Hauptrolle. Die Angelegenheit der Krakauer Nonne Barbara Ubryk hat neues Oel in das Feuer der Wiener Liberalen gegoſſen und dem Miniſterium das conſequente Feſthalten an den Errungenſchaften des Frühjahrs 1867 beträchtlich erleichtert. Dem Proceß des begnadigten Biſchofs von Linz ſoll eine Anklage gegen Monſignore Greuter folgen und ſichtlich unter dem Eindruck der Krakauer Vorgänge hat das Oberlandesgericht von Tyrol der von dem Innsbrucker Landesgericht beſchloſſenen Verfolgung des ultramontanen Parteiführers ſeine Zuſtimmung gegeben.

In den Oestreich benachbarten östlichen und südöstlichen Donauländern ist die Ruhe auch während des abgelaufenen Monats nicht gestört worden. Die Nachricht von einem in der Herzegowina ausgebrochenen Aufstande, an dessen Spitze der vor einigen Jahren nach Odessa geflüchtete slawische Agitator Luka Wulkowitsch stehen soll, hat sich nicht bestätigt, sondern läßt sich auf das Manifest zurückführen, das Wulkowitsch vor Kurzem an seine bosnischen Landsleute erlassen hat, um Feindschaft und Mißtrauen gegen Oestreich und Ungarn und Vertrauen zu Rußland zu predigen, das der nächsten südslawischen Erhebung gegen die Pforte seine Unterstützung sicher nicht versagen werde. — In Rumänien wird eifrig an der Verbesserung der Communicationsmittel durch neue Canäle und Eisenbahnen gearbeitet, das Ministerium Ghika-Cogolnitscheano hat seinen Einfluß befestigt, bei den Wahlen zum Senat gesiegt und den Agitationen der rothen Partei und ihres Führers Jan Bratiano bis jetzt energisch Stand gehalten. Die Schlägereien an der wallachisch-ungarischen Grenze sind ohne Bedeutung, obgleich der Magyarenhaß der rumänischen Demokratie Vorgänge dieser Art mit Vorliebe zur Schürung der Volksleidenschaften und zur Herbeiführung von Conflicten auszubeuten gewohnt ist. Fürst Carl hat dem in der Krim weilenden Kaiser von Rußland einen Besuch gemacht, um seine guten Beziehungen zu diesem mächtigen Nachbarn zu befestigen. Das Verhältniß Rußlands zu der in Jassy und Bukarest geschaffenen neuen Ordnung der Dinge ist bis jetzt kein besonders freundliches gewesen. Rußland, dessen traditionelle Politik Lahmheit und Schwäche des Rumänenstaats verlangt, ist der Berufung des hohenzollernschen Prinzen auf den Hospodarenthron von Hause aus nicht geneigt gewesen. Die auch in der Hofsphäre einflußreiche Moskauer Nationalpartei ließ sich die Sache indessen noch gefallen, so lange Bratiano an der Spitze der Geschäfte stand. Als dieser turbulente Staatsmann aber durch Preußens Einfluß zu Fall gebracht wurde, brach ein Sturm der Entrüstung gegen den „preußischen Garde-Officier“ und dessen „weiße“ Rathgeber aus, welche sich in die Netze westeuropäischer Intriguen ziehen ließen und mit dem Sultan Frieden machten, bloß weil Preußen den Wünschen der Magyaren Rechnung zu tragen für opportun halte. Daß Fürst Carl eine Einladung nach Livadia erhalten und angenommen und der Krieg der russischen Presse gegen seine Rathgeber ein Ende genommen hat, ist eine neue Bürgschaft für Rußlands friedliche Absichten.

Während Kaiser Alexander an den Ufern des schwarzen Meeres verweilt, ist seine Regierung nach wie vor mit den beiden Hauptzielen ihrer inneren Politik, der Russification der westlichen Grenzländer und der weiteren Ausdehnung des Eisenbahnnetzes beschäftigt. Ein heftiger Kampf ist um die

Zuläſſigkeit der von Stroußberg und dem Grafen Lehndorf erbetenen Conceſſion zur Linie Pinsk-Bialyſtock entbrannt, welcher einzelne Glieder der Regierung geneigt ſind, während die nationale Partei nichts von derſelben wiſſen will und dieſe „preußiſche Intrigue“ als gefährliche Concurrenz der Linie Kowno-Libau bekämpft; die Conceſſion für die beſſarabiſche Eiſenbahn iſt inzwiſchen vergeben worden, und zwar an einen inländiſchen Bewerber, der wohlfeilere Baubedingungen gemacht hatte, als ſeine Concurrenten. — Der Kampf gegen das Polenthum und die katholiſche Kirche wird mit wechſelndem Erfolge weiter geführt. Die römiſch-katholiſche Eparchie von Minsk iſt aufgehoben und mit der von Wilna verſchmolzen worden. Dagegen iſt die bereits in Angriff genommene Einführung der ruſſiſchen Sprache in die katholiſchen Kirchen Litthauens auf ein neues Hinderniß geſtoßen; in der elften Stunde hat das Wilnaer Generalgouvernement erklärt, die Predigten und Gebete müßten in den Sprachen abgehalten werden, welche in den einzelnen Diſtrikten geſprochen würden, da das Großruſſiſche auf dem flachen Lande nur ausnahmsweiſe verſtanden werde. Zunächſt ſollen die geographiſchen Grenzen der einzelnen Sprachbezirke feſtgeſtellt und dann die bezüglichen Anordnungen getroffen werden. So lebhaft die Moskauer Nationalen ſich auch gegen dieſen plötzlichen Umſchlag ausgeſprochen haben, ſo iſt es bei dieſer Entſcheidung doch zunächſt geblieben. Auch im Generalgouvernement Kiew liegen die gemäßigte und die entſchieden polenfeindliche Richtung einander in den Haaren. Der neue Generalgouverneur Fürſt Dundakow-Korſſakow, der die Intereſſen des gefährdeten großen Grundbeſitzes in Schutz zu nehmen verſucht hat, wird von der demokratiſchen Preſſe als Polenfeind verdächtigt. — In den Oſtſeeprovinzen ſind zwei eifrige Ruſſificatoren in die Poſt- und Domainenverwaltung eingeſchoben werden; außerdem ſtehen die Errichtung eines ruſſiſchen Theaters in Riga und die Einführung ruſſiſchen Mathematikunterrichts in den Gymnaſien in Ausſicht. Die deutſche Petersburger Zeitung, welche einen Anlauf genommen hatte, um von ihrer Cenſurfreiheit zu Gunſten der baltiſch-deutſchen Intereſſen Gebrauch zu machen, iſt deswegen verwarnt und auf dieſe Weiſe mundtodt gemacht worden. Nichtsdeſtoweniger dauern die ruſſiſchen Klagen über die Herrſchaft des deutſchen Elements an der Oſtſee fort und wird gegen die deutſche Univerſität Dorpat eifrig Sturm gelaufen. — Der durch unverbürgte Gerüchte vielfach übertriebene Kirgiſenaufſtand an der Grenze Turkeſtans iſt vollſtändig beigelegt worden und die Mehrzahl dieſer Nomadenſtämme hat ſich der neuen büreaukratiſchen Organiſation gefügt.

Auch in Rußland war vielfach angenommen worden, der ſeit einigen Wochen ſchwebende Conflict zwiſchen dem Sultan und dem Vice-König von

Aegypten werde größere Dimenſionen annehmen und zu einem förmlichen Bruch führen; türkenfeindliche Heißſporne hatten bereits von einem Sturz der Pforte durch den mächtigen Vaſallen geträumt und dieſem die Rolle vindicirt, welche das ohnmächtige Griechenland nicht durchzuführen im Stande geweſen war. Aber wie ſich unſchwer vorherſehen ließ, ſind dieſe Erwartungen Lügen geſtraft worden, und hat der unter dem Einfluß der Weſtmächte ſtehende Khedive eingelenkt und dadurch den Machinationen ſeines ehrgeizigen und feindlichen Bruders Fazil-Muſtapha die Spitze abgebrochen. Auch in Conſtantinopel hatten die Cabinette von London und Paris daran erinnert, daß die letzte Pariſer Conferenz ein Glücksfall geweſen ſei, auf deſſen Wiederkehr nicht gerechnet werden könne und der Divan iſt einſichtig genug geweſen, dieſen Vorſtellungen Gehör zu leihen und die gute Meinung ſeiner Rathgeber auf keine neue Probe zu ſtellen.

Frankreich vor Allem hat das lebhafteſte Intereſſe daran, die Ruhe im Orient aufrechtzuerhalten. Seit der verhängnißvollen Botſchaft des Kaiſers an das corps legislatif ſind die Dinge in ein Rollen gekommen, dem ſich nicht mehr gebieten läßt und das wenigſtens zunächſt durch keine auswärtige Diverſion aufgehalten werden kann. Obgleich die Machtſtellung, welche Rouher auch in ſeinem Amt als Senatspräſident zu behaupten weiß, für die neuen Miniſter ebenſowenig ermuthigend und Vertrauen einflößend iſt, wie für die liberalen Parteien, weiß man doch allenthalben, daß der gethane Schritt ſich nicht mehr zurückthun läßt und daß die Ausführung der verheißenen Reformen zur unbedingten Nothwendigkeit geworden iſt. Daraus iſt zugleich zu erklären, daß die fieberhafte Unruhe der Oppoſition, welche Anfangs Miene machte rückſichtslos fortzuſtürmen und die erzielten Reſultate am Wege liegen zu laſſen, für den Augenblick einer beſonneneren Stimmung Platz gemacht und daß man es ſich über ſich gewonnen hat, zunächſt den Verlauf und Abſchluß der Verhandlungen des Senats abzuwarten. Die am Napoleonstage erlaſſene Amneſtie hat das Ihrige dazu beigetragen, dieſe Stimmung zu befeſtigen, und weitaus die größte Zahl der liberalen und demokratiſchen Parteiorgane hat die verſöhnliche Abſicht der Regierung anerkannt und acceptirt. Die Feier des 15. Auguſt iſt ungewöhnlich ſtill und geräuſchlos verlaufen, obgleich ſie dieſes Mal von außergewöhnlicher Bedeutung war und es der Regierung wohl nahe gelegen hätte, den hundertſten Geburtstag des Nationalhelden zur Auffriſchung der dynaſtiſchen Gefühle des Volks zu benutzen. Der einzige Verſuch zu einer Kundgebung dieſer Art, ein pathetiſcher Erlaß des Commandirenden von Chalons, General Bourbaki (eines geborenen Griechen!), iſt ohne Widerhall verklungen, in Frankreich ignorirt, im Auslande belächelt worden. Die ſeit dem

Tode des Marſchalls Niel führerlos gewordene Kriegspartei muß zunächſt ſtille halten und den Eintritt günſtigerer Umſtände abwarten — von dem neuen Kriegsminiſter, General Leboeuf, iſt zunächſt noch unbekannt, ob er mehr als ein fähiger Techniker iſt und ob er es auf die Rolle eines politiſchen Parteihaupts abſieht; daß er dem Kaiſer durch ſeinen ſterbenden Vorgänger empfohlen worden, läßt allerdings auf Geſinnungsverwandtſchaft beider Männer ſchließen.

Bis zur Veröffentlichung der Senatsbeſchlüſſe wird die Zeit politiſcher Ruhe auch in Frankreich fortdauern. Da die General-Räthe am 23. Auguſt zuſammen getreten ſind und ein Theil der Senatoren denſelben angehört, kann es noch einige Wochen dauern, ehe die Arbeiten dieſes Staatskörpers zum Abſchluß gebracht werden. Was wir bisher von den Verhandlungen desſelben wiſſen, beſtätigt aufs Neue, daß dieſe Verſammlung nur ein Abklatſch der in der Regierung herrſchenden Stimmungen und ohne jede Spur innerer Selbſtändigkeit iſt. Die Anſichten ſeiner Majorität haben ſich mit der Wetterfahne gewandt. Wenn man ſich die Feindſeligkeit vergegenwärtigt, mit welcher noch vor Jahresfriſt die nichts weniger als freiſinnigen Geſetze über Preßfreiheit und Verſammlungsrecht von den Vätern des franzöſiſchen Volks aufgenommen wurden, ſo will man bei Betrachtung der neueſten Vorgänge kaum ſeinen Augen trauen. Nicht nur, daß die Majorität ſich ſofort auf den neuen Standpunkt der Regierung geſtellt und die Nothwendigkeit von Reformen anerkannt hat, die ſie damals als Anfang vom Ende bekämpfen zu müſſen behauptete — im franzöſiſchen Senat hat ſich eine liberale Partei gebildet, welche über das Regierungsprogramm und Rouher's Stellung zu demſelben hinausgeht und Oppoſition ſpielt. Die Bonjeanſchen Amendements, welche ziemlich direct auf eine rein parlamentariſche Regierung hinarbeiten, haben eine gewiſſe Unterſtützung erhalten und wenn auch an ihre Annahme nicht zu denken iſt, ſo ſteht doch ſchon ihre Entſtehung in ſo merkwürdigem Gegenſatz zu der bisherigen furchtſamen Kleinlichkeit der patres conscripti, daß ſie wohl für ein Zeichen der Zeit gelten können. Die liberale Pariſer Preſſe hat ihre Befürchtungen vor Verſtümmelung der kaiſerlichen Vorſchläge durch den Senat bereits zurückgenommen und dieſe Verfaſſungsänderungen werden vorausſichtlich in der Geſtalt an das Tageslicht gefördert werden, auf welche die Regierung es abgeſehen hatte. — An die Verhandlungen der Departements-Räthe, zu denen ſechs Miniſter und zahlreiche Senatoren bereits abgereiſt ſind, knüpfen ſich liberale Hoffnungen auf Vorſchläge zur Decentraliſation und Herſtellung größerer Gemeindefreiheit; auch ſoll gegen jenen berüchtigten Artikel 75 der Verfaſſung vom Jahre VIII. Sturm gelaufen werden, der die gerichtliche Verfolgung excedirender Beamter von der Zuſtimmung des Staatsraths abhängig

machte. Möglich, daß in dieſer letzteren Richtung mit der Zeit etwas erreicht wird — die Wünſche für Decentraliſation und eine Art Selbſtbeſtimmung der Gemeinden ſind taube Nüſſe. Keine der Regierungen, unter denen Frankreich ſeit den Tagen der großen Revolution geſtanden, hat auch nur Miene gemacht, die Vortheile aus den Händen zu geben, welche ihr aus dem Centraliſationsſyſtem erwuchſen, und das zweite Kaiſerreich iſt am wenigſten dazu angethan, Conceſſionen zu machen, von denen es weiß, daß ſie ihm nicht abgerungen werden können, weil die Mehrzahl der Franzoſen trotz Toqueville heute ebenſo wenig Verſtändniß für die Gemeindefreiheit hat, wie vor dreißig und vor ſechzig Jahren.

Die an der ſüdlichen Grenze Frankreichs verſuchten Karliſtenerhebungen, denen die franzöſiſche Regierung Anfangs paſſiv zugeſehen, haben damit geendet, daß die noch nicht über die Pyrenäen gegangenen Bandenchefs internirt wurden, um das Kaiſerthum von dem Verdacht der Unterſtützung eines ausſichtsloſen Aufſtandes zu reinigen. Im Uebrigen hat dieſe Karliſtenerhebung einen Verlauf genommen, der anderen Unternehmungen dieſer Art ziemlich ähnlich ſieht. Anfangs courſirten übertriebene Gerüchte von dem Erſcheinen ganzer Karliſtenarmeen und der Lieferung förmlicher Schlachten; dann hieß es, an der ganzen Sache ſei überhaupt Nichts wahr, als daß ein mißglückter Verſuch zur Ueberrumpelung von Pampelona gemacht worden und ſchließlich hat ſich herausgeſtellt, daß in der That eine ganze Reihe kleinerer Gefechte gegen Karliſtenchefs geliefert worden iſt. Obgleich von Hauſe aus zweifellos war, daß die proviſoriſche Regierung dieſer verfrühten und künſtlichem Emeute ohne Mühe Herr werden werde, ſcheint es doch, als ob die Ruhe in den Grenzprovinzen noch nicht völlig hergeſtellt iſt, da bis in die letzten Tage von der Bewältigung einzelner Nachzügler berichtet wurde. — Für das innere Leben des ſpaniſchen Staats iſt dieſer Putſch ſo gleichgültig geblieben, daß die Spannung zwiſchen Monarchiſten und Republikanern für keinen einzigen Tag ausgeſetzt hat und daß die glückliche Bewältigung des karliſtiſchen Einfalls der Regierung kaum als Verdienſt angerechnet worden iſt. Wenn dieſe Regierung ſich trotz der ſchwindenden Ausſicht auf die Auffindung eines Königs und trotz der raſchen Ausbreitung der namentlich in den größeren Städten höchſt einflußreichen republikaniſchen Liga in der Volksgunſt noch immer leidlich erhält, ſo hat ſie das einem Umſtande von höchſt zweifelhaftem und noch dazu ſchwindendem Werth zuzuſchreiben: um die Maſſen bei guter Laune zu erhalten, läßt man den Staatsſchatz darben und verzichtet man darauf, die Armee zu vermehren und kampffähig zu erhalten. Die Verbrauchsſteuer iſt ohne genügendes Aequivalent abgeſchafft worden und an vielen Orten bezahlen die Municipalitäten die Stellvertreter für kriegsunluſtige Con-

ſcribirte. Die ſchwache und zügelloſe Armee befindet ſich in der elendſten Lage. Daß ein ſolches Syſtem auf die Dauer nicht durchzuführen iſt und die Zukunft der Regierung nur erſchwert, hat ſich ſchon jetzt gezeigt. Die nach Cuba geſandten Truppen haben nach Belieben ihre Führer ab- und eingeſetzt und ſind dabei außer Stande geweſen, für die Bewältigung des Havanneſeraufſtandes das Geringſte zu thun. Obgleich man es öffentlich noch nicht wahr haben will, iſt die Perle der Antillen für Spanien ſo gut wie verloren und ſind bereits Verhandlungen über einen Verkauf an die Vereinigten Staaten im Gange. Leicht möglich, daß auch dieſer nicht zu Stande kommt und daß die amerikaniſchen Staatsmänner das Stück wiederholen, das ſie den Dänen mit der Inſel St. Thomas geſpielt haben. Hier ließ man es bis zur allgemeinen Abſtimmung kommen und, nachdem die bisherige Regierung ſich durch dieſe unmöglich gemacht hatte, wurden die Ratification des Geſchäfts und die Zahlung des Kaufpreiſes durch ein Votum des Senats unmöglich gemacht. Man hat nur nöthig dieſes Manoeuvre zu wiederholen und die reiche Inſel, deren Erträge die ſpaniſchen Finanzen bisher nothdürftig über Waſſer hielten, iſt der Regierung von Madrid ohne jede Entſchädigung verloren gegangen, — ein Verluſt, der politiſch ebenſo ſchwer wiegen würde, wie wirthſchaftlich.

Von den europäiſchen Parlamenten iſt das italiäniſche das einzige, das ſeine Verhandlungen durch den ganzen Sommer ununterbrochen fortgeſetzt hat. In England wurden die Sitzungen nach Erledigung der iriſchen Kirchenbill am 11. Auguſt durch eine Thronrede vertagt, welche von Dank gegen Lords und Gemeine überfloß, obgleich die Letzteren noch vor Thoresſchluß ihrem Verdruß über das Zuſtandekommen des Cairns'ſchen Compromiſſes durch Abwerfung der ſchottiſchen Kirchenbill Luft gemacht hatten. Für die nächſte Seſſion ſtehen nicht minder ſchwere Kämpfe in Ausſicht wie für die abgelaufene, und wiederum iſt es Irland, das mit der Forderung neuer Zugeſtändniſſe an ſeine Bevölkerung vor die Regierung tritt. Schon während der d'Israelyſchen Verwaltung wurde neben der Abſchaffung der iriſchen Staatskirche ein Geſetz zur Regelung der ländlichen Verhältniſſe der grünen Inſel verlangt. Nachdem die Abſchlagszahlung auf kirchlichem Gebiete wirklich geleiſtet worden, tritt die zweite Forderung mit erhöhtem Nachdruck auf, denn von ihr iſt eine ſehr viel directere Wirkung auf die von der Unverſöhnlichkeit der Fenier geſtörte Ruhe Irlands zu erwarten, als von der Entpfründung der Staatskirche. Es handelt ſich darum, den ſogenannten tenants ad parole, d. h. den Zeitpächtern, welche jährlich durch die bloße Willkür der Grundeigenthümer von ihren Wohnſitzen verdrängt werden können, Garantieen ſowohl gegen Ausweiſung ohne Entſchädigung ihrer Meliorationen und Auf-

wendungen, als gegen maßloſe Steigerung der Pachtſumme zu ſchaffen und namentlich den Abſchluß von Verträgen auf längere Termine obligatoriſch zu machen. Daß die agrariſche Frage in Irland bis heute ungelöſt geblieben iſt, legt ihrer Löſung größere Schwierigkeiten in den Weg, als zu einer anderen Periode obgewaltet hätten. John Stuart Mill's im Winter 1867 auf 1868 gemachte Vorſchläge zu einer gewaltſamen Expropriation der Grundbeſitzer, welche nach einem durch Parlamentecommiſſarien feſtzuſetzenden Maßſtabe entſchädigt werden ſollen, iſt ohne jede Ausſicht auf Annahme. Einmal iſt der Begriff des Eigenthums in England viel zu ſtark entwickelt, als daß eine Maßregel ſo gewaltſamer Natur in Irland ebenſo leicht durchgeführt werden könnte, wie in Litthauen oder Polen, wo Expropriationen dieſer Art im größten Maßſtabe und zwar ohne irgend entſprechende Entſchädigung der Großgrundbeſitzer ſtattgefunden haben; ein zweiter, mindeſtens ebenſo gewichtiger Grund liegt in der Natur des engliſchen wirthſchaftlichen Lebens und ſeiner gegenwärtigen Phaſe. Ablöſungen dieſer Art ſind höchſtens in der Periode der Naturalwirthſchaft ohne Erſchütterung des geſammten ökonomiſchen Lebens einer Nation möglich, — nicht aber, wo man bereits tief in der Geld- und Creditwirthſchaft ſteckt und jede Störung der Eigenthumsverhältniſſe auf die weiteſten Kreiſe zurückwirkt, neben den Grundbeſitzern noch deren hypothekariſche Gläubiger bedroht werden. Dazu kommt noch, daß das rechtliche Verhältniß der iriſchen Bauern zu dem von ihnen bebauten Grund und Boden das directe Gegentheil der analogen deutſchen Verhältniſſe iſt und Mill's Vergleich ſeiner Vorſchläge mit den Stein-Hardenbergſchen Reformen von vollſtändig falſchen Vorausſetzungen ausging. In Deutſchland wurde der Grund und Boden rechtlich als ein Eigenthum des Hinterſaſſen angeſehen, das nur zu Gunſten des Herrn belaſtet war — nach der in Irland beſtehenden Rechtsfiction iſt das Land Eigenthum der Herren, die es den Pächtern freiwillig gegen ein Aequivalent überlaſſen. Von einer Ablöſung der auf dem bäuerlichen Boden haftenden Laſten kann in Irland mithin nicht die Rede ſein, es würde ſich um einen directen, im Namen der Staatsraiſon unternommenen Eingriff in anerkannte Eigenthumsverhältniſſe handeln. Dieſe Rolle hat die Staatsraiſon in England nie geſpielt und es iſt mehr als unwahrſcheinlich, daß ſie es grade in Irland zu einer ſolchen bringen werde. — In dem Vaterlande des von Lord Cames geſundenen ſogenannten ſchottiſchen Entſchädigungsſyſtems wird man um die Mittel zwar nicht verlegen ſein, die iriſche Agrarfrage auch ohne Schädigung des Eigenthumsrechts durch Reform des Pachtſyſtems zu löſen, aber es fragt ſich, ob damit den durch lange Verſäumniß hinaufgeſchraubten Anſprüchen des iriſchen Bauernſtandes genug gethan und den feniſchen Umtrieben wirklich die Spitze abge-

brochen werden kann. Daß die Abſchaffung der iriſchen Staatskirche in dieſer Beziehung wirkungslos bleiben werde, wußte man im Voraus. — Neben der irländiſchen Landfrage hat ſeit der Vertagung des Parlaments Publicum und Preſſe Englands hauptſächlich die „Working Men's representative League" beſchäftigt, eine Aſſociation von Arbeitern, welche ſich zur Aufgabe gemacht hat, durch Glieder ihres Standes im Parlament vertreten zu werden. — So unzweifelhaft es der engliſche Socialismus im Allgemeinen weiter gebracht hat, als die noch in ihren Kinderſchuhen ſteckende Arbeiterbewegung der Laſſalleaner Deutſchlands, ſo ſoll mit dieſer league doch nur erreicht werden, was unſere Socialiſten in ihrem Schweitzer, Haſenclever ꝛc. bereits beſitzen. — Der Sache des deutſchen Socialismus iſt mit dieſem Beſitz bis jetzt nicht gedient geweſen und die vor zwei Wochen in Eiſenach erlebten Scenen waren nicht dazu angethan, die ſocialiſtiſche Bewegung als zu einer parlamentariſchen Vertretung reif und berechtigt erſcheinen zu laſſen. In England, wo die Anſprüche an Repräſentationsfähigkeit ungleich höher und die Gewöhnung an öffentliche Thätigkeit in allen Claſſen der Geſellſchaft ungleich älter iſt, wird das Erſcheinen des erſten Arbeiters im Hauſe der Gemeinen ſehr viel bedeutſamer ſein, als es bei uns der Fall war, wo ſo viele Erſcheinungen des politiſchen und ſocialen Lebens ihre öffentliche Vertretung anticipirt haben.

Wir haben ſchließlich noch ein Ereigniß von wenigſtens ſymbolſcher Bedeutung zu regiſtriren, das in die letzten Juli- und erſten Auguſttage gefallen iſt: die Vermählung der Prinzeſſin Lowiſa, einzigen Tochter des Königs von Schweden, mit dem Erben der däniſchen Krone. Nord-Schleswig hat die in Stockholm und Kopenhagen gefeierten Feſte zu öffentlichen Kundgebungen ſeiner Treue für die ſkandinaviſche Sache ausgebeutet, die ſkandinaviſchen Farben und die Toaſte auf „Altdänemark" haben bei der geſammten Feier eine beträchtliche Rolle geſpielt. Zunächſt wird es wohl noch für einige Zeit bei dieſer ſymboliſchen Verbindung der drei Völker des Nordens bleiben, denn in Schweden kann man ſich keine andere Erfüllung der ſcandinaviſchen Unionsidee denken, als das Aufgehen oder mindeſtens den Anſchluß Dänemarks an die mächtigere Nachbarmonarchie, — eine Auffaſſung, welche bei der ſchwediſchen Beurtheilung des deutſch-däniſchen Streits entſchieden mitgeſprochen hat, in Dänemark aber nicht getheilt wird.

Verantwortliche Redacteure: **Guſtav Freytag** u. **Julius Eckardt.**

Verlag von **F. L. Herbig.** — Druck von **Hüthel & Legler** in Leipzig.

XXVIII. Jahrgang. II. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik und Literatur.

№ 36.

Ausgegeben am 3. September 1869.

Inhalt:

Die Malerei auf der internationalen Kunstausstellung in München Seite 351
Die piemontesische Politik in den Jahren 1847—1850 371
Aus dem Leben des russischen Admirals von Sivers 386
Aus Nordschleswig 398

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.

Leipzig, 1869.

Friedrich Ludwig Herbig.

(Fr. Wilh. Grunow.)

Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern.

Die Malerei auf der internationalen Kunstausstellung in München.

Während dieser Mittsommerwochen sind in der bairischen Hauptstadt so massenhafte Produkte bildender Kunst versammelt — neben den zahlreichen stehenden Museen die internationale Ausstellung moderner Werke und die alten Gemälde aus Privatbesitz — daß der Fremde den Eindruck gewinnt, diese ganze menschliche Niederlassung sei nur der Rahmen für Genüsse des Gesichtssinnes. Vollends als die Buden der Dult auch Straßen und Plätze mit buntem Kram erfüllten — und Spötter wollten manche Nummer der großen Ausstellung hierher versetzt haben — schien Alles in Schaulust aufzugehn. Erst wer die Maximiliansstraße entlang wandelnd aus dem seit Wochen eleusinisch verschlossenen Opernhause die zähen Es-Dur-Akkorde der Ouvertüre zu Wagner's Rheingold hervordringen hörte, ward inne, daß in diesem beglückten Volke noch eine andere Kunst Wohnung hat.

Für eine internationale Ausstellung ist München unstreitig ein guter Platz. Die halbwegs centrale Lage zwischen Berlin, Wien, Paris und Florenz erleichtert den Dingen wie den Menschen die Reise, und die Stadt besitzt Räume, um lebendige und unlebendige Gäste in Fülle zu beherbergen Dem kühnen Unternehmen dieses Jahres konnte allerdings nur das größte Gebäude genügen. Ein Glaspalast ist nun nicht gerade das ideale Gallerielokal; indeß das Comité hat die störende Wirkung des breiten Oberlichtes mit Benutzung früherer Erfahrungen recht geschickt gedämpft, und ein Vortheil ist, daß auch bei trüben Tagen, wie sie zu Anfang August so häufig waren, die meisten Säle hier hinreichende Helle hatten, während in den übrigen Ausstellungsgebäuden der Stadt arge Finsterniß herrschte.

Das Arrangement des Transepts, in den man zuerst eintritt, gibt ein recht gutes, wenn auch etwas nüchternes Bild. Die geschmackvollen reichen Draperien, mit denen man in Paris oder London solchen Räumen behaglichen Schmuck verleiht, finden wir nicht; dafür erfreuen die sprudelnden Springbrunnen um so mehr. Sie wirken doppelt wohlthätig, indem sie die Luft frisch halten und zugleich ein Geräusch erzeugen, das die dumpfe Stille oder das verworrene Summen der Unterhaltung beseitigt und dadurch den beschauenden Wanderer sich selbst zurückgibt.

In den ersten drei Wochen freilich war diese Wohlthat nur in ganz kleiner Dosis zu genießen; denn mit einer Ungenirtheit, die namentlich den in Anstandssachen empfindlicheren Franzosen seltsam behagt haben mag, wüthete der Zimmermann, um Querwände und Leisten zu ziehen. Für künftige Fälle empfehlen wir der löblichen Schreinerzunft Münchens wenigstens zu ihren Arbeiten während der Besuchsstunden einer Ausstellung zwei kleine mechanische Werkzeuge, Bohrer und Schraube, mit denen man geräuschlos ziemlich dasselbe erreicht, was so unter einem Lärm geschah, bei welchem dem ohnehin nervös gespannten Besucher Hören und Sehen verging — für Bilderschau keine geeignete und hoffentlich noch weniger beabsichtigte Sinnesverfassung.

Von der Eigenthümlichkeit des einfallenden Lichtes leiden die Sculpturen, die wir hier unberührt lassen, mehr als die Gemälde. Jene haben indeß in der großen Mehrzahl den Vorzug voraus, daß sie je auf einem eigenen Fleck Erde stehen und sich fürs Auge besser isoliren lassen, wogegen die Bilder Rahmen an Rahmen von oben bis unten die Wände tapetenartig bedecken, sodaß in die höchsten Reihen nur mit bewaffnetem Auge, in die niedrigsten nur knieend einzudringen ist. Das sind Uebelstände, die ein embarras de richesse verschuldet hat, über den sich der Wißbegierige aller Unbequemlichkeit zum Trotz eher freuen als beklagen dürfte, wäre an dem jetzigen Inventar der Ausstellung nur eine Spur von Admissionsurtheil wahrnehmbar. Wenn die Jury des pariser „Salons" Makarts sieben Todsünden abgewiesen hat, so ist das jedenfalls verkehrt, da man den Nesus wohl mit Recht auf den Gegenstand bezogen hat, denn Sittenpolizei ist in solchem Falle das Publicum selber und als künstlerische Leistung hat jenes vielberufene Bild ohne Frage ebenso gutes Recht, ausgestellt zu werden, wie eine Masse französischer Equivoquen in Oel; aber in München hat man scheinbar gar keine künstlerische Anforderung gestellt. Wenigstens ist der Maßstab so niedrig genommen, daß dem Beschauer eine ungebührliche Abstractionsarbeit aufgebürdet wird. Wir wissen freilich nicht — und wünschen am wenigsten zu schauen, was vielleicht hinter den Coulissen noch zurückgehalten sein mag, aber Niemandem wird es billig dünken, wenn in eine immerhin solenne Versammlung sich Dinge drängen, von denen manche in gewöhnlichen Localausstellungen nicht zugelassen würden, und daß höchst mittelmäßiges Gut in zahlreichen Exemplaren sich breit macht, wo selbst das Ausgezeichnete eng zusammengeschichtet werden mußte. Freilich erläutert sich dies wohl aus einem Grundfehler des Unternehmens, der darin besteht, daß die Jury nur aus Münchener Künstlern zusammengesetzt ist; und daß diese, da sie gewissermaßen zugleich Concurrenten und Wirthe sind, jeden Schein der Parteilichkeit ängstlich vermeiden mußten, ist verständlich. Ergänzte sich das Comité dem Sinne der Ausstellung gemäß noch durch Vertreter anderer Hauptorte

und Schulen, die beigesteuert haben, was in alle Wege nur heilsam sein könnte, dann wäre sogar die Möglichkeit geboten, zum Nutzen des Gesammteindrucks manche Doubletten solches Schlages, bei welchem das Dutzend noch weniger beweist als das Unicum, zu removiren, umsomehr, da bis heute nur ein provisorischer Katalog besteht. Vielleicht wird dazu noch die Nothwehr treiben; denn die Einsendungen sind noch nicht alle untergebracht, wenn überhaupt beendet, und die Einschiebung von Zwischenwänden, wie sie bisher möglich gewesen, läßt sich nicht ins Unendliche fortsetzen.

Recht empfindlich wird der Ueberfluß erst, wenn man die aufgespeicherten Schätze auf die relative Vollständigkeit hin betrachtet, die wir bei einer derartigen Ausstellung gewünscht hatten. Daß bei den kurz angebundenen Vorbereitungen keine eigentlich internationale Ausstellung d. h. eine Vertretung aller kunstthätigen Nationen zu Stande kommen konnte, war natürlich. Die englische Malerei hält sich in vornehmer Insularität; nur dann und wann bringen unsre wandernden Landsleute die Kunde übers Meer, daß drüben in der That und zwar sehr respektabel gemalt wird; Spanien und der skandinavische Norden sind ebenfalls kaum vertreten, und Rußland, das wohl künstlerische Gastrollen in Paris gibt, scheint seine reciviliſatorische Mission an uns Deutschen vorläufig noch nicht auf das ästhetische Gebiet ausdehnen zu wollen. Vereinzelte transoceanische Sachen kommen nicht in Betracht. Wir sind mehr als befriedigt, wenn Frankreich, die Niederlande und Italien sich bei uns Rendezvous geben.

Selbst bei dieser Einschränkung wird Niemand im Ernste verlangen, hier alle Künstlernamen wiederzufinden, die in neuerer Zeit bekannt geworden sind; wohl aber durfte man voraussetzen, daß die Hauptrichtungen in ihren hervorragenden Repräsentanten beisammen wären. Ist die Auswahl gänzlich dem Zufall anheim gegeben gewesen? ist es versäumt oder mißlungen, sich von vorn herein des Erscheinens gewisser Koryphäen zu versichern? Die Lücken sind auffällig, noch auffälliger, daß gerade wir Deutsche dabei zu Schaden kommen. Denn wie sehr man auch die Bedeutung des Nationalen in der Kunst abschwächen mag, leugnen läßt sich so wenig wie tadeln, daß für die überwiegende Mehrzahl der Besucher der Hauptreiz der Ausstellung in dem Vergleich der deutschen und fremden, vor allem der deutschen und französischen Bilder liegt. Eine solche Confrontation ist zwar nichts Neues; die letzten Weltausstellungen haben sie gebracht und alljährlich vereinigt der Pariser Salon heimische und importirte Kunstwaare. In Wahrheit hat die Münchener Ausstellung nicht viel mehr zu bedeuten, als eine Saison der pariser, nur daß die Zahlenverhältnisse der Aussteller umgekehrt sind, — auf etwa 4 deutsche kommt ein französisches Gemälde, — indeß von moralischem Belang ist es immerhin (und würde uns, wie wir überzeugt sind, vor Sadowa

ſchwerlich zu Theil geworden ſein), daß wir die Franzoſen in Maſſe bei uns ſehen. Ueberdieß können wir hier die eigenen und fremden Leiſtungen ſtatt in der verwirrenden Verbindung mit Vélocipèdes, Nähmaſchinen und Kugelſpritzen, wie auf den Weltausſtellungen, hübſch allein und mit Muße betrachten. Umſo bedauerlicher, daß die Partie nicht gleich ſteht. Die Franzoſen ſind trotz oder infolge ihrer Minderzahl beſſer, charakteriſtiſcher vertreten, als wir. Iſt das auch weniger ihrer eigenen geſchickteren Wahl als dem Geſchmack zu danken, mit welchem in Deutſchland franzöſiſche Bilder geſammelt worden ſind — denn ein ſtarkes Contingent rührt aus deutſchen Staats- und Privatgallerien — gleichviel, der Erfolg iſt darum nicht minder vortheilhaft für unſere Rivalen. Ausgeglichen hätte er ſich nur, wenn auf deutſcher Seite wirklich von allem Beſten Etwas vor Augen ſtünde.

Bei Auswahl und Muſterung des Hervorragenden können wir uns um ſo eher mit wenigen Beiſpielen begnügen, weil das Meiſte bereits auf der vorjährigen Berliner oder Pariſer Ausſtellung geſehen und beſprochen worden iſt. Was man aber auch von alten Bekannten wiederfindet, erſcheint in München intereſſanter, weil es vermittelter auftritt. In vielen Fällen lernt man hier die Gattung kennen, wo dort nur die Species auftrat. —

Seit wir Julius Meyers vortreffliche Geſchichte der modernen franzöſiſchen Malerei beſitzen, ſollte die lang übliche Bemängelung der galliſchen Kunſt ſelbſt dem deutſcheſten Geſchmack aufhören für patriotiſch zu gelten. Es iſt gut gethan, mit Stock und Regenſchirm auch den teutoniſchen Tic vor der Thür zu laſſen, wenn man in den Ausſtellungsraum eintritt. Unter unſeren Gäſten, denen wir artig genug die beſten Plätze überlaſſen haben, gibt es manches merkwürdige Geſicht und wir dürfen uns nicht ſchämen, dieſe friedliche Invaſion der Franzmänner, die wir in der Zeit der Säcularfeier des großen Napoleon als gutes Omen begrüßen, für ſehr inſtruktiv zu halten.

Von den edlen Alten iſt zunächſt Ingres vertreten. Man findet allerdings kein bedeutendes Gemälde des franzöſiſchen Altmeiſters, aber daß man in den hier vorliegenden Arbeiten die Art betrachten kann, wie dieſer Künſtler gelernt hat, entſchädigt einigermaßen für den Mangel des Genuſſes, den ein abgeſchloſſenes Werk gewährt. Geſtehen wir auch, daß uns z. B. ſein durchgeführter „Dantekopf“ bei aller Weisheit und Tugend des Colorits, aller Feinheit und Fülle der Modellirung die Kühle alles Muſtermäßigen nicht überwindet, ſo iſt dagegen das Actſtudium zur „Lictorengruppe“ von einer Einfachheit der Auffaſſung, einer Freiheit der Zeichnung und Schönheit der Färbung, die den Cinquecentiſten nahe ſteht. Den nackten Geſtalten, welche Michelangelo ſeiner heiligen Familie in der Tribuna der Uffizien zu Florenz als Folie beigegeben hat, dürften ſich dieſe Männer ohne Scheu als Geſpielen zugeſellen. Warum aber ſind ihnen nicht die mehr als ebenbürtigen

Zeitgenoſſen, Studien von Cornelius, an die Seite geſetzt? Von der Maſſe der Namen, welche das Gros der Ausſtellung bilden, ſind beide Männer zeitlich wie geiſtig gleich weit entfernt, die nachfolgende Kunſt in Frankreich hat die Fühlung des Einen ſo ſehr verloren wie die in Deutſchland die Fühlung des Andern; aber wenn die Franzoſen ſoviel Takt hatten, ihren Ingres zu zeigen, durften wir doch wahrlich unſern größten Meiſter nicht zurückhalten. Und war ein ausgeführtes Bild zu dieſem Zweck nicht zu erlangen, ſo that es eine Aquarelle ebenſo gut; ja ſelbſt ein Paar Blätter Zeichnungen aus dem Nachlaß hätten ſeine und unſere Ehre gewahrt. Sie wären hier vielleicht um ſo mehr am Platze geweſen, als auch von Ingres nur kleine Sache vorhanden ſind, und ſie würden angeſichts des franzöſiſchen Altmeiſters und ſeiner nächſten Schüler uns Deutſchen überzeugend zu Gemüthe geführt haben, mit welcher einzigen Verbindung von Feinheit und Größe Cornelius die Natur unmittelbar ſtudirt hat. Wenn wir damit die Art und Weiſe der Franzoſen vergleichen, ſo iſt es ein Unterſchied wie Marmor gegen Bronze: dort kraftvolle feſte Subſtanz, hier flüſſige, wie durch Guß entſtandene Form. Und auf beiden Seiten iſt der höchſte Erfolg nicht ausgeblieben. Denn daß in der großen Kunſt das Colorit nur die nothwendige Folge der wahren Zeichnung ſei, dafür brauchen wir die Beſtätigung nicht erſt bei Hippolyte Flandrin zu ſuchen, deſſen Axiom der Satz war, wir können es gerade in München ſattſam würdigen, nur müßten wir uns in der Ludwigskirche, in der Baſilika oder in der Hofkapelle mit derſelben Unbefangenheit umſchauen, mit der wir die Monumentalmalereien der neueren Pariſer Kirchen betrachten. Auch Flandrin und Orſel auf gleichem Felde, d. h. in Zeichnungen oder Farbenſtudien zu Fresko, an Overbeck und Heinrich Heß meſſen zu können, wäre ſehr lehrreich geweſen und würde nicht zum Nachtheil der deutſchen Kunſt ausgefallen ſein, ſo wunderbar ſchön und graziös auch das Meiſte iſt, was wir von jenen franzöſiſchen Malern vor Augen haben, die ſich über die Bedingungen und Zwecke der Kunſt feinſinnig Rechenſchaft zu geben wußten, ohne die nächſten Aufgaben des Auges und der Hand zu vernachläſſigen. Overbeck und Veit fehlen gänzlich, wie auch franzöſiſcherſeits mit Ary Scheffer die moderne Sentimalität ihren bekannteſten Vertreter entbehrt. Aus der Zahl der chriſtlich-germaniſchen Bekenner iſt nur Führich erſchienen, leider ein ebenſo unerträglicher Theoretiker wie bewunderungswürdiger Praktiker. Genießt man die holdſelige Reinheit, den Anmuthszauber ſeines kleinen Gemäldes „Jakob und Rahel", das im vorigen Jahre beim Verkauf der Arthaberſchen Sammlung in Wien ſo überraſchend hoch bezahlt wurde, dann iſt ſchier unbegreiflich, wie neben ſolchen Conceptionen der Zelotismus in derſelben Bruſt Platz haben kann. Einen Verſuch, die heiligen Geſchichten durch Wahl von Nebenmotiven zu

gloſſiren, bringt die italieniſche Abtheilung in dem Bilde von Niccola Ge in Florenz, betitelt: Die Boten der Auferſtehung. Er zeigt uns das nicht ſchlecht behandelte Local vor dem Thore von Jeruſalem, lehnan nach Golgatha, welches ſelbſt nicht ſichtbar iſt; das Morgenlicht bricht eben über die Höhe und beleuchtet die im Mittelgrund mit fliegendem Gewande eilig vorüberſchreitende Magdalena, während vorn in dem Schlagſchatten der Stadtmauer die Wachtſoldaten ſich hinwegdrücken und heimlich lachend das Geld zählen, womit der Rath ſie beſtochen hat, den Hergang der Auferſtehung abzuleugnen. So unbedeutend die Compoſition auch iſt, das Ganze hat doch eine nicht unedle Wirkung. Nur ſcheint ſich der Künſtler Herrn Gérôme (von welchem diesmal nur die Skizze zur Phryne ausgeſtellt iſt) zum Vorbild zu nehmen, der in dieſem Genre das Pikanteſte leiſtet. Bei ernſtem Geſchmack kann die künſtleriſche Benutzung der Pauſen in der bibliſchen Erzählung gar wohl eine Zukunft haben. Die Art z. B. wie Führich die Epiſoden illuſtrirt, indem er gleichſam auf dem Vorton der Dominantenaccorde verweilt, die große Vorgänge einleiten, verdient Beifall und Nachfolge. Ich erinnere nur an die Compoſition „des Hauptmanns am Grabe Chriſti" aus ſeinem Auferſtehungscyklus. Wenn wir noch Jägers durch weiſe Milde ausgezeichnetes Bild der „Kreuztragung" und das in Compoſition ſchwache, aber coloriſtiſch nicht unintereſſante Nolimetangere von Plockhorſt und v. Wurmb's Kreuzigung nennen, zwei Werke, die durchaus invita Minerva entſtanden ſind, iſt man mit der religiöſen Malerei faſt zu Ende. Sie iſt überaus ſchwach vertreten und wir conſtatiren dabei mit Genugthuung, daß von poſitiv katholiſcher Geſinnung aus dem Norden Deutſchlands, wo man ſie neuerdings im Wachsthum wähnt, künſtleriſche Wirkungen hier ebenſowenig vorliegen, wie aus den ſüddeutſchen Stammländern des alten Glaubens.

Auf dem Gebiet der chriſtlich-hiſtoriſchen Kunſt paradirt in den franzöſiſchen Abtheilungen nur noch Cabanel mit einem „verlorenen Paradies": Gottvater fährt von Engeln getragen in zorniger Geberde durch den Haag, in deſſen Schatten Adam und Eva ſich verbergen, indeß der Verführer, eine braune Teufelsgeſtalt, mit ſchadenfroher Miene in die Dornen des Vordergrundes fällt. Die Individualiſirung der lebensgroßen Geſtalten gibt ſoviel zu erkennen, daß auch für den Maler das Paradies dieſer Kunſtrichtung verloren iſt. Bei aller Anſtrengung vermag es ſein Adam nur bis zum Ausdruck eines Verdruſſes zu bringen, der ſich mehr wie die Wirkung einer verfehlten Actienſpeculation ausnimmt, und Madame hat als hiſtoriſch älteſte der Nymphen in der franzöſiſchen Abtheilung vor dieſen nur die nachahmenswerthe Geſte voraus, womit ſie ſich wenigſtens das Geſicht verhüllt. Am Genießbarſten noch iſt das Arrangement und die tadelloſe Technik; das ſeltſam bunte und heitere Colorit aber ſteht mit dem Gegenſtande im pikanteſten

Widerſpruch und weicht von anderen Arbeiten Cabanels z. B. der mit ausgeſtellten „Lautenſpielerin", einem Meiſterſtück von tiefer und vornehmer Färbung, und der ernſt und bedeutend gehaltenen fein modellirten „Druide", auf das unerfreulichſte ab. Brion's Verſuch, Licht und Schatten blos als ſolche ohne allen Bezug zu wirklichem Stoff durch die Configuration einer weißbärtigen nebuloſen Greiſenfigur und die Benennung „ſechster Schöpfungstag" zu ſtiliſiren, verdient nur als aeroplaſtiſches Experiment Erwähnung. Es gibt Hoffnung, daß wir künftig den wirklichen Hergang der Erdſchöpfung gemalt erhalten, wobei dann Sanct Sauerſtoff an Stelle der altmodiſchen Cherubim fungiren wird. — Damit zerfließt zum mindeſten hier vor unſeren Augen die idealiſtiſche Kunſtthätigkeit der Franzoſen. Erſt das letzte Reſultat der ſiebentägigen Schöpfungsplage reizt ihren Ehrgeiz wieder.

Indeß ſie ſich um Helenen bemühn, überlaſſen ſie uns die Arbeit Fauſts faſt ausſchließlich; denn mit dem ſeltenen Drang, die erhabene Form und intereſſeloſe Schönheit zu verwirklichen, ſtellen ſie uns heute Niemanden gegenüber. Wie faſt bei allen Gattungen, die auf der Ausſtellung vertreten ſind, haben wir auch hier mit einer Klage zu beginnen: unſer genialſter Claſſiker Genelli fehlt, obgleich ſeine Oelgemälde ſich mit einer einzigen Ausnahme ſämmtlich in München befinden. Dieſe empfindlichſte Lücke iſt nicht durch ſeinen kunſtſinnigen Freund verſchuldet, was ausdrücklich erwähnt ſein will; wie wir hören, ward Freiherr von Schack veranlaßt, das von ihm geſpendete Bild zurückzunehmen, da es einen ganz ungünſtigen Platz angewieſen erhielt. Jedenfalls iſt die deutſche Abtheilung dadurch nicht blos des bedeutendſten Werkes dieſer Richtung, ſondern überhaupt des Vortheils verluſtig gegangen, ein umfaſſendes Staffeleibild großen Stiles darzubringen. Die Ueberzeugung, daß Genelli's „Omphale" oder „Europa" die Krone der ganzen Ausſtellung geweſen wäre, kann den Vorwurf nur ſteigern. Sie beſtätigt zu ſehen, wäre ein überaus werthvolles Zeugniß für das Lebensrecht des deutſchen Idealismus geweſen, der in und außer Land ſo lebhaft discutirt wird. Aber wehrlos ſind wir darum nicht: Rahl iſt da, wenn auch nur mit einem kleinen und in der Farbe nicht ganz erfreulichen Bild „Urtheil des Paris"; aus dem „Götterbacchanal" von Wislicenus ſodann weht in ſanfterem Schwung der Flügelſchlag von Cornelius' Geiſte, auf deſſen Tradition ſich die Leiter der Düſſeldorfer Kunſtſchule zu guter Stunde beſonnen haben; denn die Berufung des jungen Meiſters, welche in dieſem Sinne geſchah, dünkt uns die beſte Jubiläumsgabe der rheiniſchen Akademie. Und daneben zeigen Th. Groſſe's mythologiſche Compoſitionen, die gleich jenem Bilde in Leipzig a fresco ausgeführt werden, daß der ſtrengen Monumental-Malerei, die es zugleich auf ſtilvolle Decoration beſtimmter ar-

chitektonischer Räume absieht, auch unter uns weder die Künstler noch die Aufgaben mangeln. Wien, Düsseldorf (resp. Weimar) und Dresden also haben Abgeordnete dieses Bekenntnisses geschickt. Für Berlin, von wo Heydens einschlägige Arbeiten erwartet werden konnten, und für München zugleich muß Kaulbach herhalten, um die Zahl der namhaften Städte voll zu machen. Diesem doppelten Ehrgeize genügt wenigstens der Raum, den seine Arbeiten in der Ausstellung einnehmen. Fast die Fläche einer ganzen Wand füllt der Karton zur „Schlacht von Salamis." Obwohl das Bild in die Periode des Künstlers zurückweist, in welcher er noch bemüht war, die menschliche Figur richtig und bedeutend wiederzugeben, so ist doch die schiefe Ebene schon unverkennbar, auf der sich mit dem Hauptmotiv des Bildes die Kunst des Urhebers entwickelt. Eine Befreiungsschlacht mit manchen gut und energisch gebauten, wenn auch im Einzelnen oft schon erlahmenden Gruppen gewissermaßen durch die Falten von Weiberhemden hindurch sich begeben zu sehen, hat etwas sehr widerwärtiges, besonders da blos um dieses pikanten Contrastes willen Themistokles die Artigkeit haben muß, den Ehrenplatz im Vordergrunde der asiatischen Königin mit Kind und Kegel zu räumen. — Schlimm schon, wenn bei einem Künstler der Zeitpunkt, wo er ohne Schuld in Decadence geräth, nicht auch der Endpunkt seiner Thätigkeit ist, ganz schlimm aber, wenn er sich bei bewußter Schwäche behaglich weiter in die Breite ergeht. Für solchen Muth, sichs leicht zu machen, hat die Kunstgeschichte dann einen ganz andern Ausdruck; denn je größer das Talent, um das es sich handelt, desto unnachsichtiger trifft der Vorwurf die Gesinnung. Daß die neuesten — soll man sagen ausgestellten oder blosgestellten — Compositionen des einstmals angestaunten Zeichners (eine Serie Illustrationen zu Romeo, Braut von Messina, Lohengrin, Tell und Tristan) durchaus gefühlsleer und erfindungsarm sind, nimmt nicht Wunder, erschreckend aber ist die Misere der Ausführung: diese Gestalten haben gar nicht Fleisch und Bein mehr, es sind eitel Puppen, schablonenmäßig mit den irr schielenden Augen versehen, welche bei Kaulbach Geist bedeuten. Auch diese Gebilde werden, wie ihre Vorgänger, in allen Größen und Vervielfältigungsarten unter das deutsche Publicum geworfen werden. Die Multiplication kann sie nur unschädlicher machen.

Um so unlieber vermißt man nach solcher Kost den anmuthigsten der modernen Stilisten: Moritz von Schwind; seine Entwürfe zur Ausschmückung des wiener Opernhauses waren erwartete Gäste. Es soll Aussicht vorhanden sein, daß er sich noch mit seinem jüngsten z. B. unvollendeten cyklischen Werke, der schönen Melusine, auf der Ausstellung einfindet. Wie Schnorr, der bis jetzt ebensowenig in irgend einer seiner mannigfaltigen Gebiete vertreten ist und dessen neuestes für das Maximilianum bestimmtes Bild „Luther in

Worms" in Dresden zurückbleibt, gehört auch er zu den Namen, ohne die ein Urtheil über die neue deutsche Kunst unmöglich ist.

Die einzige in diese stilistische Rubrik gehörige Arbeit von Delacroix, eine monochrome Skizze „Numa und Egeria", wäre besser zu Hause geblieben, sie kann die Meinung des Publikums nur irre führen. Aber sie leitet uns in ihrer Art zu der oben angedeuteten Mittelgattung, — wir würden sagen Zwittergattung, wenn es hier nicht gerade auf das Sexuelle ankäme — in welcher die Production der Franzosen wieder ihre Stärke gewinnt. Es ist leider bezeichnend für den modernen Geschmack, daß er geneigt ist, den nackten männlichen Körper der Kunst zu verbieten, (denn darauf läuft praktisch genommen die Ablehnung des Mythologischen hinaus), während er sich sofort bereit findet, die Darstellung des weiblichen sich gefallen zu lassen und mit allerhand mythologischen Bezeichnungen zu legitimiren. Neuerdings wird freilich auch darauf verzichtet: die Namen Venus, Danae ꝛc. sind eigentlich altmodische Concessionen; in ihrer Isolirtheit läßt man die Damen sich selber dem Publikum vorstellen. Und das ist nicht bedeutungslos. Keine Frage, es ist hier mancher schön gemalte Act zu nennen, und so wenig es auch nöthig scheint, die Nüancen der Sinnlichkeit in der Carnation zu classificiren, die durch Riesener, Courbet, Ulmann u. A. vertreten werden, sie sind ohne Frage sowol im Technischen wie auch in der Unbefangenheit der Auffassung des distinguirten weiblichen Körpers künstlerisch weit genießbarer als ihre deutschen Rivalinnen, an denen entweder academische Kälte, wie bei Felix, oder widerwärtiges Raffinement, wie bei A. Keller und Fux abstößt, deren Colorit bei aller Verschiedenheit mehr nur das Obscöne klar, aber kein Clairobscure zeigt. Was die pariser Frauenmaler betrifft, so berufen sie sich zwar auf den Vorgang des Renaissance-Zeitalters, indem sie die Königinnen ihrer Salons auf diese indiscrete Weise feiern, aber gerade den Reiz der Individualität lassen sie gänzlich vermissen, womit die alten Italiener ihre nackten Frauenbilder zugleich verfeinern und verklären. Bei jenen Französinnen ist das Kleid im besten Falle immer die nothwendige Concession an die Sitte, bei den Italienerinnen nur eine freie Form der Auseinandersetzung mit dem Klima.

Die neuerdings in Frankreich ebenso wie in der italienischen Verfallzeit gepflegte Schwester der lüsternen, die grausame Muse, die Furie des Cirkus, hat unter den anwesenden Franzosen keinen Priester; leider droht sie jetzt importirt zu werden. Wenn Herr Lossow die Vorrede zu Heines Buch der Lieder in der Weise illustrirt, daß er den Jüngling im Mondenschein von der Sphinx zerfleischen läßt, so hat das trotz des menschlich und ästhetisch bedauerlichen Vorfalls bei der Aermlichkeit der Leistung nicht viel auf sich. Vor nicht langer Zeit aber excellirte Herr Max, ebenfalls in München, mit offenbarem Talent im höheren Martyrienfache. Jetzt gibt er uns zwei Dar-

ſtellungen, die ſich gewiſſermaßen ergänzen: die verliebte Nonne, ein ſchönes Mädchen mit hektiſcher Geſichtsfarbe am Stamm des Kreuzes ſich windend, offenbar im Kampf auf Tod und Leben mit der Sinnlichkeit, elegant und ſicher vorgetragen, — und außerdem einen „Anatomen": der Mann ſitzt am Pult in düſterer Stube und zieht eben das Tuch von der Leiche eines jungen Mädchens hinweg, die in ſteiler Verkürzung auf dem Sectionsbrete liegt, und hält in dem Moment inne, da die knospende Bruſt des Opfers blos wird. Wie Monogramme ſind Schmetterlinge angebracht, die ſich ſowol dort an den Füßen der armen Lebenden, als auch an denen der Todten zu thun machen; hier ein Nachtſchmetterling. Daß wir es mit einer nächtlichen Phantaſie zu thun haben, brauchte nicht erſt angedeutet zu werden; wir ſind indeß ſo frei, die Thiere in der Eigenſchaft ihrer Vergänglichkeit als Verheißungen aufzufaſſen; denn die Verirrung des letztgenannten Bildes darf doch keine Dauer haben. Dem Apparat deſſelben mag die Kritik getroſt das Secirmeſſer entlehnen.

Wie um die cruden Nachahmer zu beſchämen, iſt diesmal ein franzöſiſcher Virtuos in der Schilderung aufregender Contraſte, James Bertrand, mit einem Bilde erſchienen, das die tiefſte Rührung hervorrufen muß: im Uferſand des Meeres lang ausgeſtreckt, die Arme vorn zuſammengeſchmiegt (ganz nach dem Motive der Cäcilienſtatue von Maderno, nur daß der Kopf nach vorn gekehrt iſt) liegt ein todtes Mädchen in einfachem blauſtreifigen Kleide; ein wenig Korallenſchmuck und die feinen Strümpfe deuten auf gute Herkunft; der Tod, unzweifelhaft eigene Wahl, hat den Ausdruck der lieblichen, wenn auch nicht hervorragend ſchönen Züge wieder verklärt und macht die Erſcheinung in allem Elend ruhevoll. Kein geſuchter Lichteffekt ſtört den wehmüthigen Zauber; mit liebevoller Discretion läßt der Künſtler die anfluthende Welle bäumen, ſodaß die holde Geſtalt im nächſten Augenblick begraben werden muß; der Himmel dämmert und eine Möwe fliegt über das Waſſer. Zeichnung und maleriſche Behandlung ſind ſo einfach wie meiſterhaft; bei allem Grauen, das der Stoff erregt, iſt doch Dank der keuſchen und beſonnenen Behandlung der poetiſche Eindruck vorherrſchend.

Aber wie tödtlich das Unterfangen lohnen kann, den Tod sans phrase zu malen, wird man nicht weit davon vor einer Leinwand inne, die Alphonſe Auffray's Namen trägt. Ohne Zweifel will auch er eine Art von poetiſchem Reiz des Schauerlichen ausüben, wenn er Morgengrauen, Alpenwildniß und Unglück in nichts Geringeres zuſammenaddirt als in Stiefel, Hut, Rockfetzen und Flinte, in deren holder Mitte buchſtäblich ein verfaulter Gemsjäger modert.

Wenn wir hier nun noch die Erwähnung eines belgiſchen Bildes anſchließen, ſo geſchieht es nur, um wie bei dem Gemälde Bertrands zu zeigen, in wie weit Schönheit des Vortrags das Peinliche des Sujets zu ſühnen,

wo nicht gänzlich zu tilgen vermag. Van Lerius hat unter dem Titel „lieber sterben“ eine Episode dargestellt, die dem Kostüm nach etwa in die Zeit des niederländischen Befreiungskrieges gehört: von etlichen wüsten Söldnern verfolgt hat sich ein schönes junges Weib in die höchste Dachkammer des Hauses geflüchtet; mit einem Bettlaken deckt sie die Blöse kaum (denn sie ist, freilich ohne ganz verständlichen Grund, völlig nackt), ist auf den Stuhl am offenen Fenster gesprungen und eben im Begriff, sich auf die Straße hinabzustürzen, auf der man im fahlem Morgenlichte die Plünderung wüthen sieht. Die eindringenden Landsknechte, deren Jeder dem anderen die Beute mißgönnt und das holde Geschöpf in seiner Todesangst, wie sie die eine Hand mit dem Tuche krampfhaft auf den Busen drückt und mit der andern sich an die Stirn faßt, den letzten Blick himmelwärts gewandt, sind tief ergreifende Gegensätze. Es ist etwas von der Poesie der Volksbücher in dieser Composition, und was das Motiv an Härte zu viel hat, sucht die wundervolle Harmonie des Farbentones auszugleichen. Denn wir haben es hier mit einer coloristischen Leistung ersten Ranges zu thun. In Anlehnung an seine Landsleute, die im 16. Jahrhundert in Italien malen lernten, gibt uns Lerius ein stilvolles Colorit zu sehen von einer Wärme, Geschmeidigkeit und Fülle, die schlechthin meisterhaft zu nennen sind. An adeliger Herbigkeit der Zeichnung und Sauberkeit der Behandlung (das Bild ist auf Holz gemalt) steht ihm Nichts in der ganzen Ausstellung gleich.

Der Geschichtsmalerei und des Genres gedenken wir später noch.

15. August. M. J.

Die piemontesische Politik in den Jahren 1847—1850.*)

II.

Die Verhandlungen unter den italienischen Staaten wegen einer Conföderation wurden Anfangs August nach den Unglückeschlägen in der lombardischen Ebene wieder aufgenommen. Das Ministerium Casati, in welchem Pareto das Auswärtige beibehalten hatte und Vincenz Gioberti, der erste Urheber der Conföderationsidee, als Minister ohne Portefeuille, dann als Unterrichtsminister saß, machte den Vorschlag, in Rom Verhandlungen wegen eines Bundes zu eröffnen. Piemont war über die Stärke seiner eigenen Streitkräfte belehrt, es wußte, daß es im Ausland keine Hilfe finde, es galt nun einen letzten Versuch zu machen, die anderen Staaten zu einer organisirten Mitwirkung für die Fortsetzung des Krieges zu gewinnen. Denn darauf hatte es Piemont wiederum in erster Linie abgesehen. Die Instructionen für den Abbate Rosmini, der als außerordentlicher Gesandter nach Rom

*) Vrgl. Nr. 34 der Grenzboten.

geschickt wurde, lautete dahin, die päpstliche Regierung 1) zur thätigen Mitwirkung beim Krieg, 2) zu einem politischen Bunde, 3) zu einem Concordat zu bewegen. Gioberti, der die Instructionen verfaßt hatte, erklärte, daß der erste Punkt unmittelbar praktisch und dringlich sei, daß man sich über die beiden anderen aber vorläufig mit Aufstellung allgemeiner Grundzüge begnügen müsse.

Diesmal war es nun der Papst, der sich kühl zeigte, die Gesandten klagten über Zögerungen; eine Störung war es auch, daß in Turin das Ministerium Casati wieder einem rein piemontesischen Ministerium, Pinelli-Percone, Platz machte, dessen vollständiges Schweigen über die Ligafrage verdächtig wurde. Indessen fanden doch auf den Vorschlag Rosminis vertrauliche Conferenzen statt, an welchen sich Boninsegni und Bargagli für Toscana, Pareto und Rosmini für Piemont, der Mgr. Corboli-Bussi für den Kirchenstaat betheiligten. Anfangs September hatten sich diese Bevollmächtigten über den detaillirten Entwurf einer Liga der drei Staaten verständigt. Als Zwecke des Bundes waren die Garantie des Gebiets der Bundesstaaten und die fortschreitende friedliche Entwickelung der freien Einrichtungen und der Nationalwohlfahrt bezeichnet. Der Papst sollte den beständigen Vorsitz führen. In Rom sollte sofort ein Präliminarcongreß, dessen Mitglieder von den Kammern der einzelnen Staaten gewählt würden, zusammentreten, um die Bundesverfassung auszuarbeiten. Dem Bundestag in Rom sollte es zustehen, über Krieg und Frieden zu entscheiden, die Contingente für das Bundesheer zu bestimmen, Einheit der Gesetzgebung in allen volkswirthschaftlichen und militärischen Dingen wie im Rechtswesen anzustreben, Handelsverträge abzuschließen ꝛc.

Rosmini sandte diesen Entwurf am 7. September nach Turin und schrieb dazu, daß der Papst denselben reiflich geprüft und nicht unannehmbar gefunden habe, und daß er, sobald Karl Albert officiell seine Zustimmung erklärt habe, eine besondere Congregation ernennen werde, bis zu deren Ausspruch er seine definitive Entschließung vorbehalte. Der Entwurf, fuhr Rosmini empfehlend fort, sei ganz nach den Instructionen abgefaßt, die er vom vorigen Ministerium erhalten habe. Bevor die Conföderation ins Leben getreten sei, werde es ganz unmöglich sein, die päpstliche Regierung zur Betheiligung am Nationalkriege zu vermögen. Dann aber werde sie sich dadurch gedeckt finden, daß der Krieg nicht mehr von den Fürsten, sondern vom Bundestage beschlossen werde. Inzwischen sei nicht mehr zu erreichen gewesen, als daß die vorhandene Truppenzahl aufrecht erhalten und vermehrt wurde, und selbst dies unzulänglich. Rosmini rechnete dann aus, daß wenn die Zustimmung Piemonts erfolge, in weniger als einem Monat der erste Tractat stipulirt sein könne, worauf sofort die Versammlung der 9 mit Ausarbei-

tung der Verfaſſung beauftragten Bevollmächtigten nach Rom einberufen werden könne, und in einem weiteren Monat könne dann der definitive Bundestag in Function treten, alſo ohne Zweifel noch rechtzeitig für den nächſten Krieg, falls dieſer unvermeidlich ſein ſollte.

Was war das Schickſal dieſes Entwurfs? Er hatte die Zuſtimmung Toscanas und dabei blieb es. Dagegen wurde er in Piemont verworfen, und nicht minder von Pellegrino Roſſi, als dieſer Mitte September vom Papſt an die Spitze des Miniſteriums geſtellt wurde.

Vier Wochen zögerte der Miniſter Percone mit der Antwort. Am 4. October ſchrieb er an Rosmini: die Lage verlange gebieteriſch, daß die italieniſchen Regierungen in wirkſamer Weiſe und mit der That zur Rettung des gemeinſamen Vaterlands beitragen. Zu dieſem Zweck ſei vor Allem Nachdruck und Einmüthigkeit in den Rüſtungen nöthig, um den Krieg wieder aufzunehmen, wenn die eingeleitete Mediation mißlinge, und um ſich gegenſeitig die Gebiete zu garantiren, damit jeder Verdacht ehrgeiziger Abſichten ausgeſchloſſen ſei. Der Bund müſſe gemeinſam beſchützen, was im Unabhängigkeitskrieg gewonnen worden ſei (d. h. die Annexionen in Oberitalien garantiren), und die beſte Art und Weiſe mit dem Bunde anzufangen, beſtehe darin, inzwiſchen den Beitrag jedes Staats an Mannſchaft und Geld zu beſtimmen. Die definitive Einrichtung des Bundes müſſe ſpäteren Zeiten vorbehalten bleiben, denn jetzt ſei daran nicht zu denken, während der Ausgang des Nationalkrieges noch nicht geſichert, die Gebietsverhältniſſe noch unbeſtimmt ſeien und der König von Neapel ſich von der nationalen Sache abgewandt habe. Piemont ſei bereit, ein Militärbündniß mit Rom und Toscana abzuſchließen, und dabei könne man dann zugleich die allgemeinen Grundzüge einer künftigen Conföderation feſtſtellen.

Rosmini mußte dieſe Antwort als eine Ablehnung betrachten. Sichtlich verſtimmt berichtete er am 11. October, daß man in Rom weit entfernt ſei, an eine kriegeriſche Politik zu denken, die man mit den weſentlichen Grundlagen des Kirchenſtaats nicht für vereinbar halte. Opfer wolle man keine bringen, der Staat habe keine Soldaten, kein Geld, das Volk verlange zu eſſen. „Die Unabhängigkeit Italiens hofft man viel mehr vom Frieden als vom Krieg, und um Alles zu ſagen, ſo glaubt man, daß, wenn die Aufrichtung des Oberitalieniſchen Staats gelänge, dieſer ſchwerlich in einen Bund mit andern kleinern Staaten eintreten möchte, für den man in Turin ſchon jetzt wenig Intereſſe zeigt, gerade wie ja auch Preußen dem deutſchen Bunde widerſteht.“ Der Vater aller Gläubigen könne überhaupt nicht mit einer chriſtlichen Nation Krieg führen und der jetzige Papſt habe das wiederholt feierlich ausgeſprochen. Eben dies ſei das ſchwere Hinderniß, das nur durch eine aufrichtige Conföderation hätte überwunden werden können. Das

Miniſterium Percone ſei anderer Anſicht, und da die neueſten Inſtructionen — ſo ſchloß Rosmini — nicht mehr mit denen, die er von Gioberti erhalten, übereinſtimmten, ſo bitte er um ſeine Abberufung.

In Rom erregten die Eröffnungen, die Rosmini im Auftrag ſeines Cabinets zu machen hatte, den größten Unmuth. Bargagli, der toscaniſche Geſandte, und Pellegrino Roſſi tauſchten ihre Entrüſtung über die „perfide Politik", über die „exorbitanten Forderungen" Piemonts aus, durch welche jede Möglichkeit von Verhandlungen abgeſchnitten werde. Die Geſchichte werde einſt richten über dieſe Ländergier, welche das Scheitern der Conföderationsidee verſchulde. Roſſi war beſonders erboſt. Er zog die Eventualität eines gegen Piemont gerichteten Bundes mit Neapel in Erwägung, und alle Rückſichten bei Seite ſetzend, ließ er auch in der Preſſe die heftigſten Anklagen gegen Piemont ſchleudern, eine Polemik, die in dieſem Augenblick nur dazu dienen konnte, den ſubverſiven Parteien Nahrung zu geben, von denen der Kirchenſtaat jedenfalls mehr bedroht war als Piemont.

Für Roſſi, der gerne mit der Phraſe ſpielte, die Einheit Italiens ſei keineswegs gleichbedeutend mit der Vergrößerung Piemonts, ſtand es überdies feſt, daß der Verſuch, die Lombardei und Venetien zu befreien, bereits definitiv geſcheitert ſei. Er wollte einen Bund, aber nur einen Bund für den Frieden zur Aufrechthaltung des Gleichgewichts unter den Staaten, und auch das Project Rosmini's trug ihm einen viel zu präciſen und zu gefährlichen Charakter. Noch ehe die Forderungen des Turiner Cabinets bekannt geworden, ſuchte er den Papſt mit Vorſpieglung der Gefahren zu ſchrecken, welche die Errichtung eines permanenten, aus Volksabgeordneten beſtehenden Bundestages für ihn unvermeidlich haben werde, und ſtellte einen neuen Entwurf auf, in welchem die Beſtimmungen Rosmini's abgeblaßt, der nationale Charakter vermiſcht war, und der nur auf einen Bund der Fürſten zielte: die Bevollmächtigten ſollten nicht aus erwählten Abgeordneten, ſondern aus ernannten Diplomaten beſtehen, und der von ihnen auszuarbeitende Entwurf den Einzelkammern zur Genehmigung vorgelegt werden.

Gerade die Unbeſtimmtheit des Entwurfs war indeſſen für das Turiner Cabinet ein Motiv, ſich nicht ablehnend zu demſelben zu verhalten. Auch war Percone — offenbar Angeſichts der wachſenden Propaganda der Radicalen — mit der Beſtimmung einverſtanden, daß die Bevollmächtigten nur von den Fürſten ernannt werden ſollten, und noch am 23. Octbr. gab das Turiner Cabinet in Rom die Erklärung ab, daß es bereit ſei, auf Grundlage von Roſſis Project zu verhandeln und einen unverzüglich nach Rom einzuberufenden Congreß zu beſchicken. Dagegen ſtieß dieſes Project auf den Widerſpruch Toscanas. Bargagli nannte es geradezu eine Betrügerei; es ſei ſchlechterdings unmöglich, die Kammern für die Genehmigung eines Pro-

jects zu gewinnen, in welchem die Nation und die Unabhängigkeit gar nicht mehr erwähnt seien, und das, des populären Elements beraubt, nur einen Bund der Fürsten aufstelle, deren Bevollmächtigte blos berathen, nicht beschließen könnten. Ebenso hielt Rosmini gar nichts auf dieses Project, das statt einer That nur eine inhaltlose Versprechung sei.

Während dieser Verhandlungen hatte sich das Turiner Cabinet direct mit der Florentiner Regierung ins Benehmen gesetzt. In einer Note vom 9. October wiederholte Villamarka, der piemontesische Gesandte in Florenz, daß seine Regierung geneigt sei, einen förmlichen Pact einzugehen zum Abschluß einer Liga mit dem doppelten Zweck: 1) zur Vorbereitung eines neuen Krieges gegen Oestreich, 2) zur Vorbereitung einer künftigen Conföderation zum Schutz der äußeren Unabhängigkeit und der inneren Ordnung. Das Ministerium Capponi nahm den Vorschlag nicht ungünstig auf, bestand aber auf wesentlichen Modificationen, welche drei Punkte betrafen, einmal den Zeitpunkt des Zusammentritts der Bevollmächtigten, welche die organischen Gesetze des Bundesvertrags vereinbaren sollten, dann die Art und Weise der Wahl dieser Bevollmächtigten, endlich die Form der Erklärung für die künftige Conföderation. Vor Allem sollte die Einberufung der Bevollmächtigten unverzüglich geschehen, darauf legte Giorgini, der Minister des Auswärtigen, in seiner Note vom 10. Octbr. das größte Gewicht. Ein Verzug lasse sich durch nichts rechtfertigen und würde zu neuen Verleumdungen und Declamationen gegen die italienischen Regierungen Anlaß geben. Die Folge wäre nur, daß die Radicalen sich der Sache bemächtigten und die Action der Regierungen usurpirten. Auch empfehle es sich, daß die Feststellung der Contingente und der Geldbeiträge zum Kriege, worauf Piemont mit Recht so großes Gewicht lege, nicht von den diplomatischen Agenten der Regierungen, welche die Präliminarien des Bundesvertrags unterzeichnen würden, sondern von den definitiven Vertretern selbst bestimmt würden. Diese aber müßten, worüber das Turiner Cabinet sich nicht deutlich ausspreche, nicht von den Regierungen, sondern von den Volksvertretungen der drei Staaten gewählt werden, denn sonst würde der Bund, anstatt als ein Entgegenkommen gegen die öffentliche Meinung begrüßt zu werden, nur mit Mißtrauen aufgenommen und als Bund der Fürsten gegen die Völker verdächtigt werden. Endlich aber müsse noch förmlich das föderative Princip betont werden, dessen Verwirklichung der Zweck der Liga sei, dadurch werde die ganze Sache dem Auslande gegenüber an Gewicht und Feierlichkeit gewinnen. Villamarka's Antwort war entgegenkommend; nur gegen die Wahl der Bevollmächtigten durch die Kammern erklärte er sich jetzt bestimmt. Dieses Vorgehen, schrieb er, wäre im Widerspruch mit den Rechten der Krone wie mit den Rechten der Kammern, denn jenen stehe es zu, Verträge abzuschließen, und diesen, von

den verantwortlichen Ministern Rechenschaft über die abgeschlossenen Verträge zu verlangen. Diese Note Villamarka's war vom 21. October. Am folgenden Tage trat in Florenz das neue Ministerium Montanelli ins Amt, und damit nahmen die Verhandlungen eine neue Wendung.

Inzwischen waren noch besondere Verhandlungen mit Neapel nebenhergelaufen. Piemont selbst hatte sich Neapel zu nähern versucht. Daß Karl Albert die ihm für den Herzog von Genua angebotene Krone Siciliens ausgeschlagen hatte, schien zur Hoffnung auf das Entgegenkommen des Königs Ferdinand zu berechtigen. Schon am 28. August richtete der Minister Percone eine Note nach Neapel, welche hervorhob, daß Piemont sich aller Einmischung in die sicilischen Dinge enthalten habe, und zugleich den Hof von Neapel zu einem politischen Bündniß mit Piemont im Interesse der nationalen Unabhängigkeit einlud. Von Erfolg war dieser Schritt nicht, das gegenseitige Mißtrauen lähmte jede Verhandlung. Von Seite Neapels behauptete man, der Verzicht Karl Alberts auf Sicilien sei nicht bündig genug, und auf piemontesischer Seite hatte man Grund zu vermuthen, daß zwischen den Höfen von Rom und Neapel über einen Bund mit Ausschluß Piemonts verhandelt werde. Jedenfalls machte Rossi aus dem Beitritt Neapels eine Hauptbedingung für das Zustandekommen der Conföderation, er brauchte Neapel als Gegengewicht gegen die Politik Karl Albert's, während dagegen Percone den König Ferdinand einen falschen Bruder nannte und erklärte, sein Beitritt sei nur eine östreichische Intrigue, um den Bund zu sprengen.

Dagegen waren in dieser Zeit sehr lebhafte Verhandlungen zwischen Florenz und Neapel gepflogen worden. Auch dem Ministerium Capponi (seit dem 18. August) war es ein Hauptanliegen, Neapel für die Idee des Bundes zu gewinnen. Der Minister des Auswärtigen, Gaetano Giorgini, schickte am 24. August einen eigenen Bevollmächtigten, den Senator Griffoli, zu diesem Zweck nach Neapel. In den Instruktionen, die der Gesandte erhielt, war Alles, was für einen politischen Bund sprach, geschickt zusammengestellt und für Neapel insbesondere die verlockendsten Aussichten gezeigt, vor Allem aber die Eifersucht des Königs auf Karl Albert, gehörig ins Spiel gezogen. Zunächst wurde von Neapel die principielle Zustimmung zu einem Congreß, der über die Zukunft Italiens entscheiden solle, und die Ernennung eines Specialbevollmächtigten zur Vorberathung dieses Congresses verlangt.

Griffoli nahm seinen Weg über Rom und sprach hier den Papst, der ihm seine Freude über die Wiederaufnahme der Verhandlungen ausdrückte. Dagegen fand er den Kardinalstaatssecretär Antonelli und den Mgr. Corboli völlig überzeugt, daß seine Mission vergeblich sei, da Neapel schon zu tief mit Oestreich sich eingelassen habe.

In der That nahm der Fürst Cariati die Eröffnungen des toscanischen

Geſandten ziemlich kühl auf. Der Bund ſchien ihm eine vortreffliche Idee, aber für jetzt gänzlich unpraktiſch; ſchon aus dem Grunde, weil Neapel alle ſeine Streitkräfte zur Wiedereroberung Siciliens brauche, und die Höfe von Rom und Florenz kaum Truppen genug beſäßen, ſich im eigenen Haus aufrecht zu halten. Ebenſo wenig günſtig zeigte ſich der König, der ſpitzig fragte, wie denn der Großherzog von Toscana zum Vermittler für die Pacificirung Siciliens ſich aufwerfen könne, da er doch die Geſandten der proviſoriſchen Regierung empfangen habe. Allein Griffoli ließ ſich dadurch nicht abſchrecken. In der zweiten Hälfte des September glaubte er eine günſtigere Stimmung beim Könige wahrzunehmen und richtete nun eine ausführliche Denkſchrift an ihn, in welcher vorſichtig, „weil dies keine gute Wirkung gemacht hätte“, die Möglichkeit eines Kriegs gegen Oeſtreich gänzlich mit Stillſchweigen übergangen und der Bund im Gegentheil als das einzige Mittel gegen den Krieg wie gegen die revolutionäre Anarchie dargeſtellt war. Um die Stärke einer Conföderation zu beweiſen, war auf Amerika und die Schweiz hingewieſen und auf die unwiderſtehlich wachſende föderative Bewegung in Deutſchland, das im Mittelpunkt Europas das Muſter einer Föderativverfaſſung liefere (beiläufig bemerkt, in dieſen ſämmtlichen Verhandlungen das einzige Mal, daß man ſich auf das deutſche Bundesweſen als ein nachzuahmendes Vorbild berief); wäre der Bund ſchon früher vorhanden geweſen, ſo hätte ſich Sicilien niemals von Neapel getrennt. Kurz, es war nichts verſäumt, was den König gewinnen konnte und ihm am Schluß zu Gemüthe geführt: 1) der Bund würde in Italien das Fürſtenthum und die Ordnung garantiren, die Revolution auslöſchen, die Unabhängigkeit der Nationalität ſichern, 2) würde der König von Neapel zu dem Gewicht ſeiner Ueberlieferungen, zu dem Reichthum der Natur, der Güte ſeiner Armee, kurz zu den glücklichen Verhältniſſen ſeines Landes künftig noch eine neue Stütze für ſeinen Thron und ſeine Dynaſtie hinzufügen, denn Neapel würde das Emporium des italieniſchen Handels, der Nerv einer nationalen Kraft ſein und den Primat des verbündeten Italiens beſitzen. Später richtete Griffoli noch einmal ein Schreiben an König Ferdinand, welches deſſen Erbitterung über die engliſche Mediation in der ſiciliſchen Frage geſchickt benützte. Dieſe „brüske“ Mediation beweiſe für ſich allein, wie hart es ſei, ſich immer von Fremden Geſetze vorſchreiben laſſen zu müſſen, und wie ſehr es zu bedauern ſei, daß man nicht ſolchen Eingriffen eine Conföderation von 24 Mill. Menſchen mit 200,000 Streitern entgegenſetzen könne. Neapel wurde ſchmeichleriſch der erſte Staat Italiens mit der erſten Armee und der erſten Marine genannt. Wolle der König den Grundſtein zum Bund legen, ſo würde er triumphirend aus der jetzigen Lage hervorgehen, Sicilien wiedergewinnen u. dgl.

Dieſe Schriftſtücke, vertraulich dem König übergeben, ſchienen wirklich

Eindruck auf denſelben zu machen. Auch der Papſt unterſtützte die Bemühungen der toscaniſchen Diplomatie. Am 19. October wurde Griffoli zu Bozzelli dem einflußreichſten Miniſter, beſchieden, der ihm eröffnete, daß im Miniſterrath über die Liga verhandelt worden ſei und daß man ſich geeinigt habe, folgende Bedingungen für den Beitritt Neapels zu ſtellen: jedem Staat müſſe ausdrücklich der volle Beſitz ſeines Gebiets garantirt werden, alle Staaten ſollten ſich für gegenſeitigen Schutz zur Aufrechthaltung der öffentlichen Ordnung verpflichten, endlich ſeien die gegenwärtigen politiſchen Einrichtungen aufrecht zu halten; der Zukunft bleibe es vorbehalten, die Gleichartigkeit derſelben anzuſtreben. Griffoli, dem dieſe Bedingungen annehmbar ſchienen, arbeitete nun unter Berückſichtigung derſelben den förmlichen Entwurf einer Conföderation mit einem Bundestage aus. Dieſer fand zwar entſchiedenen Widerſtand beim Fürſten Cariati, im Miniſterrath wurde aber doch der Beſchluß gefaßt: „den Vorſchlag, der Verhandlung über einen politiſchen Bund zwiſchen den italieniſchen Staaten beizutreten, im Princip anzunehmen.“ Und dabei blieb es. Die ganze Verhandlung hatte nicht den geringſten Werth. Aber der Eifer Griffoli's, der noch bis Ende November hingehalten wurde, hatte nichts zu wünſchen übrig gelaſſen. Er war wirklich in ſeinen Gründen unerſchöpflich geweſen, und nur dies ſei noch als charakteriſtiſch hervorgehoben, daß Griffoli, obwohl er unverkennbar die künftige Liga als eine Einrichtung im nationalen Intereſſe verſtand, doch keinen Anſtand nahm, die Niederlage Karl Alberts im Felde geradezu als einen günſtigen Umſtand hervorzuheben, der die Bildung eines Bundes weſentlich zu erleichtern geeignet ſei. Man ſieht, vor welcher Gefahr die Ligaverhandlungen ſchließlich angekommen waren: hatten bisher die Gegner Karl Alberts nur behauptet, die Intereſſen Piemonts und Italiens ſeien keineswegs identiſch, ſo war man jetzt nicht mehr weit davon entfernt, zu beweiſen: je unglücklicher das ſardiniſche Heer, um ſo beſſer die Ausſichten für den Bund.

Uebrigens konnten die Freunde der Conföderation ſchon Ende October ſich nicht verbergen, daß die Zeit für deren Verwirklichung vorüber ſei. Während Bargagli und Roſſi um die Wette die „unbegreifliche Dummheit“ der Fürſten anklagten, welche eine koſtbare Zeit verloren in Verhandlungen über einen Vertrag, der die conſtitutionelle Monarchie unendlich befeſtigen müßte, war die Idee einer Conföderation bereits überholt durch das demokratiſche Programm, das von dem phantaſtiſchen Doctrinär Montanelli zuerſt ausgegeben, immer mehr an Terrain gewann und zwar nicht blos in Mittelitalien. Montanelli verfocht mit unendlichem Wortſchwall die Idee, daß, nachdem die Fürſten es zu nichts zu bringen vermocht, das Volk ſelbſt die Sache in die Hand nehmen müſſe. Italien könne nur durch eine Conſtituente gerettet werden, d. h. durch eine ſouveräne, vom ganzen italieniſchen Volk gewählte National-

verſammlung. Dazu war vor Allem nöthig, daß in den einzelnen Staaten die abſtracte Demokratie ans Ruder kam. In Toscana war der Fürſt zuerſt genöthigt, den Radicalen die Führung ſeines Staates zu übergeben. Es war nun an ihnen, zu zeigen, wie ſich ihr Programm bewähren würde.

Das Turiner Cabinet ſäumte nicht, dem neuen Miniſter ſofort auf den Zahn zu fühlen. Villamarka fragte an, ob die großherzogliche Regierung ſich zum Zweck eines neuen Krieges gegen Oeſtreich mit Piemont verbinden wolle, und im bejahenden Fall, mit welchen Geldmitteln und welcher Truppenſtärke. Montanelli gab die beſten Verſprechungen und erklärte ſich zu allen Opfern bereit. Als aber Villamarka einen förmlichen Vertrag zu dieſem Zweck verlangte, warf Montanelli ſein unvermeidliches Schlagwort der Conſtituente dazwiſchen. Er erklärte ſich in einer Note vom 16. November zwar bereit, ſofort einen Bund mit Piemont abzuſchließen, der einmal abgeſchloſſen für die anderen Staaten ein mächtiger Impuls zum Beitritt ſein werde. Allein dieſer Bund ſei etwas nur Proviſoriſches, er könne keinen anderen Zweck haben, als die Unabhängigkeit zu erſtreiten. Die künftige Form Italiens aber dürfe nur durch die conſtituirende Verſammlung feſtgeſetzt werden. Möge dieſe ſich immerhin für die Föderation ausſprechen, aber ihrem Ausſpruch dürfe keinenfalls vorgegriffen werden. Im Uebrigen ſtellte er noch für den Fall des Krieges Bedingungen, welche ſeine politiſchen Plane klar durchblicken ließen. Er erklärte, die Uebertragung des Oberbefehls im Krieg ſei Sache des Einverſtändniſſes der Regierungen, und er hatte dabei Garibaldi im Auge, der zum Bundescapitän ernannt werden ſollte. Er verlangte, daß die durch den Krieg befreiten Staaten ſich im Namen des Bundes ſelber regieren ſollten, bis die conſtituirende Verſammlung über ihre definitive Organiſation beſchließe; er wollte damit den Anſchluß der Lombardei und Venetiens an Piemont verhindern. Sein Gedanke war, dieſe Länder zu Heerden der republicaniſchen Partei herzurichten, die den Weg für ſeine Conſtituente bereiten ſollten. Denn das letzte Ziel der conſtituirenden Verſammlung war kein anderes als die Auflöſung aller Staaten und ihre Verſchmelzung in einen republicaniſchen Einheitsſtaat. Und alle dieſe Bedingungen wagte Montanelli zu ſtellen gegen die Hilfeleiſtung eines Staats, der höchſtens 10,000 Mann ins Feld führen konnte und der in den Händen einer ſchwachen, von den Straßenclubs abhängigen Regierung war!

Die Anſprüche der turbulenten Demokratie an den piemonteſiſchen Staat wuchſen mit jedem Tage, zugleich mit den Schwierigkeiten, die ſie demſelben bereiteten. Man ſchrie über Verrath, weil Piemont zögerte, ſich in einen hoffnungsloſen Krieg zu ſtürzen, und daß dieſer hoffnungslos war, war nicht zum wenigſten eben die Schuld derer, welche die Kraft der nationalen Bewegung vollends in einem zügelloſen Parteikampf verzehrten. Und dieſelbe

Zügelloſigkeit, welche jetzt in Rom und Florenz ihre Orgien feierte, begann allmälig auch an den Grundlagen des piemonteſiſchen Staats zu rütteln. Vor zwei Jahren noch beinahe ein Patrimonialſtaat, eine Domäne von Adel, Klerus und Heer, war er nahe daran, ein Spielball von Demagogen zweifelhafteſter Sorte zu werden, deren Action in den Volksvereinen ein fortgeſetzter Krieg gegen das Heer, den König und die Verfaſſung war. Auch hier glitt die Herrſchaft unvermeidlich in die Hände der Radicalen. Aber indem am 16. December das Miniſterium dem Führer der Oppoſition, dem Abbate Vincenz Gioberti übergeben wurde, empfing dieſer zugleich die Aufgabe, durch das Einlenken in die neue Bahn den Staat zu retten. War ſeine Berufung eine Genugthuung für die ungeſtüme demokratiſche Strömung, ſo ſollte ſie zugleich ein Mittel ſein, eben dieſe Strömung zu zügeln und eine Schutzmauer für den Staat aufzurichten gegen die anſteckende Auflöſungskrankheit, welcher Mittelitalien verfallen war, wie gegen die von außen heraufziehende Reaction, die bereits deutlich ſich ankündigte.

Es ließen ſich der piemonteſiſchen Staatskunſt in den letzten Monaten Schwankungen verſchiedener Art vorwerfen. Dazu war der Staat doch zu klein, als daß er ſeinen Egoismus rückſichtslos als den unverrückbar feſten Punkt im Wirbel der verſchiedenartigen Intereſſen hätte hinſtellen können. In den Verhandlungen mit Oeſtreich, wie im Verhältniſſe zu Frankreich, in der Frage des ſubalpiniſchen Reichs, wie in der Bundesſtaatsfrage waren nicht immer dieſelben Geſichtspunkte feſtgehalten worden. Erſt unter Gioberti wurde die feſte Richtung der piemonteſiſchen Wege wieder erkennbarer. Dies klingt befremdend; denn Conſequenz war im Grunde von ihm am wenigſten zu erwarten. So bedeutend ſein Name in der letzten Zeit hervorgetreten war, ſo wenig vertrauenerweckend war er ſelbſt. Es ſchien ein verzweifeltes Auskunftsmittel, gerade in dieſer Zeit als erſten Miniſter einen Mann zu berufen, deſſen ganze bisherige Laufbahn unſtät, abenteuerlich, voll der auffallendſten Widerſprüche und plötzlichſten Schwenkungen geweſen war. Im Anfang ein extremer Republicaner, der mit Mazzini Hand in Hand ging hatte er dann durch jenes epochemachende Werk überraſcht, welches den Primat des mittelalterlichen Papſtthums im 19. Jahrhundert wieder aufrichten wollte, gleichzeitig aber die Bildung einer gemäßigten Reformpartei einleitete und damit eines der wichtigſten Fermente der Bewegung wurde. Im Anfang 1848 war er dann plötzlich zu einem leidenſchaftlichen Vertheidiger des piemonteſiſchen Staats umgewandelt, er predigte auf ſeinem Triumphzuge durch Italien die Miſſion Karl Alberts und verfocht gegen die Mazziniſten die Annexionen von Venetien und der Lombardei, Parma und Modena, ja von Sicilien. Der katholiſche Theoretiker von 1843 ſchien jetzt ſo ſehr zum Politiker geworden, daß, als Pius IX. von der nationalen Sache zurücktrat,

Gioberti frischweg für die Säculariſation des Kirchenſtaats eiferte und ſo mit eigener Hand ſein einſtiges Ideal wieder zertrümmerte. Von da war er immer tiefer in die demokratiſche Agitation gerathen, in der ſardiniſchen Kammer gehörte er zu den heftigſten Anklägern des Miniſteriums, das er mit Profferio um die Wette in einen neuen Krieg treiben wollte, und ſeine Verbindung mit den Radicalen war es, die ihn nun jetzt an die Spitze des Staats ſtellte, deſſen nächſte Gefahr eben in dem Andrängen der Radicalen beſtand. Leidenſchaftlich, unberechenbar, ehrgeizig, voll von ſprudelnden Ideen, ſo ſchien er der gefährlichſte Miniſter, der in dieſem Moment der Kriſis die Leitung des Staatsſchiffs übernehmen konnte. Und dennoch wird man ſagen müſſen, daß ſchwerlich ein anderer als dieſe vielſeitige Natur den vielſeitigen Anforderungen der Lage gewachſen war. Er verſuchte ſich an einer Aufgabe, die bereits unmöglich geworden war, aber er behandelte ſie noch einmal mit einer gewiſſen Größe, mit einer Geſchicklichkeit im Einzelnen und mit einer Energie, die doch wieder der Verſöhnlichkeit nicht entbehrte. Nicomede Bianchi iſt der Meinung, daß Gioberti das Zeug zu einem bedeutenden Staatsmann in ſich gehabt habe und daß eine längere Erfahrung auch die Schärfen ſeines Charakters gemildert und ihm jenes ruhige Gleichgewicht verliehen hätte, das ihm allerdings abging. Für uns Deutſche iſt es noch überdem von Intereſſe, aus einer ſeiner Depeſchen zu erſehen, mit welcher Scharfſichtigkeit er gleichzeitig unſere Einheitsbewegung beurtheilte. Die Inſtructionen, die er ſeinem Bevollmächtigten bei der deutſchen Centralgewalt, dem Demokraten Lorenzo Valerio Ende December 1848 nach Frankfurt mitgab, faßten kurz und bündig die Gründe zuſammen, welche die deutſche Nation im Intereſſe ihrer Einheit, Freiheit und Größe beſtimmen müßten, ſich von Oeſtreich zu trennen und ſich unter Preußens Führung zu conſtituiren, und aus denſelben Gründen leitete er den Satz ab, daß für den deutſchen Bund die italieniſche Allianz ungleich naturgemäßer wäre als die öſtreichiſche, ein Satz, für den er freilich damals in Deutſchland ebenſowenig auf Anerkennung rechnen konnte, als für ſein nationales Programm bei ſeinen Landsleuten.

„Vier Hauptpunkte — ſagte Gioberti in ſeiner Miniſterrede vor der Kammer — umfaßt die Idee der Wiedergeburt Italiens; die Reformen, die Verfaſſung, die Unabhängigkeit, die Conföderation. In dieſen vier Punkten iſt Alles begriffen, was in unſern Wünſchen und Hoffnungen Vernünftiges und Ausführbares iſt. Das Uebrige iſt, ſo wie die Dinge gegenwärtig liegen, Traum und Utopie.“ Damit war den unitariſchen Republicanern ſofort der Handſchuh hingeworfen, ebenſo der Conſtituente Montanelli's. Gioberti wollte die Nationalverſammlung nicht aus dem allgemeinen Stimmrecht der Italiener hervorgehen laſſen, ſondern aus Ver-

tretern der einzelnen Staaten zuſammenſetzen. Was ihn zum Verfechter des Staatenprincips machte, war neben dem Wunſch, die anderen Fürſten zu gewinnen, das Bewußtſein von der Nothwendigkeit, daß vor Allem der piemonteſiſche Staat aufrecht bleiben müſſe. Verhütet mußte werden, daß Piemont in den Strudel der auflöſenden Bewegung Mittelitaliens hineingeriſſen würde. Gioberti wollte die Conföderation, ſie war der Hauptpunkt ſeines Programms, und als er nach dem Waffenſtillſtand Salasco mit dem Miniſterium Caſati abgetreten war, hatte er einen eigenen Verein zur Propaganda für die föderative Idee geſtiftet und in Turin einen, etwas phantaſtiſchen, föderativen Congreß veranſtaltet. Dieſes Programm war faſt unzertrennlich von dem Namen deſſen, der es zum erſtenmal ausgeſprochen. Allein ſeitdem er es zuerſt als einen zündenden Funken unter ſeine Volksgenoſſen geworfen, war ihm die Bedeutung des piemonteſiſchen Staats immer deutlicher aufgegangen. Jetzt da er ihn zu leiten hatte, war ihm vollends die Pflicht gegen dieſen Staat identiſch mit der Pflicht gegen Italien. Im Königreich Oberitalien ſah er eine wirkſame Garantie für die gemeinſame Unabhängigkeit und darum erklärte er es für Verbrechen und Frevel, deſſen Exiſtenz in Frage zu ſtellen. Die Zukunft Italiens lag ihm im Staatenbunde, in den aber Piemont nur als das vergrößerte Piemont, als der ſubalpiniſche Staat, bekleidet mit der unfraglichen Hegemonie, eintreten ſollte. So wollte er zwei Standpunkte verſöhnen, die bisher nur gegen einander ins Feld geführt worden waren und ſich paralyſirt hatten. Es war dies in der That die reiſe Frucht ſeiner politiſchen Erfahrungen, die Abklärung ſeiner phantaſtiſchen Ideale. Er wollte diejenige Form des italieniſchen Bundesſtaats, von der allein vielleicht bedauert werden mag, daß niemals ein ernſtlicher Verſuch zu ihrer Durchführung gemacht worden iſt. Damals freilich war an eine Durchführung bereits nicht mehr zu denken, wenn wir auch noch mit Intereſſe dieſen letzten Verſuchen Gioberti's folgen.

Nach Florenz, nach Rom, nach Neapel ließ Gioberti ſeine Einladung zur Bildung einer Conföderation ergehen. Ueberall hob er hervor, daß die Conföderation das Mittel ſei, ebenſo die Eintracht zwiſchen den Fürſten und Völkern behufs Erlangung der nationalen Unabhängigkeit wiederherzuſtellen, als insbeſondere jede fremde Einmiſchung in die inneren Angelegenheiten Italiens zurückzuweiſen. Den Fürſten ſtellte er vor, daß dieſer Staatenbund nichts die Monarchie Beeinträchtigendes habe, jedem Staat ſeine Selbſtändigkeit vielmehr verbürge als entziehe. Der Ernſt, mit welchem Gioberti das Zuſtandekommen des Bundes betrieb, leuchtet aus jeder ſeiner Depeſchen hervor. Was Neapel betraf, ſo war er ſogar bereit, einen Geſandten nach Sicilien zu ſchicken, um die Ausſöhnung der aufgeſtandenen Inſel mit ihrem Souverän auf Grundlage des Staatenbundes zu verſuchen. Allein der Ge-

ſandte Gioberti's wurde in Neapel gar nicht angenommen und die Rückſichtsloſigkeiten dieſes Hofs ſteigerten ſich derart, daß Piemont Anfangs Februar genöthigt war, die diplomatiſchen Beziehungen mit Neapel abzubrechen.

An Montanelli nach Florenz hatte Gioberti wenige Tage nach ſeinem Amtsantritt eine Note geſchickt, welche ſeine Meinung über die Conſtituente erläuterte. „Die ſardiniſche Regierung, ſchrieb er am 21. Dezember, ſei bereit, zu einer föderativen Verſammlung die Hand zu bieten, nicht aber zu einer conſtituirenden, die in die inneren Verhältniſſe der Einzelſtaaten eingriffe und nothwendig nur zu Hader und Factionen führen würde. Ebenſo wenig könne er einer Conſtituente beiſtimmen, welche die legale Exiſtenz von Oberitalien in Frage ſtellte, denn dieſes ſei eine Stütze für ganz Italien und kein anderer italieniſcher Staat habe von ihm etwas zu fürchten, da ihre beſonderen Rechte im Bundesvertrag garantirt werden ſollten. Am 1. Januar ſandte Gioberti in beſonderer Miſſion Roſellini nach Florenz und ertheilte ihm Inſtructionen, von denen Bianchi nicht zu viel behauptet, wenn er in ihnen die Signatur eines ſtaatsmänniſchen Kopfs erſten Ranges findet. Vor Allem führte Gioberti hier aus, daß es ſich jetzt nicht um eine theoretiſche Frage, ſondern um eine praktiſche Frage handle, nicht darum, was überhaupt das beſte, ſondern darum, was im Augenblick erreichbar ſei. An ſich ſei die abſolute Einheit, wie Frankreich und die anderen großen Nationen ſie beſitzen, das wünſchenswertheſte; dennoch verzichte er auf die Einheit und begnüge ſich mit der Union, weil ſie jetzt allein durchführbar ſei. Sie ſei möglich, ſobald Rom und Toscana wollten. Toscana halte jetzt eng zu Rom, aber die beiden zuſammen könnten die Unabhängigkeit nicht erlangen, weil ſie ohne Heer ſeien, und ſich ſelbſt überlaſſen, nur die ſichere Beute der Fremden werden würden. Sie alſo brauchen nothwendig Piemont und müſſen ſich deſſen Bedürfniſſen fügen, nicht aber umgekehrt Piemont den Wünſchen Toscanas und Roms. Dies ſage ich als Italiener, nicht als Piemonteſe. Denn nicht das Intereſſe dieſer oder jener Provinz habe ich im Auge, ſondern das allgemeine Wohl. Piemont allein ſteht in Waffen, und die piemonteſiſche Regierung vermag nichts zu thun ohne die Mitwirkung des Heers, ſie kann nur eine Politik befolgen, die ihr das Heer nicht entfremdet. Oder ſteht vielleicht das Königreich Oberitalien im Wege? Aber gibt es etwas Legitimeres als einen Staat, der durch den freien Willen der Bevölkerung geheiligt iſt? Oder ſteht er etwa den anderen Staaten feindlich im Wege? Möge Toscana zuſehen, daß es nicht von den tückiſchen Sophismen der Feinde des piemonteſiſchen Staates ſich bethören laſſe. Dieſe Feinde ſind einmal die Fremden, welche in ihm die Kraft Italiens haſſen, und dann die Utopiſten, welche die Republik und den Einheitsſtaat wollen. Dieſer Staat wird vielmehr Allen ein Schutz ſein, denn er iſt die wirkſamſte Bürgſchaft

für die nationale Unabhängigkeit. Ja er ist gleichsam ein gemeinsames Eigenthum der Italiener, die geistige Ringbahn für Alle, das Feld der Ehre für die Blüthe der Nation, wie der Boden für die bürgerliche Entwickelung, während die anderen Staaten nichts von ihren Prärogativen verlieren und Rom der geheiligte Sitz der Religion bleibt, wie Toscana der Sitz der feinen italienischen Sitte."

Die Beredtsamkeit, die aus diesem Aktenstück sprach, war natürlich ohne Eindruck auf Montanelli, den der Gang der Dinge in Rom jetzt die Verwirklichung seiner phantastischen Constituente hoffen ließ. Wiederholte Vorstellungen Gioberti's, der ihn von dem verhängnißvollen Abgrund zurückziehen wollte, waren vergeblich. Vergebens drangen die toscanischen Diplomaten auch in Leopold, das Anerbieten Piemonts anzunehmen, das den einzigen Weg zeige, die auswärtige Einmischung und die Restauration in Rom abzuwenden. Bargagli aus Rom, wie Martini und Nerli aus Turin beschworen in diesem Sinne den Großherzog, und Gioberti ließ ihn geradezu auffordern, sich von Montanelli zu trennen, der in beständigem Verkehr mit Mazzini stehe. Aber der Großherzog blieb taub; halbwachend ließ er sich von Montanelli leiten. Nachdem die römische Nationalversammlung sich als constituirende erklärt hatte, setzte Montanelli im Ministerrath den Beschluß durch, toscanische Abgeordnete in diese Versammlung zu schicken, und der Großherzog, der sich ins Ohr raunen ließ, wenn er diesen Beschluß sanctionire, bahne er sich den Weg zu einem mittelitalienischen Königreich, gab seine Zustimmung. Gleich darauf aber empfand er Reue, er fürchtete die Excommunication von Rom und nach kurzer Zeit des Schwankens und heuchlerischer Seitensprünge ergriff er die Flucht, um sich den fremden Mächten in die Arme zu werfen, wie das Pius IX. bereits gethan hatte.

Mit dem Sturz des constitutionellen Regiments in Rom und Toscana war Gioberti's Plan, die nationale Bewegung wieder in das Geleise von 1847 zurückzuführen, gescheitert. Dennoch gab er noch nicht Alles verloren. Mit einer Unermüdlichkeit ohne Gleichen suchte er noch die fremde Intervention abzuwehren und den Großherzog und den Papst mit ihren Unterthanen auszusöhnen, bei den Fürsten wie bei den Völkern ohne Erfolg. Einen Augenblick hatte Leopold zugesagt, die Vermittelung Piemonts anzunehmen, er bat förmlich um sie in einem Briefe an Karl Albert, als einen ersten Schritt zur Conföderation und als ein Mittel, der Anarchie und dem Bürgerkriege vorzubeugen; aber am gleichen Tage hatte er sich an Oestreich gewandt, und einige Tage darauf widerrief er förmlich sein Gesuch um die piemontesische Intervention. Als Leopold von Porto Santo Stefano den Weg nach Gaeta nahm, schrieb Villamarka, der ihm mit dem diplomatischen Körper nach Santo Stefano gefolgt war, an seine Regierung in Turin:

„es ist gar nicht möglich, sich einen Begriff von den Zweideutigkeiten, Jämmerlichkeiten und von der Feigheit zu machen, welche dieser Fürst an den Tag gelegt hat.“ Im Augenblick, da Gioberti endlich auf eigene Faust im Kirchenstaat und in Toscana interveniren wollte, um Oestreich zuvorzukommen, ließ ihn Karl Albert wie die übrigen Minister im Stich und er nahm seine Entlassung. Mit Recht war er der Meinung gewesen, daß wenn die Wiederaufnahme des Kriegs wirklich eine verhängnißvolle Nothwendigkeit war, jene Intervention zu Gunsten des Großherzogs und des Papstes, welcher sich selbst Lord Palmerston nicht abgeneigt gezeigt hatte, besten Anlaß dargeboten und Piemont wenigstens eine ungleich günstigere Position verschafft hätte.

Die jämmerliche Unfähigkeit der Radicalen, die nun in Florenz und Rom schalteten, zeigte sich jetzt erst, da sie nach Beseitigung der constitutionellen Regierungen Hand an die Aufrichtung der Republik legen sollten. In Rom wurde der feierliche Beschluß gefaßt, Toscana zur Unification einzuladen. Mazzini selbst erschien festlich aufgenommen in Florenz und predigte die Verschmelzung. Allein in Florenz war man jetzt plötzlich vorsichtig geworden, die Union sollte nur im Princip aufgestellt werden, blos über einen Zoll- und Militärvertrag wollte man zunächst verhandeln, und als man in Rom detaillirte Vorschläge zu diesem Zweck ausarbeitete, fand man diese zu weitgehend. Die Constituente, so pomphaft als das Universalheilmittel angekündigt, schrumpfte schließlich zum Projekt einer gemischten Militärcommission zu Bologna zusammen, und vor lauter mißtrauischen Bedenken und Eifersüchteleien kam es nicht einmal darüber zu einer Einigung. Dafür aber schimpfte man aus Leibeskräften über Karl Albert und die Saumseligkeit der piemontesischen Kriegsrüstungen, während die letzten Versuche des Turiner Cabinets, Anfangs März, von Rom und Toscana Hilfe zum Krieg zu erlangen, mit leeren Versprechungen beantwortet wurden.

In welchem Credit die Lenker Mittelitaliens standen, zeigte sich namentlich an der Aufnahme, welche ihre Eröffnungen in Sicilien und in Venedig fanden. Montanelli hatte sich geschmeichelt, daß nach dem neuen nationalen Centrum ohne Verzug Sicilien und Venedig, und später durch Zwang auch Neapel und Piemont gravitiren würden. Allein die provisorische Regierung in Palermo nahm die Gesandten von Rom und Florenz, die über einen Allianzvertrag und die Beschickung der Constituenten verhandeln sollten, nicht einmal in offiziöser Weise an, so daß sie sich mit den Sympathiebezeugungen der Volksvereine begnügen mußten. Man sprach sich in Palermo in höchst drastischer Weise über die Unvernunft und die Unsolidität der ephemeren Schöpfung in Mittelitalien aus und erklärte, dem Unificationsproject gegenüber am föderativen Princip festzuhalten. Und Manin versicherte zwar Mittelitalien seiner größten Sympathien, erklärte aber gleichzeitig, daß er es in

dem Augenblick, da Piemont wieder den Nationalkrieg aufnehme, unmöglich mit dieſem Staat verderben könne. Er hatte ſich in der letzten Zeit überhaupt dieſer Macht wieder genähert. Gegen den toscaniſchen Bevollmächtigten bemerkte er, daß man in Rom und Florenz vortreffliche Reden halte, aber leider gar keine Anſtalten treffe, um Waffen und Geld für die italieniſche Sache aufzubringen. Wenn noch eine Hoffnung für Italien war, ſo ſtand ſie im Heere Karl Alberts. Schlug auch dieſe fehl, ſo blieb immer noch die auf den piemonteſiſchen Staat aufrecht, für welchen der kurze unvermeidliche Krieg von 1849 wie ein reinigendes Gewitter war. — Bianchi urtheilt wohl richtig, daß, ſo wie die Dinge lagen, die Gefahren für den Staat größer waren, wenn er einen unrühmlichen Frieden ſchloß, bedeckt mit den Verwünſchungen der Italiener, als wenn er noch einmal den Krieg wagte und damit zeigte, daß ſein Geſchick untrennbar mit dem Italiens verknüpft war. Er rettete damit ſich und die italieniſche Zukunft. Und kein ernſthafter Italiener iſt mehr auf die Idee der Conföderation zurückgekommen.

W. Lang.

Aus dem Leben des ruſſiſchen Admirals von Sivers.

Unter den ausländiſchen Seeleuten, die Peter der Große nach Rußland zog, um mit ihrer Hilfe eine Flotte zu begründen und ſeinem Staat dadurch erhöhten Antheil an den politiſchen Geſchicken Europas zu ſichern, ſpielt der Admiral von Sivers als Organiſator des ruſſiſchen Seeweſens und als Erbauer der Feſtung Kronſtadt eine beträchtliche Rolle. Sein Name wird in den Schriften Büſchings, Schmidt-Phiſeldecks, Mannſteins und dem Tagebuch des holſteinſchen Kammerjunkers von Berkholz häufig und mit Ehren genannt, eine zuſammenhängende Darſtellung ſeines merkwürdigen Lebenslaufs hat aus Mangel an vollſtändigem Material aber bis jetzt gefehlt. In neueren Werken über Peter den Großen begegnet man Sivers kaum mehr, obgleich er für die Begründung des ruſſiſchen Seeweſens von größerer Wichtigkeit geweſen iſt, als die Mehrzahl der übrigen Marineofficiere Peters. Auf Grund handſchriftlicher, bis jetzt unveröffentlichter Aufzeichnungen des Admirals ſoll nachſtehend ein Abriß ſeiner Geſchichte entworfen werden, die für die Sittenzuſtände jener Zeit und die Charakteriſtik der an ihnen betheiligten hiſtoriſchen Perſonen nicht ohne Intereſſe iſt.

Das Jugendleben Peter Sivers breitet ein Stück militairiſchen Abenteurerlebens im Geſchmack des 17ten Jahrhunderts vor uns aus. Von hol-

Digitized by Google

ländiſchen Aeltern im Jahre 1674 zu Stade geboren, trat er ſchon als 14jähriger Knabe in däniſche Seedienſte, obgleich ſein Vater, Capitän in däniſchen Dienſten, ihn für die gelehrte Laufbahn beſtimmt hatte. Vier Jahre ſpäter trieb die Begierde nach Auszeichnung und nach größeren Verhältniſſen den Jüngling nach Frankreich. Er focht bei la Hogue, Gibraltar (1693) und Palamos mit, brachte es bald zum Rang eines Lieutenants zur See und kehrte als ſolcher im Jahre 1760 auf „Ihro Majeſtät zu Dänemark und Norwegen löbliche Flotte“ zurück, um an der Begründung des Inſtituts für „Campagne-Seecadetten“ Theil zu nehmen. Hier lernte Peter der Große den jungen, aber bereits vielerfahrenen Seemann bei Gelegenheit eines Beſuchs in Kopenhagen kennen und bot ihm eine vortheilhafte Stellung in ſeinen Dienſten an. Der am 10. Mai 1704 zwiſchen Sivers und dem ruſſiſchen Geſandten abgeſchloſſene Vertrag liegt uns in ſeinem Wortlaut vor: dem in ruſſiſche Dienſte getretenen Capitän werden Gehalt und Penſion, gute Behandlung, Ranzionirung im Fall der Kriegsgefangenſchaft, ſowie freie Hin- und Rückreiſe zugeſichert, wogegen dieſer ſich zu treuem und aufopferndem Dienſt verpflichtet. Außerdem beſtand zwiſchen dem Capitän und ſeinem neuen Gebieter ein geheimes Abkommen, welches nur zwei Punkte enthielt, aber höchſt bezeichnend für das Mißtrauen iſt, welches die Weſteuropäer gegen das damalige Rußland hegten: Sivers bedang ſich aus, daß er unter keinerlei Vorwand körperlich gezüchtigt werden dürfe und daß der Kaiſer ſelbſt nicht das Recht haben ſollte, an Bord ſeines Schiffs zu befehligen.

Schon ſehr bald nach ſeinem Uebertritt in ruſſiſche Dienſte ſollte Sivers Gelegenheit haben, die Vorſicht zu preiſen, welche er bei ſeiner Anſtellung gezeigt*). Eines Tages — ſo hat Sivers ſelbſt berichtet — erſcheint Seine Czariſche Majeſtät auf dem im finniſchen Meerbuſen belegenen, von Sivers befehligten Geſchwader im Zuſtande vollſtändiger Trunkenheit und befiehlt, die Flotille zu einem Seemanöver auslaufen zu laſſen, bei dem der Kaiſer ſelbſt das Commando übernimmt. Sivers ſtellt dem Kaiſer die augenblickliche Unthunlichkeit der Sache vor, weil ein Sturm drohe, Peter aber bleibt bei ſeiner Anordnung und holt, als Sivers ihm nochmalige Vorſtellung macht, mit ſeinem Stocke nach ihm aus, ohne ihn zu treffen. Die Flotte läuft nun unter perſönlichem Befehl des Kaiſers aus und bald bricht ein Sturm los, der die Schiffe zerſtreut. Sivers, für die Flotte beſorgt und auf deren Rettung bedacht, benutzt einen Moment, wo Peter ſeinen Commandoplatz verläßt und aufs Deck kommt, erfaßt mit rieſiger Fauſt — er iſt ein ſehr langer und

*) Eine Andeutung über den nachſtehend berichteten Vorgang iſt in Berkholz Tagebuch enthalten (Am 3. Aug. hielt der Zar ein Seegefecht, um den Herzog von Holſtein zu beluſtigen. Nach demſelben ſoll der Zar mit Sivers in einen heftigen Wortwechſel gerathen ſein). (Vgl. Büſchings Magazin Th. XIX. S. 100 und Th. XXI. S. 240.)

nach Ausweis seines Porträts ein schöner Mann mit großem, klaren und klugen blauen Auge gewesen — den Kaiser, grade als derselbe an der auf dem Decke befindlichen Commandeurkajüte vorübergeht, sperrt ihn in die Kajüte, verschließt die Thür derselben, übernimmt den Befehl, sammelt die Flotte und führt sie rechtzeitig in den sichern Hafen zurück. An Land gekommen, nähert Sivers sich der Kajüte, wo Alles still ist, öffnet ihre Thür, kann jedoch nicht in den inneren Raum, weil in diesem Se. Majestät ausgestreckt daliegt und ihren Rausch ausschläft. Als nun nach einiger Zeit Peter erscheint, tritt Sivers auf ihn salutirend zu und begehrt seinen Abschied. Der Kaiser fährt auf und fragt nach der Veranlassung des Gesuchs. Sivers erklärt ihm, daß nach dem Vorgefallenen und da er genöthigt gewesen sei, sich gewissermaßen an der geheiligten Person des Herrschers zu vergreifen, von einer Fortsetzung des Dienstverhältnisses nicht wohl die Rede sein könne. Jetzt erst erinnert Peter sich des Vorganges und fragt seinen Officier, warum er ihn internirt habe. Sivers motivirt sein Verfahren mit der der Flotte drohend gewesenen Gefahr und seiner Pflicht ihrer Erhaltung, und hält dem Kaiser vor, daß derselbe die geheime Abmachung doppelt verletzt habe, indem er ihn schlagen und das Commando usurpiren gewollt. Peter sieht sofort sein Unrecht ein, umarmt den muthigen Retter seiner Flotte und bittet ihn, den Dienst nicht zu verlassen, da ein Mann, der sich so unerschrocken gezeigt, seiner Gnade für alle Zeiten sicher sein könne.

Dieses Versprechen hat Peter in der Folge gehalten und Sivers sein Möglichstes gethan, um desselben würdig zu bleiben. Sowohl als umsichtiger Organisator und tapferer Seesoldat, wie als Topograph und Wasserbaumeister erwarb er sich binnen weniger Jahre große Verdienste um den Staat, in dessen Dienste er getreten war. Er nahm 1706 an der Belagerung von Wyborg Theil, machte die Expeditionen von 1713 und 1714 mit, focht bei Hangöud, leitete die Descente bei Gotland, untersuchte wiederholt das Fahrwasser bei den finnischen Scheeren, arbeitete an der Befestigung von Kronstadt und leitete die Canal- und Hafenbauten dieses wichtigen Platzes nach einem selbst entworfenen Plan. Für die außerordentliche Wichtigkeit dieser Bauten, welche erst unter der Kaiserin Anna zum Abschluß gebracht wurden, liegt ein bemerkenswerthes Zeugniß von der Hand Ostermanns vor, der, wie wir in der Folge sehen werden, Sivers Feind und entschiedener Gegner war. Es heißt in einem vom Jahre 1731 datirten Schreiben dieses berühmten Staatsmannes, das sich im Nachlaß des Admirals gefunden hat, wie folgt:

„Je seais bien que ce Canal ne fait pas tant de bruit que celuy de Ladoga*)

*) Der Ladoga-Kanal, den Münnich ausgeführt hatte und den Peter der Gr. als das größte und verdienstvollste Werk bezeichnete, das jemals von einem in russischen Diensten

et ne porte aucun profit à celuy qui en a la conduite comme l'autre, mais je crois qu'il est du moins autant nécessaire pour le bien de l'empire et c'est pourquoy ie prie Votre Excellence de m'assister de votre pouvoir, afin de la pouvoir achever pour le plus grand interêt de Sa Majesté Imperiale, et je vous assure que ie continueray à y travailler avec les mêmes soins et fidelité que iusques icy i'ay fait et sans grand bruit."

Auch aus den übrigen an Sivers gerichteten Briefen Oſtermanns geht hervor, daß derſelbe für einen der talentvollſten, kenntnißreichſten und verdienteſten Ausländer galt, die Peter's Scharfblick in den Dienſt des aufſtrebenden ruſſiſchen Staats gezogen hatte. Ueber die verſchiedenſten, auf das Seeweſen und deſſen Verwaltung bezüglichen Fragen wird ſein Rath eingeholt, und zwar von Oſtermann, der nicht nur, wie erwähnt, des Admirals perſönlicher Feind war, ſondern außerdem den Anſpruch machte, ſelbſt für einen Kenner des Seeweſens zu gelten*). Unter der Regentin Anna ließ er ſich zum General-Admiral der geſammten ruſſiſchen Flotte ernennen, obgleich ſeine Hauptthätigkeit ſeit einem Menſchenalter in der meiſterhaften Leitung der diplomatiſchen Geſchicke Rußlands beſtanden hatte.

Entſprechend der vielſeitigen Thätigkeit, welche Sivers entwickelte, und den Verdienſten, die er ſich erwarb, war auch die Laufbahn, die er raſchen Schritts durchlief, eine glänzende. Schon 1708 wurde er zum Equipagen-Meiſter bei der Admiralität, 1714 zum Commandeur der „Arrière-Garde" ernannt, 1716 kommandirte er das erſte ruſſiſche Geſchwader, welches über die Oſtſee nach Kopenhagen ſegelte, 1719 wurde er „Schoutbeynacht" (dieſe alt-holländiſche Bezeichnung für den Rang des Contreadmirals war von

---

ſtehenden Ausländer ausgeführt worden, — war bekanntlich die erſte und entſcheidende Stufe zu der Glücksleiter, welche Männich erklomm, und ſcheint auch von Oſtermann, der damals mit dem Feldmarſchall zuſammenging, nicht ohne Neid angeſehen worden zu ſein.

*) Einem andern an Sivers gerichteten Schreiben Oſtermanns entnehmen wir nachſtehende Sätze, welche beweiſen, wie weitſehend die ehrgeizigen Pläne der ruſſiſchen Politik und ihres genialen Leiters ſchon damals waren. In einem Schreiben vom 27. April 1731 heißt es wie folgt:

J'ay une chose à demander à Votre Excellence si elle y veut bien donner les mains. Mons. de L'isle m'a communiqué ses idées sur la carte de Japon Jeddo ou Jesso et de Camchiattka; ie trouve beaucoup de vraysemblance dans ses idées et la dessus ie luy ay fait voir en particulier la carte que nous avons de Camchiattka et nous trouvons que Camchiatk n'est guerre eloigné de Jesso et mesme que d'environ 150 lieu .... de la terre de la Compagnie que les Hollandais ont decouvert en 1640. Il y travaillerait si Votre Excellence voudrait bien avoir la bonté de luy procurer que la carte de Monsieur Rinny luy fut communiqué ou qu'on vous ordonna de lui en donner copie afin qu'il y puisse travailler avec approbation car sans cela il n'osa rien faire. C'est veritablement un travail qui donnera beaucoup de contentement a Sa M. de voir les limites de son vaste empire qui s'approchent de si près de l'Amerique il faira du plaisir aux cureaux et donnera beaucoup de lumière aux scavans de la geographie.

Peter nach Rußland hinübergenommen worden), zwei Jahre ſpäter Vice-admiral, 1727 Admiral und Vicepräſident des Admiralitätscollegiums. Als ſolcher hat er an der Organiſation des ſich von Jahr zu Jahr weiter ausbreitenden ruſſiſchen Marineweſens entſcheidenden und wichtigen Antheil genommen. Natürlich fehlte es außerdem an äußeren Ehren und Belohnungen nicht: ſchon 1716 war Sivers in die eſtländiſche Ritterſchaft aufgenommen worden, 1722 ſchenkte Katharina I. ihm das in Finnland belegene Gut Heydola, 1725 wurde er mit dem Alexander-Newsky-Orden belohnt.

Aber jene Unbeſtändigkeit des Glücks und der Fürſtengunſt, welcher faſt all' die Staatsmänner und Krieger verfielen, welche Peter in ſein nordiſches Reich berufen und zu hohen Ehren befördert hatte, ſollte auch Sivers treffen. Im Jahre 1732 fiel er plötzlich in Ungnade, verlor ſeine ſämmtlichen Aemter und Würden und wurde angewieſen, binnen vier Stunden Petersburg zu verlaſſen und ſich auf ſein in Finnland belegenes Gütchen zurückzuziehen. Die Geſchichte dieſer Ungnade iſt aus mehreren Rückſichten von ungewöhnlichem Intereſſe. Einmal verdanken wir ihr eine Abhandlung von des Admirals eigener Hand („Hiſtoriſche Species facti der disgrace des Admiral Sivers"), welche über das Partei- und Intriguenweſen neue Aufſchlüſſe gibt, welches nach Peters Tode am ruſſiſchen Hof herrſchte und an dem auch die ausgezeichnetſten Männer der Zeit unwürdigen Antheil nahmen. Während das Altruſſenthum die verzweifeltſten Anſtrengungen machte, um alle Spuren der civiliſatoriſchen Thätigkeit Peters zu verwiſchen und die alt-moskowitiſche Barbarei in integrum zu reſtituiren, zerfleiſchten ſich die Männer, welche Rußland umgeſtaltet hatten und jetzt mit Verluſt der Früchte ihrer Thätigkeit bedroht waren, in thörichten, durch kleinliche Eiferſüchteleien genährten Fehden. Merkwürdig iſt zweitens, daß Sivers trotz ſeiner ausführlichen Erörterungen über die Gründe des Schlages, der ihn nach 28jährigen treuen Dienſten am Abend ſeines Lebens traf, die eigentliche Veranlaſſung deſſelben nicht gekannt zu haben ſcheint, und daß dieſe Veranlaſſung eher ein Verdienſt, als ein Verſehen des Admirals bildete. — Zunächſt laſſen wir die „hiſtoriſchen Species facti" ihrem wichtigſten Theil nach im Wortlaut folgen. Obgleich mit entſchiedener Parteilichkeit und Verbitterung gegen Oſtermann und Münnich geſchrieben, beſtätigen dieſe bisher noch nicht veröffentlichten Aufzeichnungen doch die ungünſtigen Urtheile, welche bereits andere Zeitgenoſſen über die Privatmoral dieſer großen Männer gefällt hatten, in zu unwiderleglicher Weiſe, als daß ſie nicht ihrer Vergeſſenheit entriſſen zu werden verdienten. — Nach einem kurzen und ziemlich gleichgiltigen Eingang wird Folgendes berichtet:

„Als der Graf Oſtermann mit dem Vice Admiral Cruys Anno 1704 als ein Schreiber (obwohl er ſich Secretair nannte) nach Rußland kam, ſo war

auch deſſen conduite als eines Schreibers beſchaffen, nemlich dissolut und impertinent, und weil er hier und da mit ordres zu überbringen gebrauchet worden, und ſich hierbey viel autorité herausnehmen wollte, hat er ſich den Haß der officiers über den Hals gezogen, ſo daß auch einige Hand an ihn geleget. Da es ſich nun auch Ao. 1706 im 9br. zutrug, daß weil Oſtermann in einer assamblée einen Kapitain von der Flotte mit ſeinen Leuten überfiel, und ihn trarassirte, auch übel würde zugedecket haben, leiſtete der damalige Capitaine Sivers bey ſeiner Ankunſt ins Zimmer dem Nothleidenden Hülfe und jagte Oſtermann ſammpt ſeinen Anhängern zum Hauſe hinaus. Ob dieſes nun wohl eine Sache, welche man ſich zu erinnern faſt ſchämet, ſo iſt doch ſolches die Uhrſache, daß Oſtermann einen unverſöhnlichen Haß auf den Admiral Sivers geworfen, der ihn und ſeine Familie endlich in das größte misère gebracht. Den Anfang ſeines Haſſes machte er zwiſchen den Vice Admiral Cruys und den Admiral Sivers Verdrüßlichkeit zu ſäen und da Oſtermann hernach geſtiegen, hat er ſich jederzeit bemühet, dem Admiral Sievers zu Schaden. Allein er hat ihm doch bey Lebzeiten des Kayſers Petri des Großen und der Kayſerinn Katharina Glorwürdigſten Andenkens nichts können zufügen. So bald er aber bey dem Gottſeligen Kayſer Petro II. glorwürdigſten Angedenkens Gouverneur war, ſahe man ſogleich die Würkungen des Haſſes gegen den Admiralen Sivers. Denn da derſelbe im November 1727 von Cronſtadt nach Peterſburg commandiret wurde im Collegio (d. h. dem Marineminiſterium) zu ſitzen, hat er ſich nicht nur dagegen geſetzet, daß er Vice-Präſident ſeyn ſollte, ſondern hat noch dazu bloß dem Admiral Sivers tort zu thun gerechnet, daß dem Münich der damals jüngſter Generallieutenant war, das Commando gegeben wurde. Dieſer wie er wußte, daß er von Oſtermann unterſtützet wurde, ſuchte alle Mittel und Wege ſich zu erheben, abſonderlich verdroß ihn äußerſt, daß weil er auch in ſeinen geringſten Actionen aus Eigenliebe die größte glorie ſuchte, der Admiral Sivers nicht damit einſtimmen wollte, ſondern von einer jeden Sache nach der Wahrheit ſprach.

Die Arbeit an dem Canal des Ladogaiſchen Sees wußte ſich Münich recht wunderlich zu Nutzen zu machen, und beſonders viel darin aufzuſchneiden, obwohl dieſes eine Arbeit war, welche außer Landes auch die geringſten Leute verſtehen*). Unterdeſſen fanden ſich doch Leute die nach dem Angeben von Münich als von etwas wunderwürdigen ſprachen, ohnerachtet er ſolchen nicht angegeben, ſo doch allein eine Aufmerkſamkeit verdient hätte — da der Canal lang zuvor, ehe er ins Land gekommen bereits angefangen war.

*) Daß Münnich ſich bei Gelegenheit dieſes von Sivers ohne Grund als bedeutungslos bezeichneten Baus auf unerlaubte Weiſe bereichert hatte, ſteht auch ſonſt feſt. Vgl. Hermanns Ruſſiſche Geſchichte B. IV.

Weil nun der Admiral Sivers auß dieſen rodomontaden nicht viel machete, ſuchete ſich Münich an ihn zu rächen, und ſung er von dem Kronſtädter Canal, worüber der Admiral Sivers die direction hatte verächtlich zu reden, welches er aber gar nicht achtete, ſondern nur die Antwort gab, das Werck muß ſeinen Meiſter, nicht aber der Meiſter das Werk loben.

Hierauf ſcheuete der Graf Münich des Admirals Compagnie immer mehr und mehr ob ihn ſchon der Admiral öfters zu ſich bat und ſeine Freundſchaft ſuchete. Er konnte aber nichts ausrichten, vielmehr da er einsmals mit ſeinen Töchtern dageweſen blieb er länger und ſagte im Weggehen, daß es bey dem Admiral Sivers ſtänke, um ihm verſtehen zu geben, wie ſehr er ihn eſtimire. Wenn Fremde oder einheimiſche Standesperſonen nach Petersburg kamen war der Graf Münich gleich bei Ihnen und hielt dieſelben ſovielmöglich ab den Admiral Sivers zu ſehen. Und obwohl der Admiral Sivers ihn hierum anſprach und ermahnete, daß ſie als Freunde leben müßten, ſo geſchahe doch denen gethanen Verſicherungen ohngeacht keine Aenderung, ſondern es blieb wie es zuvor war.

Unterdeſſen kamen Ihro Maj. Kayſer Peter II. zu ſterben, und wurde die Kayſerin Anna Glorwürdigſten Andenkens zur Regierung erwählet. Es iſt mehr alß zu bekannt was vor puncte hochbeſagter Kayſerl. Maj. zur Unterſchrift nach Mitau überbracht worden. Von dieſen nun rühmte ſich der Vicepraeſident Fick, daß er dieſelben erfunden und angegeben.*) Wie nun der Graf Münich eine genaue Freundſchaft und confidence mit erwehnten Fick hatte, rühmete, er ihn dieſer puncte wegen ſehr hoch, und zwar mit den expressionen: daß er ſolche zu erſinnen Salomos Weisheit haben müßte.**) Der Admiral Sivers aber ſagte dem Graf Münich: daß Fick thöricht thäte ſich ſolcher Dinge zu rühmen die ihm ſchwere Strafe verurſachen könnten, indem es ihm als einem Ausländer nicht anſtünde ſich mit ſolchen Sachen zu meliren. Wie der Graf Münich ſolches hörte, ſchlug er in ſich, abſonderlich wie man erfuhr, daß Ihro Kayſerl. Maj. erwehnte puncte caſſiret, und dachte es müßte vielleicht der Admiral Sivers ſolches berichtet und er mit zur Verantwortung gezogen werden. Er machte alßo, daß er nach Moskо kame, denuncirte auch den Fick, der auch gleich in Arreſt gezogen wurde, in wie weit er aber den Admiral Sivers mit angegeben, iſt nicht zu erfahren geweſen. Jedoch die Folge hat es gewieſen. Nachdem er von dar wieder zurück gekommen, brachte er eine ordre mit ſich, wegen der Sache von Fick weiter zu inquiriren. Er machete auch mit Befragung eines und des anderen

*) Vgl. Aus dem ruſſiſchen Hofleben des 18. Jahrhunderts (Grenzboten 1869) Nr. 24 (S. 430) und Nr. 25 (S. 457).

**) Es iſt dieſes das einzige Zeugniß, welches über Münnichs Parteinahme für den Verſuch, die kaiſerliche Gewalt einzuſchränken, vorliegt.

würklich den Anfang, und kam endlich auch an den Admiral Sivers den er die copiam von seiner habenden ordre zusandte und verlangte auf die beygefügte interrogatoire zu antworten. Der Admiral Sivers hielt sich hierbey nicht lange auf, sondern antwortete aus respect vor Ihro Kayserl. Maj. auf die interrogatoire was sich gehörte, fügte aber mit bey, daß weil er der Graf Münich in selbiger Zeit mit Fick confidence gepflogen er am besten davon aperture würde thun können, welche Antwort wie sie ihm nicht gefallen, wird er sie auch niemals aufgezeiget haben .....

Als der Graf Münich im December Monat aus Mosco kam, hatte er eine ordre mit gebracht, um den Eyd der Succession ablegen zu lassen, welche ordre er sich zu wege gebracht um sehen zu lassen, daß er mehr vertrauet als der Admiral, und über ihn zu gebieten habe. Wie er nun in Petersburg angekommen, ließ er sich den Tag von Niemand sprechen, den andern Tag sandte er seinen Adjutanten an den Admiral um ihm wissend zu thun, daß er angekommen. Der Admiral schickte gleich wieder zu ihm und ließ ihm zu seiner Ankunft gratuliren und sagen, daß er die Ehre wollte haben den Nachmittag ihm selbst zu felicitiren. Allein der Adjutant bekam ihn nicht zu sprechen, sondern die Frau sagte, man möchte ihn excusiren, daß er diesen Tag niemand sprechen könnte, weil er nicht wohl wäre. Den dritten Tag des Morgens als am Tage vor Weynachten schickte er eine Schrift als eine ordre, daß das Admiralitäts-Collegium mit allen darunter gehörigen vom Generalitäts Rang morgen den ersten Feyertag in Troiza Kirchen sich gegen Klock acht laut der Ordre vom Senat, wovon er die Copie beygelegt aber nicht das Formular des Eides, einfinden sollten. Weil nun der Admiral Sivers in gleichem caracter damals mit dem Graf Münich, jedoch älter war, und die Ausländer alle Zeit die Freyheit gehabt, in ihrer Kirche zu schwöhren, überdem der Graf Münich sich angemaßet ordre an ein ganzes Collegium zu senden da er nichts mit zu thuen, und noch jünger in charge war, als die Admirals so im Collegio saßen, so hielt ihm der Admiral solches für und fragete: ob er expresse ordre hätte also zu verfahren, darauf er antwortete, daß er keine andere ordre hätte als die aus dem Senat, wovon er die Copie gesandt.

Nun wurden 2 Glieder aus dem Collegio an den Graf Münich gesandt um ihm zu sagen, daß die so Russischer Religion den anderen Morgen in der Troyza Kirche kommen sollten, die ausländischen aber in ihren Kirchen den Eyd ablegen würden, so antwortete der Graf Münich hierauf: daß darinnen nichts zu änderen wäre und müßten alle, wes Religion sie auch wären, sich in angesagter Kirche einfinden. Des Nachmittags kam der Graf Münich bey den Admiral Sivers und sprach von keinem Eyd ehe er aufstand wegzugehen, da er zu den Admiral sagte: wir werden uns denn morgen sehen. Da ihm nun der Admiral fragete: wo? war die Antwort in der russischen Kirche. Wie ihm nun der Admiral sagte, daß er wüßte, daß er nicht Russischer Religion und seinen Eid wie vor diesem in der Lutherischen Kirche ablegen wollte, gab ihm der Graf Münich zur Antwort: Es müßte in der Russischen Kirche vor dieß mahl geschehen, und wenn der Admiral nicht käme, wollte er einen Courier nach Mosco senden, welches er noch zu zweyen Malen mit einer solchen ergrimmten Gestalt und zornigen Gesicht sagte, als wenn er dem Admiral zu befehlen hätte, und ging damit hin. Der Admiral Sivers um Ihro Kayserl. Maj. keinen Verdruß zu machen fuhr des anderen Morgens nach der Russischen Kirche und legete den Eyd ab. Unterdessen hatte der Admiral Gordon, der Schout by nacht Deisfus und alle Ausländer Freyheit den Eyd in der Kirche von ihrer Religion abzulegen, so ist gar leicht anzunehmen, daß der Graf Münich bloß gesuchet,

dem Admiral womöglich Verdruß zu bringen und ihn als einen Widriggesinnten anzugeben.

Noch zeigte sich eine Gelegenheit, wovon der Graf Münich aufs fleißigste suchte zu profitiren. Wie der Admiral Sievers im Juny Monath A. 1731 in Mosco war, kam ein Englisches Fahrzeug zwischen Kronstadt und der Carelschen Küste hinten herein. Ob nun solches nicht das erste Fahrzeug so solchen Weg gekommen seitdem Kronstadt gebauet, so machte man daraus viel Lärmen. Der Schiffer wurde aufgesucht und mit Ernst unterfragt: warum er nicht die andere Fahrt wäre eingekommen, und wollte man, er sollte denselben Weg wieder zurücke gehen und die rechte Fahrt einzukommen, welches von uns recht einfältig anzusehen, weil wenn an der Fahrt was gelegen, würde der Schiffer im Rückweg die Fahrt haben peilen müssen, welches er nothwendig würde aufgeschrieben haben und würde dadurch dieses Fahrwasser noch mehr bekannt worden sein, da man es itzo vor einen großen Hazard ansehen muß, daß das Fahrzeug glücklich angekommen, indem wo es am tiefsten solches nur 12 Fuß Tiefe hat, dahero es auch Ihre Kayserl. Maj. Peter der Große, Glorwürdigsten Angedenkens keiner atention werth geschätzet. Der Graf Münich sahe aber dieses als eine vernünftige Gelegenheit an dem Admiral Sivers zu schaden, daher nach Mosco rapportirte, daß der Feind in Kriegeszeiten diesen Weg gehen und die Flotte im Hafen ruiniren könnte, so doch bey 12 Fuß Wasser ganz unmöglich war, weil nicht einmal eine Fregatte dar durch kann. Noch hatte der Vice-Admiral Sanders als ein vertrauter Freund vom Grafen Münich ihm gemeldet, daß sich Cronschlott eine neue Tiefe machte, wo Schiffe passiren könnten, welches alles mit viel ombrage nach Mosco berichtet und der Admiral Sivers dabey der größten Nachläßigkeit beschuldiget wurde. Allein es war dem Admiral Sivers wohl bewußt, daß an besagten Orthe eine Renne gewesen die 11 Fuß Wasser hat, welche schon ehe Kronschlott noch gebauet worden, da gewessen, so auch dem höchstglorwürdigsten Kayser Peter dem Großen gar wohl bewußt, aber nicht estimiret worden, weil keine großen Fahrzeuge dadurch können, diese Renne so nahe an Kronstadt läuft, daß man es mit mousqueten erreichen kann, wegen ihrer Krümmen und der vorliegenden Sandbänke sich kein klein Fahrzeug dem die Fahrt nicht recht wohl bekannt dadurch wagen wird. Es hat aber doch dieses Schreiben des Graf Münichs seine Würkung gehabt, weil, da Ihro Kayserl. Maj. Anna glorwürdigen Angedenkens in Petersburg angekommen, der Capitaine über die Steuerleute nebst einiger Ingenieurs beordert worden ohne des Admirals Wissen die Tiefe zwischen Kronstadt und Ingermanland, auch zwischen Kronstadt und Karela und eine Charte davon zu machen, obgleich der Admiral diese Charte längst schon fertig hatte, und alle nöthigen explicationes darüber hätte geben können, weil sie ihm am besten wissend. Nach diesem ließ der Graf Münich seine animosité noch mehr und mehr gegen den Admiral blicken, denn wie sein Bruder angekommen, und der Admiral weil er beim Graf Münich logirte hinführ ihn zu complimentiren, konnte er weder den einen noch den andern zu sprechen bekommen, und reisten kurz darauf nach Mosco, ohne daß der Graf Münich noch dessen Bruder von ihm Abschied genommen. Sobald der Graf Münich in Mosco angekommen, sahe man gleich die Dienste, so er dem Admiral Sivers zu leisten sich vorgenommen, weil eine ordre von Mosco kam, daß er mit dem Bau des canals in Kronstadt bis zu Ihro Maj. Ankunft in Petersburg anstehen sollte.

Nun wieder einmal auf Ostermann zu kommen so hatte er, wie Kayser Peter II. glorwürdigen Andenkens den Trohn bestiegen sich frevelhaft vorgenommen die meisten Einrichtungen von Kayser Peter dem Großen Glorwür-

digsten Andenkens zu verändern, wozu er den Anfang mit den Comercien reglement machte, womit er fast 3 Jahre zubrachte*).

Bey der armée mußte auch eine Veränderung sein, hierin aber konnte er nach seinen Sinn nicht reussiren, ehe er seine liebe und treue Kreatur, den Graf Münich in Stand gesetzet dabey employirt zu werden, denn obwohl der Feldmarschall Fürst Dolgorucki und Fürst Galitzien die commission darüber empfangen, wollte doch die Sache nach seinem Wunsch nicht recht von Statten gehen. Nachdehm aber kurz darauf der Fürst Galitzin gestorben, und der Feldmarschall Dolgorucki in Ungnade verwiesen, wußte er den Graf Münich zu erheben, daß ihm die empfangene Commission aufgetragen wurde, und wurde Münich als der klügste und erfahrenste general ausgerufen, so daß die alten Feldmarschälle und Generals, die sich während des Schwedischen Krieges so berühmt und um das Reich verdient gemachet, gegen ihm nur vor Corporals anzusehen. Nun sollte es auch der Flotte und admiralité gelten, doch hierbey war ihm der Admiral Sivers im Weg, von dem er wußte, daß er von denen wohleingerichteten Verfassungen des Glorwürdigsten Kayſers Petri des Großen nicht abzubringen. Diesen nun wegzuschaffen mußte der Graf Münich das beste thuen, damit er selbsten (Ostermann) dabey nicht in Verdacht käme und er die Sache seines Gefallens also drehen könnete. Münich war willig seinen Wohlthäter zu dienen, und gleich fertig viele Verleumdungen außzuspeyen. Es sollte nemlich der Admiral Sivers 40,000 Rubels von den Canals-geldern unterschlagen haben. Er hätte die Fahrt bey Kronstadt sowohl an der Nord als Südseite zu versichern verabsäumt. Die Bau Direction des canals wurde vor schädlich angegeben. Er habe mit Fick genaue correspondence gepflogen. Er wäre gegen Ihro Kayſerl. Maj. Regierung widrig gesinnt, worzu man das fondement bereits in Mosco geleget, da man vorgebracht, es hätte der Admiral Sivers allzufleißige und öftere Aufwartungen bey damalen Kayſerl. Hoheit der Großfürstin Elisabeth unsere anitze Allergnädigste Kayſerinn und Frau gemachet, wodurch nicht eine geringe jalousie bey der Höchstseligen Kayſerinn Anna entstanden, und da es sich fügete, daß in St. Petersburg von dem damaligen Schiffbauer Menczikof unsere allergnädigste Kayſerinn und Frau als damahlige Princessin nebst dem Admiral Sivers zu gevattern gebeten worden, so gab man vor, daß solches à dessein geschehen, und wurde so odieus vorgetragen, daß dadurch des Admirals disgrace beschleunigt worden, wodurch Ostermann freye Hand behalten mit regulirung der Flotte seines Gefallens umzugehen, wodurch sie in den itzigen Zustand gerathen."

So berichten die „historischen Species facti" im Wesentlichen — die am Schluß weggelassenen Conclusionen des Admirals sind ebenso unwichtig, wie der Eingang. Aber trotz der Ausführlichkeit dieses im Uebrigen höchst lehrreichen Berichtes, bleibt der Hauptgrund der „disgrace des Admirals" unerwähnt. Die wesentliche Ursache derselben ist nicht in Dienstvergehungen, sondern in einem völlig geringfügigen Umstande zu suchen. Sivers übergeht nämlich die Vorgeschichte der Eidesleistung, welche gefordert wurde, als die Kaiserin Anna die ihr zu Mitau abgerungenen, die kaiserliche Souverainität einschränkenden Bedingungen aufgehoben und sich zur unumschränkten Herrscherin von Rußland erklärt hatte. Mannsteins Memoires sur la Russie (deutsch unter dem Titel „Beitrag zur Geschichte Rußlands von 1727 bis 1744" im J. 1771 zu Hamburg herausgegeben) erzählen uns, daß es mit

*) Nach dem Absterben Petri des Großen Glohrwürdigsten Angedenkens war es dem Ostermann in seinen närrischen Kopf gekommen die meisten Einrichtungen des Höchstseligen Kayſers zu verändern. Bei Lebzeiten aber der Gottseligen Kayſerin Katharina konnte er dazu nicht gelangen. Wie aber die Kayſerin gestorben und der Fürst Menczikoff aus dem Wege geräumt, hat es ihm gelungen.

dieſem zweiten Eide ſo ſtreng genommen wurde, daß der bloße Schein einer Abneigung gegen denſelben, für Bundesgenoſſenſchaft mit den oligarchiſchen Verſchwörern des geheimen Conſeils genommen wurde. „Gar zu viel Vorſicht — heißt es bei Mannſtein — die der Admiral Sivers, ein Mann von großer Erfahrung im Seeweſen, anwenden wollte, verurſachte ſein Unglück. Bei der Thronbeſteigung der Kaiſerin Anna hatte der hohe Rath (das ſ. g. geheime hohe Conſeil) jedermann einen Eid abgenommen, der Kaiſerin nicht anders, als gemeinſchaftlich mit dem Rathe zu dienen. Als dieſe Prinzeſſin ſich zur unumſchränkten Herrſcherin machte, bekam Jedermann Befehl, einen neuen Eid abzulegen.

Der Courir, welchen man an die Admiralität abgefertigt hatte, kam ſpäter an, als derjenige, den man an das Kriegscollegium geſchickt hatte. Sivers machte einige Schwierigkeiten, die Flotte zu beeidigen, und wollte erſt zu St. Petersburg belehrt ſein von allem, was zu Moskov vorging. Sobald er aber die Befehle, welche er erwartete, empfangen hatte, unterwarf er ſich allem, was man von ihm begehrte. In dieſem Betragen war nichts ſträfliches; — Nichts deſtoweniger fanden ſich Leute, welche ihn bei der Kaiſerin anſchwärzten und ſeine Behutſamkeit als ein Zeichen der Verachtung der kaiſerlichen Befehle und als einen förmlichen Ungehorſam auslegten. Er fiel in Ungnade und erhielt Befehl, innerhalb 4 Stunden St. Petersburg zu räumen und ſich nach ſeinem kleinen Gütchen in Finnland zu begeben. Er hatte zween Söhne, wovon einer bei dem Seeweſen, der andere bei der Armee diente. Beide wurden verabſchiedet. Man beſchuldigte den Grafen Münnich, daß er am meiſten hierzu beigetragen hätte."

So unglaublich es heutzutage klingt, daß der Begründer der ruſſiſchen Seemacht einer ſelbſtverſtändlichen Vorſichtsmaßregel wegen in Ungnade gefallen ſein ſoll, ſo vollſtändig war dieſe thörichte Barbarei in den Vorſtellungen begründet, welche in jener Zeit und in dem Lande herrſchten, wo ſeit Peter I. der Abſolutismus thatſächlich in eine Despotie verwandelt worden war und man ſich in ſklaviſchem Augendienſt zu überbieten ſuchte. Durch die Mannſteinſche Erzählung wird Sivers Bericht über die Geſchichte der Eidesleiſtung in der Troizky-Kirche erſt in das rechte Licht gerückt. Aller Wahrſcheinlichkeit nach hatte Münnich es nach dem Bekanntwerden der erſten Weigerung des Admirals darauf abgeſehen, denſelben überhaupt als Eidesverweigerer erſcheinen zu laſſen. Aus dieſem Grunde wurde Sivers eingeladen, in der ruſſiſchen Kirche zu huldigen, wo ſein Erſcheinen bei der großen Anzahl der verſammelten ruſſiſchen Würdenträger und Beamten leicht überſehen werden konnte; in der lutheriſchen Kirche, wo nur eine kleine Anzahl von Würdenträgern verſammelt wurde, mußte es dagegen auffallen, daß einer der höchſten deutſchen Beamten der Kaiſerin fehlte. Die Annahme liegt nahe, daß beide Vorgänge mit einander von Sivers Feinden in Zuſammenhang gebracht worden ſind und ſeinen Sturz bewirkten.

Acht Jahre lang lebte Sivers in Armuth und Elend auf ſeiner kleinen finnländiſchen Beſitzung. — Daß er daſelbſt, wie Mannſtein und nach dieſem Berthold (Raumers hiſtoriſches Taſchenbuch 1836, p. 278 ff.) behauptete — als Verbannter geſtorben, iſt unrichtig. Kurz vor dem Tode der Kaiſerin Anna verfiel Sivers in ſo ſchwere Krankheit, daß die Aerzte ihn aufgaben und er ſich zum Tode vorbereitete. Um das ſchwere Schickſal ſeiner Frau und ſeiner um alle Lebensausſichten gebrachten Söhne zu lindern, wandte der ſchwer erkrankte Greis ſich in der Stunde, die er für die letzte ſeines Lebens hielt, an die Gnade der Kaiſerin. Er ſandte ihr die nachſtehende, uns im Wortlaut erhaltene Bittſchrift:

„Allerdurchlauchtigſte Großmächtigſte Kaiſerin Allergnädigſte Souveraine Frau. Da ich nunmehro meinen Geiſt dem Schöpfer werde wiedergeben und in Kurzem für den Großen Gerechten Richter erſcheinen, habe förderſt,

weil noch Athem schöpfen kann Ewre Kayserliche Majestäten für alle vorher erwiesene höchste Gnade allerunterthänigst danken wollen. Da aber Ewre Kayserliche Majestäten in den letzten Jahren meines Lebens eine so hohe Ungnade auf mich geworfen, daß ich mit Frau und Kindern, so viele Jahre im Elend Jämmerlich in Armuth hab leben müßen und mir meine Häuser genommen worden, davon noch einige Hülfe zu leben hätte haben können, habe ich sterbend Ewre Kayserliche Majestäten in tiefster Demuth zu versichern nicht nachlaßen können daß mir nichts bewußt, womit ich solches mögte verschuldet haben.

Groß Mägtigste Kaiserin! ich werde nun in Kurzem für den Richter aller Welt erscheinen und befürchte mich nicht es für ihm zu verantworten, wie ich Ewre Kayserliche Majestäten gedient habe, dieweil ich jeder Zeit mir höchst angelegen hab laßen sein Ewre Kayserliche Majestäten mit aller Treue und Fleis und also aufrichtig zu dienen, wie ich Ewre Kayserliche Majestäten hohe Vorfahren glorwürdigen Andenkens so viele Jahre mit unverletztem Gewissen gedient habe und niemalen mich in etwas gegen Ewre Kayserliche Majestäten geheiligte Person oder hohe Interesse mit Worten oder Gedanken versündiget, vielmehr aber für Ew. Kayf. Maj. die höchste devotion und schuldigste veneration in meinen Herzen geheget derer ein Mensch in der Welt immer capable mag seyn.

So kann es also nicht anders sein Allergnädigste Kayserinn als daß ich armer Mann bey Ewre Kayserliche Majestäten in solche höchste Ungnade durch meiner Feinde schmeichelnde und nach Wahrheit scheinende unbeweisliche Unwahrheiten muß gebracht sein und die Thore zur Gerechtigkeit so durch die weltberühmte Gnade und große Leutseeligkeit Ewrer Kayserl. Maj. einem jeden offen, mir allein verschloßen worden, wie mir davon vieles bekannt geworden, welches aber in die ewige Vergessenheit versenken wil; selbige auch bey Lebenszeiten Ewre Kaiserliche Majestäten allerunterthänigst zu hinterbringen habe ich mich nicht unterstanden aus Furcht eines noch härteren Verfahrens meiner Verfolger, da sie alles, was ihnen nur möglich gewesen, gethan, damit ich bey Lebenszeiten nicht zu Verantwortung kommen mein Unschuld Ewre Kayserl. Majestät bekannt, und sie mit Schande bestehen mögten.

Ihnen meinen Feinden die mir durch ihre unverantwortlichen Unwahrheiten eine solche hohe Ungnade verwirkt und mir so großen Schaden verursachet, wodurch ich mit meine Familie an den Bettelstab gebracht, wird es schwer sein, dermaleins es zu verantworten, Ich aber will ihnen nicht alleln als ein wahrer Krist von Herzen vergeben, sondern bitte auch Gott, daß Er ihnen die an mir ausgeübte Bosheit verzeihen wolle und sie bekehren, damit sie dieselbe erkennen und ihnen leid sey auf daß sie darüber für den gerechten Richter da kein Ansehen der Person gilt dermaleins nicht blosstehen und erschrecken mögen.

Ich habe es meine Schuldigkeit zu sein erachtet für Ewre Kayf. Maj. Füße dieses zu Rettung meiner Unschuld und Ehre, die mir von allen weltlichen das theuerste gewesen allerunterthänigst niederzulegen. Gott der die Wahrheit selbst ist steht mir zur Seiten; daß ich Ew. Kayf. Majestät nicht ein unwahr Wort berichte, ich werde mich ja für Gottes strenges Gericht fürchten, dafür ich in wenige Augenblicke werde treten.

Ew. Kayf. Majestät will sterbend allerunterthänigst bitten, daß Höchst dieselbe allergnädigst belieben die auf mich und die meinen geworfene Ungnade von meine arme Wittwe und Kinder zu wenden, Sich ihrer in Gnaden annehmen, ihnen das allergnädigst zufließen zu lassen, was mir rechtmäßig zukombt, und ihnen ihre angebohrene Freiheit allergnädigst genießen lassen da ich mich niemals als Unterthan verbunden, wohl aber als ein treuer Knecht zu dienen mich allezeit höchst befliſſen.

Ich hoffe, daß Ewr. Kayſ. Maj. das allerunterthänigſte eines in letzten Zügen liegenden treuen Dieners allergnädigſt werden erhören.

Der allmächtige Gott wolle — — — — ꝛc."

Der Admiral genas unverhofft und erlebte ſeine Rechtfertigung. Er wurde in Amt und Würde wieder eingeſetzt, ſtarb aber bald darauf am Schlagfluß im 66ſten Lebensjahre zu Petersburg am 10 Mai des Jahres 1740.

Nach ſeinem Tode donirte die Kaiſerin Eliſabeth (welche für die vertrauten Diener ihres Vaters eine beſondere Vorliebe hatte) ſeiner Witwe und deren Kindern die Güter Euſekül und Heimthal in Livland.

Auf ſeine Verordnung wurde ihm zu Hillola, wo er begraben, folgende Grabſchrift geſetzt:

Petrus Sivers
Eques Aurarius
Admiralis Rutheniae
Post fidelem servitutem
Triginta Annorum
Magnosque labores
Et Exilium Octo Annorum
In Hydola Careliae
Innocens
et
Inopes
Petropoliae
Moriens
Anno 1740 Mensis May Die 10
Hic ossa cum avis
P. A. T.*)
Ponere jussit
Aeratis.

Aus Nordſchleswig.

Ein Berliner Blatt dritten Ranges, das obendrein für die Unſolidität ſeiner politiſchen Einfälle und Haltung bekannt iſt, erlaubte ſich unlängſt mit den däniſchgeſinnten Nordſchleswigern einen rückſichtsloſen Scherz. „Ihr dummen Teufel!" — ſo redete er ſie nicht den Worten, aber dem Sinne nach ungefähr an: „ſchmachtet nach Rückkehr zu eurem theuren alten Dänemark, und ſeht nicht, daß das Thor offen iſt, welches dahin führt! Wo ſteht denn geſchrieben, daß die Regierung es ſein muß, welche zur Veranſtaltung der im Prager Friedensvertrag Art. 5 vorgeſehenen Abſtimmung die Initiative ergreift? Steht da nicht vielmehr „freie Volksabſtimmung", und gibt die preußiſche Verfaſſung euch nicht Vereins- und Verſammlungsrecht, um dieſer ſtummen Aufforderung zu entſprechen, die Abſtimmung ſelber vorzunehmen, auf deren Ausfall ſich eure Hoffnungen gründen?"

Man hätte denken ſollen, daß die vortreffliche Disciplin und Organiſation, unter welcher unſere däniſchgeſinnten Staatsgenoſſen ſtehen, verhütet haben würde, daß auch nur ein Theil von ihnen auf den plumpen Köder anbeiße. Allein es ſcheint, daß im Sommer ſelbſt die ſtraffſten Federn ein wenig erſchlaffen; und ſo konnte „Dybbolpoſten", das däniſche Organ für das Sundewitt und die Inſel Alſen, auf den Leim der Staatsbürgerzeitung gehen, ja vierzehn Biedermänner förmlich mit Namensunterſchrift zur Abnahme der Abſtimmung einladen, bevor die Beſinnung eintrat. Glücklicherweiſe hatte

*) procul a tyrannide.

wenigstens die Dannevirke in Hadersleben, die der politisch gewiegte Hjort-Lorenzen schreibt, sich von Anfang her kühl zu dem Vorschlage gestellt. Sonst hätten wir ein Schauspiel erleben können, das Niemandem aufrichtige Freude bereitet haben würde, außer etwa dem in Einfällen schwelgenden Schreiber der Staatsbürgerzeitung.

Welcher Regierung der Welt ist es jemals in den Sinn gekommen oder kann es jemals in den Sinn kommen, einem beliebigen Ausschnitt der ihrer Fürsorge anvertrauten Bevölkerung das Recht zuzugestehen, über ihre Zugehörigkeit zu diesem oder irgend einem anderen Staate nach ihrer eigenen Willkür öffentlich abzustimmen? Der staatliche Zusammenhang bindet nicht blos einseitig, sondern gegenseitig. Die Glieder einzeln haben nicht die souveränen Rechte der Gesammtheit. Wollte Preußen insbesondere einen solchen staatsauflösenden Grundsatz anerkennen — wozu kein Staat beiläufig bemerkt, weniger in der Lage und Meinung sein kann als grade Preußen, das die Mission hat, der deutschen Nation ihren Staat zu bilden —, so müßte doch den Polen in Westpreußen, Posen und Oberschlesien billig sein, was den Dänen in Nordschleswig recht ist, und wo wäre da das Ende blutigster Verwicklungen?

Es ist nicht wenigen klar, daß die gegenwärtige preußische Regierung den berühmten fünften Artikel des Prager Vertrags unmöglich in dem Sinn der spontanen Volksabstimmung verstanden haben kann. Sonst hätte sie ja die Last nicht auf sich nehmen brauchen, mit Dänemark über Abtretung eines Stückes Land ohne Volksabstimmung zu unterhandeln und sich anderen Mächten gegenüber wegen verzögerter Erfüllung des Artikels V. zu rechtfertigen. Kurz, die ganze Idee war sinnlos.

Das hat man denn bald nach der Mitte des August auch in Kopenhagen begriffen. Es erging Befehl, die erregten Hoffnungen zu dämpfen. Herr Ahlmann von Augustenburg, Reichstags- und Landtags-Mitglied in Berlin und Agent der Kopenhagener Propaganda im südöstlichen Nordschleswig, sagte die Abstimmung ab und gab statt dessen, um die Fluth der einmal aufgereizten Veränderungswünsche doch nicht ganz im Sande verrinnen zu lassen, die Losung aus: Massen-Petitionen um Vornahme der Volksabstimmung von Staats wegen. Diese also werden wir über uns demnächst ergehen lassen müssen.

Mittlerweile ist in Dänemark selbst eine Umstimmung zu Tage getreten, von welcher wir in Deutschland alle Ursache haben Notiz zu nehmen. Seit einer Reihe von Monaten befehden sich die beiden Hauptorgane des dänischen Nationalliberalismus, „Fädrelandet“ und „Dagbladet“, und in der Hitze des Gefechts verlauten Dinge, deren Interesse weit über den Inhalt eines gewöhnlichen Zeitungsstreites hinausliegt, die aber ohne eine solche Versuchung vielleicht noch lange ungesagt geblieben wären. Es handelt sich dabei wesentlich um das Verhältniß zu uns und unserer neuesten nationalen Entwicklung. „Dagbladet“ setzt seine Hoffnung, daß ein mehr oder minder großes Stück des 1864 verlorenen Bundesbesitzes an Dänemark zurückfalle, auf den armen steinkranken Kaiser Napoleon, — „Fädrelandet“ hingegen, ohne natürlich Frankreich von der Ehrenpflicht loszusprechen, die es mit der Bereicherung des Prager Friedens um den Art. V übernommen hat, auf eine innere Umstimmung des deutschen Volkes. Demzufolge behandelt jenes unsre Tagesgeschichte im Stil gewisser Stuttgarter, Wiener und Pariser Scribenten, unsre Freiheit als mit dem seligen deutschen Bundestag begraben oder mit den Exdespoten von Hannover und Kassel landflüchtig geworden, während „Fädrelandet“ in der Stiftung des Norddeutschen Bundes einen Sieg der Nationalitäts-Idee erkennt, welcher der Freiheit nichts gekostet hat. Daß es von diesem Standpunkte aus seinen Lesern die laufenden Ereignisse erzählt, ist in „Dagbladets.“ leidenschaftlich getrübten Augen gradezu ein Verbrechen an der höheren Vater-

landsliebe, und über den entsprechenden Vorwurf hat sich der ganze Streit entsponnen. Aber was hilft, fragt Hr. Ploug seinen Collegen Bille mit Recht, eine Wiedergewinnung Nordschleswigs durch das französische Schwert, solange Deutschland sie nicht als eine Forderung der Gerechtigkeit anerkennt? — es würde sie nicht endgültig zugestehen, die erste Gelegenheit zur Zurückeroberung ergreifen und so müßte der Dänemark aufreibende Kampf sich ins Unendliche verlängern. Man wird bekennen, daß in dieser Auffassung unsres alten Gegners, Fädrelandet sich ein erheblicher Fortschritt zur Würdigung von Thatsachen kundgibt. Aber noch mehr. Fädrelandet's reife und scharfblickende Politiker wissen jetzt auch gar wohl und sagen es ungescheut heraus, daß Dänemark 1848—50 mehr Glück als Verdienst hatte. Sie bedauern fast, daß das vage Versprechen des Prager Friedens so rasch auf die schweren Verluste des Wiener Friedens gefolgt ist, weil dadurch die hoffnungsvolle Ermannung im Schoße ihres Volks, die Besinnung auf die Quellen aller nachhaltigen Kraft wieder mit trügerischer auswärtiger Aussicht unterbrochen worden. Sie wollen auch nicht mehr — die ehemaligen Eiderdänen! — ein Dänemark bis zur Eider, geschweige bis zur Elbe. Wie sie zur Zeit des allgemeinen nationalen Uebermuths, 1850—63, besonnener und voraussichtiger als der große Haufe waren, indem sie damals schon Holstein preisgeben wollten, um Schleswig desto sicherer zu Dänemark zu ziehen, so rathen sie nun im voraus, sich auf jeden Fall mit dem dänischen Theil von Schleswig zu begnügen. Sie waren Eiderdänen im Gegensatz zu den Elbdänen, nicht etwa zu solchen, welche Schleswig nach den Nationalitäten getheilt wissen wollten. Sie sind nun vollends zurückgefallen auf diese letztere Idee Lord Palmerstons und der „Kölnischen Zeitung". Daß sie die Nationalitätsgrenze etwas südlicher erblicken als wir, ist begreiflich; das Factum ihrer Selbstbescheidung wird dadurch nicht umgestoßen. Bevor Deutschland sich entschließt, ihnen auch nur soviel herauszugeben, mag es allerdings erst, meinen sie, durch harte Prüfungen gehen müssen. Aber sie sind nüchtern und erfahren genug, um nicht zu übersehen, daß eben die Befriedigung der legitimen nationalen Tendenzen in einem so civilisirten Volke eine bessere Disposition hinsichtlich streitiger Gebietsfragen begründen muß. So glauben sie denn, in einer nicht allzu entfernten Zukunft bereits die Möglichkeit heraufdämmern zu sehen, daß die beiden Zweige des alten, einheitlichen Völkerstammes, Germanen und Gothen, Deutsche und Nordländer, einander die Hand reichen, um gemeinsamen Gegnern mit Ueberlegenheit die Spitze zu bieten.

In einem Berliner Blatte — nicht der „Staatsbürgerzeitung", sondern der „Post" — war an diese merkwürdige Fehde die Bemerkung geknüpft, es scheine sich also der französischen Partei in Kopenhagen allmälig der Keim einer deutschen Partei gegenüberzustellen. Das hat sich „Fädrelandet" natürlich verbeten, und es ist auch zuviel gesagt, wenn es nicht sehr einschränkend verstanden wird. Aber es ist der Keim eines dänisch-nordischen Programms, mit welchem wir uns abzufinden vermögen. Weiterblickende Politiker sind schon länger, drüben wie hüben, auf den Gedanken hinausgekommen, daß in dem beiderseitigen Gegensatz zu Rußland Stoff liege für eine Aussöhnung Deutschlands mit Scandinavien. Die Wahrheit desselben wird offenbar und handgreiflich werden, sobald irgend eine Wendung der europäischen Politik das Nothband zerreißt, welches gegenwärtig noch die Cabinette von Berlin und St. Petersburg umschlingt. Das ist der Augenblick, auf welchen „Fädrelandets" Zukunftspolitik gespitzt ist. „Dagbladet" hingegen, das mit dem Strom der hauptstädtischen Bierstuben-Bestrebungen schwimmt, möchte Dänemark an die täglich schwindende Macht und Unternehmungslust Frankreichs ketten.

Verantwortliche Redacteure: **Gustav Freytag** u. **Julius Eckardt.**

Verlag von **F. L. Herbig.** — Druck von **Hüthel & Legler** in Leipzig.

XXVIII. Jahrgang. II. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik und Literatur.

№ 37.

Ausgegeben am 10. September 1869.

Inhalt:

Rußland und England in Centralasien . . . . . Seite 401
Der Kirchenverfassungsstreit in Kurhessen 405
Richard Wagner's Rheingold 413
Die Malerei auf der internationalen Kunstausstellung in München 422
Die Aussichten des nächsten bayrischen Landtags 437

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.

Leipzig, 1869.

Friedrich Ludwig Herbig.

(Fr. Wilh. Grunow.)

Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern.

Rußland und England in Centralasien.

Die überraschenden Fortschritte, welche Rußland in neuster Zeit in Centralasien gemacht, haben allgemeine Aufmerksamkeit erregt, begreiflicher Weise speciell in England. Khokand ist schon vor geraumer Zeit in das russische Reich aufgegangen, das Chanat von Chiwa steht demnächst einem gleichen Schicksal entgegen und nun hat ganz neuerlich die Uebergabe der berühmten Stadt Samarkand und ihres Gebiets den Emir von Bochara zur Stellung eines russischen Satrapen degradirt. Dieses staunenswerthe Vordringen hat um so mehr beunruhigt, als grade in jüngster Zeit der ungarische Reisende Vambéry seine bestimmte Ansicht dahin ausgesprochen, daß die Spitze der russischen Bestrebungen gegen das anglo-indische Reich gerichtet sei. Dagegen hat nun freilich nicht blos die „Times" remonstrirt von der man gewohnt ist, daß sie den Kopf in den Busch steckt, sondern auch der Unterstaatssecretär des indischen Amtes, Mr. Grant Duff. Auf eine Interpellation von Mr. Eastwick führte er am 9. Juli im Unterhause aus, daß einmal Rußland überhaupt den englischen Besitzungen noch bei weitem nicht so nahe gekommen sei, als man gewöhnlich glaube, und daß es andererseits durchaus verkehrt sei, einen Angriff auf Indien zu fürchten. Die Politik, durch welche die indische Regierung sich zu befestigen suche, liege in dem Streben ausgesprochen, den Frieden mit den Nachbarn zu unterstützen, die Nordwestgrenze zu stärken, den Handel mit Centralasien zu beleben und die englische Herrschaft in Indien durch zeitgemäße Reformen populär zu machen.

Gleiche Ansichten hat Grant Duff schon kurz vor seinem Eintritt ins Ministerium in seinem Buche A Political Survey ausgesprochen. Er hat betont, daß England nicht nur außer Stande gewesen, die Festsetzung Rußlands in Centralasien zu hindern, und daß jede Einmischung die Sache verschlimmert haben würde, sondern er meint auch, daß die Ersetzung barbarischer Chanate durch die russische Herrschaft verhältnißmäßig ein Vortheil für England sei. Es sei auch sehr möglich, daß man in commercieller Hinsicht sogar noch dabei gewinnen könne, selbst wenn sich die russischen Eroberungen

noch weiter ausdehnen sollten; es sei wohl nur eine Zeitfrage, daß Rußland sein bisheriges Prohibitivsystem aufgebe und mit der Einführung des Freihandels könne der indische Handel in Centralasien einen ungeahnten Aufschwung nehmen. Außerdem trenne noch ein weiter Zwischenraum die Sphäre des russischen Einflusses von Indien. Es werde noch lange dauern, bis die Eroberungen in Mittelasien dem russischen Reiche einigermaßen assimilirt seien, und der Krimmkrieg habe gezeigt, wie schwer es sei, nach entlegenen Punkten Streitkräfte zu dirigiren, wenn keine Eisenbahnen vorhanden seien. Für eine Kriegführung komme aber außerdem nicht einmal so sehr die Kopfzahl der Armeen als die Beschaffung des nöthigen Kriegsbedarfs und Proviants in Betracht und in Betreff beider werde Rußland unter allen Umständen auf seine europäische Reichshälfte angewiesen sein, während England sich aus seinen nahegelegenen indischen Hilfsquellen in reichlichem Maße verproviantiren könne.

Diese Auffassung scheint uns stark optimistisch; allerdings ist es vollkommen begründet, daß England für Indien schwerlich einen directen Angriff von Nordosten zu fürchten hat, weil Rußland aus den von Grant Duff angeführten Gründen dazu nicht schreiten wird: seine Deduktion von der Ungefährlichkeit des russischen Vorgehens überhaupt wurzelt aber in einem Irrthum über die Richtung der russischen Eroberungspläne. Diese aber geht nicht gegen Südosten auf Indien, sondern gegen Südwesten gegen die asiatische Türkei. Rußland, durch den Pariser Frieden an einem Angriff auf das türkische Reich gehindert, sucht seine Pläne in doppelter Weise zu verfolgen, einmal, indem es die Völkerschaften, die unter ottomanischer Herrschaft stehen, zum Aufstande anstachelt, andererseits indem es schwache Nachbarstaaten der Türkei, wie Griechenland und Persien, zu fortwährenden Provocationen und Grenzverletzungen aufreizt. Es hat deshalb bei den Verhandlungen des Pariser Friedens weislich abgelehnt, eine Garantie für die Integrität der Türkei zu übernehmen, indem es darauf hinwies, daß es sich nicht verbindlich machen könne, das Gebiet der Pforte z. B. gegen Persien zu vertheidigen. Graf Orloff wußte wohl, weshalb er sich weigerte, denn Persien ist für Rußland das Mittel, an den indischen Ocean zu kommen, es ist schon jetzt ganz in den Händen Rußlands, und hat letzteres einmal am Meere festen Fuß gefaßt, gründet es dort eine Flotte, so ist ihm auch die Euphratmündung preisgegeben, über welche die Karawanenstraße nach Indien geht.

Von diesem Gesichtspunkt stellt sich die Sache ganz anders. Kein russischer Staatsmann denkt daran, mit einer Operationsbasis am Kaspischen Meere und dazwischen liegenden weiten Steppen, die im Besitz feindlicher und kriegerischer Stämme sind, einen Angriff auf die Grenzen Indiens zu unternehmen. Aber wenn der Kaukasus unterworfen, eine Eisenbahn vom Kaspi-

ſchen Meer zum Aralſee gebaut iſt, Oxus und Jaxartes ruſſiſche Ströme geworden ſind, Perſien zu einer ruſſiſchen Satrapie herabgeſunken iſt, und ruſſiſche Generale in Samarkand und Bochara herrſchen, ſo wird die Sache ſehr ernſt, denn zwiſchen Indien und dem ruſſiſchen Einfluß liegt dann nur Afghaniſtan. Durch dieſe gewaltige Machtſtellung imponirt Rußland den Eingeborenen Indiens ſo, daß dieſelben die Möglichkeit ins Auge faſſen, es könne einmal an Englands Stelle treten. Ein wohlunterrichteter Officier aus dem indiſchen Dienſte ſchreibt über dieſen Punkt (The Central Asian Question from an Eastern Standpoint. London, Williams & Norgate 1869): „Man darf nicht glauben, daß Loyalität im europäiſchen Sinne bei J. M. Unterthanen in Indien exiſtire; ſie mögen die engliſche Herrſchaft einer anderen Fremdherrſchaft vorziehen, aber niemals eine europäiſche Regierung überhaupt einer einheimiſchen. Ein ſehr unterrichteter Indier ſagte mir, ſeine Landsleute ſähen ſehr wohl ein, daß keine indiſche oder aſiatiſche Macht im Stande ſei, die Oberherrſchaft in Indien und auf dieſe Weiſe Frieden und gute Ordnung zu erhalten. Sie ſeien demgemäß auch ganz zufrieden, in ihrer jetzigen Lage, ſo lange ſie gut behandelt würden, zu bleiben. Aber ſie würden nicht mehr zufrieden ſein oder irgend welchen Glauben und Vertrauen an den Beſtand der brittiſchen Herrſchaft in Indien haben, wenn ſie glauben müßten, daß irgend eine andere europäiſche Macht ſtärker ſei als England. Niemand, der nicht lange in Indien gelebt und ſich nicht mit den geheimen Gedanken der Einheimiſchen vertraut gemacht habe, werde den Verluſt an moraliſchem Einfluß ermeſſen können, welchen der unglückliche Feldzug gegen Afghaniſtan im Orient überhaupt für England gehabt. Damals zuerſt ſeien die Indier ſtutzig geworden, von da datirten die Ideen, welche unter dem Einfluß langjähriger Mißregierung zum Aufſtand von 1857 geführt hätten.“ —

In dieſer Richtung haben die ruſſiſchen Eroberungen unzweifelhaft ernſte und drohende Bedeutung für Englands indiſche Intereſſen. Die Stellung Rußlands wird die Eingeborenen in ſteter Unruhe halten, indem ſie auf daſſelbe als einen möglichen Eroberer und Regenten hinblicken. Dieſe Unruhe würde noch vermehrt werden, durch die wechſelnden Chancen der Kämpfe der Grenzſtämme, ſo daß England in den Fall kommen könnte, ein großes europäiſches Heer in Indien zur Ueberwachung der einheimiſchen Truppen zu halten. Gegenwärtig zählt die anglo-indiſche Armee 65,000 Europäer und 135,000 Eingeborene. Dieſe 200,000 Mann ſind über ein Reich von 300,000 deutſchen Quadratmeilen verſtreut, ſollen einheimiſche Fürſten überwachen, die ſelbſt bedeutende Corps halten und eine Grenze von nahezu 1000 Meilen ſchützen, an deren Nordweſten regelloſe Stämme leben, welche eine große Anzahl waffenfähiger Männer ſtellen können. Sollte England

ſein europäiſches Heer ſo vermehren, daß es die einheimiſchen Truppen im Zaume halten könnte, ſo würden die Koſten unerſchwinglich ſein.

Der Geſichtspunkt Rußlands iſt wenigſtens für die nächſte Zukunft alſo nicht Eroberung Indiens, ſondern der, auf England durch indirekten Einfluß einen ſolchen Druck auszuüben, daß es ſich ruſſiſchem Vordringen nicht widerſetzen kann, ohne es zum Bruch zu treiben. Dies Vorgehen in Centralaſien iſt eben nur ein Zug in dem großen Spiel gegen die Türkei; wenn England in Indien und durch Amerika in Canada mattgeſetzt iſt, ſo hat Conſtantinopel nur den papiernen Schutz des Pariſer Friedensvertrags.

Die Frage iſt, was ſoll England in dieſer Conjunctur thun? Es heißt, es müſſe ſeine Stellung in Indien ſtärken, aber wie? —

Als das mindeſte Erforderniß für die Sicherung der indiſchen Grenze wird allgemein die Unabhängigkeit Afghaniſtans bezeichnet. Aber wie ſoll dieſelbe geſichert werden? Man hat dies auf diplomatiſchem Wege zu thun verſucht, indem man in Petersburg hat erklären laſſen, man ſehe auf die Befeſtigung und Erweiterung der ruſſiſchen Herrſchaft in Kleinaſien ohne Eiferſucht, lege aber den höchſten Werth darauf, daß Afghaniſtans Unabhängigkeit gewahrt bleibe. Rußland hat ſich beeilt, zu verſichern, daß es nicht daran denke, dieſe Unabhängigkeit anzutaſten, vielmehr Afghaniſtan als neutrales Gebiet betrachte, und dieſe Antwort iſt nach Gladſtone's Erklärung mit lebhafter Befriedigung entgegengenommen worden. Man kann indeß kaum glauben, daß das engliſche Cabinet auf derartige Verſicherungen ernſtlichen Werth lege, wenigſtens würde die Geſchichte der ſucceſſiven Einverleibung Polens ein bedeutſames vestigia terrens dagegen geltend machen, um ſo mehr, als die Grenzen Afghaniſtans ſehr wenig beſtimmt ſind, alſo keine Demarkationslinie herzuſtellen iſt.

Sodann hat der neue Vicekönig, Lord Mayo, mit dem Emir von Afghaniſtan, Shir Ali, einen Subſidienvertrag abgeſchloſſen, durch welchen demſelben jährlich 120,000 L. zugeſichert werden. Eine ſolche Summe iſt allerdings von großer Bedeutung für den Häuptling eines armen und von Parteiungen zerriſſenen Landes, ob aber damit die Fehler der vergangenen Politik Englands gut zu machen ſind, iſt zweifelhaft; daß dieſe Fehler aber auch nach der unglücklichen Expedition von 1839 zahlreich ſind, iſt nicht zweifelhaft. Man machte einen Vertrag mit Doſt Mohammed, durch den man ihn und ſeine Erben als Herren des Landes anerkannte. Als aber ein Bürgerkrieg ausbrach und der Emir in Schwierigkeiten kam, lehnte man ab, ihm zu helfen. Dieſe Politik der Nichtintervention ward indeß nicht einmal eingehalten, ſondern als der Gegner der Familie, Afzul Khan, die Oberhand zu erhalten ſchien, und dann Cabul und Candahar in ſeine Hand fielen und dieſer Nebenbuhler Anerkennung vom Vicekönig forderte, antwortete

derſelbe, er ſei bereit, ihn als Herrſcher von Cabul und Candahar anzuerkennen, während er Shir Ali, den Sohn Mohammeds, als Herrſcher von Berat anerkenne, ein Reich, das damals nicht exiſtirte. Später ward Afzul Khan getödtet, und nachdem Shir Ali nacheinander alle Nebenbuhler beſeitigt hatte, da erkannte die viceköniglicheRegierung denſelben nicht nur formell als allein berechtigt an, ſondern gewährte ihm auch eine feſte Subſidie. Wie geſagt, das Geld wird demſelben ſehr willkommen ſein, aber wahrſcheinlich wäre die Hälfte für ihn wichtiger geweſen, als er noch mit ſeinen Gegnern im Kampfe war, denn ſie hätte ihm Jahre des Kampfes erſpart und vor Allem hätte man dadurch an Anſehen in Indien gewonnen, während dort die jetzige Gewährung des Geldes an den Siegreichen angeſehen werden wird, als ob ſie aus Furcht gewährt ſei. Zunächſt bleibt abzuwarten, ob es Shir Ali gelingt, ſeine Herrſchaft zu befeſtigen, und ob die Begeiſterung andauern wird, mit der er nach ſeiner Rückkehr von der Begegnung mit Lord Mayo aufgenommen worden iſt. Shir Ali beabſichtigt jetzt, die Lehnsfolge der von ihm abhängigen Häuptlinge in einee ſtehende, direct von ihm abhängige und bezahlte Armee zu verwandeln und ſucht die Truppen europäiſch zu uniformiren. Ob das gelingt, ſteht dahin, aber es bleibt uns zweifelhaft, ob die engliſche Politik den Grad von Energie entwickelt, der allein geeignet iſt, den Aſiaten zu imponiren und Rußlands Vordringen nachhaltig zu hindern.

Der Kirchenverfaſſungsſtreit in Kurheſſen.

†† Kaſſel, Anfang September.

Die Heſſen ſcheinen ohne irgend einen Verfaſſungsſtreit nicht lange leben zu können. Nachdem der Kampf um die Conſtitution von 1831 faſt ein Menſchenalter gedauert hatte und ſich gewiß in dieſem Augenblicke noch in irgend einer Form fortſpinnen würde, wenn nicht das Jahr 1866 dieſem in letzter Inſtanz nur unfruchtbaren und die beſten Kräfte des Landes aufreibenden Hader mit einem Strich ein Ende gemacht hätte, ſtehen wir jetzt ſchon wieder im lebhafteſten Streite um unſere Kirchenverfaſſung. Ganz neuerdings entſtanden iſt derſelbe freilich nicht. Die Vorkämpfe zu demſelben ſind ſo alt als unſere Landesverfaſſung war; die wichtigſten Entwicklungsphaſen deſſelben fallen mit denen unſeres Verfaſſungskampfes (1831 und 1848) zuſammen; die Parteien, die in demſelben agiren und einander gegenüberſtehen, ſind im Verfaſſungsſtreite dieſelben wie in dieſen kirchlichen Hän-

deln. Nur die Position der Parteien zur Regierung hat sich durch die Ereignisse von 1866 gänzlich verschoben: war früher die liberale Partei in Hessen stets in Opposition mit der Regierung, welche mit den reactionärsten Kirchenmännern des evangelischen Deutschland verbündet war, so kämpft jetzt die gesammte liberale Bevölkerung Hessens an der Seite der preußischen Regierung gegen die politischen und kirchlichen Particularisten und „Nachthessen". Kann schon darum der Ausgang des Streites nicht zweifelhaft sein, wenn die Regierung wirklich ernstlich den Willen hat, ihre Entwürfe zur Ausführung zu bringen, so ist doch die Möglichkeit dieses Kampfes allein schon ein deutlicher Fingerzeig für die liberalen Parteien aller deutschen Kleinstaaten, der ihnen zeigt, wie sie, schwach an sich auf kirchlichem Gebiete, selbst von einem Ministerium Mühler in Preußen in ihren Tendenzen doch kräftiger unterstützt und ihren Zielen näher geführt werden, als es bis auf einzelne rühmliche Ausnahmen unter den Particularregierungen der Fall war. Die innere Tendenz der preußischen Politik und die ganze Structur des Staates treibt dazu, selbst gegen den Willen einzelner Männer, die wohl gern anders möchten, aber nicht anders können.

Das ehemalige Kurfürstenthum Hessen zählte Angehörige aller evangelischen Denominationen zu seinen Unterthanen. Die Hauptmasse ist reformirt. Die hessischen Landgrafen, die im 16. Jahrhundert die Einheit des Protestantismus aufrecht zu erhalten sich bemüht hatten, waren den lutherischen Zeloten unterlegen und allmälig auf die reformirte Seite hinübergedrängt worden, bis die Einführung der sogenannten Verbesserungspunkte des Landgrafen Moriz im Anfang des 17. Jahrhunderts den völligen Uebertritt Hessens zur reformirten Kirche auch äußerlich constatirte. Neben dieser reformirten niederhessischen Kirche umfaßte der Kurstaat aber auch noch lutherische Kirchengemeinschaften in Oberhessen (Marburg), Schmalkalden, Schaumburg und Fulda. Dieselben haben aber kein gleiches Bekenntniß, da für Oberhessen z. B. die hessische Kirchenordnung von 1573 maßgebend ist und die Concordienformel nicht gilt, während die Grafschaft Schaumburg eine ganz andere kirchliche Entwickelung hinter sich hat. In der Provinz Hanau besteht seit dem Reformationsjubiläum dieses Jahrhunderts die Union zu Recht.

Diese verschiedenen kirchlichen Denominationen wurden nun von Consistorien regiert, die, aus lutherischen und reformirten, geistlichen und weltlichen Mitgliedern zusammengesetzt, den Landesbischof im äußeren Kirchenregiment vertraten. Die Consistorien waren natürlich von dem Ministerium abhängig und im Großen und Ganzen ohne alles Ansehen bei Geistlichen und Laien. Man nannte sie die „Briefträger" der Regierung und aus mehreren Gründen heißen bei uns die Truthähne: Consistorialvögel. Der Referent für Kirchen- und Schulangelegenheiten im Ministerium des Innern

hatte allein mehr zu ſagen und war für die Leitung der kirchlichen Angelegenheiten des ganzen Landes von größerer Bedeutung als alle Conſiſtorien zuſammengenommen. Daß unter ſolchen Verhältniſſen von einer Freiheit und Selbſtändigkeit der Kirche nicht die Rede ſein konnte, iſt mehr als deutlich.

Wer ein Herz für die Kirche des Landes hatte, mußte darum wünſchen, daß dieſem Mißverhältniß von Kirche und Staat Wandel geſchafft werde. Aber auch Jeder, der die Trennung der Kirche vom Staat aus rein politiſchen Gründen erſtrebte, mußte dieſen Wünſchen freudig entgegenkommen und ſich an Beſtrebungen betheiligen, die freilich von anderen Motiven als die ſeinigen waren, ausgehend auf daſſelbe Ziel losſteuerten. So waren denn auch im Anfang der dreißiger Jahre bei uns die jüngere, nicht altrationaliſtiſche Geiſtlichkeit, die Höpfeld, Vilmar ꝛc. an der Spitze, mit den Vätern unſerer Landesverfaſſung ganz einig in dem Streben nach Trennung der Kirche vom Staat. Die Einführung einer Presbyterial- und Synodalverfaſſung galt den kirchlichen Männern jener Tage als die heilſamſte Panacee gegen allen Unglauben und Indifferentismus. Wie haben ſie ſeitdem ihre Anſichten gewechſelt! Kaum war Herr v. Haſſenpflug ans Regiment gekommen, als Vilmar nicht nur, ſondern nach und nach die ganze Partei ſich nicht nur von dem eben noch ſo laut geprieſenen Mittel gegen alle kirchlichen Schäden losſagte, und ſie daſſelbe nun ebenſo maßlos verdammten, als ſie es bisher gelobt hatten, ſondern den confeſſionellen Charakter der niederheſſiſchen Kirche als des Uebels Quelle anzugreifen begannen. Von dem Landtagsabſchiede von 1833, der die Einführung einer Synodal- und Presbyterialordnung verheißen hatte, war nicht mehr die Rede. Das Kirchenregiment blieb, wie es war, in den Händen der Conſiſtorien und des Miniſteriums. Nachdem Haſſenpflug aus Heſſen entfernt war, hatte daſſelbe wieder eine mehr rationaliſtiſche Färbung, bis kurz vor 1848, wo das Miniſterium bekanntlich völlig verfaſſungswidrig ſelbſt den Leichen von Deutſchkatholiken keine Ruhe gönnte. Da kam das Jahr 1848 und wieder traten die beiden Parteien, die für die Trennung der Kirche vom Staat geweſen waren, hervor. Doch der Wechſel der Geſinnung war bei den zu orthodoxen Lutheranern gewordenen kirchlich Geſinnten jetzt ſo ſtark, daß ſie nichts mehr von Einführung einer kirchlichen Gemeindevertretung wiſſen mochten. Die Herren waren jetzt Anhänger des Epiſkopalſyſtems geworden; die Kirche war ihnen zu einer Anſtalt zuſammengeſchrumpft, deren Herren die Paſtoren, die Nachfolger der Apoſtel, ſein ſollten; die Gemeinde war nur noch eine Heerde, die das Recht hatte, geführt, geweidet und geſchoren zu werden. Dieſer ſich im Laufe des Jahres 1848 conſtituirenden Partei gegenüber trat nun die Regierung, von den liberalen politiſchen Parteien gedrängt, mit dem Plan zur Einführung einer Kirchen-

verfaſſung hervor; es wurde eine Commiſſion eingeſetzt, die den Entwurf zur Berufung einer conſtituirenden Synode in Vorlagen für dieſelbe ausarbeitete. Aber man hatte zu lange gezögert. Von neuem fiel das Haſſenpflug'ſche Regiment mit ſeinem Alles niederdrückenden Bleigewicht auf das Land und Vilmar wurde Referent im Miniſterium für Kirchen- und Schulſachen. Nicht lange darauf machte Vilmar ſich zum Stellvertreter des alten Generalſuperintendenten der größten Diöceſe Niederheſſens, um bei den Einführungen der Pfarrer und bei Kirchenviſitationen die einzelnen Geiſtlichen perſönlich zu bearbeiten und für ſeine Anſchauungen zu gewinnen und zu zwingen. Die Richtung, in der dieſes geſchah, iſt bekannt genug. Ebenſo wenig iſt aber auch vergeſſen, daß Vilmar nach dem Tode jenes alten Generalſuperintendenten von der großen Majorität der Geiſtlichen zu deſſen Nachfolger gewählt, von dem Kurfürſten die Beſtätigung dieſer Wahl nicht erwirken konnte und darum nebſt ſeinem Freunde Haſſenpflug den Abſchied nahm. Vilmar wurde Profeſſor in Marburg; Haſſenpflug lebte und ſtarb ebendaſelbſt als penſionirter Miniſter. Aber mit dem Austritt Vilmar's aus dem Miniſterium war deſſen Geiſt in demſelben noch nicht erſtorben. Mußten freilich ſeine Nachfolger ſich hüten, der Eiferſucht unſeres Kurfürſten auf ſeine kirchlichen Rechte neue Nahrung zu geben, ſo befragte doch der langjährige Referent für Kirchen- und Schulſachen im Miniſterium des Inneren, der Regierungsrath Franz Lotz, ſeinen Herrn und Meiſter hinter dem Rücken des Kurfürſten bei allen wichtigen Fragen um ſeine Meinung, Vilmaraner wurden nach wie vor in die wichtigſten Kirchenämter geſchoben, gegen die lutheraniſirenden Verſuche der Paſtoren kaum irgend welche Schritte gethan. Politiſch waren ja dieſe Herrn auch unentbehrlich. Bildeten ſie doch die einzig zuverläſſige Regierungspartei im Lande, und mahnten ſie den Kurfürſten doch ſtets in ihrem Blättchen an die ihm von Preußen durch den berühmten Feldjäger angethane Schmach und die aufgezwungene Wiederherſtellung der Verfaſſung, von der ſo wenig als möglich in Wirkſamkeit zu ſetzen ſei.

So lagen die Dinge, als wir zu Preußen wurden. Man konnte geſpannt ſein, welche Stellung Vilmar und ſeine Partei zur neuen Wendung einnehmen würden. „Wird das Bedürfniß zu herrſchen, den Mann wenigſtens allmälig auf die Seite der neuen Regierung treiben? Wird der Haß gegen die liberale Partei den Rachſüchtigen beſtimmen, an dem Tage, an welchem ein Conflict der national-liberalen Partei in Heſſen mit den feudalen Kreuzzeitungs-Miniſterium ausbricht, ſich auf die Seite ſeiner alten Geſinnungsgenoſſen zu ſtellen, oder wird er halsſtarrig ſeiner Politik, die den Untergang des Kurſtaates mit herbeigeführt hat, treubleiben und in ſeinem fanatiſchen Haſſe gegen Preußen verharren?“ Das waren die Fragen, die man ſich 1866 in Heſſen allgemein vorlegte und je nach der perſönlichen Achtung, die man

Vilmar zollte, beantwortete. Wer ihn genauer kannte und außerdem überlegte, daß seine Partei, so folgsam sie auch sonst war, doch eine solche Schwenkung vom extremsten Hasse gegen Preußen bis zur Unterstützung der Regierung dieses Staates schwerlich nachmachen werde, sagte sich freilich vom Anfang an, jeder Versuch der neuen Regierung, diesen Feind zu versöhnen, werde vergeblich sein. Das hat sich denn auch vollständig bewahrheitet. Wir wissen freilich nicht, ob die Angaben der Anhänger des jetzt seit einem Jahr verstorbenen Mannes richtig sind, nach denen die preußische Regierung durch namhaft gemachte Unterhändler denselben für sich zu gewinnen versucht haben soll. Factisch ist, daß Herr von Mühler jeden Anstoß mit ihm und seiner Partei zu vermeiden suchte; daß, als unser Oberpräsident mit einem Bruder Vilmars in Conflict gekommen war, eine Zeitlang die Entscheidung schwankte, wer von beiden weichen werde, Herr von Möller oder der Metropolitan Vilmar; daß Herr von Mühler alle einflußreichen Aemter in Kirche und Schule Hessens mit Männern aus Preußen besetzte, die in politischer wie in kirchlicher Beziehung sämmtlich der Kreuzzeitungspartei angehören und Herrn Vilmar ganz genehm sein konnten und sich ihm auch persönlich genehm zu machen suchten. Man muß diesen Punkt fest im Auge behalten, um die gegenwärtige Entwickelung der Dinge verstehen zu können.

Nachdem die Annexion Hessens ausgesprochen war, konnte überall kein Zweifel darüber bestehen, daß auch die kirchlichen Verhältnisse hier zu Lande nicht würden unberührt bleiben können. Machte es doch schon Paragraph 15 der Verfassung unmöglich, daß der König durch das Cultusministerium auf die Dauer die Kirchengewalt werde ausüben lassen können und drängte doch andererseits der Oberkirchenrath auf eine Erledigung der Verfassungsfrage in seinem Sinne. Denn blieb ein Theil der evangelischen Kirche des preußischen Staates von der Leitung des unirten Oberkirchenrathes eximirt, so konnte bei der unter Friedrich Wilhelm IV. in Preußen großgezogenen confessionalistischen Strömung nicht ausbleiben, daß man in Preußen selbst den Versuch macht, die Einheit des Kirchenregiments für die alten Provinzen zu sprengen. Das ist ja denn auch versucht worden. Aber König Wilhelm will das Werk seines Vaters nicht nur nicht verkümmern lassen, sondern, wo dieses ohne Zwang der Gewissen geschehen kann, fördern und in weitere Kreise tragen. Als der Oberkirchenrath in Berlin sich mit einer Eingabe an den König wendete und denselben um Unterstellung der evangelischen Kirchengemeinschaften der neu erworbenen Provinzen unter seine Oberleitung bat, war der König deshalb ganz einverstanden, aber das Gesammtstaatsministerium widersprach und bot seiner Majestät die Entlassung an, wenn dem Gesuche des Oberkirchenraths entsprochen werde. Es blieb daher bei der Leitung der Kirchenangelegenheiten der neuen Provinzen

durch das Cultusministerium. Aber dieses konnte doch nicht Alles so lassen, wie es bisher bestanden hatte.

Nachdem man in Hessen z. B. die Provinzialregierungen beseitigt und den ganzen ehemaligen Kurstaat in einen Regierungsbezirk zusammengezogen hatte, war es nicht möglich, drei Consistorien dort bestehen zu lassen. Man trat deshalb vor die Kammer mit einer Geldforderung zur Bildung eines Consistoriums für den Regierungsbezirk Kassel in Marburg. Die Kammer schlug die verlangte Geldsumme auf Betrieb der hessischen Abgeordneten ab; sie machte geltend, Marburg sei nicht der geeignete Ort, um dorthin das Gesammtconsistorium zu verlegen, dasselbe gehöre nach Kassel; aber auch hiervon abgesehen, würde kein Geld für Herstellung eines Gesammtconsistoriums in Kassel verwilligt werden, wenn nicht das Ministerium erst die schon wiederholt von der früheren Regierung verheißene Synode zur Einführung einer neuen Kirchenverfassung berufen habe; aus der Synode werde sich ein einheitliches provinzielles Kirchenregiment entwickeln, nicht umgekehrt. Aus Hessen seien Petitionen zur Herstellung einer Presbyterial- und Synodalverfassung schon längst eingelaufen, sagte man weiter, die Petenten seien aber nicht einmal von dem Ministerium einer Antwort gewürdigt worden; statt dessen besetze man alle einflußreichen Stellen mit ultrakirchlichen Leuten und wenn die Communen zu Directorialstellen der von ihnen gegründeten Schulen tüchtige Männer vorschlügen, so würde denselben keine Bestätigung zu Theil, wenn sie nicht zugleich in dem Rufe der Rechtgläubigkeit stünden. Die weiteren Verhandlungen über diesen Punkt sind ja wohl noch im Gedächtnisse Aller. Soviel sei nur noch bemerkt, daß, wenn der Cultusminister im ersten Jahr der preußischen Herrschaft nur einen ganz kleinen Theil des unnöthigen Reformeifers seiner Collegen im Justizministerium gehabt hätte, er und ganz Hessen jetzt viel besser daran wären. Denn wäre das Gesammtconsistorium in dem Jahre, in dem der König unbeschränkt über die neuen Provinzen verfügen konnte, ins Leben gerufen worden, so würde es unangefochten bestehen und die Bewegung der Gegner jeder kirchlichen Neuerung in Hessen nicht eine solche Höhe haben erreichen können, wie dieses jetzt der Fall ist. Freilich würden wir dann allerdings wohl auch noch auf eine Vorsynode lange zu warten haben. Aber wie jetzt die Dinge sich entwickelt haben, ist die Regierung in großen Nachtheil gerathen. Sie besitzt kein einheitliches Organ für das Kirchenregiment in Hessen; ihre Gegner haben sich seit mehreren Jahren organisirt, einander in ihren Entschließungen bestärkt, sich vollkommen auf Alles vorbereitet. Was aber noch schlimmer ist, es fehlt im Lande der Glaube an den Ernst der Maßregeln des Cultusministeriums bei Freund und Feind in sehr bedenklichem Maße. Die Regierung ist, so sagen die renitenten Geist-

lichen, im Grunde mit uns; die ganze Synodalberufung ist ihr nur von der Kammer aufgezwungen worden, weigern wir uns, auf sie einzugehen, so wird aus der ganzen Geschichte nichts. Auch die Pastoren, welche für Presbyterial- und Synodalverfassung sind, raisonniren theilweise nicht viel anders. „Sehen Sie", sagte mir neulich ein alter Pastor, „wir sind ganz von den Consistorien abhängig; ist das Gesammtconsistorium errichtet, so wird das vorläufig nicht besser. Nun werden gewiß die renitenten Superintendenten u. s. w. doch schließlich ein Mal Mitglieder dieser Behörde, deren Vorstand allein ein Altpreuße ist, welcher vielleicht über kurz oder lang versetzt werden wird. Glauben Sie denn, jene geistlichen Würdenträger würden es mir je persönlich verzeihen, wenn ich mich besonders lebhaft gegen sie erklärt hätte und mit der Regierung gegangen wäre?" Die Regierung mag an diesen überzeugungstreuen Seelenhirten nicht viel verloren haben. Aber man soll arme Leute, die bei 400—600 Thaler Gehalt ihre Söhne gern studiren lassen möchten, doch auch nicht zu hart beurtheilen. Soviel steht fest, daß durch dieses jahrelange Hin- und Herlaviren der Regierung der Glaube an den Ernst des Cultusministeriums bei Vielen verloren gegangen ist. Wer kennt auch hier zu Lande die ewigen Reibereien zwischen dem Cultusministerium und dem Oberkirchenrathe, und wenn man sie genauer kennte, so würde daraus doch noch nicht folgern, daß das Cultusministerium jetzt entschlossen sei, energisch durchzugreifen, nachdem einmal die Sachen so weit gediehen sind. — Und weit genug sind sie gediehen! Durch einen königlichen Erlaß ist die Berufung einer außerordentlichen Synode für den Regierungsbezirk Kassel angeordnet worden. Die Geistlichkeit soll in dieser Vorsynode, der die Regierung ihre Vorlagen über Einführung einer Presbyterial- und Synodalverfassung ꝛc. machen will, eben so stark als die Laienschaft vertreten sein, nämlich durch je 44 Deputirte. Außerdem nehmen an derselben die sechs Superintendenten des Landes Theil und weitere sechs Mitglieder, darunter zwei Professoren der Theologie, werden von der Regierung ernannt. Man sieht, die Geistlichkeit hat bei dieser Composition der Synode die Majorität unbedingt auf ihrer Seite, und man sollte glauben, sie werde der Regierung, die solches auf Grund der Vorlagen der Kirchencommissionen von 1831 und 48 und mit Berücksichtigung der Zusammensetzung der seit mehr als zwei Jahrhunderten nicht zusammengetretenen altheſſischen Generalsynoden angeordnet hatte, dafür dankbar sein und ihr willig entgegen kommen. Aber das Gegentheil ist geschehen. Unsere Geistlichen, die gewohnt waren, sich orthodoxer zu geberden als die Kirchenordnung und die dann sicher sein konnten, als große Kirchenlichter befördert zu werden, wissen recht gut, daß, je ungeberdiger sie sich anstellen und je einsichtsloser sie dem Bewußtsein des gebildeten Theiles der Laienwelt ins Gesicht schlagen, sie nicht nur ungestraft

davon kommen, ſondern ſogar als die wahrhaft und allein Treuen in dieſen Zeiten des Abfalls vom Glauben von Vielen angeſehen werden, denen die Oberleitung der Kirche einmal anvertraut iſt. Und wenn nun gar noch dazu etwas billiger Märtyrerſchein die Köpfe der Herren, wenn auch nur vorübergehend, umſtrahlte, würde das nicht der Eitelkeit derſelben ſchmeicheln? Manche von den Paſtoren ſind auch fanatiſch genug, die heſſiſchen Kirchenordnungen völlig der heiligen Schrift gleichzuſtellen und zu ſagen, „das ewige Leben ſei in ihnen ausgegoſſen.“ Andere wieder ſind über den Verluſt ihrer tonangebenden Stellung in der heſſiſchen Kirche mißmuthig und benutzen die Gelegenheit, der Regierung Eins anzuhängen u. ſ. w. Kurz, es hat ſich eine Coalition von hohen und niederen Geiſtlichen verſchiedener kirchlicher Parteien in Heſſen gebildet, die aus ganz heterogenen Gründen, ſittlich verwerflichen und ſubjectiv verzeihlichen, der Regierungsvorlage Oppoſition macht und ihre Betheiligung an der Vorſynode verweigert. Vier Superintendenten und zwei geiſtliche Inſpektoren ſind mit gutem Beiſpiel ihren Geiſtlichen vorangegangen und eine Anzahl der fanatiſirteſten Anhänger der Vilmarſchen Partei hat am Tage nach der Publication des königlichen Erlaſſes eine Adreſſe an den König unterzeichnet, in der ſie erklären, unter keinen Umſtänden eine andere Kirchenordnung als zu Recht beſtehend erkennen zu wollen, und an Handlungen ſich betheiligen zu können, „welche unſerer zu Recht beſtehenden Kirchenordnung widerſtreben.“ Wenn die Kirchenordnung von 1657, auf die ſich dieſe Herren berufen, ein für allemal unverbeſſerlich und für ewige Zeiten feſtſtehend iſt, wie ſoll man dann noch als Proteſtant gegen den katholiſchen Kirchen- und Traditionsbegriff ankämpfen und das proteſtantiſche Schriftprincip aufrecht erhalten? Wie die Proteſte einer Anzahl von lutheriſchen oberheſſiſchen Geiſtlichen lauten, iſt noch nicht bekannt, ebenſowenig wie einzelne Claſſen ihre Zuſtimmung zu dem Proteſte der Superintendenten formulirt haben. Ein Pfäfflein hat auch ſchon im Einzelgefechte im Namen ſeiner von ihm ſelbſt erkorenen Kirchenälteſten ſeinen Bannſtrahl gegen den Regierungserlaß abgefeuert!

Gegen dieſes Treiben der Majorität der Geiſtlichkeit hat ſich nun eine Verſammlung von Laien und Geiſtlichen aufs beſtimmteſte erklärt und wir hoffen, daß dieſe Erklärung im ganzen Lande Zuſtimmung und Beifall finden wird. Auf die Einladung des Herrn Pfarrer Ebert von hier hatte ſich nämlich am 24. d. M. eine große Anzahl von Freunden der Presbyterial- und Synodalverfaſſung aus allen Theilen Heſſens in einem Gaſthofe zu Wachtershauſen bei Kaſſel eingefunden und zunächſt ihre principielle Zuſtimmung zur Einführung einer ſolchen Verfaſſung, weil in der heiligen Schrift begründet und durch die Reformation wieder ans Licht geſtellt, gegeben, dann aber auch erklärt, daß durch die Art, wie unſere Regierung bisher zur Einführung einer

ſolchen Verfaſſung bei uns vorgegangen ſei, die hiſtoriſche Rechtscontinuität thunlichſt gewahrt und kein Schritt zu einer zwangsweiſen Einführung der Union geſchehen, vielmehr nur alte Verheißungen früherer Regierungen erfüllt ſeien. —

So liegt in dieſem Augenblicke der Streit um unſere Kirchenverfaſſung. An der Regierung iſt es nun, auf die Proteſte zu antworten. Wird ſie die Männer, welche an der Vorſynode nicht theilnehmen wollen, bei Seite liegen laſſen und ſie erſt dann anhalten, zu gehorchen, wenn ſie ſich auch den Beſchlüſſen dieſer Synode widerſetzen, oder wird ſie ſchon jetzt kurzen Proceß mit ihnen machen und vorläufig mit Ordnungsſtrafen gegen ſie vorgehen? Das iſt jetzt die allgemeine Frage und man iſt im ganzen Lande auf ihre Beantwortung geſpannt. Daß die geſammte Localpreſſe des Landes, die heſſiſche Morgenzeitung Friedrich Oetkers an der Spitze, in dieſer Frage auf Seiten der Regierung ſteht, brauche ich Ihnen nicht zu ſagen. Nur die „Volkszeitung" vertheidigt im Bunde mit dem ehemals deutſch-katholiſchen „Frankfurter Journal" und der republikaniſchen „Frankfurter Zeitung" die heſſiſchen Vilmarianer und Superintendenten. Wollen dieſe doch das Land vor der völligen Verpreußung und dem Mühlerſchen Muckerthum beſchützen! Wahrheit und Lüge ſind nie beſſer gemiſcht worden, wie Sie ſehen!

Richard Wagner's „Rheingold".

Eine vorwiegend katholiſche Stadt wie München ſieht im Laufe eines Jahres viele öffentliche Feſte, von denen man anderswo nichts merkt und weiß. Aber die letztvergangene Woche war doch durch drei beſondere Tage ausgezeichnet, die ſelbſt in München eine ungewöhnliche Bewegung hervorzurufen im Stande waren. Am 25. Auguſt wurde mit dem herkömmlichen officiöſen Pomp des Königs Geburts- und Namenstag gefeiert, am 28. Aug. die Goethe-Statue (die, nebenbei geſagt, keinem Menſchen gefallen will) enthüllt, am 29. Aug ſollte Wagner's Rheingold aufgeführt werden. An die gelegentlich der Namensfeier ſtattfindenden Paraden iſt die Reſidenz allerdings längſt gewöhnt, die Enthüllung des Standbildes dürfte nur ſehr wenige Münchner berührt haben, deſto größere Theilnahme fand aber die in Ausſicht ſtehende Opernaufführung, von der man ſchon ſeit Monaten geſprochen, der zu Liebe man die größten baulichen Veränderungen im Theater vorgenommen und — wie man ſich laut und leiſe ſagt — zu deren Ausſtattung man

Digitized by Google

„furchtbare" Summen verausgabt hatte. Das ganze Contingent der Anhänger des Componiſten, dazu Neugierige und Schriftſteller waren in Schaaren von weit und breit herzugeſtrömt. Wer von allen dieſen erſt am Samſtag in München eintraf, ſah ſich jedoch leider getäuſcht, denn die annoncirte Aufführung fand nicht ſtatt.

Wie früher ſchon, als hunderte von Fremden vergebens zur erſten Triſtanaufführung herbeigekommen waren, mußten auch jetzt wieder die meiſten abreiſen, ohne ihren Zweck erreicht zu haben. Man ſagt, die Darſtellung ſei in erſter Linie am Widerſpruche des jungen Capellmeiſters Richter geſcheitert, der das Ganze noch nicht für reif genug zur Aufführung hielt; anderntheils ſollen aber auch beſonders die Wagnerenthuſiaſten ſich bezüglich der Wirkungsfähigkeit des neuen Werkes, das in der Hauptprobe das Publicum vollſtändig kalt ließ, bitter getäuſcht geſehen und deshalb gegen die Vorſtellung proteſtirt haben. Wie dem auch ſei, wir können nur von der Hauptprobe ſprechen, die am Freitag Abend mit Aufwand alles ſceniſchen Pompes ſtattfand nnd recht gut für eine Aufführung gelten kann. Die Intendanz hatte in öffentlichen Blättern und unmittelbar vor der Probe nochmals durch den Regiſſeur die Verſammlung um Nachſicht bitten laſſen, falls die äußerſt complicirte Maſchinerie ihre Schuldigkeit nicht vollſtändig thun ſollte. Eben deswegen ſollte der Eintritt zur Hauptprobe auch nur Muſikern von Fach oder Berichterſtattern auswärtiger Blätter genehmigt werden, um die wünſchenswerthe Einſicht und Rückſicht bei den Zuhörern vorausſetzen zu können. Am Abend fanden ſich jedoch ſämmtliche Sperrſitze und das ganze Parterre dicht angefüllt und waren mindeſtens 5—600 Perſonen anweſend. Wie das kam, vermochte Niemand zu erklären. Eine ſolche Maſſe bewahrt ein Geheimniß ſchlecht und wir befinden uns gewiß nicht allein in dem Falle, von dieſer merkwürdigen Probe einen Bericht zu geben, ja wir ſind dies um ſo mehr ſchuldig, als möglicherweiſe die Aufführung lange hinausgeſchoben wird und wir ſelbſt, wenn ſie ſtattfindet, nicht geneigt ſind, nochmals die Qual dieſer Muſik über uns ergehen zu laſſen. Zudem liegt das Werk im Klavierauszug und Textbuch längſt gedruckt vor und die Kritik iſt alſo berechtigt an daſſelbe heranzutreten.

Voraus ſei bemerkt, daß für die decorative Ausſtattung der neuen Oper in München das Möglichſte geſchehen war. Keine andere Oper dürfte je ähnliche Anſprüche an den Maſchiniſten erhoben haben. Seit Monaten wurde mit dem rieſigſten Fleiße an der Herſtellung der Maſchinerien gearbeitet. Die Probe ging auch ohne erhebliche Störungen vor ſich und es iſt anzunehmen, daß bei der außerordentlichen Complicirtheit des Materials keine der Aufführungen je beſſer gehen wird, als die Probe.

Das Geſangsperſonal, voraus Herr Beetz aus Berlin (Wotan) leiſtete

Treffliches und nur in der Partie Donners und Froh's blieb bezüglich der Reinheit der Intonation und der Sicherheit der Einsätze noch etwas zu wünschen übrig.

Wagner schrieb bekanntlich um d. J. 1853 eine größere Operndichtung, der Ring des Nibelungen (ein Bühnenfestspiel), dessen Darstellung auf vier aufeinanderfolgende Abende berechnet ist. Die einzelnen Partien des Werkes heißen: Das Rheingold (Vorspiel), die Walküre, der junge Siegfried, Götterdämmerung (Siegfrieds Tod). Die Idee des Dichtercomponisten ist unbestreitbar eine großartige, aber wo fände sich ein Dichter, wo ein Tonsetzer für ein solches Riesenwerk, die im Stande wären, durch vier Abende hindurch ein Publicum zu fesseln, einem Werke solche Kraft der Steigerung zu geben, daß die Hörer immer mehr von Dichtung und Composition angezogen würden? Wo fände sich eine Bühne, die den nöthigen, alles gewöhnliche Maß überschreitenden äußern Apparat, wie ihn Wagner ausdrücklich beansprucht, aufzubringen vermöchte? Wo Sänger, Choristen und Orchestermitglieder, die sich nach vorausgegangenen unzähligen erschöpfenden Proben noch der Anstrengung einer solchen Aufführung unterziehen könnten? Wo endlich ein Publicum, das Wagnerscher Musik gegenüber vier Abende aushielte? Die Idee eines solchen Werkes ist großartig, ihre Ausführung aber unmöglich. Wagner scheint zudem die Gefahr nicht bedacht zu haben, welche in der dramatischen Wiedergabe eines Epos liegt. Um eine epische Dichtung bühnengerecht zu machen, ist eine ganz ungewöhnliche poetische Begabung nöthig, die Wagner entschieden nicht hat. Warum vermochte man nie mit Erfolg den Sagenkreis der Nibelungen, den Parzival, Tristan und Isolde und ähnliche epische Stoffe auf die Bühne zu bringen? Weil sie zu mächtig und zu breit für ein rasch vorübergleitendes Bühnenspiel sind, weil die gewaltige Handlung nur skizzenhaft dargestellt, die Charaktere nur in flüchtigen Umrissen gezeichnet werden können. Man hat zahlreiche Romane oder Schauspiele mit Glück in Operntexte umgewandelt, aber nie ein Epos. Wir erinnern an die häufigen Versuche, die man mit dem Oberon machte, wir erinnern ferner an Tannhäuser, Lohengrin, Tristan und Isolde. Einen neuen Beleg für diese unsere Ansicht liefert der vorliegende Text des Rheingoldes. Es ist ein Bühnenspiel ohne dramatische Handlung; es fesselt nicht, es vermag keinerlei Interesse zu erregen, auf dem Grunde prachtvoller Decorationen bewegen sich Automaten, die uns völlig kalt lassen. Es ist uns dabei völlig gleichgiltig, ob Wagner mit Geschick den Stabreim nachahmt, ob die auftretenden Personen entsprechend costümirt, die Decorationen und Maschinen richtig construirt sind; der Inhalt des Gedichtes, die Entwickelung der Handlung sind nicht fesselnd genug.

Auf einem vom Rheine umflutheten Felsenriff ruht das von den Rhein-

töchtern gehütete Rheingold, aus dem ein Ring geſchmiedet werden kann, der maßloſe Macht verleiht und ſeinem Beſitzer das Erbe der Welt zu verſchaffen im Stande iſt. Aber nur der kann den Hort gewinnen, deſſen Herz dem Zauber der Minne verſchloſſen iſt. Bisher war die Macht des Goldes Göttern und Menſchen unbekannt geblieben, jetzt, da plötzlich das Streben um deſſen Beſitz erwacht, bricht auch alles Unheil des Reichthums, Hader, Krieg, Neid, Haß und Todtſchlag, über die Welt herein. Beim Emporrauſchen des Vorhangs, dem nur eine kurze Inſtrumentaleinleitung voraus geht, ſehen wir den Rheingrund mit ſeinen ſchroffen Felſen und wilden Schluchten. Die Scene ſpielt unter dem Waſſerſpiegel. Der Zuhörer muß es vergeſſen, daß es keinem Weſen möglich iſt, unter dem Waſſer zu ſprechen, noch viel weniger zu ſingen, und der Dichtercomponiſt, ſonſt ſo ſtrenge auf die reale Wahrheit haltend, muthet plötzlich dem Hörer zu, das Niedageweſene für möglich zu halten.

Drei Rheintöchter (Woglinde, Wellgunde und Floßhilde) treiben in den Wogen ihr neckiſches Spiel und ſingen dabei ihre Lieder. Aber ſchon hier erwies es ſich als unmöglich, Darſtellende und Sängerinnen in Einer Perſon zu vereinigen, gleichzeitig die kühnſten Turnerkünſte und den ſchwierigen Geſang den Sängerinnen zuzumuthen, und ſo mußte man ſich denn zuletzt entſchließen, drei Ballettänzerinnen mit der ſceniſchen Darſtellung zu betrauen und die drei Geſangspartien hinter den Couliſſen ſingen zu laſſen. Der Text der Oper beginnt alſo (Woglinde und Wellgunde ſuchen ſich ſchwimmend zu haſchen):

Weia! Waga!
Woge, Du Welle,
walle zur Wiege!
Wagalaweia!
Wallala, weiala, weia!
„Woglinde, wachſt Du allein?“
Mit Wellgunde wär' ich zu zwei,
„Laß ſeh'n wie Du wachſt.“
(Floßhilde von oben) Sicher vor Dir.
Heiala weia!
Windes Geſchwiſter!
(Wellgunde) Floßhilde, ſchwimm!
Woglinde flieht:
Hilf mir die fließende fangen!
(Floßhilde herabtauchend) Des Goldes Schlaf
hütet ihr ſchlecht;
beſſer bewacht
des Schlummernden Bett,
ſonſt büßt ihr beide das Spiel.

Wallala! Lalaleia! Lalei!
Heia! Heia! Hafa!

Heiajaheia!
Heiajaheia!
Wallalallalala leiajahei!
Rheingold!
Rheingold!
wie lachſt Du ſo hell und hehr!
Glühender Glanz
entgleißt Dir weihlich im Wag!
Heiajahei!
Heiajaheia! u. ſ. f.

Der häßliche Zwerg Alberich belauſcht, aus dem Grunde aufſteigend, erſt das anmuthige Spiel der Waſſermädchen mit Wohlgefallen, dann näher kommend, verliebt er ſich in alle der Reihe nach, wird aber von ihnen ſchmählich verhöhnt und ausgelacht. Ueber dieſe ſchnöde Behandlung endlich erboſt und als er noch von der Macht des Goldes ſingen gehört hat, das auf dem Riffe ſchlummert, wird er der Räuber des Hortes. Dies iſt der Inhalt der erſten Scene, deren Text 14 Seiten des Buches füllt. Obwohl wir ſtaunend den Eigenthümlichkeiten des Textes folgen, iſt dieſe erſte Scene doch die genießbarſte der ganzen Oper. So ſingt Alberich, im Bemühen die Mädchen zu erjagen, die Spitze des Riffs erkletternd:

Garſtig glatter
glitſchriger Glimmer!
Wie gleit ich aus!
Mit Händen und Füßen
nicht faſſe noch halt ich
das ſchlacke Geſchlüpfer!
feuchtes Naß
füllt mir die Naſe:
verfluchtes Nieſen!
(Woglinde) „Pruhſtend naht
meines Freiers Pracht!“
Mein Friedel ſei
Du fräuliches Kind!

Die ſchlanken Arme
ſchlinge um mich,
Daß ich den Nacken
Dir neckend betaſte,
Mit ſchmeichelnder Brunſt
an die ſchwellende Bruſt mich Dir ſchmiege

(Wellgunde) Biſt Du verliebt
und lüſtern nach Minne?
Pfui, Du haariger,
höck'riger Geck!
Schwarzes, ſchwieliges
Schwefelgezwerg!
Such' Dir ein Friedel
Dem Du gefällſt!"
Falſches Kind!
Kalter, grätiger Fiſch!
Schein' ich nicht ſchön Dir,
niedlich und neckiſch,
glatt und glau —
hei! ſo buhle mit Aalen,
iſt Dir ecklig mein Balg!"

(Alberich) Ihr ſchmählich ſchlaues
lüderlich ſchlechtes Gelichter!
Nährt ihr nur Trug,
ihr treuloſes Nickergezücht!
Wie in den Gliedern
brünſtige Glut
mir brennt und glüht!
Wuth und Minne
wild und mächtig
wühlt mir den Muth auf! —
Wie ihr auch lacht und lügt,
lüſtern lechz' ich nach euch,
und eine muß mir erliegen u. ſ. f.

Die zweite Scene (Seite 19—39) zeigt uns im Hintergrunde eine mächtige Burg mit blinkenden Zinnen, im Vordergrunde tiefes Thal, durch welches man ſich den Rhein fließend zu denken hat. Wotan und Fricka ſchlafen auf blumigem Grund. Letztere erwacht und erſchrickt dann, denn ſie erblickt im Morgenglanze die von den Rieſen Faſolt und Faſner während der Nacht erbaute Veſte, für welche Wotan denſelben die holde Freia angelobt hat. Wir ſind Zeugen einer zwiſchen Allvater und ſeiner zürnenden Gattin ſtattfindenden heftigen Scene, in der es die Göttin an Vorwürfen nicht mangeln läßt:

Liebeloſer,
leidigſter Mann!
Um der Macht und der Herrſchaft
müßigen Tand
verſpielſt Du in läſterndem Spott
Liebe und Weibes Werth?

Die Riesen nahen, ihren Lohn heischend. „Freia, die holde, Holda, die freie", wie es verabredet, wollen sie heimtragen. Wotan jedoch weigert sich, den eingegangenen Vertrag zu halten, so daß Fasner zu Fasolt höhnisch spricht: „Getreu'ster Bruder! Merkst du Tropf nun Betrug?" und dieser dem meineidigen Gott vergebens in langer Rede die Heiligkeit eines gegebenen Wortes vor Augen zu führen sucht. Wotan gibt vor, er habe nur im Scherz den Vertrag geschlossen, denn „die liebliche Göttin, licht und leicht, was taugt Tölpeln ihr Reiz? Aber die Plumpen, die sich plagend, „schwitzend mit schwieliger Hand das Weib zu gewinnen suchten, das wonnig und mild bei ihnen wohnen sollte", sind nicht so leicht zu begütigen. Vergebens mischen sich auch Froh und Donner noch in den Streit, umsonst sucht auch der listige, trugvolle Loge die Ungestümen zu besänftigen. Endlich gelingt es ihm, in ihren Herzen die Gier nach Gold zu erregen. Sie wollen sich zufrieden geben, wenn bis zum Abend ihnen für Freia der von Alberich geraubte Hort ausgeliefert wird. Freia, die Hüterin der goldenen Aepfel, deren Genuß den Göttern ewige Jugend verleiht, ist von den Riesen als Pfand fortgeschleppt worden, die Aasen gewinnen allmälig ein bleiches, alterndes Aussehen. Es ist also doppelt nöthig, das Gold zu gewinnen, die holde Göttin aus ihrer Haft zu lösen. Während aber Loge von dem Golde sprach, „das zu höchster Macht dem Manne gewinnet die Welt und den Frauen ein gleißend Geschmeid, das der Gatten Treue zu ertrotzen im Stande wäre", bemächtigt sich auch der Seele Wotans und seines eifersüchtigen Weibes das Verlangen nach dessen Besitz. Loge weiß Wotan zu überzeugen, daß es nicht ungerecht wäre, dem Diebe Alberich seinen geraubten Schatz wieder zu entreißen und letzterer beschließt nun mit seinem listigen Rathgeber durch die Schwefelklüfte nach Nibelheim hinabzusteigen, um die unermeßlichen Güter und das ersehnte Kleinod zu gewinnen.

Die dritte Scene (Seite 40—54) versetzt uns in die unterirdische Kluft, das Reich der Zwerge, das Alberich zufolge der Macht, die ihm der aus dem Horte geschmiedete Ring verleiht, unumschränkt beherrscht. Er zerrt seinen Bruder, den heulenden Schmied Mime an den Ohren herbei und entreißt ihm den heimlich vollendeten Tarnhelm, der ihm nun vollends jede Willkühr gestattet. Den vor Schmerz zusammengesunkenen Mime treffen Wotan und Loge; sie hören seine Klagen und das Gottes Ohr berauscht sich aufs Neue in der Schilderung der Schätze des Nibelungenreiches, die zudem auf des unersättlichen Alberich Geheiß die Zwerge jetzt herbeischleppen. Loge übertölpelt im Lauf des Gesprächs den dummen und sich aufblähenden Nibelung, der sich erst in einen Riesenwurm, dann in eine Kröte verwandelt, die Wotan mit dem Fuße faßt und der Loge den Tarnhelm entreißt.

Der Ueberwundene wird nun gebunden und von den beiden Siegern auf die Oberwelt hinaufgeschleppt.

In der vierten Scene (p. 54—75) sehen wir uns in die Decoration der zweiten zurückversetzt. Wotan und Loge steigen mit Alberich aus der Kluft empor. Dieser wird gezwungen, seine Schätze auszuliefern und zuletzt auch noch den Ring, der ihm so große Macht sichert, herzugeben. Nach langem Sträuben entreißt ihm Wotan denselben, aber der Zwerg spricht, ehe er wieder verschwindet, einen furchtbaren Fluch über jeden künftigen Besitzer desselben aus. Fasolt und Fasner bringen Freia zurück. Sie wird mit dem Golde der Nibelungen ausgelöst, aber um das Maß voll zu machen, muß Wotan dem Schatze den Tarnhelm, soll er ihm auch noch den Ring hinzufügen. Der Gott weigert sich entschieden, das wunderbare Kleinod herzugeben. Da erscheint die Urmutter (Ur-Wala) Erda in einem aus der Felsenkluft hervorbrechenden bläulichen Schein. Auch sie ermahnt ihn, den unheilvollen Ring von sich zu werfen. Mit schwerem Herzen thut er es endlich. Freia ist gelöst. Sofort äußert der Fluch seine Wirkung, denn über der Theilung der Schätze, die die Riesen hastig eingesackt haben, erschlägt Fasner den Fasolt. „Schwüles Gedünst schwebt in der Luft", dies gibt Donner erwünschte Gelegenheit, sich auch bemerklich zu machen. Er zaubert ein blitzendes Wetter herbei, das den Himmel wieder hell fegen soll. Nachdem das Gewölk sich verzogen hat, sieht man mit blendendem Leuchten eine Regenbogenbrücke über das Thal nach der im hellsten Abendglanze strahlenden Burg gezogen. Wotan führt sein Weib und seine Genossen über dieselbe nach Walhall hinüber. Mephisto-Loge mit seinem verachtenden Hohne und die klagenden Lieder der Rheintöchter beschließen das Stück. — Wäre nun das Ganze in einen engen Rahmen zusammengedrängt, man würde sich trösten können, aber so ist es nach Art aller Wagnerschen Dramen in der ermüdendsten Weise breitgeschlagen. Die ohnedem karge Handlung und das geringe Interesse, die dem Werke innewohnen, gehen dabei völlig verloren. Nur Alberich und Loge vermögen unsern Antheil zu gewinnen, die sämmtlichen übrigen Personen sind schattenhafte langweilige Gestalten, die nie irgend eine Theilnahme erregen werden. Die erste Scene hat einzelne anziehende Momente und in der letzten wirkt das Erscheinen Erda's gewaltig; aber im Uebrigen ist neben aller Pracht der Ausstattung vieles Läppische und Kleinliche, z. B. das harmonische Spiel d. h. Geklimper auf den (18) Amboßen unter der Bühne, die Verwandlungen des Zwergs in einen Lindwurm und eine Kröte, die ungeheure und doch so kleine Regenbogenbrücke, die nur ein Seiltänzer, nie aber ein Sänger ohne Furcht und Zittern beschreiten wird.

Wenden wir uns nun zur Musik. Die Intendanz hatte die größten Anstrengungen gemacht, um das Orchester nach dem Wunsche des Tonsetzers

zu verſtärken. Eine impoſante Inſtrumentalmaſſe (man ſpricht von 120 Mann) war in dem zu dieſem Zweck umgebauten und tiefer gelegten Orcheſterraum zuſammengebracht worden. Nur die Harfen, deren der Componiſt zehn beanſprucht hatte, waren blos vierfach beſetzt; man hätte aber in dem Orcheſtertrubel nichts von ihnen gehört, auch wenn ſie 50fach vertreten geweſen wären. — Die neue Oper hat alle Mängel der früheren Werke Wagners. Es iſt viel Lärmen um Nichts. Jede Perſon im Stücke tritt mit einem beſonderen Orcheſtermotiv auf; dieſe und zahlloſe andere Motive drängen unabläſſig über einander hin. Es kommt nie zu einer Entwickelung, zu einem freien Zug. Alles zerbröckelt in kleine Theile, ohne innern Zuſammenhang, ohne Wirkungsfähigkeit. Die Oper iſt nicht völlig melodielos, aber überall finden ſich nur Anſätze, die ſich ſofort wieder verlieren und nie eine naturgemäße Entwickelung gewinnen. Deshalb iſt auch keine Steigerung möglich, denn nicht durch kunſtvolle thematiſche Verſchlingungen, nicht durch überraſchende Orcheſtereffecte, nicht durch fremdartige Wendungen, an denen allen es dem Werke nicht fehlt, ſondern nur durch eine freie, natürliche Geſtaltung der Melodie, durch eine regelrechte Gliederung der Sätze, durch eine künſtleriſche, ſchön geſtaltete und harmoniſch abgerundete Form iſt eine Steigerung möglich. Wie kein Menſch über die Geſetze der Sitte, über die Verpflichtungen der Dankbarkeit und Freundſchaft ſich ungeſtraft hinwegſetzen darf, ſo auch kein Componiſt über die ewigen Regeln und Geſetze der Kunſt. Was beſonders im „Rheingold", das ohne alle Chorgeſänge iſt, unendlich ermüdend wirkt, iſt der Mangel faſt aller Enſembleſätze. Eine Stimme ſingt nach der andern in monotonſter Weiſe ihr Penſum ab. Das Ohr dürſtet nach einer Terz oder Sext in den Singſtimmen. Da iſt denn das ſeltene Zuſammenſingen der drei Rheinnixen ein wirkliches Labſal. Würde der Text des Rheingoldes ohne Muſikbegleitung einfach geſprochen, er würde, raſch dahin gleitend, trotz ſeiner Härten und Sonderbarkeiten zu wirken vermögen, aber geſungen erzeugt er die tödtlichſte Langeweile; was ihm an Größe, Witz und dramatiſcher Combination innewohnt, geht bei ſolchem Vortrag ſpurlos verloren.

Man ſagt, die Verehrer Wagners hätten dieſem gerathen, Rheingold gleichzeitig mit der Walküre geben zu laſſen. Glauben Sie, daß eine Vorſtellung, die mindeſtens ſechs Stunden dauern würde, das Publicum feſſeln könnte? Der Rheingold ſpielt mindeſtens 2½ Stunden ununterbrochen. Die Walküre hat 3 Akte und gewiß eine Länge von 3—4 Stunden. Wer aber wäre im Stande, nach dem ermüdenden Vorſpiele auch noch das Hauptwerk zu hören? Die zahlreiche Verſammlung hat in der Probe kein Zeichen von Beifall gegeben. Freunde wie Gegner des Tonſetzers ſchüttelten bedenklich die Köpfe. Den erſteren mochte ſich der Gedanke aufdrängen, daß die

Schöpfungskraft Wagners im Erlahmen begriffen sei, letztere haben sich wohl aufs Neue gesagt, daß derselbe längst die Linie überschritten hat, wo Sinn und Wahnsinn sich scheiden. Wenn das neue Werk auch keine besonderen Ausschreitungen erkennen läßt, so gibt es doch neue Belege für längst gehegte Befürchtungen.

Die Malerei auf der internationalen Kunstausstellung in München.

(Schluß zu Nr. 36.)

Die niederländischen Maler stellen auf wichtigem Gebiete moderner Schilderei die Vermittelung zwischen deutscher und französischer Kunst her. Ueberschaut man die Hauptleistungen von diesseits und jenseits des Rheins, so scheint es, als sollte der Lauf unseres Stroms, der sich im deutschen Lande nährt, um unter französischem Namen ans Ziel zu kommen, auch für die Schicksale im ästhetischen Bereich symbolisch sein. Und könnten wir hoffen, unsere Sorgen und Gebresten gleich den Blumen loszuwerden, die man einst zu Köln am Johannistage den Rhein hinabschwimmen ließ, so hätten wir gegen diesen Weg, der uns auch politisch so wichtig ist, nichts einzuwenden. Selbst mit der romanisirenden brabantischen Richtung haben wir, was die Intention anlangt, noch nähere Verwandtschaft als mit den Franzosen, so viel ähnlicher sich auch deren Producte ausnehmen, und die neue holländische Malerei hat mit der neudeutschen den Ursprung gemein: die Wiederaufnahme einer nationalen Kunstweise der Vergangenheit. Hätten wir Deutsche statt des geistigen und materiellen Elends aus dem Jahrhundert unsrer Religionskriege eine Kunsttradition wie die Niederländer in ihren Rembrand, Rubens, Van Dyk besitzen, deren Vorbild auch der modernen brabanter Malerei die reichste Lehre bietet, dann würde sich unter uns das dogmatische mit dem gymnastischen Element, Stil und Technik, wol noch eher vereinigen, als bei den Nachbarn.

Heute sind auch bei ihnen die Gegensätze noch sehr stark. Die Nachahmung einer alterthümlichen Kunstweise bringt, wenn die geistigen und gemüthlichen Bedingungen sich nicht decken, immer die große Gefahr des Manierismus mit sich. Mit ganz anderem Bewußtsein als unsere deutschen Maler an der Wende des Jahrhunderts erst den Dürer, dann die vorraffaelischen Italiener, haben die Neu-Niederländer ihre Van Eycks wieder studirt. Jenen ging vermöge einer geistigen Einkehr und Vertiefung, welche mannigfaltige Gründe hatte, der Sinn für die gebundene Schönheit der Quattro-

centiſtenkunſt auf und unter geſunden Verhältniſſen konnte in dieſer Richtung hier ſo gut wie in Italien das Höchſte erreicht werden, denn die Fühlung mit der claſſiſchen Kunſt fehlte nicht. Bei den Holländern dagegen iſt das Verhältniß zu den Altmeiſtern eine Vernunftheirath, ein Reſultat der Reflexion. Das treffliche Mittel, am Studium der mittelalterlichen Meiſter ſich in die Geheimniſſe der Formenſtrenge und des ſtilvollen Coiorits einzulernen, ſchützt, wenn es Zweck wird, vor dem Widerſpruche nicht. Je naiver man erſcheinen will, deſto geſuchter wird man, und ſchließlich verwandelt ſich die Unſchuld erſt recht in Coquetterie. Mit Vorliebe ſehen wir dieſe Richtung eine ganz hiſtoriſche Schönheit anſtreben, bei welcher die innere Beziehung zum Urheber immer mehr verſchwindet. So gibt uns hier de Vriendt ein kleines Bild „aus der Geſchichte Karls des V.“: der Gegenſtand ſpricht ſich nicht aus; ein Paar Figuren, dabei ein Knabe, üben ihre Andacht in einer reichdecorirten Kapelle; es iſt eine diſtinguirte gedankenloſe Geſellſchaft, die nur das Leben der Race und den abſoluten Zuſtand ausdrückt. So meiſterhaft bei aller Härte die Farbenbehandlung auch iſt, ſie kennt Nichts als den Localton, Alles erſcheint wie Stoff; die Geſtalten ſind ganz auf die Fläche projicirt und mit Aengſtlichkeit vor dem wenn auch ſchon ſeit 300 Jahren modernen Element der Luftperſpektive behütet. Etwas mehr Atmoſphäre zeigt Linnig's „flämiſche Stickerin“, aber die Tendenz iſt dieſelbe: die eigenthümliche, bei aller Kraft der Farbenſubſtanz doch blöde Wirkung des Moſaiks wird auch hier nicht überwunden, ja ſie iſt ausdrückliche Abſicht. Mit dieſer Repriſtinationsſucht, ſo anziehend bei alledem ihr Effekt ſein kann, wird man ſchließlich in die reine Teppichmalerei gerathen, wenn nicht die Wahl der Stoffe einen Ausweg ebnet, auf dem ſich z. B. Alma Tadema mit der Leichtigkeit und Sicherheit des Tänzers bewegt. Offenbar liegt ein großer Reiz in der draſtiſchen Belebung von Sujets aus dem Alterthume. Seit die modernen Franzoſen, geführt von Gérôme, die Eindrücke der immer mehr ſich füllenden Muſeen in Darſtellungen aus dem Leben der Aegypter, Griechen und Römer zu verwerthen anfingen, iſt dieſer Geſchmack ſchnell populär geworden. Hier nun haben wir den neuſten Routiniſten dieſer Richtung in einer ganzen kleinen Gallerie vor uns. Er zeigt uns die Cultusgebräuche der pharaoniſchen Aegypter bei der Beiſetzung einer Mumie, einen jungen Herrn vom Nil, vielleicht den Architekten einer Pyramide von Ghizeh, in der Morgentoilette, dann die Kaiſerin Agrippina in düſterem Gemach, oder die lockere Lesbia im Atrium ihres ebenſo wohnlichen wie gaſtlichen Hauſes, den Sperling betrauernd, der auf ihrem Schooße liegt („Passer mortuus est meae puellae“) — alles mit höchſter Meiſterſchaft und Subtilität gemalt und mit ſolcher Detailkenntniß der Privatalterthümer erſunden und gezeichnet, daß man jedes Kleid, jeden Schmuckgegenſtand, jedes

Möbel oder Architekturstück mit einem Citat aus antiken Schriftstellern belegen könnte. Unsere Sprache hat für die äußerste Imitation dieser Art einen Ausdruck, der sehr bezeichnend ist: wir reden von „lächerlicher Aehnlichkeit"; diese ist hier im höchsten Grade vorhanden. Die Bildchen wirken wie Witze und sind es eigentlich auch, denn der Versuch, Etwas zur Totalität des wirklichen Lebens zu reconstruiren, was uns blos aus leblosen Ueberresten bekannt ist, macht in der That einen komischen Effekt. — Bescheiden sich solche Darstellungen im Stilleben oder in kleinem Genremotiv, dann kann eine rein künstlerische Wirkung sehr wohl erreicht werden. Das sieht man an einem recht hübschen Bilde von Stückelberg in Basel, der zwar bei weitem nicht mit der Fertigkeit und Kenntniß des Belgiers, aber mit glücklicher Erfindung die Scene schildert, wie ein Gaukler einem altgriechischen Liebespaar Marionettenfiguren von Göttern producirt — eine lukianische Gruppe, deren eigenes harmloses Amüsement für den Beschauer durch den Reiz des Fremdartigen gesteigert wird. Versteigt sich aber der Maler in eine höhere Region, dann ist der unfreiwillige Humor die Strafe. Sowie wir an einer dramatischen Handlung das Kostüm im weiten Umfange des Worts d. h. das Ethnographische der Handelnden als Hauptsache empfinden, ist bei der bildenden Kunst wie bei der Poesie, die ethische Wirkung aus und das Ganze wird Curiosität oder Travestie. So das kleine Bild, worauf Alma Tadema den stolzen Tarquinier Disteln köpfend die Gesandten von Gabii empfangen läßt. Hier wundert man sich, daß diese Figuren in ihrem maskeradenhaft etrurischen Aufputz nicht selbst in Gelächter ausbrechen; denn Handlung und Erscheinung sind in demselben Maße ästhetisch incongruent, in welchem sie antiquarisch richtig sind. Eine quantitative Grenze gibt diesen Sujets ferner der Maßstab. Sollte schon das in heimischen Vorstellungen sich bewegende Genrebild eine gewisse Größe nicht überschreiten, die sich stark unter dem Leben hält, so ist diesen fremdartigen Stoffen, die eben immer genrehaft bleiben, wie hoch man auch die Sohlen machen mag, die Lebensgröße vollends schädlich. Die „Siesta" desselben belgischen Virtuosen zeigt zwei griechische Männer (Dichter oder Philosophen) mit vollkommen anakreontischer Ungenirtheit auf dem Pfühl ausgestreckt; eine dralle Sclavin lullt sie mit den Tönen der Doppelflöte in Schlummer — wieder alles correct nach Aglaophamos oder Charikles, aber Garderobe und Geräthschaften ganz allein für sich würden dieselbe oder noch packendere Wirkung machen, denn die Langeweile ins Griechische oder in die Naturgröße übersetzt wird nur noch langweiliger. Sehr anziehend aber ist daneben das Bildchen aus dem Hofleben der Merovinger; hier ist der Stoff wirklich künstlerisch bezwungen.

Als Extrem im Bereiche der Darstellung antiker Gegenstände möchten wir Feuerbach's „Gastmahl des Platon" anführen. Ebenfalls in lebens-

großen Figuren schildert der Künstler den Moment, wie der weinselige Alkibiades auf zwei Hetären gestützt und von Sclavenknaben geleitet in das Gemach des Agathon hereinstürzt und den Wirth beglückwünscht, dessen würdige Gäste mit der Tiefe des Pokals auch die Tiefe ihrer Gedanken messen. Der Gegensatz des wilden Schwarmes der Ungebetenen und der ernsten Gesellschaft am Tische, deren Mittelpunkt Sokrates bildet, ist gut gedacht und von den Figuren sind etliche trefflich erfunden, aber das Ganze leidet an einer Unsicherheit des Vortrags und an einer — sollen wir sagen Beschränkung oder Unfähigkeit der Durchführung, die es zu keinem reinen Eindrucke kommen lassen. Feuerbach ist ein Sonderling; Stoiker und Epikuräer zugleich schwankt er zwischen Strenge und Ueppigkeit seltsam hin und her, bald die volle Farbenskala der Venezianer, bald die Herbigkeit mancher Florentiner nachahmend bringt er es bei aller Begabung zu keinem individuellen Stil. Das vorliegende Bild ist zwar insofern in sich harmonisch, als die ganz reliefartige Composition auch fast nur grau in grau wie ein leicht getuschter Karton, nicht wie Oelgemälde erscheint, eine Abschwächung, welche durch die Nachtdämmerung der Scene doch nicht hinreichend motivirt erscheint, aber dabei ist wieder der Grad der Körperlichkeit bei den einzelnen Figuren nicht übereinstimmend und hier und da ist auf die Stoffe zu viel Aufmerksamkeit gewandt. Das ist eben das Heikele bei solennen Sujets aus der Antike, daß sie eine abgeklärte Phantasie und einen ganz deutlichen Willen beim Darsteller verlangen; er kann fehlgreifen und es entsteht dann ein ungenügendes Bild, aber er muß vor allem das Hybride, Schielende der Auffassung vermeiden.

Zurückführen läßt sich diese Vortragsweise, die in jenem Falle ein Mislingen des Eklektikers ist, auf ein ganz bewußtes Verfahren neuerer Franzosen. Wie die Uebersättigung und Ueberreizung schließlich ins Elementar-Natürliche flüchtet, so üben sie sich und ihr Publicum zuweilen geradezu in Hungercur auf malerischem Gebiet. Es ist, als bekäme man statt erwarteten Weines warmes Wasser vorgesetzt, wenn man eine gewisse Sorte ihrer sogenannten Sittenbilder betrachtet, die man ästhetisch auch Unsittenbilder nennen könnte. Wir nehmen die Extreme voraus. Dicht unter dem in Ermangelung besseren Spielzeugs mit einem Papagei tändelnden eigenthümlich bleich gefärbten nackten Mädchen von Courbet hängt das Bild desselben Malers, welches zwei Steinklopfer darstellt. Ein Alter und ein Junger, beide in der halbhockenden Stellung, wie es ihr armes Geschäft mit sich bringt, beide schräg gestellt, sodaß man nicht in den Gesichtern lesen kann, all in ihrer Dürftigkeit, mit den Lumpen, die sich kaum vom Staube unterscheiden, in welchem sie hantiren, mit der ganzen Lahmheit und Formlosigkeit niedrigsten banausischen Elends, — salva venia wie lebensgroß in Koth modellirt. Mög-

licherweiſe ſind es Vater und Bruder der Griſette oben, denn ſie ſind ganz Fadenſcheinigkeit wie alle gemalte Moral, vielleicht haben ſie auch weiter keinen Zweck, als da zu ſein und den Beſchauer mit der Frage nach dem Warum? zu vexiren. — Eine andere Species vertritt Millet. A la Rembrand — d. h. wenn man einen Rembrand nach Art des ſeligen Andrea del Sarto in Berlin wüſche — ſtellt er einen alten häßlichen Holzträger vor, der ſeine Bürde eben abgeſetzt hat und nur dadurch erträglicher gemacht wird, daß noch ein Häßlicherer, nämlich Freund Hein erſcheint, um ihn abzuholen; — wir hätten nichts dagegen, wenn dieſes Geſchäft mit Gegenſeitigkeit betrieben würde. Obgleich blos in Halblicht und Halbſchatten gemalt, ohne jede Spur von gezeichneter Form, breit und ſalopp vorgetragen, hat das Bild etwas Originelles, ja Fascinirendes. Aber die Farbe iſt doch nicht dazu da, um blos als Geräuſch zu wirken? Das Concert muß eine Tonart haben; warum ſonſt überhaupt Farbe? Will man die gemeinſte Elendigkeit nicht lieber auf ſich beruhen laſſen, ſtatt ſie darzuſtellen, dann ſollte man ihr wenigſtens einen Schein von Idealität geben, indem man ſie etwa mit der Radirnadel behandelt, die ſolcher Wirkung völlig gewachſen iſt, ja die ihr noch weit adäquater wäre, wie uns denn, offen geſtanden, das ganze Bild auch vermöge ſeiner ſtofflichen Verwandtſchaft mit den Todtentänzen darnach ausſieht, als hätte ſich der Maler im Mittel vergriffen. Paſſirt dies dem Arzt, dann kann der Patient ſterben; aber auch beim Künſtler iſt das Spiel nicht ungefährlich. Immerhin glauben wir Herrn Millet noch eher als Courbet; jener iſt zwar eine wunderliche Natur und bringt es trotz ſeiner Liebe zur Häßlichkeit ſelten bis zum beau du laid, aber es iſt doch Auffaſſung, wenn auch die eines einſiedelnden Autodidakten in dem, was er macht. Courbet dagegen vertritt in ſolchen Bildern eine gemachte Naivetät, die deshalb ſo unangenehm wirkt, weil ſie ſich wie abſichtliche Täuſchung des Publicums ausnimmt, wenn ſie es nicht wirklich iſt.

Eine dritte Nüance bietet Guſtav Doré. Er hat ſich mit einem halben Dutzend Oelgemälden über den Rhein gewagt, da ſeine Bilderbibel ihm ſo erfolgreich den Boden bereitet hatte. Nicht das Gemeine, ſondern überhaupt gemein darzuſtellen, iſt ſein Geheimniß. Auf einen Augenblick frappiren vielleicht dieſe in Oel geſetzten Carikaturen; es gibt eine Frechheit, die beinahe wie Heroismus ausſieht; einmal erkannt aber werden ſeine Gemächte bis zum Unerträglichen ekelhaft. Sein „Neophyt" zeigt uns einen jungen Geiſtlichen, der verdutzt und erſchrocken in einer Reihe älterer Genoſſen ſitzt; ſie ſind vollendet geſchmacklos, wie Meſſer und Gabeln in einem Etui Einer neben den Andern poſtirt und repräſentiren die unterſte Claſſe von Stumpfſinn und Erbärmlichkeit. Ferner eine Gruppe Gaukler, Auswurf von Menſchengeſichtern, wahrhaft obſcön häßlich; dazu ein Paar Bettelkinder aus

Cordova, das einzige seiner bemalten Leinwandstücke, das wie ein Bild aussieht; der in Schmuz untergegangene spanische Typus der Modelle ist doch nicht gänzlich umgebracht. Zuletzt: ein Paar rothe, braune, blaue, grüne Flecke hinter einem gemalten Gitter, das aus völlig parallelen laublosen Baumstämmen besteht: das ist „der Schwarzwald!“ — Hier ist weder Laune, noch Erfindung, sondern eine grasse Wirklichkeit, wie sie etwa dem Haschischraucher erscheinen mag, zu Deutsch Delirium. Geistesverwandt, aber gehaltvoller ist Roybet („Siegender Page“); er verwechselt zwar derb mit tölpelhaft, wenn er charakterisirt, aber seine Farbe hat doch Saft und die Kostüme sind mit kräftigem Handgelenk, breit und sicher vorgetragen. Damit haben wir die Zunft beisammen. Den gesunden Grobian, von dem man das „eminemment Gaulois“ rühmen könnte, was jetzt als Ehrenprädikat auf literarischem Gebiet Mode ist, sucht man vergebens. Blickt man ihnen herzhaft ins Gesicht, so entpuppen sie sich als Varietäten der Blasirtheit.

Ihnen gegenüber stehen die Erscheinungen, die in gesunder aber reflektirter Art durch absichtliche Gelassenheit und Mäßigung oder durch Verzicht auf Composition den großen Eindruck zu erzeugen streben. In dieser ganz modernen Behandlungsweise des Geschichts- und Sittenbildes begegnen wir allen auf der Ausstellung vertretenen Nationen. Aus der Reihe der Franzosen gehört neben Courbet (s. o.) Elie Delaunay hierher mit einem Bilde, das eine nächtliche Episode aus der Geschichte der Stadt Rom während der ersten christlichen Jahrhunderte zum Gegenstande hat — Angriff des Aesculaptempels bei einer Pestilenz —, ernst gedacht und gut gestimmt, aber ganz von der Lockerheit des Aufbaues, die wie Zufall erscheint. In einem zweiten Nachtstück stellt H. le Roux die Messalina dar, wie sie in Gesellschaft ihrer Sclavin an der Thür eines Lupanars lauscht. Eugène le Roux gibt in der Versammlung nordfranzösischer Bauern an der Leiche eines Landsmannes, der begraben werden soll, ein düsteres und ergreifendes Bild des Respektes vor dem Tode; die Monotonie in Haltung der Figuren und Arrangement des Ganzen wirkt hier außerordentlich drastisch. Ihnen gesellen sich bei den Italienern Focosi, der Katharina von Medicis malt, die ihren Sohn Karl d. IX. bestimmt, das Decret zur Ermordung der Hugenotten zu unterschreiben, eine trocken aber kernig colorirte, scharf belichtete Gruppe, dann Hayez in Mailand mit seiner Befreiung Vittore Pisani's, und neben Anderen noch Faustini, der eine Verschwörungsscene aus dem 17. Jahrhundert in dieser Auffassungsweise, aber mit sehr feinem Halbdunkel-Effekt vorführt. — Unter den Niederländern finden wir diesen leidenschaftslosen Vortrag, der ihnen vermöge ihrer Complexion am natürlichsten zu Gesicht steht, bei zwei Meistern hohen Ranges wieder: auf dem Gebiete der Geschichtsillustration bei Guffens, dessen Zeichnungen zu den leider zerstörten

Antwerpner Fresken neben einer Anzahl biblischer Compositionen ausgestellt sind, und im Bereich des Sittenbildes bei Leys, der an Ernst und gediegener Vornehmheit alle mit und seit ihm auf das Studium der alten heimischen Vorbilder gerichtete Genossen noch immer übertrifft. Der in Weimar lehrende Pauwels (von dem „die Rückkehr der Verbannten" ausgestellt ist) bildet wie nach der Art seiner Stoffe, so auch nach seiner edlen Charakteristik die Mitte zwischen beiden. Sehr ungern vermissen wir ein Gemälde dieser Richtung von G. Spangenberg in Berlin, der in seinen ersten Bildern einen Ton anschlägt, welcher viel verheißt. Er verband seinen echten Geschmack in der Wahl der Typen, gute Zeichnung, freies — etwas zum Lässigen neigendes Arrangement mit einer Farbe, deren stark contrastirende Accorde eine erfrischende Rauheit und gesunde Kraft athmen. Sehr zu bedauern wäre, wenn die einseitige Steigerung ins Elegante, welche die kleinen Proben zeigen, die von ihm vorliegen, eine grundsätzliche Veränderung seiner Malweise bedeuteten. Ein recht wackeres Bild von ähnlicher Intention ist Riesstahls „Kirchhofsbesuch", Erfindung und Farbe schön und einfach, die Stimmung ernst und herzlich.

Ungebundener und anspruchsvoller treten auf diesem nächst dem kleinen Genre populärsten Gebiete die Berliner C. Becker (Karl der V. bei Fugger, ein fein colorirtes und elegant vorgetragenes Anekdotenbild, mit welchem man Sohn jun. in Düsseldorf leider nicht an Ort und Stelle vergleichen kann) und Henneberg auf. Bei seinem vielbesprochenen „Glücksritter", der das Studium manches hier vertretenen Vorbildes bekundet, ist es doch erfreulich, wahrzunehmen, daß er auch in der ungewöhnlichen Gesellschaft sich mit Ehren zu behaupten weiß.

Den großen Coloristen Gallait finden wir in mehreren hervorragenden Arbeiten vertreten. Ob man seine Weise, in der das Können stets größer scheint wie das Wollen, als Muster preisen darf, wie es bei den Rundreisen seiner Bilder in Deutschland geschah, ist seit den unleugbaren Fortschritten der letzten Jahre eher zu beantworten. Schade, daß wir Delaroche nicht auch vor Augen haben, um die beiden Maestri hier aufs Lehrhafte hin zu vergleichen. Beiden haftet ein gewisser nationaler Kunstdialect an, der die rechte Vertraulichkeit ausschließt; am meisten in den genrehaften Darstellungen, so hier in Gallait's „Geiger", gewiß einem seiner vorzüglichsten Gemälde. Eine Atmosphäre der eleganten Welt umspielt diese Gestalten, die uns heute wie veraltete Empfindsamkeit vorkommen will, und auch gegen die Sujets seiner Geschichtsbilder, gegen die unentwegte ritterliche Grausamkeit, welche die edlen Grafen Egmont und Hoorn mit Glacéhandschuhen ins Gefängniß, aufs Schaffot und wieder herunter geleitet, sind wir bei allem Respekt vor der Technik heute verstimmt. Um so mehr, wenn man angesichts der Ge-

ſchichtsbilder aus der neuen Münchener Schule die Befürchtung ſchöpft, als ſtünden dieſe Gegenſtände und dieſe Technik in einem inneren Zuſammenhang. Denn auch Piloty malt mit Vorliebe Ereigniſſe, denen gegenüber das Gemüth des Beſchauers befangen bleibt. Diesmal ſehen wir zwar weder den Mordbrenner Nero, noch den todten Wallenſtein oder die letzten Augenblicke Cäſars, aber ein Todesurtheil muß es wenigſtens ſein. Dieſe Maria Stuart mit Hanna und den Großwürdenträgern iſt ein einfach componirtes und nicht empfindungsloſes Bild; die Miſchung von Stolz, Groll und Entſetzen in den gezwungen impaſſibeln Zügen der ſchönen Königin ſehr ergreifend, wie ja der ganze Vorwurf in ſeiner leidenſchaftlichen Macht und Prägnanz dem Künſtler Gelegenheit zu außerordentlicher Leiſtung bietet. Aber auch höchſte Darſtellungskraft überwindet die Ungunſt nicht, die darin liegt, daß das Publicum mit Voreingenommenheit an das Bild tritt, und das iſt immer da der Fall, wo der Maler ſein Sujet der dramatiſchen Kunſt direct entlehnt. Er hat alsdann mit den mannigfaltigſten ſtillen Einwendungen zu kämpfen, die nicht immer berechtigt, aber nichtsdeſtoweniger vorhanden und um ſo hartnäckiger ſind. Und Piloty bringt ſie nicht zum Schweigen. Die Männergruppe entbehrt des Grades von Individualiſirung, den jeder Leſer Schillers verlangt und die äußerſt wirkſame und meiſterhafte Behandlung des Koſtüms erſetzt den Mangel nicht, ſondern macht ihn nur noch fühlbarer. Mit Genugthuung nehmen wir wahr, daß der Künſtler neuerdings ſeine Figuren in kleinerem Maßſtabe zeichnet, nur müßte dann auch der gar zu paſtoſe Farbenauftrag, der auf Fernwirkung berechnet iſt, moderirt werden. Coloſſalgeſtalten zu erfinden, iſt ihm nicht gegeben, wie er auch trotz ſeines Antheils an den Wandbildern im Nationalmuſeum der hiſtoriſchen Kunſt im ſtrengen Sinne ganz fern ſteht, ſchon weil ſeine Erfindungskraft nicht groß und nicht ſelbſtändig iſt und die ganze Auffaſſung der menſchlichen Figur vom Wirbel bis zur Zehe modern und die Färbung genrehaft bleibt, da es ihr ſtets vorwiegend auf die Stoffmalerei ankommt. In beiden Beziehungen hat man in Steinle wol das entſchiedenſte Gegenbild. Leidet ſein kleiner Cyclus zu dem Märchen „Schneewittchen und Roſenroth", ein ziemlich mißlungener Verſuch auf Schwind's Domaine, an geſuchter Stiliſirung, die ans Unbeholfene ſtreift, ſo iſt dagegen die Illuſtration zu Shakeſpeare's „Kaufmann von Venedig" (Porzia mit den Käſtchen) eine höchſt anmuthige Compoſition voll guter Laune in Erfindung und Vortrag; auch das leichte Colorit des Cartons hat etwas ſehr Anſprechendes und läßt uns den oft zum Bizarren neigenden Meiſter wieder einmal in ſeiner ganzen Liebenswürdigkeit ſchätzen.

Das beliebte, jetzt ſchon ins zweiten Stadium modiſchen Intereſſes eingetretene Gebiet der Koſtümmalerei, die Schilderung des Orients, iſt reich

vertreten. Fromentin's „arabiſche Tänzer“ beanſpruchen zwar hohen Rang unter ihres Gleichen, allein der fette flüchtige Vortrag dieſes teppichbunten Gewirres, das nichts als den ungeſchminkten Schein der Wirklichkeit geben will, macht ſelbſt gegen Horace Vernet's ins Arabiſch überſetzte Patriarchen und Stammmütter Israels toleranter, die bei aller Racemäßigkeit doch die künſtleriſche Umgangsſprache einer durchgebildeten Form reden. Auch von den Kriegsbildern des Bravſten der Braven auf der Leinwand iſt nur die bekannte Epiſode aus der Eroberung von Conſtantine „der Soldat als Amme“ ausgeſtellt, ein Bild, das freilich durch Glätte und Conventionalismus ſehr von der rückſichtsloſen Naturauffaſſung abweicht, die heute bei ſolchen Stoffen verlangt wird, das aber die Adepten des neuen Realismus, die es umlagern, an die künſtleriſchen Rechte der Linie mahnen kann.

Im Schlachtenfach iſt Hippolyte Bellangé mit ſeinen „Küraſſieren von Waterloo“ erſchienen, einem kleinen Bilde, das die Wucht dramatiſcher Maſſenwirkung durch tiefernſtes Colorit ſteigernd ſeine Aufgabe meiſterhaft und ohne Phraſe löſt. Auch deutſchen Malern wird das Kriegstheater ein Feld der Ehren: Franz Adam in München gibt in ſeiner umfangreichen Schilderung „nach der Schlacht von Solferino“ ein ergreifendes, aber von ſicherer Hand des Darſtellers beherrſchtes Gemälde der Verwüſtung und jenes ſtupiden Zuſtandes der Betäubung, den ein geſchlagenes Heer von der Beſchaffenheit der fremden Regimenter Oeſtreichs nach einem ſolchen Tage bieten mag. Die gewählten Typen wirken im Gegenſatz zu den Franzoſen, welche nicht mehr als Kämpfer, ſondern als Mitleidende am Platze ſind, faſt wie eine Illuſtration zu dem Wort von Frankreichs civiliſatoriſchen Kriegen, das dem kaiſerlichen Redner am 10ten Erinnerungstage des Ereigniſſes im Lager zu Chalons entſchlüpfte. Bedeutender noch ſcheint uns ein anderes kleines Bild deſſelben Künſtlers — ſcheinbar ein Zoll poetiſcher Gerechtigkeit —: eine Scene aus dem Rückzug der großen Armee aus Rußland, meiſterhaft in Local- und Wetterſtimmung, ſodaß ſich die Gewalt eines ungeheuren Naturereigniſſes trotz des kleinen Maaßſtabes nicht unvollkommener ausſpricht, wie bei Bellangé. Illuſtrationsartiger, aber reſpectabel genug nimmt ſich daneben Camphauſens Begegnung der Sieger bei Chlum aus. Maſſenwirkung und Porträtzeichnung ſind aber in allen Fällen ſchwer zu vereinbaren, namentlich wo die geringe Zeitentfernung die Phantaſie des Künſtlers bindet. — Zwei außerordentliche Talente in naturwahrer Wiedergabe des Menſchen- und Thiermaterials, womit der Kriegsgott ſeine Spiele ſpielt, haben wir hier noch hervorzuheben: Horſchelt, den artiſtiſchen Begleiter der letzten kaukaſiſchen Expedition des ruſſiſchen Heeres, der die Völkermenagerie jenes Kriegstheaters in der Aufregung paſſiver Leidenſchaften und im Zwange militäriſchen Dienſtes photographiſch exakt und mit abſoluter Glaubwürdigkeit der Auffaſſung ab-

ſchildert, und Joſef Brandt, welcher eine „Epiſode nach der Schlacht am weißen Berge“, Vorführung von Beutepferden, in einer Farbenſtimmung gibt, die in der geſammten Ausſtellung, auch unter den Franzoſen, an Geſchmack und Schönheit ihres Gleichen ſucht. Beide der Münchener Kunſtgenoſſenſchaft angehörig, vertreten ſie zwei verſchiedene Seiten des modernen Realismus in der ehrenvollſten Weiſe. —

Bei Revue der zahlreichen Geſichter, die uns aus dem beinahe endloſen Gebiet des kleineren Genrebildes mit größerem oder geringerem Humor, feinerer oder breiterer Charakterſchilderung, ſtillen oder bewegten Gemüthes anſehn, muß ein Name abgeſondert werden, der zwar auf den allerkleinſten Bildchen zu leſen ſteht, aber an Bedeutung alle anderen überragt.

Meiſſonnier ſcheint nur aus Laune Cabinetsbilder zu malen. Was er gibt, hat bei aller Reduction der Verhältniſſe eine Großartigkeit und Breite, eine Vollendung der Figurenauffaſſung, daß man große Compoſitionen wie durch das verkehrte Opernglas zu ſehen meint. Er liebt freilich, Gruppen darzuſtellen, die in leichter beſchaulicher Stimmung eben nur harmoniſchen Zuſtand feiern, und er umgibt ſie mit einem Comfort, an dem auch die kleinſte Kleinigkeit liebevoll gezeichnet iſt, — lauter eigenthümliche Züge des Genremalers, die ihn als den Meiſter in dieſem Gebiet erſcheinen laſſen; aber wenn er daneben ſeine einſamen Figürchen ſehen läßt, dieſe feingebildeten Naturen — wohl alle Junggeſellen — mit dem Anflug von philoſophiſchem Humor oder ſanfter Schwermuth, dann erhebt er ſich zu einer Charakteriſtik, in welcher er von keinem Landsmann, ja von keinem Zeitgenoſſen überhaupt erreicht wird. Es will uns dann räthſelhaft erſcheinen, daß er der Schilderei im Großen wirklich nicht fähig ſein ſoll, denn in dieſen Cabinetsſtücken iſt keine Spur von Kleinlichkeit, ſondern die vollendetſte Plaſtik der Körper, der höchſte Geſchmack im Arrangement. Aber ein anderes Räthſel hört dagegen auf: dies nämlich, daß die Liebhaber für ſolche Bildchen von kaum 8 Zoll im Geviert bis 20,000 Francs bezahlen. Die drei Exemplare, die wir in München ſehen — kartenſpielende Soldaten, der leſende Mann im Lehnſtuhl und ein Reiterzug — ſind zugleich drei Gattungen und je in ihrer Weiſe feſſelnd. Wenn man auch die contemplative Einzelfigur, ein vollendet erfundenes Porträt, vorziehen mag, die feine Gemüthsmalerei des erſt- und die Subtilität des letztgenannten, deſſen Geſtalten die Größe von Stecknadeln haben, können nicht übertroffen werden. Nur der Loupe erſchließen ſich die discreten Details dieſer Bildchen, und wenn man ſie beſchaut, erwärmt die Empfindung, daß man einen Mann vor ſich ſieht, deſſen ſchöne Seele noch unendlich mehr birgt. — Am nächſten unter den Franzoſen kommt ihm in Feinheit der Figurenſchilderung auf kleinſter Fläche Eugène Fichel, urſprünglich Schüler von Delaroche. Auf den erſten Blick erkennt man ſeine Abhängigkeit

von Meissonnier, aber auch die Inferiorität, obwohl das beste seiner in München ausgestellten Bilder, „die Verhaftung des Spions", ein Meisterstück der Gattung, in der dramatischen Bewegung über Meissonnier hinausgeht. Neben ihm stehen Trayer und Anton Seitz in München, beide mit ähnlichen Mitteln Stoffe aus der Sphäre des ländlichen oder kleinstädtischen Lebens behandelnd, der deutsche besonders durch seine Physiognomik der Köpfe und Hände hervorragend. Eleganter und mechanischer schon erscheint der Spanier Zamacois. Er und Comte (hier mit seinen unpassender Weise wie auf Porcellan gemalten Wachtsoldaten im Katzenjammer) bildet den Uebergang zu den Malern der Salonscenen. Goupil mit den stark parfümirten, aber nichtsdestoweniger sehr lebenswahren Damenbildchen ist nur durch ein kleines Solostück (Mädchen mit Fächer) von schalkhafter Nettigkeit vertreten, Stevens dagegen durch eine Gruppe in größerem Format, eine „Trauervisite", aus der uns die graziöse Gedankenlosigkeit der Pariser Modeexistenz mit eigenthümlichem Zauber anredet. Auch August v. Heyden in Berlin, dessen großes skizzenhaft behandeltes Geschichtsbild „Luther und Frundsberg" eine mißlungene Vergrößerung zu nennen ist, da sie ihre Figuren dem Auge wie mit dem Tubus aufdrängt, gehört mit einem sehr hübschen, trocken doch geschmackvoll behandelten Genrestück, „die alte Chronik" (zwei Damen in altfranzösischem Kostüm, denen ein Geistlicher vorliest), in diese Reihe. Wir schließen sie mit Erwähnung des Italieners Iduno, der sein Rokoko-Familienstück sauber und liebevoll vorträgt, und mit dem Feinschmecker Brillouin und seinen etwas preciös vorgetragenen Einzelmotiven aus entlegener Zeit. In Avançon haben wir dann den Schalk der Richtung zu erkennen. Er gibt in einem den Stil und das Kostüm des 15ten Jahrhunderts meisterlich parodirenden Bildchen „Monsieur le Dauphin" zum Besten, einen halbwüchsigen Vollblut-Valois, der sein livre d'heures auf den Stuhl geworfen hat und sich mit der Energie eines gründlich gelangweilten Bürschchens dem königlichen Vergnügen widmet, mit der hohlen Hand Fliegen zu fangen. Wenn nur das Fliegenfangen nicht schließlich auch Geschäft der hommes du chic auf dem geschilderten Gebiete wird!

Recht vollzählig und in trefflichen Proben sind die heutigen Hauptmeister des deutschen Genrebildes beisammen: Vautier, Meyerheim, Knaus, dessen ergötzliches Kinderbild „Wie die Alten sungen ꝛc." seinen in Composition etwas saloppen und im Colorit flauen Darstellungen neueren Datums wieder den munterern, kräftigeren Ton entgegengesetzt, der mehr an seine frühen, trotz einer gewissen Unfreiheit der Färbung doch besten Arbeiten erinnert. Auch Hagn muß hier genannt werden, der altmünchener Kleinleben sehr liebenswürdig und mit feingestimmter an Watteau gebildeter Farbe schildert. Sodann fehlen auch Salentin und Enhuber nicht, leider

aber Waldmüller, deſſen kecke Lichtbehandlung am beſten geeignet wäre, unſeren franzöſiſchen Rivalen zu imponiren. Dieſe haben ſich nur ſpärlich eingefunden. Wie deutſcherſeits den einzigen Ludwig Richter, ſo vermiſſen wir Breton und ſeine Genoſſen höchſt ungern. Als ſehr achtungswerther Vertreter der Fremden aber fällt A. de Meuron aus Genf auf; in ſeinen vollendet gemalten „Gemsjägern“ klingt wenigſtens die Tradition Roberts würdig nach. Ribot präſentirt ſich in ſeiner Domäne, Küche und Keller, als geſchickter Nachahmer der vulgären Altholländer.

Knaus beginnt den Reigen dann auch im Porträtfache mit einigen meiſterhaft breit und trocken behandelten Bildniſſen. Bei den Franzoſen ſteht hier Paul Flandrin's ſattes, glatt verarbeitetes Colorit einer Anzahl Deutſcher gegenüber, von denen nur Richter in Berlin ähnliche Intention, aber Steigerung ins Elegante zeigt. Werthvoller ſind die Porträts von Lenbach und Leibel in München. Iſt es auch für das Original eines Porträts ein zweifelhaftes Vergnügen, wenn daſſelbe wie 300 Jahre alt ausſieht, ſo hat doch die Anlehnung an claſſiſche Vorbilder des Helldunkels bei dem Geſchmack, mit welchem Lenbach verfährt, nichts Bedenkliches. Wir nennen noch Haider in München, Cajetan Schweizer in Leipzig, deſſen wackere ſtiliſtiſche Intention Lob verdient, endlich Borckmann in Berlin, dem in der Porträtgruppe die Verbindung modernſten Lebens mit gediegener Formgebung anmuthig gelingt.

Auch in der Malerei des Thierlebens überwiegen die deutſchen Produkte an Zahl und an künſtleriſchem Werth. Die photographiſch reproducirten Wiederkäuer von Xaver de Cock und Auguſt Bonheur — die virtuoſere Schweſter iſt leider ausgeblieben — namentlich eine Viehherde des erſteren, die mit der ganzen Wirklichkeit eines Bildes in der Camera obscura auf den Beſchauer losrückt, haben keine Gegenſtücke dieſſeits des Rheins; Gauermann und Brendel mit ihren cultivirten Thieren laſſen Rivalen wie Braccaſſat (der nicht vertreten iſt) und Verboekhoven den Rang; entſchieden obenan ſteht aber in der ganzen Section Voltz. Er verbindet Thier, Landſchaft und Menſchen, ohne einem der Theile Zwang anzuthun, zu der Einheit behaglichen Gemeinlebens, das uns die alten Niederländer ſchildern, aber er bleibt dabei durchaus originell.

Die Landſchaften, welche in der Ausſtellung vereinigt ſind, bieten faſt weniger als die anderen Hauptgebiete einen Ueberblick über die charakteriſtiſchen Richtungen, wenn auch intereſſante Einzelheiten in großer Zahl vorhanden ſind. Beinahe ganz mangelt die hiſtoriſche Landſchaft: kein Preller, kein Rottmann, kein Schirmer oder Richter erfreut das Auge; Albert Zimmermann hat eine ungünſtige Auswahl getroffen; ſelbſt die jüngſte Generation der mittelbaren Schüler des alten Koch auf dieſem nur noch bei uns zu Recht be-

ſtehenden Felde iſt ſchwach vertreten: H. Gärtner's edler Wohllaut fehlt in dem Concert, wenn auch Hummel in Weimar, R. Hoffmann in Wien, Rau in Dresden achtungswerthe Kraft der Compoſition zeigen und Dreber-Franz in Rom mit einem coloſſalen Bilde den kühnen Verſuch wagt, eine ganze Gebirgswelt auf ein Mal zu ſchildern, ein Bild, das leider zugleich Leiter und Loupe verlangt, um gewürdigt werden zu können.

Ein einziges franzöſiſches Bild, P. Flandrin's „Erinnerung aus der römiſchen Campagna" — freilich ſehr abſichtsvoll und monoton ſtiliſirt — zählt in dieſe Claſſe. Um ſo lebhafter wird es im Bereich der Veduten- und landſchaftlichen Stimmungsmalerei. Und ſie hat treffliche Dinge aufzuweiſen, obgleich die erſte Größe dieſer zweiten Reihe, Leſſing, fehlt, den wir hier weit mehr vermiſſen als im Hiſtorienfach. Wem die Brüder Andreas und Oswald Achenbach das A und O der Landſchaftskunſt ſcheinen — ſo ſind ſie in Düſſeldorf alles Ernſtes genannt worden — der vergißt, daß wenn nicht zwiſchen, ſo doch außerhalb ihrer eben noch ein ganzes Alfabet von Möglichkeiten Platz hat. So ſchön Andreas complicirte Form- und Lichteffecte zur Geltung zu bringen weiß — wie hier in einem holländiſchen Motiv — ſeine künſtleriſche Bildung ſchützt ihn ſo wenig vor Dürftigkeiten wie den Bruder Oswald ſeine größere Fertigkeit und das beſchleunigte Tempo der Mache vor Häßlichkeiten bewahrt. Sein Stolz iſt, an Italien nun einmal blos das Ordinäre zu ſehn und in ſeinen Bildern ſagen zu können: das Land, wo die Orangen blühn, beſteht aus eitel Dreck und Feuer. Nun wol, man muß ihm glauben; denn was er macht, iſt unwiderſprechlich: gewiß, ſo wie er's malt, ſieht es aus, wenn die neapolitaniſchen Fiſcher beim Scirocco am Quai entlang lungern oder wenn ein Cardinal, von den fuochi des Landpöbels begrüßt, die verwitterten Stufen einer römiſchen Bergſtadt herabſtrahlt, und für den Preis, den dieſe Veduten machen, kann man hingehn, um ſich mit eigenen Augen zu überzeugen. Aber das wird Alles mit einer gewiſſen Schadenfreude als die Wirklichkeit Italiens den Idealiſten vors Geſicht gerückt. Von Goethe zeichnete bekanntlich einſt Jemand ein Porträt, als der Götterſohn gerade zum Fenſter hinausſah. Es war frappant getroffen — aber von hinten. — Mit ganz andrem Sinne und doch ohne alle Prätention und Schwärmerei, ſondern hübſch nüchtern und real erfaßt Valentin Ruths in Hamburg ſeine italieniſchen Motive: da iſt die Zeichnung der Form, welche die Natur wirklich hat, nicht weggeleugnet und die freie klare Modellirung des Terrains mit dem Taſtſinn verfolgt, der den inwohnenden Rhythmus nachzuempfinden vermag. Lieber noch ſehen wir den wenig bekannten, kürzlich zum Mitgliede der Berliner Akademie erwählten Künſtler die Natur ſeiner Heimath ſchildern: die holſteiniſche Haide oder die Geeſt, das Bodenleben der feuchten Niederungen oder ſterilen Campagnen weiß er

mit der ganzen anziehenden Melancholie des menſchenleeren Landes, das auch beim hellſten Mittagsſonnenſchein wie verzaubert ausſieht, aufs wirkungsvollſte und doch einfachſte zu ſchildern. Schleich, der mit vorwiegender Betonung des atmoſphäriſchen Lebens und naturaliſtiſcherem Sinn beſonders gern die Poeſie der ſüddeutſchen Ebene zeigt, hat in Lier einen würdigen Genoſſen; Chr. Morgenſtern jedoch, der jüngſt verſtorbene Meiſter des Luftlebens, iſt nicht in ſeinen vorzüglichen ſkizzenhaften Cabinetbildchen, ſondern durch größere ausgeführte Bilder vertreten, die weſentlich hinter dieſen zurückbleiben. — Zwei geiſtreiche Maler des Wetters und der Jahreszeit lernen wir in Scherres und Seibels kennen: jener bringt eine Landſtraße, die ſich grad vor uns ganz eben in die Ferne verliert; ein paar Figürchen quälen ſich, dieſe ſchlechte Unendlichkeit im vollen Landregen abzumeſſen, ein Bild, das mit größter Fertigkeit gemalt einen höchſt humoriſtiſchen Eindruck macht. Seibels malt ein Stück Dorfgegend in dem Schimmer des Frühlings, alle Dinge durch die klar gewordene Luft angefriſcht, alles Leben neu aufathmend, eine Schaafheerde vorn, die ſich den triefenden Weg in ganzer Breite daher drängt. Daneben erſcheinen Decamps mit den leimig zähen Tönen ſeiner überkräftigen Localſkizzen, Harpignies mit den fleckigen, vor lauter Subſtanz nicht zur Plaſtik gelangenden Studien, Camille Bernier mit ſeinem frappanten Waldporträt, zu welchem Lamorinière in Brüſſel das geſchmackvollere Gegenbild gibt, ziemlich roh. Baudit und Appian, ebenfalls ausſchließlich mit Farbe modellirend, beſchränken ſich in den hier vorliegenden Proben zu ſehr auf die bizarren Phänomene des Sumpflandes. Sie ſämmtlich, ebenſo wie Corot, der in ähnlicher Intention einen „Windſtoß“ gemalt hat, zwingen uns nicht zu der Ueberzeugung, daß das, was ſie geben, gerade in Oel gemalt werden mußte, wie man denn überhanpt bei den Naturaliſten eine große Unſicherheit im Inſtinkt für die Darſtellungsmittel wahrnimmt. Nicht blos in dieſem Sinne heimathlos ſind nun auch die Bilder Hildebrandt's, den übereifrige Bewunderung kürzlich mit dem Titel „Maler des Kosmos“ gekränkt hat. Die Kunſt wird nicht wie manche Weine beſſer, wenn ſie die Linie paſſirt; im Gegentheil, mit der wachſenden Kenntniß des Tropen-Koſtüms der Natur, des Fremdartigen und Seltenen wird der Sinn für die immer einfache künſtleriſche Wirkung getrübt. So iſt es Hildebrandt gegangen und infolge deſſen eine urſprünglich vielleicht recht tüchtige Kraft ins Abſurde geführt worden. Sein ausgeſtelltes Bild aus der Tropenwelt erhebt ſich nicht über die handfeſten Dekorationsſtücke, wie man ſie in Dioramen auf dem Jahrmarkt bewundern kann. — Nur in ganz wenig Proben iſt die Marine vertreten, doch ſind ſie dafür von ausgezeichneter Art. Neben einem überaus ſubtil und ſchön geſtimmten Strand im vollen Sonnenglanze von Gudin, der in dieſer räumlichen Einſchränkung noch Beſſeres

leiſtet als auf großen Flächen, gebührt den beiden Bildchen von Sturm in Baden (Brigg an der norwegiſchen Küſte und Schaluppe vorm Winde ſegelnd) beſondere Auszeichnung. Hier erhebt Beſcheidung und Liebe des Künſtlers eine anſpruchsloſe Specialität zur reinſten äſthetiſchen Wirkung. —

Auf dem Meere, dem Raum der Hoffnung, verlaſſen wir die bunte Malergeſellſchaft, die jetzt in München wettſtreitet. Es wäre unrecht vom Laien, ohne Dank zu ſcheiden, und gefährlich für den Künſtler, nach irgend einer Richtung mit Steinen zu werfen; nicht blos weil man ſich wirklich im Glashauſe befindet, ſondern weil Keiner iſt, der nicht von einem Andern lernen könnte. Das einzige Gemeinſame, das wir wahrnehmen, iſt die unter den Künſtlern immer feſter werdende Ueberzeugung, daß die Farbe wieder zu einem weſentlichen Element erhoben werden müſſe, — eine Einſicht, die uns Deutſchen lange gefehlt hat. Noch heute thun es uns Franzoſen und Belgier darin zuvor. Wie ihre Sprache ſich formelhafter entwickelt hat als die unſrige, haben ſie auch einen deutlicheren Inſtinkt für die coloriſtiſche Benennung ihrer Kunſterzeugniſſe. Und das iſt mit nichten ein müheloſer Beſitz. Es kann nicht geleugnet werden, daß ſie fleißiger und ausdauernder ſtudiren, denn wenn wir die gegenſeitigen Kunſtleiſtungen der Vergangenheit vergleichen, erkennen wir es als eine Selbſttäuſchung, daß die Fähigkeit, die Dinge farbig zu ſehn, Naturvorzug ihrer Race ſei. Die Wahrheit iſt: das Studium des Künſtlers dieſſeits des Rheins wird viel zu ſehr in Zeichnung und Malerei getrennt, ſodaß ſich das Verſtändniß des Formenweſens und des Lichtſcheines der Dinge nur in ſeltenen Fällen ſchon im Auge der Lernenden zu der Einheit verbindet, die das maleriſche Kunſtwerk bedingt. Auch hervorragenden Gemälden aus deutſchen Schulen merkt man ab, daß ſie gefärbt, nicht in Farbe erfunden ſind. Franzoſen und Niederländer haben in ihrer Ausbildung auch dem Umſtande viel zu danken, daß ſich das bei uns verzettelte und verachtete Erbe des 18. Jahrhunderts unter ihnen in lebendigerer Ueberlieferung erhielt und ſie die Technik der Malerei nicht erſt ſo gut wie neu erfinden mußten. Und auch die Zucht war bereits in der vorigen Generation weit ſtrenger. Man laſſe ſich nur erzählen, mit welcher Feldwebelenergie z. B. der alte Van Brée in Antwerpen ſeine Schüler vor frühreifem Meiſterſpielen bewahrte.

Am haſtigſten ringen ohne Frage die Münchener, aus dieſem Bann herauszukommen, in den uns eine zu weiche Erziehung gebracht, und wir haben manches ſehr achtbare Reſultat zu verzeichnen gehabt. Aber uns Deutſchen liegt die Gefahr, in Extreme zu gerathen, nicht ferner, ſondern näher als Anderen, weil wir zu leicht geneigt ſind, aus einer neuen Wahrheit einſeitig Princip zu machen. So wird heute in demſelben München, in welchem vor 40 Jahren die deutſche Monumentalmalerei ihre Triumphe

feierte, aus einer wahren Tyrannei des Colorits Schule gemacht. Gleich einem Adepten hat man hier einen Maler wie Makart erhoben, dessen ganzes Geheimniß in der Naivetät besteht, womit er alle Hauptelemente der Figurencomposition dem Lüstre seiner papageiartig gestimmten, kaleidoskopisch combinirten Farbentöne opfert. Ein gut Theil Schuld an dieser Verirrung tragen allerdings die modernen Franzosen mit ihrer kecken Experimentirlust in der Wahl der Sujets, aber im Technischen sind sie, — und vollends die Niederländer mit ihrer aristokratischen Ruhe — immer noch besonnener, wenn sie auch die Grenzen der einzelnen Darstellungsmittel oft mißachten. Dagegen ist die Phantasie der deutschen Maler unbefleckter und künstlerischer; die jungen Münchener Extravaganzen sind doch Ausnahmen und bestätigen die Regel. Darf man bei der Lückenhaftigkeit dieser Ausstellung der künftigen Entwickelung der Malerei ein Prognostikon stellen, so wird es all dem Unzulänglichen zum Trotz doch am günstigsten für uns ausfallen. Die Franzosen sind auf einem Niveau angelangt, das unendliche Ausdehnung in die Breite gestattet; doch haben sie ihre Kunst dergestalt mit dem Leben, d. h. der modernen Anschauung verquickt, daß sie nicht nicht wissen, wie wieder herauszukommen, und so werden sie das, was wir vor ihnen voraushaben, den Glauben an den Selbstzweck der Kunst, nicht leicht zurückerwerben. Wohl aber können wir lernen, was jetzt noch ihr Vorzug ist.

Dazu ist nur Eins noth. Beim Eintritt in den Transept der Münchener Ausstellung starrt uns eine Unform von plastischem Conglomerat entgegen, die sich beim Nähertreten in Haustrümmer und Körperfetzen auseinander thut. Es ist das Effectstück eines italienischen Patrioten und soll an die Verwüstungen der Revolutionskämpfe mahnen. Zu diesem Ende führt es die Aufschrift: „Dem Gewissen der Regierungen gewidmet.“ Gut gebrüllt, Löwe! Dem Künstler aber männiglich, nicht blos diesem hier, möchten wir rathen, künftig jedes Werk nur dem eigenen Gewissen zu widmen. Dann wird die Kunst nicht lange mehr fehl gehen, wenn sie auch den goldenen Bergen noch eine Weile fern bleibt.

M. J.

Die Aussichten des nächsten bayrischen Landtags.

München, Anfang September.

In nächster Zeit muß der Landtag zur Erledigung der vielen dringenden Geschäfte, die seiner harren, einberufen werden. Was wird er bringen? Werden die Liberalen, werden die Ultramontanen Herren der Lage werden?

Jedenfalls steht fest, daß die Ultramontanen eine, wenn auch ganz kleine Mehrheit ihrer Leute durchgesetzt haben und daß Bayern, seit die Constitution besteht, noch nie so schwer zu regieren war als gegenwärtig. Bisher stand der Regierung eine ausschlaggebende Anzahl von Abgeordneten entweder als mehr oder minder ausgesprochene ministerielle Partei zur Seite oder als erdrückende Opposition gegenüber. Was aber soll jetzt geschehen, wo die Parteien sich so vollständig die Waage halten, daß das Erkranken oder Ausbleiben des einen oder anderen Abgeordneten der Gegenpartei zum Siege verhelfen kann? Durch einen Wechsel des Ministeriums ist selbstverständlich dem Lande der Friede nicht wiederzugeben. Denn ein ultramontanes Cabinet würde nicht allein eine seine Thätigkeit lähmende Opposition in der Kammer vorfinden, sondern überdies die Gefahr heraufbeschwören, daß in den protestantischen Provinzen sich eine rein annexionistische Partei herausbildete.

Unter diesen Umständen hat nach unserem Dafürhalten die gegenwärtige Regierung ganz mit Recht und ganz im constitutionellen Sinne den Entschluß gefaßt, trotz der wenig verlockenden Situation am Ruder zu bleiben. Freilich die Tage der Reform in Kirche und Schule, die Tage, wo an eine Ausdehnung der Beziehungen zum norddeutschen Bunde gedacht werden konnte, sind für einige Zeit vorüber. Darüber wird man sich wohl in den maßgebenden Kreisen keinen Illusionen hingeben, und so viel man hört, soll auch das „noli me tangere“ dieser sturmerregenden Fragen in das neue Programm des Ministeriums aufgenommen worden sein. Die gegenwärtige Regierung vermag aber doch zu hindern, daß Bayern durch die Ultramontanen von dem Punkte wieder herabgestoßen werde, den es in Folge seines fünfzigjährigen Verfassungslebens bereits erreicht hat. Auch wird auf neutralem Gebiete,— wenn dieser Ausdruck hier erlaubt ist, — die gesetzgebende Maschine unter der jetzigen Regierung nicht zum Stillstand gebracht werden können. Denn daß, wie sich vielleicht Lucas, Buchner und Consorten einbilden mögen, die ultramontane Partei Parteifragen nicht berührende Vorlagen des Ministeriums nur deswegen verwerfen wolle oder könne, weil sie von einem liberalen Ministerium kommen, das glauben wir nicht. An sich Gutes zu verwerfen, weil man den Spender desselben nicht mag, — diese Methode ist in der Politik in Folge trauriger Erfahrung in Abgang gekommen und wir sind fest überzeugt, daß sich die Ultramontanen diese Erfahrung ihrer Gegner ebenfalls zu Herzen genommen haben. Sollte ein derartiger Versuch dennoch gemacht werden, so würde dies sicher eine jener Spaltungen innerhalb der ultramontanen Partei hervorrufen, mit denen zu calculiren die Liberalen schon längst gewohnt sind. Aus der bis jetzt geschlossenen Phalanx der Ultramontanen würde sich eine Mittelpartei abzweigen, die zwar in äußeren Fragen

ſtark blau-weiß auftreten, in inneren Fragen aber der Verſtändigung mit den Liberalen nicht principiell unzugänglich ſein würde. — Sind auch die Trauben der Ultramontanen nicht ſämmtlich zur Reife gekommen, ſo bleibt die Lage doch immer eine ſehr unbefriedigende und unſichere, und dies um ſo mehr, je weniger man im Lande weiß, wie der König perſönlich zu dem ganzen Treiben ſteht. Stimmen ſeine Anſichten im Weſentlichen mit denen ſeiner Miniſter überein, oder hält er die jetzige Zuſammenſetzung ſeiner Regierung nur eben für opportun? Hierüber iſt bis jetzt nicht das Geringſte in die Oeffentlichkeit gedrungen, obwohl eine Kundgebung in dieſer Richtung zur Stärkung der miniſteriellen Poſition dringend nothwendig wäre. Der König — das weiß Jedermann — iſt eben Intereſſen aller Art zugänglicher als denen, welche ſich auf die Lage des Landes und ſeine Regierung beziehen.

Sie ſehen hieraus, daß zwar das Miniſterium Hohenlohe auch durch die jetzige Zuſammenſetzung der Kammer der Abgeordneten keineswegs zu einer Unmöglichkeit geworden iſt, daß ſich aber andererſeits das Feld ſeiner Thätigkeit von verſchiedenen Seiten her verengt hat, daß ſeine Thätigkeit zu einer blos conſervirenden herabgeſunken iſt. Daß die Reorganiſation der Volksſchulen in der nächſten Zeit, ſo wie ſie beabſichtigt war, nicht wieder aufs Tapet gebracht werden kann, halten wir, offen geſtanden, für das allergeringſte Unglück, das die Ultramontanen angeſtiftet haben. Denn keine der vielen inneren Fragen drängt trotz aller gegenſeitigen Behauptungen ſo wenig zur Entſcheidung, wie die Schulfrage. Läßt man alle Parteiphraſen, die ſich ja reichlich in dieſelbe gemiſcht haben, weg, ſo iſt das Wahre an der Sache dies: die Schullehrer ſind unzufrieden mit ihrer ſocialen Stellung, insbeſondere mit ihrer Bezahlung und wohl mit Recht. Dieſe lediglich in den Perſonen der Lehrer begründeten Bedürfniſſe hat man nun mit anerkennungswerthem Geſchick als Fehler der Schulorganiſation darzuſtellen gewußt und behauptet, das bayeriſche Schulweſen tauge überhaupt nichts, während ſtatiſtiſch längſt nachgewieſen iſt, daß unſere Schulen den Vergleich ſelbſt mit den preußiſchen kaum zu ſcheuen haben. In der That laſſen unſere Schulen — allerdings mit Ausnahme der niederbayriſchen — weniger zu wünſchen übrig, als man allgemein annimmt, ja ſie ſind in einzelnen Kreiſen, wie in Oberbayern, Schwaben, Mittel- und Unterfranken geradezu gut. Hätte das Miniſterium den Grund der Agitation richtig erkannt, ſo hätte es ſich die Schulfrage, die ihm ſo vielen Haß zugezogen hat, durch eine etwas ausgibige Gehaltsaufbeſſerung der Lehrer ohne große Mühe bis zu einem bequemen Zeitpunkt vertagen können.

Was der liberalen Partei dieſe Frage ſo anziehend machte, war der Umſtand, daß die Reorganiſation der Schule auf Beſeitigung der Geiſtlichkeit durch Aufſtellung weltlicher Inſpectoren hinauslief und man hiedurch eine

Beschränkung des clericalen Einflusses überhaupt herbeiführen zu können glaubte, ein Glaube, der sich indessen als sehr trügerisch herausstellen dürfte. Ganz läßt sich indessen der Eifer der liberalen Partei hieraus nicht erklären; auch die Furcht hat eine nicht unbedeutende Rolle in dieser Angelegenheit gespielt. Die Schullehrer sind auf dem platten Lande bereits zu einer keineswegs zu unterschätzenden Macht herangewachsen. Da sie allein im Stande sind, den Einfluß der Geistlichen auf die Landbevölkerung einigermaßen zu paralysiren, so waren sie der liberalen Partei bei den Wahlen ganz unentbehrlich. So ist denn manches Wort, das die Kammerdebatte der wahren Sachlage etwas näher gebracht hätte, im Hinblick auf diese Unentbehrlichkeit in der Brust der Volksvertreter verschlossen geblieben.

Nun, der Entwurf ist gefallen; das aber, was nach unserem Dafürhalten den einzigen stichhaltigen Grund der ganzen Agitation bildete, nämlich die Verbesserung der Gehalte der Lehrer und damit die Verbesserung ihrer ganzen socialen Stellung, kann auch von der jetzigen Kammer jeden Augenblick erlangt werden.

Wir würden uns nicht so lange bei dieser bereits abgethanen Sache aufgehalten haben, wenn es nicht in Bayern gegenwärtig Mode wäre, Alles auf die Mängel des Schulwesens zu schieben. Mag es in der Armee oder der Justiz, bei der Eisenbahn oder beim Theater an irgend etwas fehlen, überall ist der wahre Grund die mangelhafte Schulbildung. Erlauben Sie mir eine kleine Geschichte anzuführen, welche Ihnen beweisen wird, bis zu welcher Verwirrung die Klagen über das Schulwesen bereits in einigen Köpfen gediehen sind. Vor einiger Zeit veranstalteten mehrere Dilettanten zu einem wohlthätigen Zwecke eine Vorstellung im Residenztheater. Der Berichterstatter eines sehr verbreiteten Augsburger Blattes hatte sehr viel an der Darstellung der als Schauspieler auftretenden Herren auszusetzen, und schloß seine Recension mit dem Ausrufe: Es müßten doch die Volksschulen recht dringend einer Verbesserung bedürfen, wenn so wenig in der darstellenden Kunst geleistet werde.

Möge nur solchen Uebertreibungen nicht eine Reaction auf dem Fuße folgen, welche der Schule selbst verderblich wird.

Nach alledem werden wir wohl einer Kammersaison entgegengehen, welche weniger stürmisch sein wird, als dies die politische Constellation herbeiführen zu müssen scheint. Jedenfalls wird die Loosung für den Feldzug sein müssen, Alles zu vermeiden, was den Ultramontanen Gelegenheit geben könnte, ihre Stärke und ihren Einfluß zu zeigen, und dies kann um so leichter geschehen, als die äußeren Beziehungen Bayerns, namentlich die zum norddeutschen Bunde, vertragsmäßig geordnet und im Innern die Socialgesetzung bereits ins Leben getreten ist. Die Ultramontanen sind in diesen Beziehungen entschieden schon zu spät gekommen!

Berichtigung. In dem Artikel in Nr. 36: Die piemontesische Politik in den Jahren 1847—1850 II. ist zu lesen: Perrone statt Percone, Villamarina statt Villamarka, Brofferio statt Prosferio.

Verantwortliche Redacteure: **Gustav Freytag** u. **Julius Eckardt.**
Verlag von **F. L. Herbig.** — Druck von **Hüthel & Legler** in Leipzig.

XXVIII. Jahrgang. II. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik und Literatur.

№ 38.

Ausgegeben am 17. September 1869.

Inhalt:

Renan's Paulus . . . . . Seite 441
Der Herzog von Luynes 452
Der Volkswirthschaftliche Congreß 462
Die Organisation der liberalen Nationalpartei 468
Aus einem englischen Notizbuch. 2. Sonntag 473
Literatur 479

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.

Leipzig, 1869.

Friedrich Ludwig Herbig.

(Fr. Wilh. Grunow.)

Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern.

Renan's Paulus.

Saint Paul par Ernest Renan, membre de l'institut. Paris, M. Levy Frères, 1869. Paulus. Von Ernst Renan. Autor. deutsche Uebersetzung. Leipzig, F. A. Brockhaus. 1869.

Der dritte Band des Werks, das den Franzosen „die Geschichte der Anfänge des Christenthums" erzählt, ist dem Apostel Paulus gewidmet. Sanct-Paulus lautet der Titel, im Anschluß an den populären Sprachgebrauch, aber immerhin auffallend bei einem Werke, das die Geschichte eines Mannes, nicht die Legende eines Heiligen erzählen will. Es ist als ob schon der Titel den Leser darauf vorbereiten wollte, daß die Auffassung, die sich in der katholischen Tradition von dem Apostel gebildet hat, mehr als billig auch noch diese neueste geschichtliche Darstellung beeinflußt. So gründlich, so tödtlich möchte man sagen, hat die Kirche selbst das Bild eines ihrer größten Helden entstellt, daß der Gelehrte des 19. Jahrhunderts, der im besten Glauben an seine gänzliche Unbefangenheit zu Werke geht, Schritt für Schritt in die Schlingen sich verwirrt, die der Parteigeist des zweiten christlichen Jahrhunderts ersonnen. Ahnungslos tritt er in die künstlich angelegten Irrgänge, stets mit vergnügtester Miene versichernd, daß er auf dem rechten Wege sei.

Und doch ist der begrenzte Zeitraum, den das neue Buch behandelt, eine verhältnißmäßig geschichtlich klar aufgehellte Zeit, die hellste in der ganzen Geschichte des Urchristenthums. Es ist nicht die ganze Lebensgeschichte des Apostels die in diesem Bande erzählt wird. Der Anfang fehlt und das Ende. Mit der Geschichte der ersten christlichen Kirche zu Jerusalem sind auch die Anfänge des Paulus, seine Bekehrung, sein Leben bis zur ersten Missionsreise im vorausgehenden Werke beschrieben. Andererseits wird das Ende des Paulus, die drei letzten Jahre seines römischen Aufenthalts bis zu der vermuthlichen Katastrophe, die mit der neronischen Verfolgung zusammenfällt, in einem folgenden Band erzählt werden. Aber gerade die sechzehn Jahre, die dazwischen liegen, heben sich mit geschichtlicher Bestimmtheit aus ihrer Umgebung ab. Paulus selbst macht den Eindruck einer scharf aus-

geprägten Persönlichkeit, im Unterschied von allen andern Aposteln, deren Leben sich völlig in die Sage verliert. Eigentlich Legendarisches hat sich nur weniges an seine Gestalt zu heften vermocht, so gewaltig und einschneidend war sein Wirken. Vor Allem aber sind uns eine Anzahl ächter Briefe von ihm erhalten, welche über seine Persönlichkeit, über den Gang und Inhalt seines Lebens die wichtigsten Aufschlüsse geben. Endlich ist gerade für den in Frage stehenden Zeitraum die Apostelgeschichte eine werthvolle, obwohl mit Vorsicht zu gebrauchende, für einzelne Partien sogar eine authentische Quelle.

Freilich ganz glatt und lückenlos lassen sich diese sechzehn Jahre nicht erzählen, — wenn man nicht eben ein Renan ist. Ein gewissenhafter Erzähler wird da und dort auf Punkte stoßen, wo er sich mit einem ehrlichen non liquet bescheiden muß, für ganze Zeiträume lassen die Quellen im Stich, und nicht immer ist aus den verworrenen Berichten das wirklich Geschehene oder auch nur das Wahrscheinliche wiederherzustellen. Will man sehen, zu welchen Resultaten mit demselben Material die deutsche Wissenschaft gelangte, so möge man A. Hausraths „der Apostel Paulus“*) vergleichen, ein Buch, das ungefähr auf denselben kritischen Prämissen beruht und gleichfalls nicht eine gelehrte Untersuchung, sondern eine geschichtliche Erzählung ist. Und doch wäre es ungerecht, wenn man Renan nach unseren strengeren Begriffen Mangel an Gewissenhaftigkeit vorwerfen wollte. Der Maßstab, den wir anzulegen pflegen, paßt nicht, denn er ist ihm unverständlich. Renan ist eine völlig naive Natur, er weiß es nicht anders, ihm ist es nun einmal Bedürfniß, Alles zu harmonischen Geschichtsbildern auszugestalten, es darf kein ungelöster Rest bleiben, und wo die Quellen das nicht erlauben, da hilft die ordnende geschickt disponirende Hand des Autors, zuletzt seine Phantasie nach. Das ist die Schwäche, aber auch die Stärke und der Reiz seiner Geschichtserzählung. Die Wirkung seines Lebens Jesu beruht darauf. An die Stelle einer großen Lücke, welche die eigentliche Geschichte nie mehr ausfüllen kann, setzte er ein geistvolles anziehendes Gemälde, willkürlich zwar aber lebendig. In derselben Weise fährt er nun fort zu erzählen. Nur wird die Wirkung bedeutend schwächer, das Verfahren bedenklicher werden, wenn es, wie in der Geschichte des Paulus, auf einen Stoff angewandt wird, für welchen ein ungleich größeres wirklich geschichtliches Material vorhanden ist, das nur kritisch gesichtet werden darf, um die Darstellung auf allen Punkten zu controliren.

Man weiß wie Renan mit den Quellen der Geschichte des Urchristenthums sich auseinandersetzt. Er kennt und schätzt die Arbeiten der deutschen

*) Heidelberg, Fr. Bassermann, 1865.

Wiſſenſchaft, die auf dieſem Gebiet eine ſo große Umwälzung hervorgebracht haben, und er iſt nicht blos in die Probleme und Reſultate eingeweiht, ſondern auch, was wichtiger iſt, in die Methode der Forſchung; er wiederholt ſelbſt vor ſeinen Lehren den kritiſchen Prozeß, in welchem Aechtheit, Zeit der Auffaſſung, Motive u. ſ. w. der einzelnen Erzeugniſſe der urchriſtlichen Literatur geprüft werden. Aber merkwürdig, es fällt ihm gar nicht ein, die Conſequenzen daraus zu ziehen. Oder er thut es das einemal, das anderemal nicht, und beidemal weiß man nicht recht warum. Es iſt ihm genug, wenn er, z. B. bei einer Schrift deren Aechtheit in Frage ſteht, alle Einwendungen der Kritik aufgeführt hat; wenn nur dies geſchehen iſt, ſo hat die Wiſſenſchaft ihre Pflicht gethan. Aber wer wird ſo unbillig ſein, auf dieſe Gründe hin eine Entſcheidung zu verlangen? Wer kann gezwungen werden, ſich ihrem Gewicht zu unterwerfen? Iſt es doch das Einfachſte und kränkt es doch Niemanden, wenn man erſt der Kritik das Wort verſtattet, um es ſchließlich mit überlegenem Lächeln bei der traditionellen Anſicht bewenden zu laſſen? Renan erſcheint hier wie ein liebenswürdiger, gutmüthiger Examinator, der, nachdem der Candidat herzlich ſchlecht beſtanden, ihm in ſeines Herzens Güte und in Gottes Namen ſchließlich doch eine gute Note ertheilt. Oder man denke ſich eine kunſtgeſchichtliche Streitfrage. Ein Gemälde trägt, wer weiß ſeit wie lange, den Namen Raphael's. Nun finden ſich Aktenſtücke, mit denen dieſer Urſprung ſchwer in Einklang zu bringen iſt. Man unterſucht das Bild genauer und findet nun noch eine Reihe innerer Gründe, welche überraſchenderweiſe zuſammenſtimmend auf einen ganz andern Urſprung weiſen. Allein was thuts? Warum den Beſitzer kränken? Das Bild heißt einmal Raphael, warum ſoll es nicht ferner ſo heißen? Den intereſſirten Eifer alter und neuer Apologeten kennt Renan freilich nicht. Es iſt nicht etwa ſo, daß auf der andern Seite nun auch für die Anſicht von der Aechtheit der betreffenden Schrift gewichtige Gründe herbeigeſchleppt würden, ſo daß der Kritiker die Schaale zuletzt auf dieſe Seite ſich neigen ließe. Keineswegs, ſolche Gründe werden gar nicht zuſammengetragen. Genug, daß die Schrift ſeit bald zweitauſend Jahren den Namen dieſes oder jenes Apoſtels an der Stirne trägt, warum ſie dieſes Schmucks berauben? Warum ſoll es in Zukunft anders ſein, wenn die Welt ſich ſo lange dabei beruhigt hat? Am Ende iſt ja die Sache des vielen Streits nicht werth. Laſſen wir alſo dem Apoſtel die Schrift und ſehen wir lieber zu, daß wir aus ihr für eine möglichſt detaillirte Geſchichtserzählung möglichſt viel kleine Züge zuſammentragen und geſchickt verwenden. Auf ſolche Grundſätze wenigſtens iſt das Verfahren Renan's durchgängig baſirt.

Dreizehn Briefe befinden ſich in unſerer Sammlung neuteſtamentlicher Schriften, welche ſich ſelbſt für pauliniſch ausgeben. Darunter befinden ſich

unzweifelhaft ächte, deren apoſtoliſcher Urſprung noch nie in Frage geſtellt worden iſt, dann unzweifelhaft falſche Briefe, endlich eine Anzahl beſtrittener, über welche die Acten noch nicht endgiltig geſchloſſen ſind. Die ächten ſind der Brief an die Galater, die beiden an die Korinther und der an die Römer. Die ſicher unächten — auch von Renan als ſolche anerkannt — ſind die beiden Briefe an Timotheus und der an Titus, die ſogenannten Paſtoralbriefe. Was die ſechs anderen Briefe betrifft, ſo verſäumt Renan nicht, das kritiſche Material ſeinen Leſern vorzulegen. Dieſe Briefe enthalten theils vorgeſchrittenere Lehrmeinungen, als ſie ſonſt bei Paulus ſich finden, theils weiſen ſie auf eine feſtere kirchliche Organiſation hin, als ſie zu den Zeiten des Apoſtels vorhanden war. Auch ihre Einreihung in das Leben des Paulus macht Mühe. Vor Allem aber haben ſie nichts von dem perſönlichen und gelegenheitlichen Charakter, der den vier Hauptbriefen eigen iſt; überhaupt vermißt man an ihnen das eigenthümliche Gepräge des pauliniſchen Geiſtes. Es ſind lehrhafte Epiſteln, die, nach der Anſicht der kritiſchen Schule, der nachapoſtoliſchen Zeit angehören, in welcher man bemüht war, den durch das Auftreten des Paulus entſtandenen Streitigkeiten die Spitze abzubrechen, einer vermittelnden Meinung die Herrſchaft in der Kirche zu gewinnen, und in welcher man, wie dies nachweisbar iſt, keinen Anſtand nahm, Schriften, die in dieſer Abſicht verfaßt waren, auf Apoſtelnamen zurückzuführen, um ihnen dadurch ihre Wirkung in den Gemeinden zu ſichern. Renan erklärt ſich nun nach Aufzählung aller Gegengründe doch für die Aechtheit dieſer Briefe, ſelbſt des Epheſerbriefs, bei welchem es ihn ſichtliche Mühe koſtet, die kritiſchen Bedenken zu überwinden. Uebrigens iſt zu bemerken, daß vom hiſtoriſchen Geſichtspunkt die Frage der Aechtheit dieſer ſechs Briefe wirklich nur eine untergeordnete Bedeutung hat. Gerade um ihres vorherrſchend lehrhaften Charakters willen, und weil ſie ſo wenig Perſönliches und eigenthümlich Pauliniſches enthalten, ſind ſie in jedem Fall nur ein ſecundärer Beitrag für die Biographie des Apoſtels, die in erſter Linie auf jene vier großen Briefe angewieſen iſt. Der Biograph, der die kleineren Briefe als ächt benutzt, gewinnt an ihnen nicht viel, wie umgekehrt derjenige nichts Weſentliches verliert, der ſie bei Seite liegen läßt.

Weit wichtiger iſt die Frage nach den Grundſätzen, denen der Biograph bei Benutzung der Apoſtelgeſchichte folgt. Hier iſt das Verfahren von Renan ganz eigenthümlich. In der Theorie iſt er ganz Kritiker, in der Praxis fällt er immer wieder in die kirchliche Tradition zurück. Er beurtheilt die Compoſition der Apoſtelgeſchichte ganz richtig, aber es iſt ihm nicht möglich, ſich daraus eine feſte Norm für ſeine Erzählung zu bilden. Indem er dem Buch ſeine einzelnen Angaben nacherzählt, vergißt er immer wieder, was er ſelbſt über die Unglaubwürdigkeit und das Tendentiöſe ſeiner ganzen Anlage ge-

ſagt hat. Bekanntlich iſt die Apoſtelgeſchichte von einem Pauliner geſchrieben, aber zu dem Zweck, eine Verſöhnung zwiſchen der pauliniſchen und der damals überwiegenden judenchriſtlichen Partei herbeizuführen. Der Verfaſſer bietet gleichſam einen Vergleich an, durch Modificationen in der Lebensbeſchreibung der beiden Hauptapoſtel, deren Ungeſchichtlichkeit namentlich durch den Inhalt des Galaterbriefs erhärtet iſt. Er macht den Paulus, kurz geſagt, zu einem geſetzesfrommen Judenchriſten, damit dieſe Partei an dem gegneriſchen Haupt nicht länger Anſtoß nehme, und er macht umgekehrt den Petrus zu einem freiſinnigen Heidenchriſten, damit das weſentliche Reſultat des Pauliniſmus, die Univerſalität des Chriſtenthums, durch die Autorität des Petrus ſelbſt gedeckt werde. Er vertauſcht alſo die Rolle beider und ſucht das Weſentliche im Werk des Paulus zu retten, indem er es dem Petrus auf die Rechnung ſchreibt. Im Uebrigen werden beide als die beſten Freunde geſchildert, die Streitpunkte überhaupt vermiſcht, die Erinnerung an ſo ſchroffe Scenen, wie die für welche der Galaterbrief als geſchichtlicher Zeuge daſteht, möglichſt getilgt. Der Zweck, den die Apoſtelgeſchichte und mit ihr andere Schriften verfolgten, iſt denn auch vollſtändig erreicht worden. Der Compromiß der Parteien drang in der Kirche durch; der Haß, mit welchem Paulus von der judenchriſtlichen Partei noch im 2. Jahrhundert verfolgt wurde, verlor ſich und rehabilitirt nahm der Apoſtel ſeine Stellung in der Kirche unmittelbar neben Petrus ein; beide wurden jetzt als Häupter und Gründer der vornehmſten Gemeinden verehrt. Das freundſchaftliche Zuſammenwirken der beiden Hauptapoſtel bildet von nun an beinahe einen Glaubensſatz der Kirche, der vollendete Ausgleich des Parteiſtreits findet darin ſeinen ſprechendſten Ausdruck. Aber der kirchliche Paulus war nicht mehr der geſchichtliche Paulus; ſchon der Paulus der Apoſtelgeſchichte iſt nicht mehr der des Galaterbriefs. Gerade ſeine eigenthümliche Perſönlichkeit hatte müſſen daran gegeben werden, damit der Ausgleich zu Stande komme. Denn die ſpätere Kirche wollte nichts mehr von dem kühnen Neuerer wiſſen, der erſt in leidenſchaftlichem Kampf mit den Urapoſteln den Fortſchritt ertrotzte, deſſen jetzt die geſammte Kirche ſich freute. Im Weſentlichen ſiegten die Pauliner, ſofern die Losreißung vom geſetzlichen Judenthum eine vollendete Thatſache wurde. Allein der Sieg war theuer, ſie bezahlten ihn damit, daß ſie die Individualität ihres Parteihauptes preisgaben, und die Aufgabe des Geſchichtsſchreibers iſt es, dieſe Individualität wiederherzuſtellen.

Daß nun jene Tendenz der Abfaſſung der Apoſtelgeſchichte zu Grunde liegt, — welche im Uebrigen allerdings Stücke enthält, die unzweifelhaft von einem Reiſebegleiter des Paulus herrühren — wird auch von Renan zugeſtanden. Da wo in der Darſtellung der Apoſtelgeſchichte und in jener der pauliniſchen Briefe ſich erhebliche Differenzen finden, ſtellt er den Grundſatz

auf, daß für die Genauigkeit der thatsächlichen Ereignisse der eigene Bericht des Paulus vorzuziehen sei. So namentlich in Betreff jener Zusammenkunft, die Paulus in Jerusalem mit den älteren Aposteln zu dem Zwecke hatte, die freiere Weise seiner Predigt zu rechtfertigen. Renan legt hier mit Recht seiner Erzählung den Bericht des Galaterbriefs zu Grunde, der wesentlich von dem der Apostelgeschichte abweicht. Es ist ja auch nichts selbstverständlicher, denn die Darstellung des Paulus, der mitten in diesen Kämpfen stand, ist ja offenbar zuverlässiger als die eines späteren Schriftstellers, der absichtlich im Interesse der Versöhnung schrieb. Allein dieses Interesse der Versöhnung beseelte den Verfasser der Apostelgeschichte nicht lebhafter, als es Renan beseelt; genau dasselbe Geschäft der Vermittelung setzt nach 18 Jahrhunderten der französische Gelehrte fort. Der Umstand, daß die älteren Apostel im Bericht des Paulus allerdings nicht im günstigsten Licht erscheinen, genügt, um ihnen die Protection des edeldenkenden membre de l'institut zu verschaffen. Ist nicht Paulus selbst Partei? Schreibt er nicht im eigenen Interesse? Ist nicht seine Darstellung „für die augenblicklichen Bedürfnisse zugestutzt?" So ist also die Aufgabe des unparteiischen Geschichtsschreibers vielmehr die: „beide Erzählungen zu combiniren, zu ändern und in Einklang zu bringen." Der ganze Brief an die Galater ist ja auch so leidenschaftlich, daß Paulus — so versichert Renan in vollem Ernst — hätte er sich nur eine Stunde Ueberlegung gelassen, ihn ohne Zweifel garnicht abgesandt hätte. Ja er dichtet ihm geradezu nachträgliche Reue an, daß er seine Galater so schroff angelassen. Kurz, die Vorgänge werden zwar im Wesentlichen richtig erzählt, aber überall mit Details, deren Zweck ist, den damals zwischen Judenchristen und Heidenchristen geführten Parteistreit in einem milderen Lichte erscheinen zu lassen, ganz wie die Kirchenmänner des 2. Jahrhunderts diesen Zweck verfolgt haben. Bei der bald nach der Besprechung in Jerusalem stattgehabten Scene in Antiochia, wo Paulus sich genöthigt sieht, Aug in Auge dem Petrus seine Schwäche und Grundsatzlosigkeit vorzuwerfen, wiederholt sich Renans vertuschendes System in noch höherem Grade. „Petrus und Paulus liebten sich", versichert Renan mehrmals angelegentlich, als wollte er mehr sich selbst als Andere überzeugen. Im Uebrigen ist seine Parteinahme für den „guten Petrus" unverkennbar. Dieser wird immer von den eigentlichen Jerusalemiten getrennt, auf welche all das Maß von Schuld abgeladen wird, das nicht auf Paulus selber fällt. Trifft es sich, daß Paulus aus irgend einem Grund von einem Genossen sich trennt, wie von Barnabas, so läßt Renan durchblicken, daß der Stolz und die Herrschsucht des Paulus, mit dem kein Mensch auskommen kann, die Schuld trägt. Wo er dagegen eine vermittelnde Denkart entdeckt oder vermuthet, da ist seine ganze Sympathie. Er bedauert es, daß Männer wie Barnabas, Timotheus,

Digitized by Google

Silas und Andere, von denen uns die Geſchichte kaum mehr als die Namen aufbewahrt hat, durch die Alles verdrängende Perſönlichkeit des Paulus um ihren Theil des Ruhmes betrogen worden ſeien. Mit wahrer Idioſynkraſie ſucht er das Mittelmäßige auf, um es auf Koſten ſtarker Naturen zu erheben. Das geht ſo weit, daß er andererſeits auch den Paulus wieder auf das Niveau der Mittelmäßigkeit herabzudrücken bemüht iſt. Denn er läßt ihm nicht einmal den Ruhm der Schroffheit und der unbeugſamen Conſequenz. Hier nimmt er nämlich alle jene Züge aus der Apoſtelgeſchichte auf, welche den Paulus als frommen Geſetzesmann der judenchriſtlichen Partei empfehlen ſollen. Er, der Störenfried, wird doch wieder als ein Mann geſchildert, der die Dinge nie auf die Spitze treiben mag und bei Zeiten nachgiebt. Dem klaren Zeugniß des Galaterbriefs entgegen nimmt Renan ſogar an, daß Paulus bei ſeiner Zuſammenkunft in Jeruſalem, zu welcher er den Titus ausdrücklich als ein lebendiges Zeugniß des Heidenchriſtenthums mitnahm, ſeine Einwilligung zu der von den Jeruſalemiten verlangten Beſchneidung des Titus gegeben habe. Wenn Paulus im Galaterbrief ſage, Titus ſei nicht zur Beſchneidung gezwungen worden, ſo ſei dies nur ein „origineller Ausdruck", der vielmehr ſagen wolle, allerdings ſei Titus beſchnitten worden, nur habe er ſich damit nicht im Princip unterworfen, ſondern blos, um Friede zu behalten, ein Zugeſtändniß gemacht. So läßt denn auch Renan den Apoſtel die wiederholten Reiſen nach Jeruſalem machen, die ihn als gewiſſenhaften Beobachter des Geſetzes charakteriſiren ſollen, von denen aber die Briefe nichts wiſſen; ja Paulus muß ſchließlich den Judenchriſten das Opfer bringen, daß er die naſiräiſchen Gelübde, eine ſiebentägige Uebung rabbiniſcher, aberwitziger Gebräuche übernimmt, was, wie Hausrath treffend bemerkt, grade ſo glaublich iſt, als daß Luther in ſeinem Alter auf Erbſen nach Einſiedeln gewallfahrtet oder daß Calvin auf ſeinem Todtenbett der heiligen Mutter Gottes einen goldenen Rock gelobt habe.

Es liegt auf der Hand, wie durch eine ſolche Darſtellung der wirkliche Charakter jener Parteikämpfe, die ſich an das Auftreten des Paulus knüpften, verwiſcht wird. Man begreift gar nicht das gewaltige Feuer in den Briefen des Apoſtels, den Zorn, der ihn nach Jahren noch übermannte, wenn er auf jene Begegnungen mit den Urapoſteln zu reden kam. Der Zweck, die Veranlaſſung dieſer Briefe wird unverſtändlich, und vor Allem wird es der Charakter des Paulus. Erſcheint doch ſein Thun zuſammenhangslos, ſchwach, willkürlich. Ueberhaupt verſucht man vergebens, aus den widerſtreitenden Zügen, die Renan aufträgt, ſich ein harmoniſches Bild von der Perſönlichkeit des Apoſtels zuſammenzuſetzen. Der „kleine häßliche Jude", wie ihn Renan mehr als einmal nennt, wird faſt in demſelben Athem als „von gewinnender Anmuth" gerühmt. Ueberraſchende Sanftmuth und Zartheit und

dann wieder Bosheit und verſteckter Sarcasmus — das wechſelt nur ſo mit einander ab. Er zeigt demüthige Unterwürfigkeit, aber Eiferſucht und Empfindlichkeit ſind ſeine weſentlichen Charakterzüge. Seine Herrſchſucht vermag Niemanden neben ſich zu dulden, und doch iſt ſein Leben von dem Grundſatz beherrſcht, daß über perſönlichen Meinungen und Gefühlen die Liebe ſtehe. Was ſoll man ſich bei dieſer Art der Charakteriſtik denken? Allerdings iſt Paulus eine überaus zuſammengeſetzte Natur. Aber es iſt doch nicht ſo ſchwer, auf ſeine Briefe geſtützt ſich die Grundzüge ſeiner Perſönlichkeit zu vergegenwärtigen. Entſtellt iſt das Bild doch hauptſächlich dadurch, daß Züge dazu verwandt ſind, die gefärbte Geſchichtsquellen geliefert haben, Quellen, in denen gerade die ſpecifiſche Eigenart des Apoſtels für beſtimmte Zwecke modificirt erſcheint. Renan hat ſich ſo das Gelingen eines Porträts unmöglich gemacht, welches grade für ſein künſtleriſches Talent eine anziehende Aufgabe war.

Renans Stärke iſt auch in dieſem Bande die culturgeſchichtliche Schilderung oder, genauer geſagt, die geſchichtliche Kleinmalerei. Unnachahmlich iſt ſeine Feder, wenn ſie das Leben jener erſten Miſſionäre beſchreibt, ihr Reiſen und ihre Fährlichkeiten, die Bedingungen ihrer Wirkſamkeit und die Zuſammenſetzung der erſten Gemeinden. Schön iſt auch die Schilderung des Moments, da das Chriſtenthum, zum erſten Male nach der Ferne ſtrebend, ſich dem offenen Meere anvertraut:

„Die Fröhlichkeit, die Jugendlichkeit, die dieſe evangeliſchen Irrfahrten athmeten, waren etwas Neues, Originelles, Entzückendes. Die Apoſtelgeſchichte, der Ausdruck dieſes erſten Aufſchwungs chriſtlichen Bewußtſeins, iſt ein Buch der Luſt, des freudigen Feuers. Seit den Homeriſchen Gedichten hatte man kein Werk ſo voll von friſchen Eindrücken geſehen. Eine Morgenluft, ein Meeresduft, wenn ich ſo ſagen darf, die dem Buche eine gewiſſe Friſche und Stärke verleihen, durchhauchen das Ganze und machen es zum ausgezeichneten Reiſegefährten, zum auserwählten Brevier desjenigen, der den alten Spuren an den Südmeeren folgt. Das war die zweite Dichtung des Chriſtenthums. Die erſte hatten der See von Tiberias und die Fiſchernachen geliefert, jetzt führt uns ein ſtärkerer Hauch, das Sehnen nach entfernteren Ländern, auf das hohe Meer."

Einen großen Raum nehmen ferner die wohlausgeführten Landſchaftsbilder ein; wohin der Fuß des Apoſtels dringt, überall ſind wir Mitreiſende. Theils aus eigener Erinnerung, theils aus Reiſewerken aller Art zeichnet Renan die Oertlichkeiten, die Ausſichten, die Eigenthümlichkeiten der Vegetation. Und mit nicht minderer Sorgfalt ſind die Zuſtände der Völkerſchaften geſchildert, durch welche der Apoſtel reiſt, vor Allem aber die großen Städte, welche bald die Mittelpunkte des neuen Glaubens ſind, jene großen

Emporien, die längſt entnationaliſirt eine bunte Miſchung von Völkern und von Bekenntniſſen in ihrem Schoße tragen und „jene verpeſteten Schlupfwinkel der Seeleute, in denen das Chriſtenthum Wunder thut.“ Denn „wie der Socialismus unſerer Tage, wie jede neue Idee, keimte das Chriſtenthum in dem, was man die Fäulniß der großen Städte nennen kann, die in der That oft nur ein volleres und freieres Leben, eine größere Erweckung der inneren Kräfte der Menſchheit iſt.“ Mit großer Gelehrſamkeit werden aus den alten Schriftſtellern und aus den neueſten Inſchriftenwerken die Elemente zu dieſen Culturbildern zuſammengetragen, die in der That nicht außerhalb der Aufgabe eines Biographen des Paulus liegen. Eine bis ins Einzelſte gehende Kenntniß der damaligen Zuſtände der römiſchen Welt kann für das Verſtändniß jener folgereichen Miſſionen nur förderlich ſein, und auf dieſem Gebiet erwirbt ſich Renan wirklich ein Verdienſt. Dagegen erſcheint das viele Detail überall dort überflüſſiger, wo der Verf. es aus ſeiner eigenen Phantaſie ſchöpft; wenn er z. B. die Gemüthsbewegungen ſchildert, welche die Sendboten bei dem Betreten dieſes oder jenes Orts empfanden. Ueberhaupt weiß Renan immer mehr, als in den Quellen ſteht. Gibt er doch z. B. eine ſeitenlange Charakteriſtik von Lucas, dem Begleiter des Paulus, als ob ihm ganz neuentdeckte Quellen zu Gebote ſtänden. „Er hatte einen ſanften, verſöhnlichen Geiſt, eine zarte ſympathiſche Seele, einen beſcheidenen nachgiebigen Charakter. Paulus liebte ihn ſehr, Lucas blieb ſeinerſeits ſeinem Lehrer immer treu .. Er liebte die römiſchen Officiere und hielt ſie gern für tugendhaft“ u. dgl. m. — Alles ſo ziemlich reine Erfindung von Renan. Dahin gehört überhaupt die Vorliebe, die Renan für die kleinen, meiſtens kaum genannten Mitglieder des apoſtoliſchen Kreiſes zeigt. Aquila und Priscilla, Lydia und Phöbe reizen fortwährend die Phantaſie des Autors. Man ſieht ihn ordentlich den Zipfel des Vorhangs neugierig in die Höhe heben oder durch die Thürſpalte blicken, denn er möchte gar zu gerne wiſſen, was dahinter iſt. Der Leſer möge ſelbſt urtheilen. In der Apoſtelgeſchichte iſt erzählt, daß Paulus zu Philippi eine Zeitlang bei einer frommen Lydierin wohnte, die mit Purpur handelte. Dies iſt Alles. Aber dieſe „Lydia“ und ihr Verhältniß zu Paulus beſchäftigt Renan in hohem Grade. Er ſchreibt folgende charakteriſtiſche Sätze: „Die vollkommene Reinheit der chriſtlichen Sitten hielt jeden Verdacht fern. Uebrigens iſt die Vermuthung vielleicht nicht zu kühn, daß Lydia es iſt, die Paulus in ſeinem Briefe an die Philipper „meine liebe Gemahlin“ anredet (!!); doch würde der Ausdruck, wenn man will, eine einfache Metapher ſein. Aber iſt es ganz unmöglich, daß Paulus mit dieſer Schweſter eine engere Verbindung geſchloſſen? Man möchte es nicht als beſtimmt hinſtellen. Sicher iſt nur, daß Paulus ſie nicht als Schweſter auf ſeine Reiſen

mit ſich nahm; trotzdem hat ein ganzer Zweig der kirchlichen Ueberlieferung behauptet, daß er verheirathet war."

Am Schluſſe wird das Geſammturtheil über Paulus und ſein Volk gefällt. Daß es nicht übermäßig günſtig ausfallen werde, darauf ſind wir vorbereitet. Denn bei jeder Gelegenheit kommt die Abneigung des Schriftſtellers gegen den Helden ſeiner Biographie zu Tage. Was das letzte Motiv ſeiner Abneigung iſt, darüber ſpricht ſich Renan zum Schluß mit aller Offenheit aus. Er mag nämlich die Männer der That nicht leiden. Sein Ideal iſt die vollkommen ſchöne und gute Natur, die ungetrübte Gottinnigkeit, wie er ſie bei Jeſus findet, und wie ſie, ihm zufolge, der Charakter der erſten chriſtlichen Gemeinſchaft am See Tiberias war. Aber Paulus war „ein hervorragender Mann der That, ein ſtarker mit ſich fortreißender enthuſiaſtiſcher Geiſt, ein Eroberer, ein Verkündiger, nach allen Seiten um ſo eifriger, als er früher ſeinen Fanatismus im entgegengeſetzten Sinn entfaltet hatte. Der Mann der That aber, ſo edel er auch iſt, wenn es ſich um ein edles Ziel handelt, iſt Gott weniger nahe, als der, der in reiner Liebe für das Gute, Wahre oder Schöne gelebt hat. Der Apoſtel iſt von Natur ein etwas beſchränkter Geiſt; er will zur Geltung gelangen und dafür bringt er Opfer; die Berührung mit der Wirklichkeit beſchmutzt immer. die erſten Plätze im Himmelreich ſind denen aufbewahrt, die ein Strahl der Gnade berührt hat, die nur das Ideal angebetet haben." Ein ſolcher Miſſionär, erfahren wir weiter, iſt immer ein mittelmäßiger Künſtler, er iſt kein Gelehrter, er iſt nicht einmal ganz tugendhaft, denn die Bosheit der Menſchen zwingt ihn, ſich mit ihnen abzufinden; vor Allem aber iſt er niemals liebenswürdig. „Ein Mann der ſtreitet, der Widerſtand leiſtet, von ſich ſelbſt redet, ein Mann, der ſeine Meinung und ſeine Anſprüche aufrecht hält, der Anderen läſtig wird, ſie hart anfährt — ein ſolcher iſt uns antipathiſch. In ähnlichen Fällen geſtand Jeſus Alles zu und zog ſich mit einem bezaubernden Wort aus der Verlegenheit." Kurz, mit Jeſus iſt Paulus nicht zu vergleichen. Er verhält ſich zu Jeſus, wie der Menſch zum Gott. Ja er ſteht ſelbſt unter dem bei Renan nun einmal unvermeidlichen Franz von Aſſiſi und dem Verfaſſer der Nachahmung Chriſti.

Man ſieht, Renan verbirgt gar nicht die Motive ſeines Urtheils. Er geſteht, daß ihm energiſche Männer der That nun einmal nicht ſympathiſch ſind. Nun iſt über Geſchmacksſachen bekanntlich nicht zu ſtreiten. Wenn ihm wunderliche ſtigmatiſirte Heilige wie Franz von Aſſiſi lieber ſind, ſo iſt das ſeine Sache. Nur darf er dieſen unſchuldigen Ausdruck ſeiner Geſchmacksrichtung nicht verwechſeln mit einem geſchichtlichen Urtheil. Er kann als Geſchichtsſchreiber nicht die Summe ſeiner Kritik zuſammenfaſſen in die Worte: Solche Leute ſind mir unangenehm. Was Paulus wirklich geweſen iſt und geleiſtet

hat, wird im Grunde von Renan nur beiläufig erwähnt, weil es doch nicht verſchwiegen werden kann: „Er hat die enge und wunderbar gefährliche Windel zerriſſen, mit der das Kind ſeit ſeiner Geburt umgeben war, er hat verkündet, daß das Chriſtenthum keine einfache Form des Judenthums, ſondern eine vollſtändige, durch ſich ſelbſt beſtimmte Religion ſei.“ Dieſe Worte ſagen Alles. In ihnen liegt das geſchichtliche Urtheil über den Heidenapoſtel, nicht aber in der müßigen Frage, ob Paulus größer als Jeſus oder kleiner als Franz von Aſſiſi geweſen ſei.

Man hat allen Grund, anzunehmen, daß Jeſus grade ſo univerſaliſtiſch dachte als Paulus, und ſein Evangelium für alle Welt ohne Unterſchied der Nationalität beſtimmte. Aber ausgeſprochen war es noch nicht, oder wenn es als Grundſatz ausgeſprochen war, ſo hatte es ſich an der Wirklichkeit noch nicht gemeſſen; es war eine unvermeidliche Conſequenz, aber ſie war noch nicht gezogen. Jeſus ſelbſt, der ausſchließlich unter Juden lebte, hatte die Veranlaſſung gar nicht, ſeiner Lehre die polemiſche Spitze gegen die Excluſivität dieſes einzelnen Volksſtammes zu geben. Aber die Polemik, der Kampf konnte nicht ausbleiben, wenn die Lehre Jeſu eine weltgeſchichtliche Bedeutung haben ſollte. Dieſe Polemik aufgenommen und durchgeführt zu haben, iſt der Dienſt, den Paulus der Lehre Jeſu geleiſtet hat. Und zwar mußte er den Kampf aufnehmen gegen die unmittelbaren Schüler Jeſu ſelbſt, die Renan gleichfalls über Paulus locirt, weil ſie „Jeſu Wort gehört und die göttlichen Logia und Parabeln aus dem eigenen Munde des Meiſters vernommen.“ Was das Chriſtenthum unter der Leitung dieſer bevorzugten Apoſtel war, als der unabhängige Geiſt des Paulus in die Bewegung eintrat, und was jene älteren Apoſtel aus dem Chriſtenthum dem Paulus zum Trotz machen wollten, dafür liegen die geſchichtlichen Zeugniſſe vor. Es war eine jüdiſche Secte und es wollte nichts Anderes ſein, bis die Energie des Paulus und die thatſächlichen Erfolge ſeiner Heidenmiſſion den Standpunkt der Jünger Jeſu unhaltbar machten. Die Idylle am See Tiberias, die Renan mit ſo ſchwärmeriſcher Begeiſterung feiert, hat thatſächlich nicht dazu genügt, die von Jeſus ausgeſprochenen Ideen zu einem weltgeſchichtlichen Princip zu erheben. Soll eine neue Welt geſchaffen werden, ſo bedarf es nicht blos ſolcher, „die das Ideal anbeten“, ſondern auch ſolcher, die den Muth haben, es in die Wirklichkeit zu tragen und den Widerſtand herauszufordern. Dann verwandelt ſich die Idylle freilich in Kampf und Streit, der Duft des Ideals iſt abgeſtreift, aber wenn das Chriſtenthum des Paulus mit ſeiner dogmatiſchen Begründung in gewiſſem Sinne bereits eine Entſtellung des urſprünglichen Chriſtenthums iſt, ſo iſt es doch zugleich die Form geweſen, in welcher das Chriſtenthum weltgeſchichtlich fruchtbar geworden iſt und die heidniſche Welt durchdrungen hat. Ein Aehnliches hat ſich in der deutſchen Reformation wieder-

holt, die auch zu ihrer Fundirung gleichsam einer neuen verhärteten Dogmatik bedurfte, und zwar genau dieselben Grunddogmen wieder hervorsuchte, auf die Paulus sein Evangelium gestützt hatte. Diese Erneuerung des Paulinismus in der Reformation gibt auch Renan zu denken, wie ihm die Charakterverwandtschaft des Paulus mit Luther nicht entgeht. Allein er zieht die Parallele nur, um beide gleichmäßig seine Ungnade fühlen zu lassen. „Paulus als der in jeder Beziehung erste Vorgänger des Protestantismus, besitzt die Fehler eines Protestanten: lange Zeit und Erfahrung gehört dazu, um zur Erkenntniß zu gelangen, daß kein Dogma die Mühe offenen Widerstandes, Verletzung der Liebe lohnt." Hätte Renan im 16. Jahrhundert gelebt, er wäre nicht über die Linie des Erasmus hinausgegangen. Derselbe Freisinn, dasselbe vornehme Lächeln, dieselbe Antipathie gegen die energische That. — Nehmen wir Alles in Allem, so ist Renan eines der interessantesten Beispiele für jenen Mangel an geschichtlichem Sinn, der fast überall da unvermeidlich scheint, wo der Sprung aus dem Katholicismus unmittelbar in die moderne Aufklärung gemacht wird. Auch dem ausbündigsten Liberalismus hängt noch ein katholisches Zöpfchen an. Der beständige Rückfall in die kirchliche Tradition, die Neigung zu dem Legendarischen ist hierfür nicht minder bezeichnend als die Abneigung gegen Charaktere wie Paulus und Luther. Schließlich wird man den Zusammenhang nicht verkennen können, in welchem die ganze Richtung Renans mit dem Geist der heutigen französischen Gesellschaft steht. Dieser abstracte humanitäre Idealismus, diese Abkehr von der Energie der That, diese Leidenschaft für das Mittelmäßige, — sind sie nicht Symptome des öffentlichen Geistes in Frankreich?

L.

Der Herzog von Luynes.*)

Es gibt Männer, deren Wirksamkeit, ohne mit auffallenden und in die Augen stechenden Thaten nach außen zu treten, doch eine heilsame und fruchtbare ist, die selbst nie berühmt geworden sind, und nichts desto weniger zu den

*) Obgleich der verdienstvolle Mann, dessen Andenken diese Blätter gewidmet sind, schon vor längerer Zeit verstorben ist, haben wir den nachstehenden Erinnerungen an denselben in den Grenzboten noch gegenwärtig einen Platz anweisen zu müssen geglaubt. Die Red.

Beſten ihres Volkes gehören. Ein ſolcher war der Duc de Luynes. Unter allen, die ſeinem Andenken Worte der Verehrung gezollt, iſt kaum einer, der ihm nicht nachgerühmt, daß er in eminenter Weiſe den alten, ſchönen Spruch: Noblesse oblige ſtets im Herzen gehabt und demgemäß empfunden und gehandelt habe. Adel in Geiſt und Gemüth, Adel in Neigungen und Anſichten, das iſt der Hauptzug dieſer harmoniſchen, von ſchroffen Einſeitigkeiten und unduldſamen Härten gänzlich freien Natur.

Honoré d'Albert, Herzog von Luynes und Chevreuſe, wurde in Paris am 15. Dec. 1802 geboren; die Familie, aus der er ſtammt, iſt zwar ſehr alt, doch war der erſte Luynes, der eine bedeutende Rolle ſpielte, Ludwigs XIII. bekannter Günſtling und Miniſter. Koloſſal aber iſt das Vermögen des Geſchlechts: das dem Herzoge allein aus ſeinen liegenden Gütern (Dampierre; in der Picardie; in Hyères u. a.) zufließende Einkommen wurde auf 800,000 Frs. jährlich geſchätzt, und es hätte leicht noch vermehrt werden können.

Nur kurze Zeit diente der Jüngling unter der Reſtauration in einem Garderegimente; erſt zwanzig Jahre alt wurde er von ſeiner Familie verheirathet, aber die junge Herzogin ſtarb ſchon 1824, mit Hinterlaſſung eines einzigen Sohnes, der ſpäter durch ſein Leben und Ende den Vater ſo tief niederſchlagen ſollte. Von gleichfalls geringer Dauer war die Anſtellung, die er 1825 am Louvre erhalten, um das Muſée Charles X. zu organiſiren, (die einzige öffentliche Anſtalt, die heute noch den Namen dieſes Königs trägt). Früh nämlich hatte der Herzog ſeine Anlage und Neigung zu den bildenden Künſten durch eigene Studien und Reiſen nach Italien entwickelt. Die Archäologie war gerade im mächtigſten Aufſchwunge begriffen; Visconti hatte die durch die Raubzüge der Franzoſen nach Paris zuſammengeſchleppten Kunſtſammlungen wiſſenſchaftlich verwerthet und ihr Studium eifrig befördert. Es verdient jede Anerkennung, wie die Direction des Louvre damals eine ſtaunenswerthe Thätigkeit bewieſen und die wenigen Jahre, während deren die Kunſtwerke in Paris blieben, zu umfaſſenden und ſorgfältigen Publicationen vortrefflich angewandt hat. Jetzt wurden die großen Nekropolen Etruriens erforſcht; Athen, Griechenland eröffnete ſich zu gleicher Zeit: mit rüſtigen Kräften bemächtigte man ſich des neugewonnenen Materials, ein friſches Leben ging durch die noch junge Wiſſenſchaft.

Der Duc de Luynes ergab ſich ihr gänzlich und trat auf ſeinen italieniſchen Reiſen in perſönliche Verbindung mit den bedeutendſten Gelehrten aller Nationen, die in Rom weilten. Fruchtbar war namentlich die in den Jahren 1825 und 1828 vorgenommene Erforſchung der Ruinen von Metapont, der mächtigen großgriechiſchen Handelsſtadt, dem Sitze des pythagoreiſchen Philoſophenſtaats. Die Ergebniſſe dieſer Unterſuchungen wurden 1833 in einem Prachtwerke veröffentlicht; mehrere an Ort und Stelle gefundene architekto-

niſche Fragmente, Münzen u. ſ. w. nahm der Herzog in ſeine Sammlungen auf. Sie erregten großes Aufſehen, denn die meiſten von ihnen prangten noch in ihrem urſprünglichen Farbenſchmuck, und die Frage über die Polychromie der alten Architektur war eben erſt angeregt.

Otto Jahn hat in ſeiner ſchönen Biographie Gerhard's dargelegt, welchen Antheil der Duc de Luynes an der Gründung des archäologiſchen Inſtituts in Rom (1828—1829) gehabt hat; durch ſeine Perſönlichkeit und ſein Vermögen war er geeignet, Schwierigkeiten aller Art zu ebnen, und gleich im erſten Bande der Annali gab er Beweiſe auch von dem wiſſenſchaftlichen Beiſtande, den zu leiſten er fähig und geſonnen war. Am meiſten beſchäftigte er ſich mit Numismatik, dann mit Vaſenkunde und Topographie; klares methodiſches Vorſchreiten, reiner und feiner Kunſtgeſchmack zeichnen ſeine zahlreichen Arbeiten aus. Er ließ ſeine Aufſätze gewöhnlich in den Publicationen des Inſtituts, ſpäter in der Revue numismatique erſcheinen. Sie ſollen in Frankreich vielfach zum Studium der alten Sagen und Religionen angeregt haben; ſeine eigenen mythologiſchen Erklärungen ſind von nüchternem kalten Rationalismus wie von überſchwänglicher Symbolik frei.

Seit 1842 wandte ſich der Herzog vorzüglich, jedoch ohne den klaſſiſchen Boden ganz zu verlaſſen, der orientaliſchen Philologie und Archäologie zu, namentlich beſchäftigten ihn die Verbindungen uralten Völkerverkehrs zwiſchen Orient und Occident. Unterſuchungen über phönikiſche ſowie kypriotiſche Münzen und Inſchriften, der bekannte Aufſatz über den Sarkophag des Esmunazar, Königs von Sidon, (jetzt im Louvre), ſind das Bedeutendſte, was er auf dieſem Gebiete hervorbrachte.

Neben dem Alterthum war es auf hiſtoriſchem Felde beſonders das mittelalterliche Italien, das den Duc de Luynes anzog: ſeine Bibliothek iſt ungemein reich an Büchern über dieſe Epoche, und dieſe Sammlung iſt um ſo werthvoller, als ſolche vielfach nur locale Publicationen ſelten dieſſeits der Alpen gelangen. Eine Frucht dieſer Arbeiten war der hiſtoriſch-chronologiſche Commentar über die ſogenannte Diurnali des Matteo di Giovenazzo (1839); dieſe Diurnali, für die Geſchichte Süditaliens in der Mitte des 13. Jahrhunderts wichtig, ſind zwar jüngſt von deutſcher Kritik als eine tendenziöſe Fälſchung ſpäterer Zeit erkannt worden, aber ein ſolches Ergebniß wäre unmöglich geweſen ohne das Vorgehen ſorgfältiger analytiſcher Arbeiten, wie es diejenigen waren, denen ſich der Duc de Luynes unterzogen hatte.

Endlich intereſſirte ſich der vielſeitige Mann für Mineralogie, worüber auch kleine Aufſätze erſchienen, für Photographie, die er durch Ausſetzen von Prämien zu fördern und für die Verbreitung der Kunſtwerke nutzbar zu machen ſuchte, für Kunſtinduſtrie: 1851 wurde er franzöſiſcherſeits mit der

Abfaſſung des Berichtes über die Arbeiten in edeln Metallen auf der Londoner Ausſtellung beauftragt.

Als Gelehrter war der Duc de Luynes nicht bahnbrechend; aber er arbeitete als Fachmann, nicht als Dilettant, er ſcheute vor keiner mühſamen Unterſuchung zurück, und verſchmähte es nicht ſich mit dem Handwerkszeuge wiſſenſchaftlicher Forſchung zu rüſten. — Doch ſind es nicht ſowohl dieſe eigenen Arbeiten, die den Namen des Herzogs zu einem gefeierten gemacht haben, als die Pflege und die Unterſtützung, die er wiſſenſchaftlichen und künſtleriſchen Beſtrebungen mit der größten Liberalität, aber mit feiner Unterſcheidung des Würdigen, mit dem für den Empfänger wohlthuendſten Zartgefühl, ſtets mehr unter der Form einer Auszeichnung als einer Hilfeleiſtung gewährte. Ohne jede Oſtentation und Ruhmredigkeit, nur von der wärmſten Liebe zur Sache geleitet, hat er mehrere Unternehmungen von der größten Bedeutung allein möglich gemacht. Unter den Werken, die auf ſeine Koſten, oft auch auf ſeinen Antrieb erſchienen, nennen wir nur die wichtigſten: die Chronik des Matthieu Paris, Unterſuchungen über die Denkmäler und die Geſchichte der Normanen und des ſchwäbiſchen Kaiſerhauſes in Süditalien, die große zwölfbändige Historia diplomatica Kaiſer Friedrichs II. (Friedrich Wilhelm IV. gewidmet); alle dieſe Werke ſind von Huillard-Bréholles, der zu den nächſten Vertrauten des Herzogs gehörte, und auch eine ſchöne, von herzlicher Wärme eingegebene Biographie ſeines edeln Freundes geſchrieben hat. Ferner verdanken wir dem Duc de Luynes noch die Publication der Amari-Dufour'ſchen vergleichenden Karte des modernen und arabiſchen Sicilien, des Werks von Cochet über das Grab Childerichs I., der archäologiſchen Reiſe nach Tunis von Guérin, der wichtigen Unterſuchungen über den Mithrasdienſt von Lajard, endlich vieler Cartularien von Abteien und Klöſtern aus der Gegend von Paris. Auf die Kunſtwerke, die der reiche Gönner ausführen ließ, werden wir ſpäter zurückkommen.

Der Duc de Luynes, obgleich dem bourboniſchen Königshauſe ergeben, war von liberalen Grundſätzen erfüllt, ſeine Familie war während der Revolution nicht ausgewandert und hatte nichts von den Vorurtheilen und dem Groll gegen das neue Syſtem, welche die Emigrirten in ihre Heimath zurückbrachten. Er ſelbſt tadelte die Juliverordnungen ſcharf, aber er konnte ſich nicht entſchließen, unter der Regierung Louis Philipp's ſeinen Sitz in der Pairskammer einzunehmen. Das einzige öffentliche Amt, das er bekleidete, war die Mitgliedſchaft des Conseil général im Departement Seine et Oiſe; es wäre unmöglich, alle Wohlthaten aufzuführen, die er in den 16 Jahren, während deren er dieſe Stellung behielt, der Gegend erwies. Anlagen von Straßen, Stiftungen von Schulen und Aſylen, Unterſtützungen aller Art an Bedürftige und öffentliche Anſtalten, endlich ſeine perſönliche

aufopfernde Thätigkeit haben ihm die Liebe und Achtung Aller erworben; es ist rührend, wie noch jetzt die Bauern der Dörfer in der Nähe seines Wohnsitzes von ihrem vieux duc nur mit Dankbarkeit und Verehrung reden; wir haben oft die Redensart gehört: Ja, wenn der Herzog noch lebte! und mancher hat uns versichert, seine Wohlthätigkeit sei zu weit gegangen, denn nun fiele es schwer, die Leute zum Arbeiten zu bringen. Im Jahr 1848 wurde der Herzog mit 60,000 Stimmen in die constituirende und bald auch in die gesetzgebende Versammlung gewählt: er hielt es für seine Pflicht, sich dieser Mühewaltung zu unterziehen. In der Kammer sprach er wenig; desto mehr arbeitete er in den Commissionen. Während der Junitage stand er selbst mit seinem Sohne im Feuer an der Spitze der Bataillone der Nationalgarde von Dampierre und Chevreuse; das Contingent aus seinem Wohnorte hatte er auf eigene Kosten equipirt. Das Uebergewicht des Präsidenten sah er nicht ohne Furcht in beständigem Wachsen begriffen, und er setzte sich mit allen Mitteln demselben entgegen. Am 2. Decbr. wurde er natürlich, wie Alles, was Frankreich an ehrlichen und bedeutenden Männern besaß, festgenommen; nach einer zweitägigen Gefangenschaft im Mont Valèrien wieder freigelassen, entsagte er allem öffentlichen Leben. Wie viele Edelleute, darunter Tocqueville u. A., hätte er, obgleich Royalist, doch nicht ungern die Republik in Frankreich gesehen, und er hätte ihr seine Treue und seine Dienste bewahrt. Aber unter der Regierung des Staatsstreichs irgend noch Theilnahme an den Geschäften zu haben, war ihm unmöglich. Nur ein einziges Mal ließ er in der Politik noch viel von sich reden, als er nämlich 1864 dem Grafen von Chambord, der sich in bedrängter Lage befand, mit einer bedeutenden Summe zu Hilfe kam. Seine Anhänglichkeit an das königliche Haus, welches das Glück seines Geschlechts gegründet hatte, war unbeschränkt, und er handelte in Folge seines Grundsatzes: la reconnaissance ne se prescrit point.

Gewöhnlich wohnte der Duc de Luynes in seinem Stammschlosse Dampierre, im Thal der Yvette, 8 Stunden südlich von Paris. Es ist ein stilles, außerhalb des großen Verkehrs liegendes grünes Thal, von mäßigen, bewaldeten Höhen begrenzt: alles darin athmet Ruhe und Frieden. Nicht weit davon entfernt sind die Ruinen der berühmten Abtei von Port-Royal, die bekanntlich als jansenistisch am Ende von Ludwigs XIV. Regierung zerstört wurde. Die Jesuiten sind gründlich zu Werke gegangen: die Fundamente der Klosterkirche sind erst durch Ausgrabungen, die der Herzog vornehmen ließ, wieder ans Licht getreten; die öde Stätte verdient wieder den Namen, den sie trug, ehe die Abtei zu ihrer Blüthe gelangte: le Désert! Gibt es wohl ein Land, in dem im Namen Gottes und der Freiheit mehr gefrevelt worden ist als in dem armen Frankreich!

Das jetzige Schloß Dampierre wurde auf den Grundlagen des alten im J. 1667 gebaut, als sein Besitzer eine Tochter Colbert's heirathete; es ist großartig, obgleich nicht sehr hoch, streng symmetrisch gegliedert, die Façade vielleicht etwas zu wenig belebt. Eine Beschreibung des bis in den letzten Winkel schönen und harmonischen Gebäudes würde uns hier zu weit führen; wir wollen nur die Kunstschöpfungen berühren, die dem unmittelbaren Antriebe des Herzogs ihre Entstehung verdanken. Wir gehen an Cavelier's schlafender Penelope vorbei, einem herrlichen, vom edelsten Gefühle künstlerischen Maßes beseelten Werke; auch bei der kecken, jugendfrischen Statue Ludwigs XIII., von Fr. Rude in Silber getrieben, halten wir uns nicht auf, um gleich nach dem Saale zu gelangen, der die Schätze des Schlosses enthält, das Wandbild von Ingres und Simart's chryselephantine Athene. Aus diesem Saale, seiner Lieblingsschöpfung, hat der Herzog ein wahres Kunstheiligthum geschaffen. An den Schmalseiten erheben sich schlanke, von polychromen Karyatiden getragene Gallerien. Die eine Langseite nimmt jetzt eine prächtige, höchst geschmackvoll aufgestellte Waffensammlung ein, darunter ein wirklich ächter Helm von Benvenuto. Diese Wand war dazu bestimmt, ebenfalls von Ingres mit einem Gemälde geschmückt zu werden, aber der Plan ward zu nichte durch die gleich zu besprechenden Mißhelligkeiten. Schon 1840 hatte der Duc de Luynes in Rom den Meister aufgefordert, seinen Saal mit Wandbildern zu zieren, und eine günstige Antwort erhalten, aber erst im Frühjahre 1843 konnte Ingres ans Werk schreiten. In einer großen Composition sollte das goldene Zeitalter dargestellt werden; aber schon die Feststellung der zu wählenden Technik stieß auf Schwierigkeiten; der eine hätte lieber Bilder auf Leinwand gehabt, der andere wollte Fresken; man entschied sich für eine Art von Oelmalerei auf Stuck. Nun wurde Ingres der eine Flügel des Schlosses zur Verfügung gestellt, und er nahm darin mit seiner ganzen Familie Quartier. Aber nur sehr langsam schritt die Arbeit vorwärts. Der launenhafte Meister, dessen Charakter ebenso spröde und mürrisch war wie die Figuren, die er malte, fühlte sich selten aufgelegt, und spielte, wie erzählt wird, hoch oben auf seinem Gerüst den ganzen Tag Geige; die Fertigkeit, die er auf diesem Instrument besaß, machte ihn stolzer als sein Malerruhm. Der Herzog trieb das Zartgefühl so weit, daß er über anderthalb Jahre nicht in seinen eigenen Saal kam, um den Meister nicht zu stören; als er aber nach dieser Frist die begonnene Arbeit besichtigte, fand Ingres das Lob nicht uneingeschränkt genug; einige Nuditäten, die in einem bewohnten, von Frauen täglich besuchten Raume nicht zu ertragen waren, mußten verändert werden, die einzelnen Gruppen standen ohne Verbindung unter einander; Ingres verlor immer mehr die Lust an dem angefangenen Werke, seine Aufenthalte in Paris, wo er sich mit kleineren Arbeiten erholte, wurden immer

häufiger und immer länger; nach dem Tode seiner Frau, im Jahre 1849, verschloß er sich einige Zeit jedem Umgange, stumm seinem Schmerze hingegeben: kein Wunder, daß das große Wandgemälde unvollendet blieb. Das Gegenstück, das eiserne Zeitalter, war nicht einmal begonnen. Hippolyte Flandrin, dem die Vollendung der Bilder angeboten ward, nahm es nicht an und so blieb Ingres Composition — Gruppen von nackten Männern, Frauen und Kindern, unter ihnen weilend Asträa — halbfertig bis zur heutigen Stunde; sie ist großartig, edel und stilvoll wie Alles von dem ernsten hochstrebenden Meister, aber die Theile des Bildes fallen allerdings auseinander, und die Gesichter leiden sämmtlich an einer störenden Monotonie des Typus und des Ausdrucks. Die ganze Wand ist jetzt mit einem Vorhange bedeckt. Davor steht die Athene, das Hauptstück der Sammlung.

Es war stets eine Lieblingsidee der Archäologen, die verlorene Technik der Goldelfenbeinsculptur wieder zu entdecken und die Restitution der Meisterwerke eines Phydias und Polyklet zu versuchen. Dieser Wunsch scheiterte meist an der Spärlichkeit der Notizen über diesen Zweig der Kunst, außerdem aber an der Kostspieligkeit des Unternehmens. Um eine solche Restauration zu wagen, waren nicht nur die Kunstliebe und die archäologische Bildung des Duc de Luynes, sondern auch sein Vermögen nothwendig. Im Jahre 1854 gab er dem Bildhauer Simart den Auftrag, seine Entwürfe auszuführen; die Statue war 1855 auf der Ausstellung, aber ungünstig beleuchtet scheint sie ihre Wirkung gänzlich verfehlt zu haben; sie gab Anlaß zu vielen lebhaften Discussionen, vielfach unberechtigt sind die gegen sie gerichteten Vorwürfe.

In langem, bis an die Füße reichendem Gewande steht die Zeustochter da, den Fuß wenig vorhaltend: eine Bewegung, durch welche, wie bei den attischen Karyatiden, die schönste Faltengebung entsteht. An ihrer rechten Seite erhebt sich in schrecklichen Ringen die Burgschlange; die rechte Hand der Göttin hält die palmentragende Nike, die linke die Lanze; der Schild steht daneben angelehnt. Athene ist mit Helm und Aegis gerüstet. Die nackten Theile der Statue sind aus Elfenbein; die Augen, Halsband und Ohrgehänge aus Edelstein; Mund und Augenlider roth gefärbt. Das Kleid ist aus vergoldetem Silber; Helm, Aegis und Schild von Gold, die Schlange endlich von Bronze. Das Ganze ist über 8 Fuß hoch. Die Frage nun, ob wir wirklich die Athene Parthenos des Phidias vor uns haben, müssen wir entschieden verneinen; es lassen sich aber viele Umstände anführen, die es unmöglich machen, dem Bildhauer und seinem Gönner einen Vorwurf daraus zu machen. Die Nachrichten, die wir bei den alten Schriftstellern über die Schöpfung des attischen Meisters finden, sind so spärlich und so unbestimmt, daß sie durchaus kein anschauliches Bild bieten; erst seit wenigen Jahren

ſind wir durch eine von Lenormant auf der Akropolis gefundene Statuette im Stande, uns von der Haltung der Göttin, der Vertheilung der Attribute eine klare Vorſtellung zu machen; namentlich die Stellung der Schlange hatte immer Schwierigkeiten gemacht; bei der Statue Simart's nimmt ſie einen viel zu großen Raum ein, und dadurch, ſo wie durch das verſchiedene Material, ſticht ſie zu ſehr in die Augen; dies ſchwierige Problem der Compoſition hatte Phidias gelöſt, indem er das mächtige Thier zwiſchen der Göttin und dem Schilde ruhen ließ. Der franzöſiſche Künſtler hat auch den Schild der Athene nicht richtig getroffen, indem er ihn mit concentriſchen Bilderkreiſen ſchmückte; die attiſche Statuette und andere Fragmente zeigen, daß eine einzige Darſtellung die ganze Außenfläche einnahm. In allen dieſen Fällen alſo war Simart unſchuldig, wenn er fehl ging; ernſter ſind die Einwendungen, die man gegen den Kopf der Göttin erheben kann. Der Ausdruck iſt mehr melancholiſch und traurig als ernſt und großartig und allerdings weit entfernt von jener Phidias'ſchen Hoheit, die wir aus den Köpfen des Parthenon mehr ahnen als deutlich erkennen. Der griechiſche Typus, den der moderne Bildhauer ſich zum Muſter nahm, iſt aus verhältnißmäßig ſpäter Zeit; demſelben übel gewählten Vorbilde fällt auch der Helm zur Laſt, deſſen überladene Pracht mit der attiſchen Einfachheit des übrigen Koſtüms in ungünſtigem Gegenſatze ſteht. Endlich iſt auch die Art der Anwendung der Farbe nicht tadelfrei: die Farbe war nicht nur berechtigt, ſondern nothwendig gefordert, aber einmal angenommen mußte ſie weiter durchgeführt werden; dadurch, daß nur Mund und Augen farbig ſind, erhält das Elfenbein der anderen Geſichtstheile eine todtenähnliche Bläſſe.

Trotz dieſer nicht zu leugnenden Mängel iſt das Werk des Duc de Luynes und Simart's ein äußerſt verdienſtliches und intereſſantes. Wenngleich noch manches in der Technik unklar geblieben, ſo können wir uns wenigſtens annähernd von der chryſelephantinen Sculptur einen Begriff machen: ungemein großartig, ernſt, faſt herbe iſt die Verbindung der beiden Farben, des leuchtenden, in verſchiedene Nüancen ſchimmernden Goldes, und des matter glänzenden, ſanfteren Elfenbeins.

Das Piedeſtal der Statue iſt von weißem Marmor; hier folgte Simart nur ſeiner Eingebung und ſchuf ein zwar modernes, aber allerliebſtes Relief. Das Ganze ruht auf einer gleichfalls weißmarmornen Baſis, die, mit bunten Palmetten enkauſtiſch bemalt, den überaus ernſten Eindruck der Statue erheiternd mildert und belebt. —

Das Privatleben des Herzogs war reich an ſchweren Prüfungen, an harten Schlägen des Schickſals. Seine erſte Gemahlin war, wie wir geſehen, ſchon 1824 geſtorben; die Vicomteſſe de Contades, mit welcher er ſich 1846 vermählte, wurde ihm 1861 entriſſen; ſie war ihm gleichgeartet an

Adel und Hoheit des Sinnes, sie nahm Theil an seinen Studien wie an seinen Werken der Wohlthätigkeit. Von diesem Schmerze hat sich der tiefgebeugte Herzog nie erholt. Sein Sohn, eine rohe, sinnliche Natur, niedrigen Ausschweifungen ergeben, war bereits 1854 elend umgekommen. Eine Enkelin, die hochbegabte, reizende Marquise von Sabrau, wurde, eben erst verheirathet, aus der Mitte der Ihrigen plötzlich hinweggerafft. Seine jungen Enkel endlich zeigten zu wissenschaftlicher Beschäftigung weder Lust nach Anlage, und so fühlte sich der Herzog, den Schwermuth und Gram nicht zu eigner Arbeit kommen ließen, bewogen, die kostbaren Sammlungen, die er während eines thätigen Lebens auf Reisen angelegt hatte, der kaiserlichen Bibliothek in Paris zu überreichen. (Ende 1862.) Wohl nie ist von einem Privatmanne einem öffentlichen Institute ein solches Geschenk gemacht worden; die Sammlungen, deren Hauptreichthum in Münzen, geschnittenen Steinen, Goldkleinodien und bemalten Vasen besteht, haben einen Werth von über 1,300,000 Frcs. Von besonderem Interesse sind die Architekturfragmente aus Metapont, und der herrliche Marmortorso einer aus dem Meere aufsteigenden Aphrodite. Alle diese Gegenstände sind in einem besonderen, geschmackvoll decorirten Saale vereinigt, der den Namen des Duc de Luynes trägt.

Noch einmal (1864) raffte sich der leidende, hartgeprüfte Herzog zu einer großen wissenschaftlichen Unternehmung auf. Das gelobte Land und namentlich das Todte Meer wollte er selbst besuchen und erforschen. In Begleitung von tüchtigen Gelehrten und Officieren erreichte er diesen merkwürdigen Binnensee; ein eigens zu diesem Zweck gebautes und unter großen Schwierigkeiten transportirtes Boot nahm die kleine Expedition auf, die in der ungesunden, von der glühendsten Sonne gesengten Gegend einen längeren Aufenthalt nahm. Die naturwissenschaftlichen Ergebnisse der Reise sind großentheils schon publicirt, die archäologischen Resulate, die dem Duc de Luynes selbst zu verarbeiten nicht mehr vergönnt war, wird der bekannte Vicomte Melchior de Vogüé veröffentlichen.

Wir haben gesehen, daß der Duc de Luynes von Herzen Legitimist war; es wird uns daher nicht wundern, daß er eifriger Anhänger der weltlichen Macht des Papstes war, und zwar waren seine Beweggründe rein politischer, durchaus nicht religiöser Art. Als Mitglied der Nationalversammlungen 1848 und 1849 hatte er für alle Maßregeln gestimmt, die der römischen Curie Schutz zu bieten bestimmt waren. Er steuerte auch mit bedeutenden Summen zur Ausrüstung des päpstlichen Heeres bei, und sein eigener Enkel — übrigens ein ganz unbedeutender junger Mann — nahm bei den Zuaven Dienste. Er selbst entschloß sich, durch eigene Gegenwart seine Principien laut kundzugeben, und als Ende 1867 die ewige Stadt von

den Garibaldianern bedrängt wurde, eilte er dahin. Er kam in Rom wenige Stunden vor der Schlacht bei Mentana an; gleich am folgenden Tage war er auf dem Schlachtfelde; er sorgte selbst für die Verwundeten — einem Schwergetroffenen gab er seinen Mantel hin — für die Einrichtnng von Spitälern, für ihren Transport nach Rom; überall forschte er den Spuren der Vermißten nach. Aber die Anstrengung war zu stark für den bereits gebrochenen Mann; seine aufopfernde Thätigkeit zog ihm eine Krankheit zu, welche die letzte sein sollte. Nach kurzem Leiden starb er in Rom den 15. Dec. 1867, gerade 62 Jahre alt.

Auf dem diesjährigen Salon war ein lebensgroßes Porträt des Duc de Luynes ausgestellt: der hervortretende Zug ist mehr Offenheit und Würde, die sich namentlich in der breiten Stirne spiegeln, als Geist und Witz; doch haben die kleinen blauen Augen, der etwas große Mund bei aller Gutmüthigkeit eine gewisse Feinheit, welche die hohe Richtung, die edeln Neigungen ihres Besitzers verrathen.

Endlich sei noch bemerkt, daß der Herzog nie von irgend einem Souverän einen Orden annahm, mit einziger Ausnahme des preußischen Pour le mérite, den ihm Friedrich Wilhelm IV. verlieh. — Wir wollen das Bild nicht trüben indem wir hinzufügen, wie unwürdig ihres hochsinnigen Vorfahren die nächsten Nachkommen des Duc de Luynes sich gezeigt haben: wenn wir sagen, daß sie nicht besser und nicht schlechter sind als die meisten jungen Leute aus dem Faubourg Saint-Germain, so ist damit genug gesagt, und ihre trostlose Nichtigkeit deutlich genug bezeichnet.

Solche Naturen wie der Duc de Luynes waren zu allen Zeiten selten, sie werden es immer mehr. Heute scheinen die Franzosen Geldsucht und Egoismus als die Haupteigenschaften ihres Charakters auszubilden; und wenn das Vermögen zusammengehäuft ist, so ist der Genuß, den der Besitzer davon hat, ein precärer, der Gebrauch, den er davon macht, ein kleinlicher und engherziger. Die altgallische Lebenslust, der überschäumende Enthusiasmus, der den Nachbarn so oft unbequem war, sie sind verschwunden. Kaum glaubt einer an sich selbst, kaum an die Wissenschaft, der er sich vielleicht ergeben hat; wie sollte er dazu kommen, sein Bestes, d. h. sein Vermögen, zur Erreichung idealer Träumereien zu verschwenden!! Es ist ein trauriges Bild, das namentlich von den höchsten Classen der französischen Gesellschaft geboten wird.

Man hat den Duc de Luynes le dernier gentilhomme genannt: ein Edelmann war er, ein ganzer, voller, im besten, schönsten, Sinne des Wortes. Möge er nicht der letzte gewesen sein!

Der volkswirthschaftliche Congreß.

Der Congreß deutscher Volkswirthe war, bevor er sich diesmal (1.– 4. September) in Mainz versammelte, von den süddeutschen Radicalen in die Acht erklärt worden. Man mußte sich demnach — da die Herren Carl Mayer und Julius Frese in Volkswirthschaft augenscheinlich nie gemacht haben — auf die Abwesenheit des Herrn Leopold Sonnemann gefaßt halten; und in der That, er blieb aus. Sonst sind von dem Anathema weiter keine bösen Einflüsse verspürt worden. Wenn es überhaupt irgend eine Wirkung gethan hat, so mag es die gewesen sein, daß verhältnißmäßig wenige Mainzer, nur einige dreißig nämlich, sich in die Liste des Congresses haben eintragen lassen. Aber Niemand, der jemals einer Wanderversammlung mit wachen Sinnen beigewohnt hat, wird dies für einen Gegenstand der Condolenz ansehen. Nicht zu starke örtliche und möglichst starke anderweitige Betheiligung sind immer die beiden herrschenden Wünsche der Unternehmer.

So war es denn diesmal. Die Theilnahme von auswärts war quantitativ bedeutend, und qualitativ ist sie kaum je früher gleich bedeutend gewesen. Während von den alten Trägern des Congresses neben dem verstorbenen unvergeßlichen Lette eigentlich nur Michaelis fehlte, stieß zu ihnen ein Contingent von Erstlingsbesuchern, wie man es sich nicht feiner und vielseitiger hätte auslesen können. Da waren Gneist, Ludwig Bamberger, W. Löwe, v. Hennig, Stephani, Weigel von den Berliner Parlamenten, ferner H. B. Oppenheim, und Laeker, wenigstens auf der Durchreise; Abgesandte der englischen Regierung, Mr. Morier in Darmstadt, und der norwegischen, Herr Eilert Sundt aus Christiania; Maurice Block aus Paris, ein junger russischer Wirthschaftsgelehrter Namens Messojedow u. s. s. Eine andere auffällige Verstärkung zeigte sich auf den Bänken, wo die Damen des Congresses Platz zu nehmen pflegen. Der Ort, die Jahreszeit, die gute Gelegenheit zu einer kleinen vorausgehenden oder nachfolgenden Rheinreise mögen daran ihren Antheil gehabt haben. Aber trotz des schönen Wetters schwärmten diese nur geduldeten, nicht aufgeforderten, wenn auch allgemein sehr gern gesehenen Mitglieder keineswegs im Freien umher, während die Männer tagten; sie waren vielmehr fast seßhafter als diese, schon weil das anstoßende Frühstückszimmer für sie weniger Anziehungskraft besaß, und fühlten sich durch Festbankett, Ball, Rheinfahrt nach Rüdesheim, vielleicht auch durch die zwischenein erfolgende Verlobung eines Breslauers mit einer — Breslauerin (auf Reisen thaut man so viel leichter auf) hinlänglich belohnt. Wann wird der Congreß aber seinerseits den Cavalier spielen, und die Frauenfrage auf die Tagesordnung setzen? — wann wird er Damen

das Recht zugestehen, in seiner Mitte aufzutreten und mit abzustimmen, wenn es ihnen beliebt? Auf seiner Spitze soll man in diesem Stücke, und nicht blos in diesem, etwas conservativ und aristokratisch gesinnt sein.

Die Ersetzung Lettes durch Prince Smith als Vorsitzenden der ständigen Deputation, der von Amts wegen den Congreß zu eröffnen hat, ist übrigens zum Vortheil der stets bedrängten Zeit der Versammlung ausgeschlagen. In den von Smith vermiedenen Fehler schien Braun zu verfallen, als er sein observanzmäßiges Präsidentenamt mit einer Rede übernahm; aber es hatte ihn wohl gereizt, daß gerade gegen ihn vor Allem und seinetwegen besonders auch gegen den Congreß gehetzt worden war, und so hielt er es für Pflicht, neben dem herkömmlichen Verzeichniß der Erfolge, welche der Congreß schon davon getragen, auch den Nachweis zu führen, daß derselbe niemals offen oder versteckt politischen Parteizwecken gefröhnt habe. In Wahrheit, wäre dies je der Fall gewesen, so würde die Wachsamkeit der benachtheiligten oder bedrohten Parteien gewiß längst darauf aufmerksam gemacht haben. Eine Gesellschaft aber, in deren Vorstand der Fortschrittsmann Schultze-Delitzsch, der Nationalliberale Braun, der Geheimrath Michaelis vom Bundeskanzleramt, und der altconservativ-orthodoxe v. Behr zusammensitzen, sieht nicht sehr nach einem Partei-Conclave aus. Wenn der süddeutsche Radicalismus in ihr allerdings ebensowenig vertreten ist wie die Clericalen, so liegt das wohl an dem mangelnden Geschmack dieser Herrschaften für volkswirthschaftliches Studium. Ließen die Getreuen des Bischofs Ketteler sich doch nicht einmal durch ein Thema wie die Armenpflege, und die Aussicht, für ihre Forderung freier Armenpflege Bundesgenossen zu finden, wenn auch Bundesgenossen von ganz verschiedener Tendenz, auf den für 3 Thlr. Crt. doch Jedermann zugänglichen Congreß locken! Sie werden am besten gewußt haben, warum nicht; sie gehen gern sicher und vermeiden Glatteis. Aber das muß man freilich mit Braun behaupten, daß es nicht die Schuld der Volkswirthschaft oder des ihr gewidmeten deutschen Wandercongresses ist, wenn es Parteien gibt, welche beiden systematisch fernbleiben. Ultramontane und Radicale suchen die Volkswohlfahrt anderswo, als auf diesem geraden und offenen Wege. Die einen lassen sie vom Himmel herunterfallen und die andern prophezeien sie aus dem Kaffeesatz der Revolution.

Die Verhandlung über Armenpflege, welche der Grund war, der die meisten außerordentlichen Theilnehmer herangezogen hatte, verlief eben deswegen anders, als man sonst hätte erwarten müssen. Sie war keine bloße Auseinandersetzung innerhalb derselben allgemeinen Weltanschauung, wobei entweder die Entschiedeneren die Gemäßigteren fortgerissen oder diese jene festgehalten hätten; es entwickelte sich vielmehr an dieser Frage der ganze Gegensatz zwischen den beiden Fortschrittsprogrammen, welche hinsichtlich des

inneren Staatslebens in Deutschland heute auf dem Platze sind, das der Selbstverwaltung und das der Freiheit. Das letztere Programm, welches im Wesentlichen natürlich vom volkswirthschaftlichen Congreß bekannt wird, hatte in der Person des Berichterstatters Prof. Böhmert das erste und das das letzte Wort. Dafür aber wurde das erstere Programm von seinem Bannerträger selbst vertreten, von Gneist. Das stellte die Partei, äußerlich genommen, zu Gunsten der Selbstverwaltung mehr als her. Denn Gneist's Name ist heutigentags eine Autorität selbst auf einem Congreß deutscher Volkswirthe; während diese unter einander natürlich keine Autorität statuiren können, da eine mindestens die andere aufwiegt. Außerdem fochten auf Gneist's Seite H. B. Oppenheim, Ludwig Bamberger, O. Wolff, Alex. Meyer, ja einigermaßen selbst Pfeiffer und Eras, während Böhmert nur von Emminghaus und Rickert unterstützt wurde, und auch von diesen nicht einmal unbedingt.

Schon die Vorbereitungen zur Debatte waren nämlich unglücklich abgelaufen. Man hatte sich im engeren Kreise weidlich mit einer Compromißresolution geplagt, da die ursprünglich eingebrachte von Böhmert, Emminghaus und Lammers selbst Gesinnungsgenossen zuviel Anstoß gab; aber jene erwies sich schließlich als eine noch weit ausgemachtere Fehlgeburt. Es bezeichnete die Unklarheit, in welcher selbst eingeweihte Köpfe sich gegenwärtig meistens noch über die Probleme der Armenpflege befinden, daß die Antragsteller gleichzeitig nach rechts und nach links hin wegen eines Ausgleichs unterhandelten — mit Solchen, die im Grunde gar keine Armenpflege nöthig erachten, am liebsten einen Gewaltstrich durch alle Ausübung von Barmherzigkeit zögen, und mit Solchen, denen der bestehende Zustand in der Hauptsache genehm ist, die nur hier und da an der herkömmlichen Mischung von Zwangsarmenpflege und Privatwohlthätigkeit etwas abändern, aber bei Leibe nicht zu freier Armenpflege übergehen wollen. Das Produkt derartiger Transactionen konnte unmöglich eine praktisch brauchbare Formel sein. Es war Gneist's leichteste Aufgabe, in ihm die inneren Widersprüche darzuthun. Man mußte die Loyalität des Berichterstatters bewundern, der selbst im Schlußwort, nachdem er die ganze Morschheit des betretenen Compromißbodens kennen gelernt hatte, die vereinbarte Formel noch nicht kurzweg hinter sich warf und zu irgend einer reinen Ausprägung seiner Idee zurückkehrte, sondern an dem Werk so heterogener Factoren festhielt.

Worin besteht denn nun diese Idee, dieser Versuch kühner Neuerung? Nicht eine philosophische Speculation oder theoretische Lectüre, sondern langjähriges Eindringen in factische Armenzustände und vergleichende Betrachtung der bisher üblichen Armenpflege hat die Träger dieses Gedankens überzeugt, daß das Unkraut der Massennoth mit den alten Mitteln nicht ausgerottet

werden kann. Sie glauben die Zwangsarmenpflege, zu welcher der Staat durch seine Gesetzgebung die Gemeinden anhält und welche die Gemeinden auf Grund ihres Besteuerungsrechts ausüben, in einem falschen Zirkel befangen zu sehen, der sie niemals und nirgendwo ein nennenswerthes Stück Weges vorwärts gelangen lasse. Daher meinen sie empfehlen zu müssen, daß man mit diesem System vollständig breche; daß man den in des Menschen Brust gepflanzten Trieb des Mitgefühls, der am Ende auch alle Hilfsgesetzgebung und Gemeindefürsorge eingegeben hat, sich einmal völlig frei organisiren, die erforderlichen Kräfte und Mittel selbstthätig in Bewegung setzen lasse und zusehe, ob nicht so bessere Ergebnisse zu gewinnen seien. Was von theilweiser Annäherung an solche Freiwilligkeit der Armenpflege hier oder da bereits besteht, finden sie ihrem Rathe nur günstig. Sollte derselbe aber wider alle Wahrscheinlichkeit doch verkehrt sein, nun, so ist inzwischen ja weder der Staat noch die Gemeinde verschwunden, und beide können jeden Augenblick die Aufgabe wieder an sich nehmen, welche den unabhängigen Kräften der Gesellschaft mißglückt ist. Glückte sie diesen aber, so wäre der verderbliche Zwiespalt zwischen Zwangsarmenpflege und Privatwohlthätigkeit gehoben, die Quelle der verschwenderisch-wüsten Almosenwirthschaft verstopft, und jede kranke wirthschaftliche Existenz empfinge, was gerade sie zur Wiederherstellung bedarf, statt daß jetzt in Bausch und Bogen Hunderte nach demselben rohen Recept auf Leben oder Tod behandelt werden.

Wir denken, daß dies eine leidlich klare und umfassende Bezeichnung der Idee freier Armenpflege ist, welche am 2. September zu Mainz eine Art Niederlage erlitten hat, aber schwerlich eine definitive. Gneist nannte sie etwas herausfordernd einen Traum; er schalt die Volkswirthe, daß sie über freie Armenpflege philosophirten, während der norddeutsche Bund von ihnen wissen wollte, wie er seine Zwangsarmenpflege am besten unificire und in Einzelheiten reformire, und während es ihre eigentliche Pflicht und Schuldigkeit wäre, sich für den preußischen Entwurf wegen des Unterstützungswohnsitzes auszusprechen. Ja, er schien andeuten zu wollen, diese Ventilirung eines Zukunftsgedankens sei am Ende wohl nur eine Diversion, welche die Senate der Hansestädte veranlaßt hätten, um sich in ihrem verzweifelten Widerstand gegen den Erwerb des Unterstützungswohnsitzes durch blos zweijährigen Aufenthalt ein wenig Luft zu verschaffen. Daß das Organ der Antragsteller, das „Bremer Handelsblatt", diesen Widerstand getheilt oder ermuthigt hatte, wird er eben nicht erfahren haben. Im Allgemeinen aber wünscht der beredte Prophet des Selfgovernment selbstverständlich nicht, daß dieser Verwaltungsform zu Gunsten freier Vereine irgend etwas ohne Noth entzogen werde. Er sieht alle Schwächen freiwilliger Organisationen mit verschärftem Auge; die unvermeidlichen Nachtheile des Gesetzeszwanges schlägt

er geringer an und berückſichtigt zu wenig, daß man über die Leiſtungsfähigkeit der vom Staate nicht gegängelten Geſellſchaft ſo lange keine echten Proben haben wird, als man ihr das Gängelband nicht einmal gänzlich abgenommen. So ausſchließlich bewegt ſich die ſchöpferiſche Phantaſie dieſes begabten und thätigen Staatsdenkers in den Formen ſogenannter Selbſtverwaltung, daß er auch öffentliches Pflichtgefühl nur bei den Functionären von Staat, Kreis oder Gemeinde vorausſetzt, aber anſcheinend keines bei den zahlreichen Leuten, welche ſogar heute ſchon dem Gemeinwohl, dem Vaterlande und der Menſchheit leben, ohne durch irgend ein Anſtellungspatent dazu verpflichtet und durch eine jährliche Summe Geldes dafür belohnt zu ſein. Die freie Armenpflege, behauptet er mit der größten Zuverſicht, könne ſogar den rechten Geiſt für die Ausübung ihres Berufs nur von der öffentlichen Zwangsarmenpflege entlehnen. Wogegen denn allerdings Stadtrath Rickert aus Danzig erklärte, ihn habe ſiebenjährige praktiſche Beſchäftigung mit der Communalarmenpflege vom Gegentheil und von der Nothwendigkeit des Uebergangs zu freier Armenpflege überzeugt.

Mit der Gegenüberſtellung dieſer unverſöhnlichen Grundanſichten wird das Intereſſe für den Gegenſtand des Streites hinlänglich geweckt ſein. Der Congreß hat natürlich keinen Beſchluß faſſen wollen, da es ja nicht darauf ankommen konnte, zu erfahren, ob eine zufällige Mehrheit ſich für Böhmert oder für Gneiſt ausſprechen werde; aber er hat die Frage auch nicht etwa von ſeiner Tagesordnung abgeſetzt, ſondern einem Ausſchuß zu weiterer Durcharbeitung und Vorbereitung für die nächſte Verſammlung überwieſen. Mehr Hoffnung, als auf dieſen örtlich weitgetrennten und in ſich uneinigen Ausſchuß, gründen wir auf die ſo nachdrücklich angeregte weitere Behandlung der Sache in Gemeindecollegien, auf engeren volkswirthſchaftlichen Verſammlungen und in der Preſſe. Zu ihr wird das Sammelwerk über europäiſche Armenpflege, welches Profeſſor Emminghaus veranſtaltet hat, und welches eben jetzt erſcheint, ein reiches Material hergeben.

Das Actiengeſellſchaftsrecht war ein Gegenſtand der Tagesordnung, welche der volkswirthſchaftliche Congreß mit dem in Heidelberg kurz vorher verſammelt geweſenen Juriſtentage theilte. Aber kritiſcher als dieſer geſtimmt, begnügte er ſich nicht, die Aufhebung der Conceſſionspflicht für Actiengeſellſchaften zu fordern. In der Verhandlung wenigſtens, wenn auch nicht in dem Beſchluß, wurden allerhand Einſchränkungen in dem Gebrauch dieſer Geſellſchaftsform empfohlen, von denen der Geſetzgeber demnächſt Nutzen ziehen mag. Dabei nahmen Becker (Dortmund) und Faucher ſich mehr des außenſtehenden Publicums, L. Bamberger der Actionäre gegen ſelbſtſüchtig-eigenmächtige Directoren und Verwaltungsräthe an, indem der Letztere das größte Unheil in der Verwirthſchaftung des Actiencapitals erblickte, die

Ersteren hingegen in der Verleitung Dritter zu schlechtfundirten Darlehen an Actiengesellschaften. Der Berichterstatter, Alexander Meyer, bewährte seinen Scharfsinn und Ideen-Reichthum in der Darbietung einer förmlichen Lehre über die Grenzen der Anwendung von Actiengesellschaften. Zum Abschluß gelangte auch diese Verhandlung nicht.

Ein gleiches, aber negatives, definitiv beseitigendes Resultat hatte die Erörterung zwischen den Professoren Emminghaus und Dietzel über die legitime Benutzung des Staatscredits. Prof. Dietzel hatte sich früher einmal mit einer Art neuer Theorie über das Staatsschuldenwesen einen gewissen Namen gemacht. Er ist aber, wie Emminghaus annimmt, wesentlich doch ganz in dem Gleise der alten Schule geblieben, die sich weniger um die Berechtigung des Staats zum Anleihen als um die beste Art und Form ihrer Aufnahme kümmerte. Emminghaus hingegen stellte sich auf den neuen Boden, welchen namentlich Soetbeer's und Gildenmeister's Untersuchungen der Wissenschaft erobert haben, und wonach Anleihen machen keineswegs blos der Zukunft die Last oder einen Theil der Last zuwälzen heißt und Steuern erheben unter jedem Gesichtspunkte selbst in Kriegsfällen vortheilhafter ist. Er ging in dieser Richtung soweit, die Anleihen für eigentliche Staatszwecke (also nicht z. B. für Staats-Eisenbahnen, Staats- und Bergwerke u. s. f.) ganz zu perhorresciren. Doch stimmte nur eine Minderheit mit ihm. Mit Prof. Dietzel freilich, der das Princip der alten Schule formulirte, stimmte Niemand als er selbst.

Gleichfalls in der Minderheit blieb Emminghaus mit einem von ihm vorgeschlagenen Protest gegen die Prämienanleihe der vier großen preußischen Eisenbahnen, in welchem er solche Anleihen überhaupt verwarf. Sein Gegner Dr. Wolff, und mit ihm die Mehrheit fand es theils theoretisch richtiger, theils politisch wirksamer, sich nur gegen die privilegienmäßige Ermächtigung einzelner Unternehmungen (oder Staaten im Norddeutschen Bunde wie z. B. Braunschweig) zu solchen Anleihen auszusprechen. Ein bekanntes Organ der Fortschrittspartei in Berlin, der „Volksfreund" von L. Parisius, hat hieran eine starke Verurtheilung der im Congreß obenaufgekommenen transigirenden Richtung geknüpft. Aber in dem fraglichen Falle ließ sich der principielle Standpunkt schwerlich für die unterlegene Meinung allein vindiciren. Die siegreiche Ansicht hatte in dieser Beziehung für sich, selbst dem Spiel (d. h. dem Spiel mit ersparten Zinsen, wie Faucher es zum Unterschied vom Lotteriespiel nannte) seine Freiheit sichern zu wollen. Der grundsätzliche Boden, auf welchem Emminghaus, Böhnert und Löwe standen, war weniger ein volkswirthschaftlicher als ein rechtlich-moralischer. Wirthschaftlich war Wolff, der Gegner des früher von ihm selbst gehegten wirthschaftlichen Radicalismus, diesmal radicaler als sie, und hatte für seinen Antrag oben-

drein einen so handgreiflichen Vortheil politischer Effectivität, daß die ganze Gleichgiltigkeit einer des Erfolgs entwöhnten Mißvergnügtheits-Politik gegen praktische Berechnungen dazu gehört, um dies — nicht in Mainz, sondern — in Berlin zu übersehen. Der Volkswirthschaftliche Congreß ist aber keineswegs verdammt, den Prediger in der Wüste zu spielen. Grade der Credit, welchen er sich allmählich selbst bei den Regierungen und gesetzgebenden Gewalten erworben hat, verpflichtet ihn zur politischen Berechnung seines Thuns und Lassens. Diese wird allerdings nicht immer zusammenfallen mit der Berechnung von oder in Versammlungen, welche unmittelbar an der Legislation oder Gesetzgebung des Staats betheiligt sind. Er steht den praktischen Dingen fern; er ist ein Verein von Volkswirthen, hat also ein volkswirthschaftliches Augenmerk. Aber er wird von seiner wirthschaftlichen Weisheit doch allemal einen Gebrauch zu machen suchen, der sie den unmittelbar handelnden Körperschaften empfiehlt, sowohl durch die Auswahl der behandelten Fragen, als durch eine Behandlung, welche Wirkung verspricht. Von einer abstracten Verurtheilung der Prämienanleihen hätte man schwerlich einen praktischen Eindruck erwarten können. Der nachdrückliche Hinweis dagegen, daß hier Ministerialwillkür der Gesetzgebung, Privilegien der Gleichberechtigung noch breit im Wege stehen, kann unmöglich verfehlen sich fühlbar machen.

Daß der Congreß in der That auf seine Art der Gesetzgebung vorzuarbeiten hat, zeigte sich handgreiflich bei der Frage des letzten Tages, der Haftbarkeit für Körperbeschädigungen beim Gewerbebetriebe. Diese schwierige und weitschichtige Frage behandelte zumal der Berichterstatter auf der einen Seite so rein und streng volkswirthschaftlich, auf der andern so gesetzgeberisch präcis, daß wohl auch der Berliner „Volksfreund", der Braun's Präsidium eine gewisse mysteriöse Kraft, die Versammlung irrezuleiten, zutraut, es kaum besser zu machen wissen würde. Der Congreß hat eben zwei Aufgaben, — oder vielmehr, die verschiedene Lage verschiedener Verhandlungsgegenstände nöthigt ihn, bald dies bald jenes Verfahren anzuwenden, bald ein nicht hinlänglich gewürdigtes großes Princip in seiner vollen Hoheit und Reinheit auf den Schild zu erheben, bald sich dem Bedürfniß der Gesetzgeber oder des öffentlichen Verwalters anschmiegend concretere Vorschläge für die Praxis zu machen.

Die Organisation der liberalen Nationalpartei.

Die stürmische und erfolgreiche Initiative des Grafen Bismarck im Jahre 1866 hat die liberale Nationalpartei nicht blos von der Spitze der Bewegung verdrängt, sondern in zunächst unabwendbarer Folge auch ihre agi-

tatoriſche Form zerſchlagen, ihren früheren Zuſammenhang durch ganz Deutſchland gelöſt. Was ſich in der Geſtalt parlamentariſcher Parteien erſt im Reichstage und dann im Zollparlament aus den alten Elementen wiedergebildet hat, erfüllt nur zum Theil die Functionen, welche vormals theils der Nationalverein und deſſen permanente Organe, theils der Abgeordnetentag ausübten. Allerdings haben die Nationalliberalen in den Berliner Parlamenten einen unmittelbarern Einfluß auf Deutſchlands Geſchicke, wie weder der Abgeordnetentag noch der Nationalverein; aber deswegen iſt noch nicht ſchlechthin alles überflüſſig geworden, was dieſe letzteren ihrer Zeit leiſteten, und könnte in der vorgerückten Epoche mit einem geringeren Aufgebot von Kräften und Mitteln ungleich Vollkommeneres geleiſtet werden.

Das Gefühl, daß hier etwas Weſentliches fehle, hat ſich neuerdings überall geltend gemacht, wo Parteigenoſſen frei von drängenden Tagesſorgen beiſammenſaßen. Sowohl neben dem Juriſtentage in Heidelberg wie neben dem Volkswirthſchaftlichen Congreß in Mainz gingen Beſprechungen her, welche Abhilfe für dieſen Mangel ſuchten. An den genannten beiden Orten lag ſelbſtverſtändlich das ſüddeutſche Intereſſe zunächſt. Wie zwiſchen den nationalliberalen Parteien der viertehalb ſüddeutſchen Staaten das Band flechten, welches wenigſtens die Angehörigen der kleineren unter ihnen ſchmerzlich vermiſſen und welches jeder Zeit geeignet wäre, den „Südbund“ der Radicalen, Ultramontanen und Particulariſten von einem ins Mark dringenden ſchädlichen Einfluß auf unſere nationale Integrität wirkſam abzuhalten?

Die Lage iſt keineswegs in allen dieſen Staaten dieſelbe. In Württemberg und Heſſen ſteht die liberale Nationalpartei Miniſtern gegenüber, die keine ſchonende Rückſicht verdienen; in Bayern hingegen ſcheut ſie wohl mit Recht davor zurück, den Fürſten Hohenlohe entweder im Stich zu laſſen, oder gewaltſam vorwärts zu drängen, — und in Baden endlich kann man höchſtens zweifelhaft ſein, weſſen Patriotismus entſchloſſener und klarer iſt, der der Regierung oder der der Partei. Aus dieſer Situation im Einzelſtaat geht bei den Heſſen und Württembergern naturgemäß eine lebhafte Neigung hervor, den Kampf jeden Augenblick aufs Aeußerſte zu treiben. Sie ſind über die Zeit des Tranſigirens mit dem angeſtammten Particularismus und ſelbſt mit der ſogenannten ſüddeutſchen Stimmung hinaus. Sie ſcheuen vor der Forderung des unverzüglichen und unbedingten Eintritts in den Nordbund, ja unter Umſtänden auch wohl vor der Annexion durch das zu Deutſchland auswachſende Preußen nicht zurück. Schon in Baden herrſcht natürlich, trotz der Klarheit und Entſchloſſenheit der Regierung, trotz ihres Einverſtändniſſes mit der Landtagsmehrheit, und obwohl der Großherzog ſeine Bereitſchaft zu den im Intereſſe des Vaterlands erforderlichen Opfern wiederholt vertrauenswürdig kundgegeben hat, eine weitergehende Rückſicht auf das Beſtehende,

wie man ſie in Stuttgart und Darmſtadt ebenfalls natürlich finden würde, wenn dort die entfernteſte Ausſicht beſtünde, Hof und Staat im Guten auf die vaterländiſche Seite hinüberzuziehen. Wie vorſichtig man vollends in Bayern vorgehen muß, wo ein nationalgeſinnter Miniſterpräſident nur gleichſam auf Wohlverhalten geduldet wird, die ganze Dynaſtie den feindlichen Mächten huldigt, der Ultramontanismus noch faſt über die Hälfte der Wahlkreiſe verfügt, iſt leicht zu verſtehen. Rückſichtsloſes Vorgehen der Nationalpartei wird dort nur dann denkbar ſein, wenn es den Gegnern gelingen ſollte, Hohenlohe zu ſtürzen, und wenn ein ultramontan-particulariſtiſches Cabinet die Zügel der Regierung übernähme. Obgleich es auch dann noch die Aufſaugung der alten Mittelpartei mit ihrer mehr ſpecifiſch bayriſchen Färbung und der mit Verantwortlichkeit verknüpfte Beſitz der Mehrheit in der Abgeordnetenkammer der Fortſchrittspartei erſchweren würden, ſo reine Zukunftspolitik zu treiben, wie eine Minderheit allenfalls kann.

„Fortſchrittspartei" nennen ſich die bayriſchen Nationalliberalen noch von Anno 1863 her, und das iſt nicht blos ein zufällig ſtehengebliebener Name. Wenn ihre Führer zum Zollparlament in Berlin erſcheinen, ſo lehnen gerade die populärſten unter ihnen, Völk und Crämer, es allemal ab, zwiſchen den Nationalliberalen und der ſich noch immer ſo nennenden Fortſchrittspartei in Norddeutſchland — zu wählen. Wie in München nach rechts und oben hin, ſo wollen ſie in Berlin nach links und unten hin die Brücke nicht abbrechen, welche in ein benachbartes Lager führt. Da die Stunde der Entſcheidungsſchlacht für ſie doch einmal nicht geſchlagen hat, ſehen ſie auch die Nothwendigkeit einer völlig klaren und überall ſcharf umſchriebenen Poſition noch nicht ein Durch Aufrechterhaltung ihrer früheren Beziehungen zu Männern wie Schulze-Delitzſch, Löwe, Duncker hoffen ſie den Radicalismus in ihrem Lande deſto erfolgreicher niederzuhalten. Sie befinden ſich mit alledem jetzt genau in der Lage und Stimmung, wie bis vor wenigen Jahren noch die Maſſe der heutigen „deutſchen Partei" in Württemberg, wo auch die Anlehnung nach links und rechts hin ſorgfältig feſtgehalten wurde, Hölder mit Probſt und Oeſterlen vertrauliche Parteiberathungen pflog und der Schwäbiſche Mercur ſein heutiges Maß von beſtimmter nationaler Farbe noch nicht angelegt hatte. Sich dieſer Götterdämmerung erinnernd, werden die Württemberger das Verhalten ihrer bayriſchen Nachbarn richtiger und gerechter beurtheilen.

Auf der anderen Seite aber ſollte freilich das zarte Verhältniß zum Fürſten Hohenlohe die bayriſchen Nationalliberalen auch nicht abhalten, die Hand zu ergreifen, welche ihre minder gebundenen Freunde in Württemberg, Baden und Heſſen ihnen bieten. Die Organiſation braucht ja nicht ſo eng, das Programm nicht ſo abſolut zu ſein, daß es ihre innere Lage verhängniß-

voll compromittirte. An Zahl wie an Bedeutung ſind die Bayern den Uebrigen vielleicht gewachſen, ſo daß Eintritt in eine fortlaufende regelmäßige Verbindung für ſie nichts weniger bedeutete als Unterordnung. Im Gegentheil können ſie, wenn ſie ſich des Vortheils ſolchen Zuſammenhangs mit Geſchick und Kraft zu bedienen wiſſen, auch für den Kampf mit ihren einheimiſchen Gegnern daraus nur gewinnen, und am Ende gar jene miniſterielle Poſition verſtärken, der zu Gefallen ihre Schritte bisher ſo leicht auftraten und ſo beſcheiden ausgriffen.

Eine der nächſten Aufgaben der hergeſtellten ſüddeutſchen Nationalpartei würde ſein müſſen, ihre Vertretung in der Tagespreſſe zu verſtärken. Zumal im Nordweſten, wo der Main zum Rhein ſtrömt, fehlt es ganz an den wünſchenswerthen größeren Organen. Die Frankfurter Preſſe ſteht unter dem Einfluß der verbitterten örtlichen Meinung, während die Lahnkreiſe, denen ſie dient, zu einem großen Theile gern die belebende, ermuthigende Sprache einer poſitiven und activen Reformpolitik vernehmen würden. Man ſollte mindeſtens die Mainzeitung, das Organ der heſſiſchen Fortſchrittspartei, das jetzt an der Darm erſcheint, an den Main verlegen, und ein Blatt des Umfangs aus ihr machen, daß ſie die längſt fällige Erbſchaft des Frankfurter Journals in nationalgeſinnten Kreiſen auch über Heſſen hinaus anzutreten vermöchte.

Der künftige Geſchichtſchreiber wird Mühe haben zu verſtehen, wie eine Partei ſoviel gediegene und glänzende ſchriftſtelleriſche Kräfte in ſich vereinigen konnte und doch gerade auf den entſcheidenden Punkten d. h. in erſter Linie Berlin, in zweiter Frankfurt am Main, jahrelang ſo wenig Gebrauch von ihnen machte. Das Talent der Bamberger, Braun, Gildemeiſter, Alexander Meyer, Oppenheim u. A. verzettelt ſich in Provinzialzeitungen; die ehemaligen Redner des Nationalvereins wie Rochau und Nagel ſcheinen ganz zu ruhen, nicht aus innewohnender Erſchlaffung, ſondern aus Mangel an entſprechender Verwendung. Die Partei und ihre Führer ſind dafür verantwortlich zu machen, daß eine ſolche paſſive Verſchwendung mit tüchtigen Kräften getrieben wird, während doch die Lage des Vaterlandes noch immer von Allen die höchſten Anſtrengungen erheiſcht.

Eine wohlorganiſirte Preſſe, die wenigſtens auf den Hauptpoſten Blätter erſten Ranges aufſtellte, würde ein ganz anderes Gefühl der Solidarität unter den zerſtreut fechtenden Beſtandtheilen der Partei wecken und wacherhalten, als jetzt in der Mehrzahl lebt. Sie würde jedem Einzelnen den Muth erhöhen, Alle übereinſtimmender und geſchloſſenener handeln machen. Aber auch nach außenhin könnte ſie Deutſchland weſentliche Dienſte thun. Gegenwärtig verſchwindet für das Ausland das nationale Bewußtſein zu ſehr hinter des Grafen Bismarck einzelner Geſtalt. Eine täglich

erſcheinende deutſche Times, die aber nicht irgend eines Herrn Schulze oder Müller Einfälle ausſpönne, ſondern die Ideen und Tendenzen der liberalen deutſchen Nationalpartei auf die Tagesgeſchichte anwendete, würde jenſeit unſerer Grenzen einen reineren, richtigeren und vielfach vortheilhafteren Begriff von der deutſchen Politik hervorbringen helfen. In ihr würde z. B. das Mittel gegeben ſein, Ungarn und Schweden die Furcht vor einer zukünftigen Verſchwörung Deutſchlands mit Rußland gegen die nationale Unabhängigkeit der benachbarten kleineren Staaten zu benehmen.

Freilich, wenn die Verjüngung der Partei ſolche Wirkungen nach ſich ziehen ſollte, müßte ſie ſich vor allem auch in Berlin fühlbar machen. Berlin aber iſt bisher kein beſonders fruchtbarer Boden für politiſche Organiſation geweſen. Die Menſchen denken und arbeiten dort nur parlamentariſch. Ueber dieſe engere Sphäre hinaus hören ſie wenigſtens auf, Parteimitglieder zu ſein, ſind ſie nur noch Menſchen. Wenn die letzte Sitzung einer Seſſion zu Ende iſt, ſo mag Niemand mehr von öffentlichen Geſchäften etwas hören, ſondern eilt, ſich in Wald und Feld, an der See oder im Gebirge von den erſchöpfenden Mühen der Parlamentsarbeit zu erholen, jedem Gedanken unzugänglich, der ins politiſche Leben zurücklenkt. Dies iſt die natürliche, und im Allgemeinen auch nicht abzuſtellende Folge der legislativen Ueberhäufung; aber eine gewiſſe Organiſation würde wenigſtens ihrem nachtheiligen Einfluß auf die wichtigſten Intereſſen der Partei abwehren. Die Aufſtellung eines Geſchäftsführers z. B. — wie die engliſchen Parteien ihn haben, und wie auch der deutſche Nationalverein ihn hatte — würde verhüten, daß die Partei jedes Jahr einige Monate hindurch von der Oberfläche der Welt verſchwindet, während ihr gegenüber die Regierung doch beſtändig auf dem Platze iſt, und ſoviel Radien von dem Centrum nach der Pheripherie hin ausſendet, als für Wahlzwecke, harmoniſches Handeln bei Agitationsanläßen u. dgl. nöthig ſind.

Eine reorganiſirte nationalliberale Partei Norddeutſchlands würde die Verbindung mit der demnächſt ebenfalls organiſirten liberalen Nationalpartei des Südens leicht finden und erhalten. Die Initiative zu einem zweckmäßig befundenen neuen Agitationsorgan für ganz Deutſchland mag man augenblicklich beſſer den Süddeutſchen überlaſſen, die Initiative aber zu einem Benehmen der Führer unter einander ſollte von Berlin ausgehen, denn dort fließen die Erkenntnißquellen und die leitenden Geſichtspunkte der deutſchen Politik zuſammen.

Aber wer in Berlin wird die Frage aufnehmen, wer iſt verpflichtet, ſie aufzunehmen, und wen vorab trifft die Verantwortlichkeit, wenn ſie nicht rechtzeitig oder nicht geſchickt und erfolgreich aufgenommen wird? Die öffentliche Meinung, ſo könnte man ſagen, wälzt dieſen ehrenvollen Beruf

zwei Männern zu, Einem aus Alt- und Einem aus Neupreußen, den Herren v. Benningſen und v. Forkenbeck.

Aus einem engliſchen Notizbuch.

2. Sonntag.

Ein frommer Kaufmannsdiener, der zum „chriſtlichen Jünglingsverein" (Young Men's Christian Association) gehört, erklärte einmal, daß er ſelbſt auf einer wüſten Inſel wie Robinſon Cruſoe lebend, ohne Kalender und Buchführung immer wiſſen würde, wann es Sonntag iſt; er würde den Tag des Herrn an der Sabbathſtille der Natur erkennen. In Gower-Street, glaube ich, erkennt man den Sonntag noch leichter als auf Robinſons Inſel. Seit die alte Frau vorüberkam, die Punkt 8 Uhr im feinſten Unkenton „Friſche Waſſerkreſſ'" ruft, hat ſich in der ganzen langen Straße nur ſelten ein gedämpfter Laut vernehmen laſſen. Die Hausthür hat Ruhe vor dem doppelten Hammerſchlag des Briefträgers, die Luft vor den Klagetönen des wandernden Leierkaſtens. Mehr oder minder tiefe Stille herrſcht im übrigen London und im ganzen vereinigten Königreich. Alle Theater, Concertſäle und Muſikhallen, ſo wie Aſtley's Circus und Cremorne Gardens, das britiſche Muſeum, das Kenſington Muſeum, die Nationalgallerie, das Polytechnicum mit der Taucherglocke, Mme. Tuſſand's Wachsfigurencabinet — Alles geſchloſſen; geſchloſſen, außer für ihre Eigenthümer, die Actionäre, ſind der zoologiſche Garten und der Criſtallpallaſt. Offen iſt von 1 Uhr an der botaniſche Garten in Kew, eine Dampfſtunde von London; offen ſind die Parks, offen endlich nach dem erſten und zweiten Gottesdienſt die Wirthshäuſer, worinnen von 1 bis 3 und von 5 bis 10 oder 11 andächtig und leiſe getrunken wird.

Für die Hunderttauſende, die in der Woche wie Maſchinen arbeiten, iſt die große Sonntagsruhe allerdings eine Wohlthat. Gelegentlich bemerkt ein Fremder, daß ſie zu weit gehe, daß die Regierung wohl Poſt und Börſe, Kaufläden und Werkſtätten mit Recht ſchließe, aber den Leuten etwas mehr Unterhaltung geſtatten ſollte, denn auch die Langeweile ſei eine Arbeit, und eine ſehr ungeſunde obendrein. Wenn der Einheimiſche ſolche Aeußerungen hört, ſagt er: Der Engländer will keine Unterhaltung; ſie iſt ihm eine Laſt. Oder: Unſer Pöbel würde ſchrecklich ausarten, wenn er ſich am Sonntag

unterhalten dürfte. Oder: Wir haben keine Wahl, denn unsere angeborene Erwerbs- und Arbeitslust ist so mächtig, daß nur das Gebot der Bibel sie auf 24 Stunden hemmen kann. Um dem Volke die nothwendige leibliche Rast zu verschaffen, muß die Gesetzgebung sich auf die Kirche stützen. Die Kirchen- und Sectenmänner aber würden eher noch alle Fabriken am Sonntag öffnen, als ein einziges Theater. Geschäft bleibt immer verzeihlicher als Vergnügen. Daher sehen unsere Missionäre oft nichts Arges darin, wenn wir einmal hinten in Asien, mitten in der Sabbathstille der Natur, ein Städtchen bombardiren, das keine englische Waare nimmt. Ein kleines Bombardement zur Ausbreitung des Handels und der Gesittung gehört ohne Zweifel zu jenen Werken der Nothwendigkeit und christlichen Liebe, die auch am Tage des Herrn erlaubt sind.

Der Londoner Sonntag gestattet immer noch viele ungeistliche Beschäftigungen und hat in den Augen frommer Briten immer noch frivole und allzu weltliche Neigungen. Nur die öffentlichen Arbeiten und Unterhaltungen beschränkt er auf eine kleine Zahl; meinen häuslichen Freuden und Bequemlichkeiten, so versichert der aufgeklärte Londoner, legt er nichts — d. h. nicht allzuviel — in den Weg. Kein Pastor, kein Polizeimann hat das Recht, mich zur Kirche zu schleppen. Eine Parlamentsacte aus der Regierungszeit der Königin Elisabeth belegt zwar das Wegbleiben vom Sonntagsgottesdienst mit einer Geldbuße, doch wer fürchtet in London ein veraltetes Gesetz? Die Acte ist meines Wissens nur ein Mal in neuerer Zeit zur Anwendung gekommen, als nämlich, wie Lord Brougham einst im Oberhause erzählte, ein ländlicher Friedensrichter ein paar Bauern, die ihn durch unerweisbare Kaninchendiebstähle geärgert hatten, nicht anders als mit Hilfe der lang verewigten Königin Elisabeth zu verdonnern wußte. Nein, ich bleibe zwischen meinen vier Pfählen, lese, schreibe, rauche, begieße Blumen, so lange ich will. Wenn ich nicht zufällig bei ängstlichen Leuten als Aftermiether wohne — und ein respectabler Mensch hat immer ein Haus für sich — so darf ich lachen, ja pfeifen, plaudern. Schach spielen kann ich, denn mein Haus ist meine Burg. Mr. Daffke sieht es gern, wenn seine Tochter nach Tische sich ans Clavier setzt, nur schließt er vorher sorgsam alle Thüren, verhängt alle Fenster und ersucht Miß D., immer erst ein bischen Kirchenmusik forte und darauf eine Polka piano zu spielen. Doch wohlgemerkt — denn Mr. Daffke ist ein unabhängiger Mann, der keinen Credit braucht — Niemand zwingt ihn, solche Vorsicht anzuwenden; er thut es freiwillig aus zarter Achtung für die Gefühle der Nachbarhäuser. Und ähnliche Rücksichten beobachten seine Nachbarn gegen ihn.

Wenn es nicht regnet, darf ich in den Parks lustwandeln oder ausfahren

und gebe damit kein Aergerniß. Noch ſind wir nicht im alten Jeruſalem angelangt, wie ſehr auch die Stillen und Frommen uns dahin zu ſteuern ſuchen, und wir leben auch nicht im gelobten Lande der Schotten, auf dem ein ſtarker Abglanz altjüdiſcher Heiligkeit ruht. Nördlich von Tweed ſind durch Parlamentsacte*) die Wirthshäuſer den ganzen Sabbath geſchloſſen. Es geſchieht trotzdem oder in Folge davon, daß mancher ſtrenger Presbyterianer ſchon Vormittags auf der Straße krumme Linien beſchreibt. Im Zuſtande ſpirituoſer Verzückung tanzt er gleichſam vor einer unſichtbaren Bundeslade; denn vorſorglich nimmt er jeden Sonnabend einen Tropfen der Tröſtung ins Haus, und da in der 24ſtündigen Sperre ſelbſt das Ale-Krüglein der Wittwe verſiegen würde, Bier ohnehin leicht ſchal wird, läßt er ſich ein paar große Sonntagskannen bis an den Rand mit Whisky füllen. In den ſchottiſchen Städten arbeitet kein Cab- (Droſchken-) oder Omnibuspferd am Sabbath. Ein weltlich geſinnter Speculant in Glasgow kam vor ungefähr 14 Jahren auf den Gedanken, billige Sonntagsfahrten mit ſeinem Dampfboot Emperor auf dem Clyde zu unternehmen, und in der volkreichen Fabrikſtadt fanden ſich ſchwache Chriſten genug, die der Verſuchung nicht widerſtehen konnten, auf ſolche Art friſche Luft zu ſchöpfen und die hübſchen Stromufer zu bewundern. Aber den Luftfahrern wurde an mehreren Punkten das Landen verwehrt, und als ſie in Glasgow wieder ausſtiegen, empfing ſie ein ſchnaps- und glaubenstrunkenes Heer ſtreitbarer alter Weiber und Männer mit frommen Flüchen, und ſuchte an ihnen die moſaiſche Operation der Steinigung zu vollziehen. Bei ſolchen Drohungen blieb es nicht, ſondern ein Mann Gottes ſchlich ſich im Dunkeln auf das freche Fahrzeug und bohrte ein Loch in den Boden. Der Emperor fuhr keinen Sabbath mehr.

Dem Schotten, der zum erſten Mal den milderen Süden beſucht, erſcheint daher London als ein „gottloſes Neſt“, doch bald begnügt er ſich, den ſchottiſchen Sabbath mit Worten zu vertheidigen, während er hier mit in den Apfel der Sünde beißt und ihn gar nicht ſauer findet. Cabs, Omnibuſſe, Themſeboote und Eiſenbahnen haben in London auch am Sonntag zu thun. Des erſten Gottesdienſtes halber darf zwiſchen 11 und 1 Uhr kein Zug abgehen, aber mancher Zug flüchtet mit einer Menge von Weltkindern beladen, 10 oder 5 Minuten vor 11 aus dem Bahnhof hinaus nach den grünen Fluren, ſo daß der Himmel auch um ſeine zwei Stunden betrogen wird.

Ueberall in engliſchen Parks und Gärten ſieht die Natur grade ſo aus wie in der Woche, und faſt ſcheint es, daß ſie kein Gewiſſen hat und keine

*) Durch die Mackenzie-Akte. Bekanntlich gibt es Parlamentsſtatuten, die blos für Schottland, blos für Irland oder blos für England und Wales gelten. Wales iſt, ungeachtet der celtiſchen Stammeseigenthümlichkeit, politiſch vollſtändig in England aufgegangen.

Reue kennt. Doch behauptet man, daß der Menſchengeiſt allmälig auf jede Landſchaft wirke, daß er in ihrem Geſicht und Charakter lang dauernde Spuren zurücklaſſe. Der amerikaniſche Urwald, zum Beiſpiel, ſoll vor der Ankunft der puritaniſchen Anſiedler aus England Momente ſanfter Heiterkeit gehabt, der Fink, die Grasmücke, Sproſſer, Zaunkönig und Rothkehlchen ſollen dort gepfiffen und geſungen haben, als wären ſie in Europa. Jene Puritaner nun waren fromm und auch mannhaft, ſie wußten ebenſogut zu bauen und zu pflanzen wie Urwälder und Urvölker auszurotten, aber Muſik in der Seele hatten ſie nicht. Pilgrim Fathers nennt man ſie, aber ſie können wohl Grim Fathers heißen, und als dieſe grimmen Väter den Müttern verboten, am Sabbath ihren Säugling zu küſſen oder anzulächeln, ging ein kalter Schauer durch die Wildniß, und die gefiederten Sänger alle mit Ausnahme des gefühlloſen Spottvogels, verloren ihre holde Stimme. Auf einigen engliſchen Landſtrichen lagert auch noch ein Schatten aus der Puritanerzeit, wofür man freilich oft rationaliſtiſche Erklärungen vorbringt. So theilte ein naturgeſchichtliches Wochenblatt einmal die Beobachtung mit, daß die fremden Singvögel, die aus Frankreich zur Sommerfriſche über den Canal kommen, wie ein ſchmales Band über die Mitte der Inſel hinziehen und von dieſer Linie ſelten nach Weſten und nie nach Oſten abſchweifen, als ſcheuten ſie die kühle Nachbarſchaft der Nordſee. Ein Alterthumsforſcher dagegen erzählte mir, daß im 17. Jahrhundert eine Nachtigall in Eſſex vor den Friedensrichter geſtellt wurde, weil ſie am Sabbath geſchlagen hatte. Ihre Entſchuldigung, ſie habe den Schöpfer geprieſen, fand keinen Glauben, denn ihr Organ klang anakreontiſch: ſie wurde zu einer Buße von 3 s. 6 d. verurtheilt und, da ſie nach Poetenart grade nicht bei Gelde war, in den Thurm geſteckt. Aehnliche Urtheile wurden in mehreren Grafſchaften gefällt. Nach ſolchen Gegenden ſoll heute noch keine freie Philomele ſich leicht verirren; und wenn eine dort zufällig im Käfig ſitzt, beobachtet ſie, wie es heißt, an allen Sonn- Buß- und Feſttagen des Jahres ein reſpektvolles Schweigen.

Dies ſind Geſchichten, die ſich nicht begeben haben. Dafür iſt es Thatſache, daß vor kaum 40 Jahren in London ein Verſuch gemacht wurde, die Parkthore am Sonntag durch Parlamentsacte zuzuſperren. Das laute Gemurr des Publicums vereitelte die Maßregel, und bejahrte Londoner, die ſich jener Zeit erinnern, habe ich mit gerechtem Stolz davon ſprechen hören, wie das engliſche Volk damals den Beweis geliefert, daß es ſich nicht knechten laſſe. Andere wieder geben zu verſtehen, daß Sir Andrew Agnews, der die betreffende Bill einbrachte, und ſein Anhang im Parlament es eigentlich mit Gott und Menſchen gut gemeint hätten. Wer wollte dies bezweifeln? Jedermann kann im Kreiſe ſeiner Bekannten wohlmeinende Perſonen entdecken,

die von dem frommen Sinn des erwähnten Ritters beſeelt ſind. Zahlreiche Familien genießen am Sabbath nur kalte Speiſen, damit auf dem Küchenheerd Ruhe herrſche; ſie halten es für Sünde, einen Hemdenknopf anzunähen, in ein profanes Buch zu gucken, zu fahren oder zu reiten. Der heilige Eifer fällt zuweilen ins Komiſche. Ein deutſcher Freund, der bei einer Mrs. Jones in der City wohnt, ſah einmal die junge Dienſtmagd vor einem aufgeſchlagenen Folioband ſitzen und gefährlich mit dem Kopfe nicken. Auf die Frage, was ſie da thue, erwiderte ſie gähnend, daß ſie jeden Sonntag eine Stunde „bei dem Buch ſein" müſſe; „Herrin" (Mrs. ohne Namen und Artikel) wolle es ſo." — „Es iſt wol recht langweilig?" meinte er. — „Ich weiß nicht, ich kann nicht leſen." — „Ei, warum lieſt dann „Mrs." Dir nicht lieber daraus vor?" — „Hat ſie ſchon oft gethan, aber ich verſteh's nicht." Er blickte hinein, es war die heilige Schrift in celtiſcher Uebertragung, denn Mrs. Jones ſtammte aus Wales und ſprach mit Gott nur walliſiſch, obgleich ſie dieſe halbtodte Sprache ſchon mehr als halb vergeſſen hatte. Als aber mein Freund der Hausfrau bemerkte, das Mädchen möge wohl über dem Buch ſitzen, aber ſich dabei ſchwerlich etwas denken, war die Antwort: „Wenn auch! Es iſt doch immer die Bibel, und" — (wie man von Hausmitteln ſagt) — „it can't hurt" (ſchaden kann's nicht). — Ich bin überzeugt, manche Leute lächeln über Mrs. Jones, die blos weniger conſequent, aber keinen Gran weiſer ſind als die walliſiſche Dame. Herrſcht nicht ewige Unzufriedenheit mit dem beſtehenden Sabbathgeſetz? Wenn Hunderte es ein wenig mildern möchten, wollen Tauſende und Zehntauſende es verſchärfen, während die feinen und ſcheinfeinen Claſſen ſich den status quo loben, der keinen reſpectablen Menſchen beenge. In jeder Seſſion empfängt das Parlament eine Handvoll Petitionen um Oeffnung von Muſeen und Gallerien und eine Schiffsladung Petitionen nicht nur dagegen, ſondern auch um Schließung der Wirthshäuſer während des ganzen Sonntags, und um weitere Kürzung der Friſt am Morgen, während deren Milch, Wochenblätter, Häringe und andere Luxusgegenſtände verkauft werden dürfen. Zu letzterem Zweck wurden ſeit 1860 verſchiedene Geſetze nach einander gegeben, die das Gemüth der Frommen aber noch nicht beruhigt haben. Merkwürdig iſt der Aufwand an Geld und Wachſamkeit, womit die Liga „for the Lord's Day's Better Observance" (die Gegner leſen „Bitter Observance") für ihre Sache kämpft. Neulich erſt erſchien in den Blättern ein Jahresbericht der Liga, wonach ſie 30,000 Pfd. St. zum Aufkaufen von Criſtallpalaſtactien verwandt hat. Die Beſitzer dieſer Actien werden mit ihrem Recht als Miteigenthümer keinen Mißbrauch treiben, werden am Sonntag weder ſelber den Palaſt betreten, noch einen Gaſt dort einführen. Etwas iſt damit ſchon gewonnen. Jede an Ort und Stelle

bezahlte Unterhaltung ist als ein sabbathwidriger Verkehr untersagt. Um diese Schwierigkeit zu umgehen, veranstaltete ein Kreis von Aufklärern, der das Publicum an die Sünde gewöhnen will, auf eigene Kosten eine unentgeltliche Sonntagsmusik in Regents Park. Was war zu thun? Man mußte dem Janhagel seine Lustbarkeit verleiden. Das scharfe Auge der Liga entdeckte bald, daß die Zuhörer gern während des Spieles auf gemietheten Sesseln sich niederließen und daß außerdem Concertprogramme im Park verkauft wurden. Beides war in der That gesetzwidrig. Flugs wurde die Polizei angerufen und dem Unfug Einhalt gethan. Mögen die Schwelger ihre Programme in der Woche kaufen, mögen sie zur Musik sich ihre eigenen Sessel von Hause mitbringen. Zur Enthaltung vom Fahren am Sonntag ist vor geraumer Zeit ein christlicher Droschkenkutscherverein gestiftet worden, dessen Mitgliederzahl sich aber nicht zu mehren scheint. Gelänge es der Liga, den ganzen Cristallpallast, alle Droschken, Eisenbahnen und Pennyboote käuflich an sich zu bringen, so würden einige Millionen Briten ruhiger schlafen.

Um die englische Sabbathschwärmerei zu erklären, müßte man ein dickes Buch schreiben. Genug, daß für den gewöhnlichen Engländer die Religion ganz und gar im Sonntag besteht, mit der Sonntagsruhe zahlt er dem Himmel seine Schuldigkeit auf Einem Bret ab. Viele, die nicht grade zu den Bibelreitern gehören, haben die dunkle Vorstellung, daß eine weniger strenge Sonntagsordnung den nationalen Charakter schwächen, daß der männliche Ernst und Anstand, der die Engländer vor andern Völkern auszeichnet, darunter leiden, ja daß der geborene Insulaner dann bald nicht mehr englisch sondern wie ein foreigner aussehen würde. Die Prophetenausleger (students of prophecy) aber, deren es unter allen Ständen gibt, zittern für Thron und Reich beim Gedanken, daß dem Sabbath ein Härchen gekrümmt werden könnte. Sie wissen ziemlich genau, welche kleine und große Strafgerichte der „nationalen Sünde", je nach ihrem Grade, auf der Ferse folgen. Auf schwachen Kirchenbesuch am Sonntag steht die Cholera, im Wiederholungsfall eine Viehseuche. Wie nun, wenn — was freilich undenkbar ist — welches Ministerium wird die Verantwortlichkeit auf sich laden es zu erlauben? — aber sprechen wir das Aergste aus — wenn das Publicum an einem Sonntag Abend in die Oper ginge! Würde der Golfstrom nicht seinen Lauf ändern? Würde der Canal nicht über Nacht austrocknen, daß am nächsten Mittag schon eine französische Invasionsarmee im Sturmschritt herüberkäme? Wer weiß, ob die Ausfuhr nicht im Nu um 50% fiele? Und wer sagt, die Welt habe zu viel Wissen und zu wenig Glauben? Nein, auch eine Verfassung vom höchsten Alter schützt vor Thorheit nicht und selbst die Magna Charta, ein so schätzbares Kleinod sie ist, verwandelt nicht alle Philister in Philosophen.

Vor 1848 indeß gab es freigeſinnte Deutſche, die den Bibelbuchſtabendienſt der Engländer und Amerikaner zu den Geheimniſſen der angelſächſiſchen Erbweisheit zu rechnen ſchienen. Der geiſt- und talentvolle Sealsfield unter Andern, deſſen Schriften einſt die Sympathie für Nordamerika mächtig nährten, ſpricht mehrmals mit Achtung von der ſteifen Rechtgläubigkeit Neuenglands, und läßt durchblicken, daß er ſie als die unerläßliche Bedingung — (oder Kehrſeite?) — politiſcher Freiheit anſehe, — als glaubte er, die arme menſchliche Natur ſei zu ſchwach, um auf zwei Gebieten zugleich ſich ſelbſt zu regieren. Nun, wenn auch die große Glocke der engliſchen Meinung die Times über die Religionsloſigkeit der Deutſchen brummt, ſo fehlt es uns doch, weiß Gott, nicht an Stillen und Frommen im Lande. Aber Niemand betrachtet ſie als Stützen nationaler Unabhängigkeit oder als Gründer deutſcher Macht und Größe, wie einſt die Puritaner die der angelſächſiſchen waren. Eckig und gallig und finſter wie das Weſen der erſten Puritaner ſein mochte, ſie hatten wenigſtens Mark in den Knochen: ihre Nachfolger in aller Herren Ländern haben von ihnen nichts, als — die Grazie.

Jak. Gilben.

Literatur.

Briefe von Alexander von Humboldt an Chriſtian Carl Joſias Freiherr von Bunſen. (Leipzig bei F. A. Brockhaus.) 209 S. in 12.

Das Jahr 1769 war bekanntlich an großen und ausgezeichneten Männern (Napoleon, Wellington, Canning, Chateaubriand, Moreau, Kleber, Mehemed Ali u. A. m.) beſonders reich. Für uns Deutſche iſt es vornehmlich als Geburtsjahr Alexander von Humboldt's von Bedeutung und die feſtliche Begehung des 14. September, an welchem der Verfaſſer des Kosmos hundert Jahre alt geworden wäre, iſt eine Ehrenſache geweſen, wo immer nur Deutſche leben, freilich ohne auf dieſe beſchränkt zu bleiben. An kleineren und größeren Feſtſchriften, namentlich ſolchen, welche darauf abzielten, die Bedeutung des großen Forſchers weiteren Kreiſen zugänglich zu machen, iſt natürlich kein Mangel geweſen. Von größerem Intereſſe als weitaus die größte Zahl derſelben iſt die in dieſen Tagen ausgegebene Sammlung von 92 Briefen, welche Humboldt in den Jahren 1816 bis 1856 an Bunſen gerichtet hatte und welche ſich auf Gegenſtände der verſchiedenſten Art beziehen.

Obgleich dieſe Briefe keine neuen Aufſchlüſſe über zweifelhaft gebliebene Partien der Zeitgeſchichte oder auch nur der Lebensgeſchichte beider Männer enthalten, zwiſchen denen ſie gewechſelt worden, werden ſie einem großen Theil der deutſchen Leſewelt willkommen ſein, ſchon weil ſie von dem ungeheuren Univerſalismus der Ideen und Intereſſen Humboldt's zeugen, dem die Gebiete, auf denen Bunſen ſich ausgezeichnet hat, eigentlich alle gleich fern abzuliegen ſchienen. — Das Hauptgewicht iſt auf die zweite Hälfte der Sammlung, die in den Jahren 1848 bis 1856 geſchriebenen Briefe zu legen, ſowohl weil denſelben eine vertrautere Bekanntſchaft zwiſchen Briefſteller und Briefempfänger vorausgegangen, als weil dieſelben ausführlicher ſind und ſich wenigſtens zum Theil auf politiſche Gegenſtände beziehen. Zwiſchen Mittheilungen privater oder doch nebenſächlicher Natur, welche ſich auf Empfehlungen, ausgetauſchte Bücher und dgl. beziehen, laufen Andeutungen und Berichte Humboldt's über die politiſche Lage, die Stimmung des Königs und ſeiner Umgebung und die von den verſchiedenen Parteien geübten Einflüſſe unter, die entſchieden leſenswerth ſind. Beſondere Aufmerkſamkeit verdienen in dieſer Beziehung die dreizehn zum Theil ziemlich ausführlichen Briefe aus den Jahren 1851 und 1852, durch welche Humboldt's Freiſinn und ſeine richtige Beurtheilung der politiſchen Lage aufs neue beſtätigt werde. Namentlich die Schmach von Olmütz iſt von dem großen Freunde Friedrich Wilhelms IV. bitter empfunden worden und der Unmuth über dieſelbe miſcht ſich ziemlich deutlich der nicht eben vortheilhaften Schilderung zu, welche von dem Kaiſer Franz Joſeph („häßlich, mit ſtieren Augenbrauen über nichtsſagenden Augen u. ſ. w.") und deſſen Bruder Maximilian bei Gelegenheit des Beſuchs vom December 1852 entworfen wird. Von den Briefen der letzten Jahre ſind beſonders diejenigen merkwürdig, welche Humboldt's tiefe Verſtimmung über Preußens Verhalten während des orientaliſchen Kriegs bekunden — ein Punkt, in welchem Humboldt bekanntlich mit Bunſen, dem Anwalt einer Alliance mit England, beſonders lebhaft ſympathiſirte.

Mit **Nr. 40** beginnt dieſe Zeitſchrift ein **neues Quartal**, welches durch alle **Buchhandlungen** und **Poſtämter** zu beziehen iſt.

Leipzig, im September 1869.

Die Verlagshandlung.

Verantwortliche Redacteure: **Guſtav Freytag** u. **Julius Eckardt.**

Verlag von **F. L. Herbig.** — Druck von **Hüthel & Legler** in Leipzig.

XXVIII. Jahrgang. II. Semester.

Die

Grenzboten.

Zeitschrift

für

Politik und Literatur.

№ 39.

Ausgegeben am 24. September 1869.

Inhalt:

Die neuen Arvalen-Monumente in Rom . . . . . Seite 481
Das deutsche Element in Rumänien 494
Politischer Monatsbericht 506
Literatur 516

Grenzbotenumschlag: Literarische Anzeigen.

Leipzig, 1869.

Friedrich Ludwig Herbig.

(Fr. Wilh. Grunow.)

Man abonnirt bei allen Buchhandlungen und Postämtern.

Die neuen Arvalen-Monumente in Rom.

Der Nachgrabungseifer auf dem Boden des alten Rom hat in den letzten Jahren neue Impulse erhalten und überraschende Früchte getragen. Während die vom Kaiser der Franzosen angeordneten Ausgrabungen in den Farnesischen Gärten fortfahren, uns die Reste der Kaiserpaläste des Palatin in weitem Umfange bloszulegen, und die unerschöpfliche Fundgrube der Marmorata am Tiber-Emporium mehr dem päpstlichen Seckel eine willkommene Einnahmequelle als eine ergiebige wissenschaftliche Ausbeute zu liefern verspricht, haben durch die Förderung des preußischen Königshauses die Nachforschungen in dem Hain der Arvalbrüder der Alterthumskunde einen über Erwarten reichen Ertrag gewährt.

Für die Bestimmung der Stätte, wo jene uralte Genossenschaft dem Cult der Göttin der Erdfruchtbarkeit oblag, fehlt es nicht an Anhaltepunkten. Inschriftliche Notizen in den bisher bekannten Acten der Arvalbrüder setzten den heiligen Hain an den fünften Meilenstein der Via Campana, welche freilich mit Sicherheit nicht nachzuweisen war. Die Berichte von dem wichtigen Funde des Jahres 1570, der außer 19 Inschriftfragmenten auch 7 Basen zu Statuen römischer Kaiser in ihrer Eigenschaft als Arvalen ans Licht förderte, leiteten auf die Vigna Galletti am 4. Stein vor Porta Portese, auf die Stelle, die damals wie noch heute im Volksmund den Namen Affogo l'asino (Ertränk den Esel) führte. An derselben Stelle wurden auch 1699 zwei Tafeln mit Arvalenacten ausgegraben; nur der Irrthum des ersten Herausgebers derselben, der den 4. Stein der Via Ostiensis (statt Portuensis) als Fundort angab, war daran Schuld, daß noch der treffliche Marini, als er zu Ende des vorigen Jahrhunderts seine mustergiltige Sammlung der durch Rom hin verstreuten Arvalen-Monumente veranstaltete bei der Bestimmung jener Via Campana irre ging. Erst neuerdings ist durch genauere Prüfung der authentischen Fundnotizen und richtigere Combination Seitens der römischen Gelehrten Biondi, Melchiorri und de Rossi die alte Via Campana als die von der Portuensis sich abzweigende

und längs des Stromes nach der Villa Magliana führende Straße, und in der Vigna der Gebrüder Ceccarelli (zwiſchen dem 4. und 5. Meilenſtein) jene frühere Vigna Galletti, das heißt die Stätte des Arvalenhains richtig erkannt worden. Kleine Fragmente von Inſchriften, welche im Jahr 1857 an eben dieſer Stelle zum Vorſchein kamen, hoben jeden Zweifel: und ſchon damals wieſen manche Stimmen auf das Wünſchenswerthe und den vorausſichtlichen Erfolg einer neuen methodiſch unternommenen Ausgrabung hin. Aber erſt als im Sommer 1866 die Eigenthümer der Vigna bei gelegentlichen Erdarbeiten am Fuß der antiken Grundmauern ihres Caſino's eine unverſehrt erhaltene Marmortafel entdeckten, welche für Nero's Regierungszeit ungeahnte Aufſchlüſſe brachte, erwachte der Eifer und machte den Wunſch zur That. Die wirkſame Anregung zu Ausgrabungen am genannten Orte ebenſo wie ſpäter die umſichtige Controle der Arbeiten und ſchließlich die Ordnung und kundige Ausbeutung des Geſundenen, wie ſie uns jetzt vorliegt, ſind weſentlich W. Henzen's Verdienſt, des langjährigen Secretärs am Archäologiſchen Inſtitut in Rom. Seinen Bemühungen gelang es, die Beſitzer der Vigna für eine planmäßige Ausgrabung im Namen des Inſtituts zu gewinnen, die Jenen das Eigenthumsrecht ließ, dem Inſtitut das Recht der Publication ſicherte. Durch die liberale Unterſtützung der Königin und ſpäter auch des Königs von Preußen wurde es möglich, die Arbeit ſeit dem erſten Spatenſtich (Ende April 1867) mit wenigen durch die Jahreszeit veranlaßten Unterbrechungen eifrig zu fördern und in verhältnißmäßig kurzer Zeit bedeutende Reſultate zu erzielen.

Die Unterſuchung hielt ſich anfangs in der Nachbarſchaft jenes Caſinos, das ſich durch den antiken runden Unterbau als eines der Heiligthümer des Arvalen-Collegiums kennzeichnete. Die Funde von zahlreichen Architektur- und Sculptur-Reſten, Stücken von Carnieß, von Statuen und Reliefs, wie kleinerer inſchriftlichen Fragmente von Arvalenacten ließen daran nicht zweifeln: die letzteren zeigten überdies in ihrer Lage, daß ſie einſt in chronologiſcher Reihenfolge die Wände des Gebäudes geſchmückt hatten. Doch entſprach die Ausbeute den Erwartungen nicht, und man verlegte daher im Jahre 1868 die Ausgrabung auf die Anhöhe hinter dem Caſino, wo die Maſſe der den Boden bedeckenden Marmorſtückchen längſt die Aufmerkſamkeit der Beſitzer geweckt hatte. Hier gerieth man auf der Höhe des Hügels bald in einen Begräbnißplatz aus ſpätchriſtlicher Zeit, der wohl nur armen Leuten gedient hatte: anſtatt der Sarkophage fanden ſich einfache Platten von Marmor oder Terracotta zur Schließung der Gräber verwandt, und unter dieſen Platten kam denn auch eine ganze Reihe Tafeln mit Arvalenacten, theils unverſehrt, theils in trümmerhaftem Zuſtande zum Vorſchein; darunter ſolche, von denen andere Theile ſich in der Umgebung des Caſinos gefunden hatten;

außerdem Reste von Jahresfasten (Beamtenregistern) und schöne Bruchstücke eines Kalenders. Es war klar, daß die Christen sich ihre Grabdeckel aus der Nähe nach Bedürfniß zusammengesucht und dabei auch die Wände des verlassenen Arvalenheiligthums nicht geschont hatten. An die Grabstätte schloß sich auf dem Gipfel des Hügels eine christliche Katakombe höchst einfacher Anlage; die Grabhöhle in der Wand auch hier nur mit Backsteinen verschlossen, höchst selten Malereien oder eingeritzte Inschriften: vor derselben zahlreiche Ueberreste von Säulen, Stufen, Mosaiken eines Oratoriums, das laut der Inschrift Papst Damasus († 384) den Märtyrern Simplicius, Faustinus und Beatrix geweiht hatte, und christliche Grabinschriften des vierten Jahrhunderts, welche einst den Boden und Grund des Oratoriums bedeckt hatten und welche die Anlage der Gräberstätte in der Nähe erklärten. Auf dieser ward nun die Untersuchung eifrig weitergeführt und ergab besonders in den Monaten Mai und Juni eine reiche Ernte an Arvaleninschriften, in der Regel nur Fragmenten, deren Zusammengehörigkeit sich jedoch in den meisten Fällen mit Bestimmtheit hat erweisen lassen. Von der Mühe und Ausdauer allerdings, welche das Zusammensetzen der so gefundenen Bruchstücke erforderte, wird sich nur der einen Begriff machen können, der, wie der Schreiber dieser Zeilen, im vergangenen Winter die Fundgegenstände selbst an dem provisorischen Aufbewahrungsorte in einem Schuppen der Vigna Ceccarelli hat betrachten können. Sorgfältigste Prüfung des Materials und der Buchstabenform, fortwährende Vergleichung aller einschlagenden Momente und unermüdete Erwägung aller Möglichkeiten, ein an der Entzifferung epigraphischer Denkmäler geschärftes Auge und eine bewegliche und nie unstete Combination gehörten dazu, Hunderten von Bruchstücken, die, an verschiedenen Orten gefunden, oft ohne jedes charakteristische Zeichen waren, in der betreffenden Tafel ihren Platz anzuweisen und sie nach Analogie zu ergänzen. In überraschender Weise hat Henzen diese Aufgabe gelöst: noch im Laufe des Jahres 1868 konnte er die Resultate der Ausgrabungen bis zum September, die Tafeln und Tafelfragmente mit den Protokollen des Collegiums in chronologischer Folge und mit fortlaufendem, alle einschlagenden Punkte trefflich erörterndem Commentar in einem stattlichen Bande dem Publikum vorlegen.*)

Ueber die Anlage und Ausdehnung des Arvalenhains gestatten uns die neuen Ausgrabungen eine nahezu sichere Orientirung. Der heilige Hain lag auf der Höhe und an der Senkung des Hügels: wahrscheinlich bildeten das Oratorium des Damasus und die Katakombe die äußere Grenze desselben. Hier fand sich noch ein kleiner Altar mit einer Schlange, wohl dem Genius

*) Scavi nel bosco sacro dei fratelli arvali, Roma 1868 mit 5 Tafeln. Ein starker Nachtrag ist seitdem im letzten Maiheft des Bulletino dell Instituto archeologico hinzugekommen.

des Hains geweiht dem die Brüder opfern. Die heiligen Gebäude der Brüderschaft hingegen, der Tempel der Dea Dia und das Cäsareum befanden sich in der Ebene am Hügel: hier verrichtete das Colleg am Maifest die heiligen Bräuche, ehe der Meister den Hügel erstieg, das Zeichen zum Beginn des Wettrennens zu geben. Der runde Unterbau des heutigen Casino hat einst, wie man annehmen darf, den Tempel getragen. Nach den Architekturstücken, welche sich hier in beträchtlicher Zahl vorfanden, hat der Architekt Lanciani eine Restitution des Gebäudes versucht, die freilich sehr problematisch bleibt, zumal der ziemlich junge Stil der Decorationsstücke eher auf einen späteren Anbau als auf den alten Tempel hinweist. Auch von den übrigen Bauwerken, deren die Acten erwähnen, dem Cäsareum, dem Circus und dem Tetrastylum hat man Reste gefunden und danach ihre Oertlichkeit mit mehr oder weniger Sicherheit bestimmt. Der Tempelbezirk erstreckte sich noch über die heutige Straße hinaus: seine westliche Grenze scheint durch Entdeckung einer Reihe Weihinschriften gegeben zu sein, welche von verschiedenen Innungen noch in republikanischer Zeit der Fors Fortuna gesetzt sind. Das Heiligthum dieser Gottheit, dessen Gründung auf König Servius Tullius zurückgeführt wurde und das alte Schriftsteller an den 6. Meilenstein nahe dem Tiber setzen, befand sich also in der Nachbarschaft des Hains der Dea Dia.

Das Hauptinteresse concentrirt sich indeß ohne Frage in den neu gefundenen Inschriften der Sitzungsprotokolle, welche zu der bereits in Marini's Sammlung vorliegenden nicht blos ergänzend, sondern als ein, auch der Masse nach ebenbürtiger Bestandtheil hinzutreten. In dieser Inschriftenfolge ist uns ein Schatz von Notizen aufbewahrt, der sie an Wichtigkeit neben die Consular- und Triumphalfasten zu stellen erlaubt. Zu Ende jedes Jahres, später meist erst in den Anfangsmonaten des folgenden Jahres, wurden die Protokolle des Collegs auf einzelne in die Tempelwände des Stylobats eingelassene Tafeln eingegraben: erst in der späteren Zeit, als es an Raum gebrach, scheint man sie auf freistehende Steine, Stuhlwände u. a. an verschiedenen Plätzen des Hains geschrieben zu haben: ein Umstand, der die nachmalige Zerstreuung der Arvalacten besonders erleichterte. Dank dem neuesten Funde können wir nunmehr die Geschichte der Brüderschaft durch die Regierungen aller Kaiser von Augustus ab bis ins dritte Jahrhundert, wo sich mit Gordianus die Spur verliert, verfolgen. Besonders reich sind in dem jetzt Gefundenen die Regierungen Nero's, der Flavier und Trajan's bedacht, auch das tolle Jahr des Interregnums nach Nero's Tod (69) fehlt nicht.

Aus der Zeit vor August haben wir keine Protokolle: gewiß fing man erst unter den Kaisern an, dieselben aufzuzeichnen. Aber diese Aufzeichnung

hing wieder eng mit einer Reorganisation des Collegiums zusammen, als deren Schöpfer wir Augustus um so eher betrachten dürfen, je mehr dieselbe mit den sonstigen Tendenzen dieses Herrschers übereinstimmt. Fehlt es uns gleich an directen Zeugnissen darüber, so sprechen die Acten selbst doch laut genug für diese Neuordnung des Instituts, welche den ganzen Charakter desselben umgewandelt und ihm eine Bedeutung gegeben haben muß, deren es unter der Republik nie genoß.

Die Corporation der zwölf „Feldbrüder" gehört zu den uralten lateinischen Stiftungen, die von den römischen Königen in deren Staat hinübergenommen wurden. Die Legende leitete ihren Ursprung und Namen von den zwölf Larenbrüdern ab, den Söhnen der Acca Larentia („Larenmutter") und guten Geistern des Feldes, als welche die Laren neben dem alten Feldgott Mars auch in dem Arvallied, der ältesten sprachlichen Urkunde Roms, angerufen werden. Alljährlich im Mai hielt das Collegium der zwölf Brüder, mit Aehrenkränzen und weißen Binden geschmückt, den festlichen Umzug und erflehte für die Stadtflur den Segen der Dea Dia, der „Spendegöttin", die, identisch mit der Larenmutter und der Erd- und Saatgöttin nah verwandt, nur in diesem Cult auftritt. Außer diesem dreitägigen Jahresfest hatten die Arvalen keinerlei öffentliche Function.

In unsern Acten bildet das Maifest allerdings fortwährend den Mittelpunkt der jährlichen Verrichtungen. Stets an drei Tagen dieses Monats, am 17. 19. und 20. oder am 27. 29. und 30. (je nach der feierlichen Ankündigung am Jahresanfang) versammeln sich die Arvalbrüder zum Festmahl, am ersten und dritten Tag im Hause ihres Meisters oder eines Mitgliedes, am zweiten, dem Hauptfesttag, im Hause des Meisters und im heiligen Hain, wo nach den üblichen Lammopfern und dem Festmahl im Cäsareum oder Tetrastylum noch regelmäßig Wettrennen im Circus um den Preis silberner Kränze gehalten wurden: dies gewiß eine spätere Stiftung. In dem an diesem Tag üblichen Ritual, das uns in späterer Zeit immer ausführlicher berichtet wird, unter den Vorschriften über Oeffnen und Schließen der Tempelthüren, Salben und Kränzen der Götterbilder, Recitation der alten Litanei (nach Textbüchern) im Tanzschritt, über Speise, Kleidung, Geräth u. s. w. hat sich neben später Eingeführtem mancher uralte Brauch erhalten; wie auch die überlieferten Gebetsformeln manchen kostbaren Sprachrest aus der Vorzeit bewahren. Die Brüder beten zu den Töpfen, d. h. zu den aus ältester Zeit kommenden irdenen Tempelgeräthen, die bei Opferhandlungen im Gebrauch blieben und denen man eine besondere Heiligkeit beimaß. So wissen wir, daß König Numa's „schwarze Schüssel" göttliche Verehrung genoß. Und in der That haben die neuen Ausgrabungen zahlreiche Fragmente solcher Thongeschirre der ältesten, noch ganz rohen Form und

Arbeit ans Licht gebracht, die mit ihrem eigenthümlichen Stoff und ihrer primitiven Ausführung in Rom ihres Gleichen nicht haben. Ebenso charakteristisch für das hohe Alter des Collegiums sind die häufigen Sühnopfer, welche nöthig werden, wenn Eisen in das Heiligthum oder den Hain gebracht worden war, die Jahresprotokolle einzugraben oder einen gefallenen oder vom Blitz getroffenen Baum herauszuschaffen, oder neue Bäume zu pflanzen. Der Dienst der Dea Dia erweist sich damit als in eine Periode hinaufreichend, wo man das Eisen noch nicht anwendete: gerade in ältester Zeit war strenge Vorschrift, bei heiligen Handlungen und Gründungen sich bronzener Geräthschaften zu bedienen, und die heilige „Holzbrücke" über den Tiber durfte nicht einen Nagel von Eisen haben.

Dies sind Reste altheiligen Brauchs, der, vielleicht unverstanden, wie seine Litanei, doch mit römischer Zähigkeit festgehalten ward. Aber das Maifest der Göttin mit den zugehörigen Ceremonien nimmt sich wie eine ehrwürdige Ruine aus in der Masse neuer, den modernen Verhältnissen entsprechender Functionen, die jetzt das Arvalenalbum füllen. Der Gegensatz springt in die Augen; das Arvalencollegium der Kaiserzeit in unseren Urkunden ist nicht mehr die einfache Corporation, welcher die Verehrung der Flurgöttin anvertraut ist; es ist eine neue Priesterschaft mit dem ganzen Apparat einer solchen, oder besser ein Orden privilegirter Leute, der dem Kaiser nahe steht und den Cult der herrschenden Dynastie ganz speciell zu seiner Aufgabe macht. Das Institut erscheint jetzt mit einem neuen Glanz umgeben, zugleich ein neuer Trabant, der um die kaiserliche Sonne kreist. Es lag ganz im Geist von August's Reformpolitik und im System seines Neubaues, die alttraditionellen Formen mit neuem Inhalt zu erfüllen, zu erweitern und zu vervielfältigen: eine scheinbare Bereicherung, der in der That die Eigenart und Selbständigkeit der Institute zum Opfer fiel. Das galt besonders auch für die Priestercollegien, in welchen die Kaiser eine Hauptstütze ihrer Macht suchen mußten; wie sie denn auch durch Cumulation der höchsten Priesterämter auf ihrem Haupt sich diesen Einfluß sicherten.

So treten die Arvalen jetzt als eine neue Stiftung neben die übrigen Priestercollegien; bei Weitem den größten Theil ihrer heiligen Handlungen, welche die Protocolle zu verzeichnen haben, nehmen die jährlichen Gelübde für das Wohl des Kaisers und des kaiserlichen Hauses, für die Ewigkeit des Reiches, Gebete und Opfer für die Gesundheit, die glückliche Rückkehr, die Siege des Kaisers, Feier von Geburtstagen und Consecrationen und anderen mehr oder minder wichtigen Vorgängen in der kaiserlichen Familie in Anspruch. Und diese Opfer und Gelübde richten sich nur in äußerst seltenen Ausnahmefällen an die Dea Dia, die Patronin der Arvalen; in erster Linie stehen jetzt die capitolinischen Gottheiten Jupiter, Juno und Minerva, denen

ſich dann auch die Salus publica und der Genius des Kaiſers, öfter auch der Genius des römiſchen Volks und zu verſchiedenen Zeiten und bei verſchiedenen Feſtgelegenheiten andere Gottheiten anſchließen; bei einer Siegesfeier Jovis Victor und Mars Ultor, Victoria und Fortuna, ganz ſpät auch die Lares militares, ſonſt abſtracte Mächte wie Felicitas, Concordia, Pax, Providentia; endlich bei Familienfeſten die heiliggeſprochenen Mitglieder des juliſchen Hauſes, deren Cult erſt Vitellius aufhob. Als Kaiſer Trajan im März des Jahres 101 zum erſten doriſchen Feldzug aufbricht, bieten die Arvalen in weitſchweifigen Gelübden den ganzen römiſchen Olymp auf, den Herrſcher aus den Gegenden, die er zu Waſſer und zu Lande betreten, unverſehrt und ſiegreich zur Stadt zurückzuführen; die Gottheiten erſchienen zu Gruppen verbunden, als letzte Neptun, der Hüter der Seefahrt, mit Herkules Victor, dem Triumphalgott. Die Verſammlungsſtätte der Brüder zu ſolchen Zwecken iſt nicht der heilige Hain, der nur dem Maifeſt und den nöthigen Sühnopfern beſtimmt bleibt, ſondern regelmäßig das Capitol als Sitz der Stadtgottheiten und ſpecieller der Pronaos des Jupitertempels; für die dem Auguſtiſchen Hauſe geltenden Handlungen der neue Tempel Auguſt's, und bei beſonderen Anläſſen das Forum Auguſtum. Selbſt die feierliche Ankündigung des Maifeſtes geſchieht in der Stadt anfangs im Pantheon, ſpäter beſtändig in der Vorhalle des Concordiatempels auf dem Forum; der Meiſter des Collegs oder ſein Stellvertreter ſprach vor der Halle, das verhüllte Haupt nach Oſten gewendet, das Gebet und beſtimmte die drei Maitage. An derſelben Stätte wurden ſpäter auch die neuen Mitglieder des Collegs gewählt (früher auch im Kaiſerpalaſt oder im Tempel des Divus Julius); nur die jährliche Wahl des Meiſters und des Prieſters (Flamen) fand am Haupttage des Maifeſtes im Haine ſtatt. Die Kaiſer bekleideten die Würde des Magiſters häufig ſelbſt, jedenfalls waren ſie ſtets Mitglieder des Arvalencollegs. Die Cooptation eines Mitgliedes geſchah zwar mittelſt ſchriftlicher Abſtimmung, aber auf briefliche Empfehlung, das heißt auf Ordre des Kaiſers. Einige dieſer kaiſerlichen Handſchreiben werden in den Protokollen referirt; ſie ſind durch des Kaiſers Siegel (meiſt den Auguſtuskopf) beglaubigt und lauten ganz lakoniſch: „Kaiſer Trajanus ꝛc. entbietet den Arvalbrüdern, ſeinen Collegen, Gruß. An Stelle des N. N. cooptire ich uns als Collegen mit meiner Stimme den N. N.“ Eine Debatte knüpft ſich nicht daran; der betreffende Cooptirte wohnt regelmäßig bereits der Verleſung bei. Die Mitglieder des Collegiums, deren Anweſenheit bei jeder Zuſammenkunft verzeichnet wird, gehören zu den höchſten, dem Kaiſerhauſe am nächſten ſtehenden Familien; es iſt die Elite des römiſchen Beamtenadels, wir finden unter den Brüdern Verwandte des Kaiſers, Generale und ſpätere Kaiſer, wie Otho und Vitellius; kein Zweifel, daß in der Corporation der zwölf

Arvalen zu ſein ein Zeichen allerhöchſter Huld und eine vielbegehrte Auszeichnung war.

Dem entſprach der Pomp und Aufwand für die Feſtlichkeiten, für die zahlreichen Opfer und für gelegentliche Spenden an einzelne Götter, die aus der Kaſſe des Collegs beſtritten werden müſſen. Auch die Diener, deren einen jeder Bruder aus der Zahl ſeiner Freigelaſſenen ſtellt, bringen zuweilen ſolche Spenden und müſſen ſogar zur Aufnahme ein Eintrittsgeld entrichten Bei den Opferhandlungen verſehen Senatorenſöhne echten Bluts den Dienſt als camilli; zu den niederen Handreichungen ſtanden dem Collegium eine Anzahl Staatsſclaven zur Verfügung.

Dieſe Reorganiſation des Inſtituts, ſo ſehr ſie deſſen urſprünglichen Charakter verwiſcht hat, begründet doch den hauptſächlichen Werth unſerer Arvalenacten. Die Thaten der Brüderſchaft an ſich, das ewige Einerlei von Opfern und Gebeten, die ängſtlich beobachteten und immer wieder beinahe mit denſelben Worten verzeichneten Ceremonien würden unſer Intereſſe bald erſchöpfen. Aber eine durch Jahrhunderte laufende geordnete Reihe von religiöſen Handlungen, die ſich meiſt auf den Cult der Kaiſer, auf geſchichtliche Vorfälle der Dynaſtie beziehen, die ausgeführt werden von den vornehmſten und bekannteſten Männern der Kaiſerzeit, liefert uns eine unſchätzbare Ergänzung der hiſtoriſchen Quellen für dieſe merkwürdige Periode, die wichtigſten Notizen über bisher nur mangelhaft Bekanntes und Aufſchlüſſe über ſtreitige Punkte. An Beiträgen zur Kenntniß der Familien- und Geſchlechtergeſchichte, der Beziehungen des Adels zum Kaiſer ſind dieſe Protokolle, wie natürlich, beſonders reich. Die meiſten Namen ſind uns aus Geſchichtsſchreibern oder Inſchriften bekannt, als Freunde, mitunter als ſpätere Gegner oder als Opfer des Kaiſers, als Feldherrn und erſte Beamte kehren ſie in Rom oder den Provinzen wieder; bei nicht Wenigen vermögen wir die ganze Aemtercarriere zu verfolgen und uns dadurch wieder über Ordnung und Geſchichte der Reichsadminiſtration beſtimmtere Begriffe zu bilden.

Die Chronologie der Kaiſerzeit gewinnt zahlreiche neue Haltpunkte. Was dieſelbe gerade für dieſe Periode trotz vieler Einzelnotizen ſo complicirt macht, iſt bekanntlich vorwiegend der Umſtand, daß die eponymen Stadtbeamten Roms, der ſichere chronologiſche Führer durch die Zeit der Republik, unter den Kaiſern nicht mehr jährlich gewählt werden, ſondern zunächſt ein halbes Jahr, ſpäter vier oder drei, und endlich (ſeit Hadrian regelmäßig) nur zwei Monate im Amte ſind, während die Hiſtoriker nach wie vor das Jahr nach dem erſten Conſularpaar bezeichnen. Die Verwirrung wird noch vermehrt durch die große Anzahl von Erſatzconſuln, deren Eintritt namentlich die kaiſerliche Gewohnheit begünſtigte für den Jahresanfang ſelbſt die Conſulſasces zu übernehmen, ſie aber ſchon im Laufe der erſten Wochen ab-

zugeben. Der lange als hoffnungslos betrachteten Aufgabe, aus der Fülle uns bekannter Consulnamen die Fasten der Kaiserzeit herzustellen, hat erst der glänzende Scharfsinn und die ausgedehnte Quellenkenntniß Bartolommeo Borghesi's, des Ministers und Gelehrten von San Marino, gerecht zu werden versucht: aus seinem Nachlaß ist in nächster Zeit die Veröffentlichung derselben durch Mommsen und Henzen zu erwarten. Die Arvalenacten, welche mit großer Genauigkeit die Consulnamen den betreffenden Feierlichkeiten voranstellen, liefern für diese Frage ein reiches Material, mit dessen Hilfe sich Borghesi's Combinationen vielfach bestätigen, häufig auch berichtigen und vervollständigen lassen.

Das Hauptinteresse dieser Acten knüpft sich indessen immer an die Bereicherungen, welche die Chronik der Kaiser und ihrer Familien aus ihnen empfängt. Geburts- und Todestage in dem kaiserlichen Hause, Vergötterungen der Mitglieder, Verwandtenmorde, ferner Aemterübernahmen Seitens des Kaisers, dessen Reisen, Rückkehr und feierliche Einzüge in Rom, Kriegszüge und Siege des Herrschers oder seiner Generale, Triumphfeste, Einweihung von Heiligthümern erscheinen hier theils fixirt, theils überhaupt zuerst genannt; und manche irrige Hypothese wird dadurch berichtigt. So, um nur aufs Gerathewohl herauszugreifen, wird als Livia's, der Gattin August's, Geburtstag nicht der 28. September wie man bisher annahm, sondern der 29. Januar erwiesen, als der des Germanicus der 25. Mai; die Verschwörung des Lentulus Gätulicus gegen Caligula fällt in das Jahr 40, nicht 39, Caracallas Sieg über die Germanen und dritter Imperatortitel nicht 214, sondern schon 213: bei dieser Gelegenheit wird die Ueberschreitung des limes Rhaetiae, unsres „Pfahlgrabens" zwischen Donau und Rhein, Gegenstand besonderer Feier. Zu einer Chronik der römischen Kaiser, wie sie für die deutsche Kaisergeschichte die Rankesche Schule unternommen hat, würden unsere Tafeln zahlreiche Bausteine liefern können.

Und für den Geschichtsfreund und Kenner jener Periode enthalten diese Acten mehr als trockene Notizen. Diese alljährlich registrirten Feste, Gebete und Spenden, die mit regelmäßigem Taktschlag die gewöhnlichen und ungewöhnlichen Vorfälle im Palast begleiten, haben auch ihr culturhistorisches Interesse. Sie liefern uns authentische Züge zu dem Bilde, das wir uns von dem Zustand der damaligen Gesellschaft zu machen berechtigt sind, von der tiefen Verkommenheit, dem Zerfall mit aller politischen und religiösen Tradition, dem Mandarinenthum der Vornehmen, dem „Stürzen in die Knechtschaft", wie es Tacitus nennt, der Stumpfheit des Volkes, der völligen Unfruchtbarkeit der edleren Lebenskräfte, wie sie den Absolutismus zu begleiten pflegt. Was uns Tacitus mit gewaltigen Strichen schildert, erhält

hier thatsächliche Bestätigung, die in dem einförmigen Actenstil an Eindruck nicht verliert.

Ein lebendiges Beispiel für die Gesunkenheit der damaligen Römer zeigt uns der Geschichtsschreiber in ihrer Haltung bei Nero's Muttermord. Während der Tyrann, mit dem unnatürlichsten aller Verbrechen befleckt, noch in den Städten Campaniens zögert, unsicher, wie er die Stadt betreten soll, welche Stimmung er finden werde und nur halb beruhigt durch die Freudenfeste in den Municipien Campaniens, beschließt der Senat Dankfeste in den Tempeln aller Götter und jährliche Spiele am Todestage Agrippina's: ihr Geburtstag wird unheilig erklärt; ein goldnes Standbild der Minerva soll in der Curie und daneben das des Kaisers aufgestellt werden. Und da Nero sich auf Zureden der Freunde endlich zur Rückkehr in die Stadt ermannt, findet er dieselbe im Festschmuck, der Senat und die Bezirke in feierlicher Aufstellung, die Frauen und Kinder nach Alter und Geschlecht getheilt, allenthalben Tribünen erbaut, „wie man Triumphzüge zu schauen pflegt", sagt Tacitus. „Dann zog er stolz und Sieger über das öffentliche Knechtthum auf das Capitol zur Danksagung." — Die Arvalbrüder blieben nicht zurück. Schon am 28. März, wenige Tage nach dem Verbrechen, finden wir sie auf dem Capitol festlich versammelt: am 5. April betheiligen sich die Brüder an dem durch den Senat vorgeschriebenen Dankfest für Nero's Heil durch Opfer an die capitolinischen Götter, an Salus publica, Providentia und den Genius des Kaisers: am 23. Juni endlich — so lange währte Nero's furchtsames Fernbleiben — wird des Kaisers Heil und Rückkehr gefeiert mit Opfern auf dem Capitol an die Stadtgottheiten und an Salus und Felicitas, im Augustustempel an die vergötterten Glieder der kaiserlichen Familie, auf dem Forum Augustum an den Genius des Kaisers und an Mars Ultor; die letzte Gottheit bezeichnend genug gewählt, um den Einzug Nero's als einen Triumphzug des Siegers zu charakterisiren.

Aehnlich ward der Besuch des Armenierkönigs Tiridates im Jahre 66 zu einem theatralischen Triumph Nero's benutzt. Auf dem Forum, so wird uns berichtet, umgeben von bewaffneten Schaaren und Feldzeichen, auf curulischem Stuhl und im Triumphkleide empfing der Kaiser den Ankömmling, erhob den Knieenden zum Kusse und vertauschte seine Tiara mit dem Diadem, während ein hoher Beamter die Worte des Schutzflehenden der Menge laut verdollmetschte: dann führte er denselben ins Theater und hieß ihn zur Rechten sitzen. Da ward der Kaiser als Imperator begrüßt, der Lorbeer aufs Capitol getragen und der Janustempel geschlossen. — Das Actenfragment ist uns noch erhalten, nach welchem die Arvalen diesen erhebenden Tag, den kaiserlichen Lorbeer und die vom Senat angeordneten Dankfeste — wie sie stets dem Triumph folgen, mit immer wiederholten

Opfern an verſchiedenen Stätten feiern: den capitoliniſchen und Triumphal-Gottheiten findet ſich dabei auch Pax geſellt, eine Hinweiſung auf die prahleriſche Schließung des Janustempels; ſowie Felicitas und Clementia, ein leichtverſtändliches Compliment. Endlich folgt zu derſelben Gelegenheit noch ein ſpecielles Opferfeſt der Brüder im neuen Auguſtustempel an die vergötterten Glieder der Kaiſerfamilie, zu welchen außer Auguſt, Livia und Claudius die göttliche Poppäa, Nero's erſte Gemahlin, ſowie die göttliche Jungfrau Claudia, ihr im zarten Alter von vier Monaten verſtorbenes Kind, endlich der Genius des Kaiſers und der weibliche Genius ſeiner zweiten Gattin Meſſallina gehören. — In daſſelbe an loyalen Freuden reiche Jahr fällt auch, wie wir jetzt mit Beſtimmtheit erfahren, die Verſchwörung des Vinicius gegen den Kaiſer, welche den Arvalen Gelegenheit gibt, den Stadtgöttern und der Providentia „wegen der Entdeckung ruchloſer Anſchläge" für des geheiligteſten Kaiſers Wohl und Unverſehrtheit, ſowie für die ewige Dauer des Reichs Opfer und Gelübde zu bringen.

Beſonders deutlich läßt ſich die Wiederſpiegelung der Ereigniſſe, die uns die Schriftſteller berichten, in unſern Acten bei dem Jahr 69 verfolgen, als nach Nero's jähem Sturz der Thron zu einem Beuteſtücke in den Händen der concurrirenden Heerführer Galba, Otho und Vitellius ward, bis ihn mit Veſpaſians Eintritt die flaviſche Dynaſtie behauptete. Ein buntes Jahr voller Ohnmacht und Verwirrung, das an die bequeme gedankenloſe Servilität harte Zumuthungen ſtellte. Die Ironie der Geſchichte treibt hier ihr Spiel und hat Tacitus Hiſtorien inſpirirt: auch unſere Arvalenprotokolle, in welchen dieſes Jahr allein zwei Tafeln beanſpruchte, zeigen in dem erhaltenen Stück (von Januar bis Juli) noch einige Spuren davon. Beim Jahresbeginn iſt der alte Galba noch im Beſitz der uſurpirten Macht; er iſt zugleich Magiſter des Arvalencollegs, und der Bruder ſeines Rivalen Otho ſpricht als Promagiſter am dritten Januar die üblichen Jahresgelübde für das Heil des Kaiſers und ſeine Erhaltung bis zum nächſten 3. Januar. Doch ſcheinen ſolche Gelübde den Kaiſer nicht über die ſchon damals in Volk und Heer glimmende Unzufriedenheit getäuſcht zu haben: er ſucht ſeine geſunkene Popularität im letzten Moment durch Adoption des trefflichen Calpurnius Piſo aufzubeſſern, den er zum Cäſar macht und zu ſeinem Nachfolger beſtimmt. Am 10. Januar — Tacitus gedenkt des Tages, an dem das Volk mit Schrecken in Regen und Gewitter den göttlichen Zorn erkannte — fand die übereilte Ceremonie und ihre Verkündigung im Lager ſtatt. Am ſelben Tag opferten die Arvalbrüder für die Adoption des Servius Sulpicius Galba Cäſar — ſo heißt Piſo jetzt — einer Reihe von Gottheiten, darunter auch der Providentia und Securitas. Fromme Wünſche: nur fünf Tage, und Galba und Piſo ſind getödtet, von einer Handvoll Meuterer aus hat

der Aufſtand ſich raſch über das Lager ausgedehnt, Otho iſt Herr der Lage, und Senat und Volk, die noch am Morgen im Hof des Palaſtes auf die falſche Nachricht von Otho's Tod ihren Jubel laut werden ließen, eilen Abends mit gleichem Jubel zu dem Sieger ins Lager. Auch die Arvalen finden ſich ſchnell in den Wechſel: der neue Kaiſer erſcheint ſofort als Magiſter an Stelle ſeines Vorgängers, wie er deſſelben erledigtes Conſulat übernimmt. Der Antrittstag des Imperiums, wie der Tag der Conſulwahl (26. Januar) werden durch Opferhandlungen ausgezeichnet, und am 30. werden die Gelübde vom 3. Januar feierlich auf Otho übertragen. Mit demſelben regelmäßigen Eifer begleitet das Collegium die Uebertragung der tribuniciſchen Gewalt, der verſchiedenen Prieſterthümer, zuletzt des Oberpontificats auf Otho; ein Feſt am 1. März wegen des auf dem Capitol niedergelegten Lorbeers beſtätigt uns die von Tacitus gegebene Notiz, daß der Kaiſer den Sieg eines Legaten über die Sarmaten zu einem Triumph für ſich ſelbſt ausbeutete. Daß es bei dieſen Freudenbezeugungen den Brüdern wohl zu Muthe war, dürfen wir bezweifeln. Schon näherte ſich Vitellius, noch vor Galba's Untergang von ſeinen deutſchen Legionen zum Kaiſer ausgerufen, in ſiegreichem Marſch der italieniſchen Grenze, ſchon fielen ihm die galliſchen, britaniſchen, ſpaniſchen Provinzen zu; Otho rüſtete zum Entſcheidungskampf. Tacitus malt uns die Stimmung der Hauptſtadt, den chroniſchen Schreckenszuſtand, die Scham der Edleren, daß für Leute vom Gehalt eines Otho und Vitellius ſich Cäſar's und Auguſt's Bürgerkriege erneuern ſollten, die Verwirrung der Meiſten ſich durch Parteinahme für die vielleicht unterliegende Sache zu compromittiren. Der allgemeine Zweifel, wie er ihn faßt „ſoll man für Otho oder Vitellius in die Tempel gehen?“ empfängt durch unſere Acten eine merkwürdige Illuſtration. Vom Tag der Abreiſe Otho's zum Heere (14. März) bis zu dem Zeitpunkt, da Vitellius' Herrſchaft geſichert und ſeine Ankunft bevorſtehend iſt (Ende Juni) iſt das Arvalencollegium factiſch auf *einen* Bruder zuſammengeſchmolzen. Ein uns ſonſt wenig bekannter L. Mäcius Poſtumus hat die Ausdauer, die hier faſt moraliſcher Muth genannt werden könnte, die Opferhandlungen dieſer Periode, auch das Maifeſt, als Promagiſter und einziger Aſſiſtent allein zu begehen: ſeinen Collegen ſcheint die Feſtſtimmung ausgegangen zu ſein, ſoweit ſie nicht etwa Otho in den Krieg gefolgt ſind. Am 14. März, dem Tage der Abreiſe Otho's, bringt dieſer Mäcius den Göttern Gelübde für das Heil und die Rückkehr — nicht Otho's, ſondern des Vitellius, den er obenein eigenmächtig zum Magiſter des Collegs macht. Wenn hier nicht eine Actenfälſchung vorliegt — denn unter Vitellius' Regierung ſind dieſe Protokolle geſchrieben — ſo müſſen wir dem richtigen Calcül unſeres Arvalbruders alle Ehre wiederfahren laſſen, der ſich einen vollen Monat vor Vitellius' Sieg und Anerkennung

und während Otho's Bruder noch als Statthalter in Rom waltete, kühn entschloß dem aufgehenden Gestirn zu huldigen. Mit geringerem Risico feiert er dann im April und Mai die Uebernahme der tribunicischen Gewalt durch Vitellius, sowie nachträglich den 19. April als Tag des Imperiums, da an diesem Tag auf die Kunde von Otho's Niederlage und Selbstmord der Senat und das Volk im Theater den neuen Herrscher proclamirt hatten; später die erwartete Ankunft desselben. Erst Ende Juni scheint sich das Colleg wieder zusammengefunden zu haben, da jetzt ein neuer Promagister bei dem Geburtstagsfest für des Vitellius' Gemahlin fungirt. Mit dieser Feier bricht unsere Tafel ab, der Name des Vitellius ist nach Vespasians Regierungsantritt überall ausgekratzt worden.

Weitere Beispiele zu geben müssen wir uns versagen; es genügt, auf die wiederholten Freudenfeste wegen Domitian's Siegen über die Sueben (89), sowie auf die ausführlich wiedergegebene Acclamation an den siegreichen Caracalla (213) zu verweisen. Auch an dem Stil unserer Acten läßt sich die zunehmende Verknöcherung und Verwilderung des geistigen und religiösen Lebens verfolgen. Bereits unter den Flaviern macht sich die größere Verschnörkelung und Weitschweifigkeit in der Abfassung bemerklich; unter den späteren Kaisern nehmen zeitweilig die Kaiserfeste ab und machen der peinlich detaillirten, oft recht barbarisch stilisirten Beschreibung des Maifestes Platz. Seit der Mitte des dritten Jahrhunderts, mit Gordian's Regierung, lassen uns die Fragmente im Stich, auch Schriftsteller und Inschriften gedenken der Arvalen nicht weiter. Seitdem scheint das Institut seine Bedeutung verloren zu haben, jedenfalls aus Mangel an Interesse der Kaiser, von denen es lebte und die sich jetzt mit Vorliebe den orientalischen Culten zuwenden: möglich auch, wie de Rossi annimmt, daß eine förmliche Aufhebung durch Philippus, den Nachfolger Gordian's, erfolgte, den ersten Kaiser, der im Verdacht stand, dem christlichen Bekenntnisse zuzuneigen. Seitdem blieb der heilige Hain verlassen und der Plünderung späterer Jahrhunderte offen.

Mit diesen flüchtigen Zügen brechen wir ab: es würde zu weit führen, den aus dem neuen Material gewonnenen wichtigen Ergebnissen für Staats- Sacral- und Rechtsalterthümer nachzugehen. Die eifrige Fortsetzung der Ausgrabungen läßt uns, wenn die Mittel nicht ausbleiben, weitere Funde hoffen, welche manche der großen Lücken in der Reihe ausfüllen werden. Unsere Wissenschaft aber darf sich Glück wünschen zu der Bereicherung, die ihr durch die Munificenz des Preußischen Herrscherpaares und die Initiative und Unermüdlichkeit unserer deutschen Pioniere in Rom geworden ist und verheißen bleibt.

Das deutsche Element in Rumänien.

Correspondenz aus Bukarest.

Die civilisatorische Thätigkeit der Deutschen, die in der Levante überall ihre Rolle spielt, erhält in dem heutigen Rumänien keine besondere Illustration, so sehr auch diese Länder durch ihre geographische Lage und durch die in einer Strecke von hundert Meilen an den rumänischen Grenzen vorbeifließende Donau an deutschen Einfluß von der Natur schon angewiesen sind. Die Rumänen sind allerdings am Deutschthum aus ihrer langen orientalischen Verkommenheit erwacht, an deutscher Hand in die civilisatorischen Kreise Europas eingetreten, aber die Deutschen ließen sich aus diesen Positionen von Franzosen und Engländern bald verdrängen. Diese Thatsache hatte in den alten Systemen der deutschen Regierungen und namentlich in der Metternich'schen Politik wenigstens zum Theil ihre Erklärung. Metternich machte den deutsch-östreichischen Namen durch seine türkenfreundliche Politik bei den Moldau-Wallachen wie bei allen übrigen christlichen Bewohnern des Orients verhaßt; er fürchtete ebenso, diese Länder dem russischen Einflusse völlig anheimzugeben, als in denselben eine freisinnige volksthümliche Verfassung aufkommen zu sehen und suchte, so gut es nur ging, jede Berührung mit denselben zu vermeiden. Als in den Jahren 1844—45 das Elend der Weber im schlesischen Gebirge die öffentliche Aufmerksamkeit zu beschäftigen begann, machte der preußische Generalconsul v. Neigebauer seine Regierung auf die Vortheile einer Colonisation in den so reichen Fürstenthümern aufmerksam. Er erhielt zur Antwort: „Man möge solche Gedanken ja nicht öffentlich zur Sprache bringen." Sowohl Neigebauer wie dessen französischer College Ritter v. Villecoq, der seine Regierung beständig auf die politische und mercantile Wichtigkeit dieser Länder aufmerksam machte, wurde als unbequem abgerufen und durch andere Beamte, die sich um dergleichen Dinge nicht zu kümmern den Auftrag erhielten, ersetzt. Freilich blieb noch die Action der Privaten übrig. Diese von ihren Consuln nicht unterstützten mittellosen Individuen, die zum großen Theile von ihrer Heimath gleichsam über Bord geworfen waren, sämmtlich aber auf Begründung irgend einer Existenz ausgingen, thaten, was sie eben thun konnten, waren aber wenig geeignet, dem deutschen Element Einfluß zu verschaffen. Die ersten Einwanderer waren galizische oder deutsche Juden, die hier auch unter türkischem Regime mehr Freiheit als in der sie verfolgenden Heimath vorfanden. Sie machten sich hier an die verschiedenen Handwerke, vermittelten den Handelsverkehr mit ihrer ehemaligen Heimath und den Nachbarstaaten,

ſchafften auf dieſe Art die erſten Culturelemente herbei und legten den Grund zu einem künftigen Mittelſtande. Ihnen nach kamen einzelne verſprengte Individuen aus dem nahen Oeſtreich, um als Diener oder Hauslehrer in den Bojarenhäuſern Beſchäftigung zu ſuchen. Erſt ſpäter wagten ſich nach einander Handwerker aus verſchiedenen deutſchen Staaten, Kaufleute niederen Ranges und Architekten ins Land — faſt lauter Leute, die nichts zu verlieren, alles zu gewinnen hatten. Wie wenig ſich auch von dieſen Einwanderern hoffen ließ, ſie fanden doch ihre Rechnung und die Reſultate ihres Wirkens blieben auch nicht aus; leider nun war der Geſichtskreis dieſer Leute ein beſchränkter, er ging über eine erträgliche beſcheidene Lebensſtellung nicht hinaus. Aus den Hauslehrern wurden Beamte, die Dankbarkeit der Aeltern brachte den fleißigen Lehrer in den Staatsdienſt. Hier hätte ſich nun allerdings ein reformatoriſches oder eigentlich organiſatoriſches Wirken entwickeln können, wenn der Antrieb hierzu in der Natur dieſer neuen Beamten gelegen hätte. Auf einmal zu einer gewiſſen Selbſtändigkeit und zu Anſehen gelangt, ſahen ſie in ihren Amtsſtellungen bloße Verſorgungen und gaben ſich mit dieſen zufrieden. Ihr Ziel war ja erreicht, ſie ſchloſſen ſich darin ab nnd ließen im Uebrigen die Dinge gehen, wie ſie eben gingen. Auch die Induſtriellen und Kaufleute wußten es zu wirklichem Anſehen nicht zu bringen und ein paar unglückliche Bankerotte erſtickten den deutſchen Credit in der Geburt. Das Ausland hatte zu den rumäniſchen Verhältniſſen kein Vertrauen und der Handel kam ſchon darum nicht recht in Zug. Selbſt die Wiener Donau-Dampfſchifffahrtgeſellſchaft, welche das ausſchließliche Privilegium hatte, dieſen Strom bis zu ſeiner Einmündung in das ſchwarze Meer mit ihren Schiffen zu befahren, und die den Perſonen- und Handelsverkehr in den verſchiedenen Stationen Rumäniens allein vermittelte, vermochte dem deutſchen Unternehmungsgeiſt in dieſen Gegenden keinen Aufſchwung zu geben. Oeſtreich begnügte ſich damit, in den Donauländern einen Markt zu beſitzen, wo es ſeine Fabrikate und Manufakturen abſetzen und gegen hierländiſche Rohprodukte austauſchen konnte. Nichtsdeſtoweniger hatten die Deutſchen doch einmal Fuß gefaßt und ging es langſam vorwärts; namentlich fand die Wiſſenſchaft in einigen deutſchen Aerzten hier ihre würdigen und eifrigen Miſſionäre. Dr. Gihak aus Aſchaffenburg z. B. regelte das moldauiſche Sanitätsweſen, ſtiftete in Jaſſy die erſte Naturforſchende Geſellſchaft und machte ſich durch Herausgabe der erſten Naturgeſchichte in der Landesſprache und überhaupt durch ſein ſonſtiges Wirken im Lande verdient. In der Wallachei wirkte Dr. Mayer aus Wien eben ſo nachhaltig und Dr. Barraſch gab in Bukareſt eine illuſtrirte naturwiſſenſchaftliche Wochenſchrift in der Landesſprache heraus und hielt zeitweiſe und namentlich bei vorkommenden Veranlaſſungen öffentlich unentgeltliche auf-

klärende Vorträge. Namentlich ſuchte er den hier ſo ſtark in allen Schichten eingewurzelten Aberglauben zu bekämpfen, ſo z. B. während der Erſcheinung des Cometen von 1858, den man bekanntlich mit dem Weltende in Zuſammenhang brachte und der hier eine allgemeine Beſtürzung hervorrief, — um durch eine Erklärung der Natur dieſer Himmelskörper die Bevölkerung aufklärend zu beruhigen u. ſ. w. Dieſe Aerzte wirkten auch auf die Einrichtung von Gewerbe- und Handwerksſchulen hin, in denen die Eingeborenen unentgeltlich in den verſchiedenen Fächern des Handwerks Unterricht erhielten und noch erhalten. Das deutſche Element begann von dieſer Seite aus ſeine heilſamſten Wirkungen im Lande auszubreiten; bereits ſchickten die Bojaren ihre Söhne in die deutſchen Schulen und die Töchter in die Klöſter nach Galizien oder hielten deutſche Hauslehrer und eine deutſche Umgebung, um den Kindern dieſe Sprache praktiſch zu vermitteln. — Mancher Fremde war nicht wenig überraſcht, ſelbſt alte Bojaren in ihrer orientaliſchen Tracht in Kaftan und mit dem langen Barte ganz gut deutſch ſprechen zu hören —, in den meiſten Bojarenhäuſern war dieſe Sprache heimiſch. Man erkannte die Nothwendigkeit, die Sprache jenes Volkes zu erlernen, zu dem man ſich bei den ſo oft vorkommenden Gefahren zu flüchten pflegte und wo man immer gaſtliche Aufnahme und ſicheres Aſyl gefunden — dieſes Volk nun ſind die ſiebenbürger Sachſen; ſeitdem ging die deutſche Sprache neben der allgemeinen Landes- und Converſationsſprache immer zur Seite her. Das Deutſchthum, das dieſer durch Ungunſt der Zeiten unter türkiſchem Drucke verkommenen Bevölkerung unter die Arme griff, ihr europäiſche Häuſer und Städte baute, ſie europäiſch wohnen, ſich kleiden und ſich nähren lehrte, das ihr die erſten Elemente unſeres Geiſteslebens zuführte und allüberall den Grund zu organiſatoriſcher Entwickelung legte, gewann bei allen Mißgriffen und Mängeln der Einwanderer doch eine breite Baſis, und es ſchien anfangs das hieſige Leben ſich in dieſer Richtung heraus geſtalten zu wollen. Aber der Charakter der rumäniſchen Bojaren wurde durch die öfteren und lang andauernden ruſſiſchen Occupationen für eine normale langſame und gründliche Entwickelung der Dinge ein für allemal verdorben. Die Ruſſen mit ihrer europäiſirten Außenſeite und inneren Ungeheuerlichkeiten verleideten den Rumänen den ruhigen Ernſt des Lebens, wozu das Deutſchthum ſie geneigt zu machen begann; die Ruſſen wendeten ſie davon ab und verleiteten ſie auf die ſchlüpfrigen Bahnen des frivolen Pariſerthums, auf denen ſie ſelbſt unſer Culturleben ſich angeeignet zu haben glaubten. Es iſt bekannt, wie weit die hohe ruſſiſche Ariſtokratie in ihrer Nachäffung dieſes Franzoſenthums ging, wie es bei ihr z. B. zum guten Ton gehörte, ſich nicht nur bis in die kleinſten Details mit Pariſer Mache zu umgeben, ſondern ſelbſt die Leibwäſche nicht zu Hauſe waſchen zu laſſen, ſondern zu dieſem Behufe mittelſt Courieren nach

bei dem alles das nicht anwendbar war, nicht zu, er erschien ihm langweilig, weil mit ihm in ihrer Weise nichts anzufangen war. Es stellten sich Erkältung, Reibungen, Entfremdung und zuletzt auch der Haß ein. Man nannte ihn spottweise „Kartoffler" Erdäpfelesser, weil er nicht wie der Russe sich in Champagner badete und das Geld mit vollen Händen nach links und rechts streute. Man erinnerte sich, daß die Russen die Deutschen nie anders als: die getauften Juden, nannten, mit welchem Ausdrucke der Slave die größte Verachtung verbindet. Seit der letzten östreichischen Occupation datirt der Haß der Eingebornen gegen die Deutschen, und um die Wahrheit zu sagen, die östreichischen Occupationstruppen haben ihn auch redlich verdient — nur war es ungerecht, ihn auf die Deutschen im Allgemeinen zu übertragen. Dies ging so weit, daß man die deutsche Sprache aus der Schule verbannte und die Lehrer insultirte, und es ist bemerkenswerth, daß dies gerade unter dem deutsch gesinnten Fürsten Alexander Ghika stattgefunden hat — ja deutsche resp. östreichische Waare konnte sich damals nur unter französischen oder englischen Firmen auf dem Markte zeigen u. s. w. Bei alledem darf man das nicht gar zu ernst nehmen, denn hier kann überhaupt von dem wahren Ernste des Lebens nicht viel die Rede sein. Dieselben Herrn, die untereinander so weidlich auf die Deutschen schimpften und sie lächerlich machten, schlichen sich einzelweise Nachts zu den östreichischen Befehlshabern, um sie von ihren angeblichen Verdiensten um das Haus Oestreich zu überzeugen und um ihre Bevorwortung zu bitten, damit ihnen von Wien Titel und Orden geschickt würden. Die Bojaren sind eben große Kinder — sie sind wie die verzogenen Söhne eines grand Seigneur, die sich für gereifte Männer halten, weil ihnen gewisse Dinge der großen Welt geläufig sind und sie aus Virtuosität deren Aeußerlichkeit zu copiren verstehen.

Wie bei sinnlichen Menschen Eindrücke nie von ewiger Dauer sind — so beginnt auch hier bereits die Manie für Franzosen und Engländer nachzulassen, und der von ihnen zurückgedrängte ruhig und unbeirrt fortarbeitende Deutsche wieder in den Vordergrund zu treten. Die englischen Fleischversendungsanstalten sind gleich den französischen Waldexploitationen wieder eingegangen, sie haben die sanguinischen Hoffnungen nicht erfüllt, ja das Blatt hat sich derart gewendet, daß man die französischen Militärinstructoren und Finanzoperateure nach Frankreich wieder zurückschickte, und diese beiden wichtigen Fächer den Deutschen übertrug. Der Deutsche mit seiner Geduld, seiner beharrlichen Ausdauer, seiner unermüdeten Arbeit hat sie alle überdauert, und wird noch vieles andere überdauern und zuletzt die Früchte seiner Mühen ernten, wenn nur auch die deutschen Regierungen diesen Ländern mehr Aufmerksamkeit zuwenden, und nächst ihren politischen Bestrebungen auch andere volkswirthschaftliche, namentlich die Colonisations-

interessen, die sich hier so sehr lohnend gestalten könnten, mehr berücksichtigen wollten. Mit dem Rumänen läßt sich Alles machen, läßt sich ganz gut auskommen, wenn man nur die rechte Methode, ihn zu behandeln, versteht. Ein Beweis für seine gesunde Urtheilsfähigkeit ist die Thatsache, daß er bei all seiner Russomanie sich rechtzeitig zu orientiren und einzusehen verstand, daß sein Schwerpunkt nicht in Rußland liege — eine Thatsache, die täglich deutlicher hervortritt.

Als die Bojaren aus dem langen türkischen Drucke unter dem russischen Protectorate zur Selbständigkeit erwachten, war es natürlich, daß sie sich da vor Allem mit ihren nächsten Nachbarn zu befreunden suchten, und so kam es, daß sie ihre Kinder in östreichische und deutsche Schulen schickten, und alles zu Hause nach deutschen Modellen einzurichten begannen. Den Russen mußte ein solches Vorgehen aber höchst mißliebig sein, denn sie fürchteten, daß auf solche Weise der deutsche Einfluß in den für sie so wichtigen Fürstenthümern überhand nehmen und den ihrigen verdrängen oder doch paralysiren werde. Sie setzten daher Alles in Bewegung, um die rumänischen Sympathien von Deutschland ab- und nach Frankreich zu lenken, was ihnen dann auch durch verschiedene Mittel gelang, namentlich auch, weil das Franzosenthum dem rumänischen Charakter mehr zusagte; am Ende war ja dazumal der Wille des Czaren dem Lande, das unter seiner Obhut stand, ein Gesetz, und der Vertreter dieses Czaren saß in der Person seines mit besonderen Vollmachten ausgerüsteten Consuls mitten unter ihnen und regelte ihr Verhalten auf despotische Weise.

Die Sympathien für das Deutschthum und namentlich für Oestreich, waren in diesen Ländern in früherer Zeit sehr lebendig gewesen. Schon 1717 mußte der regierende Fürst Bramovano mit seinen vier Söhnen seine Hinneigung zu Oestreich auf Denunciation Peters des Großen, mit dem Leben bezahlen. Die meisten jetzt lebenden Glieder der Geschlechter der Ghika, Stourdza, Balsch, Stirbej, Cantacuzeno u. A. sind innerlich deutsch gesinnt, und selbst der in dieser Beziehung so verketzerte Cusa hatte zu seinem alter ego einen Deutschen, den obersten Chef der Telegraphen- und Postämter, Liebrecht, den die Inscenesetzer der Entthronung dieses Fürsten so schmählich behandelten, und an dem sie ihr Müthchen kühlten, da sie bei dem Dazwischentreten des östreichischen General-Consuls den Fürsten selbst nicht weiter kränken durften. Während seiner Regierung hatte sich Fürst Cusa dem in Bukarest gebildeten deutschen Schützenverein einverleiben lassen und war ein eifriges Mitglied desselben; nach seiner Entthronung hat er ein deutsches Land, Oestreich zu seinem Aufenthalte erwählt. Die liberale Partei der Patrioten, die mit Cusa zur Regierung gelangte, hatte es sich zur Aufgabe gestellt, gegenüber den entnationalisirten Bojaren das Nationalbewußtsein im

Paris zu ſenden. Die hohe nordiſche Geſellſchaft legte auf dieſe Aeußerlichkeiten großen Nachdruck, denn ſie verdeckte damit ihre innnere Rohheit und Barbarei, ſie dienten ihr als Maske, womit angethan ſie ſich anſtändig in der Reihe der Culturvölker präſentiren konnte. Die Officiere der ruſſiſchen Occupationstruppen waren zum großen Theile Angehörige jener ruſſiſchen Ariſtokratie. Als Gäſte in den Bojarenhäuſern gern geſehen — war ja doch dazumal Rußland die rumäniſche Schutzmacht — wußten dieſe Krieger mit dem den Barbaren eigenen Ungeſtüm das Gelüſte nach den raffinirten Genüſſen des Lebens, die nur die Weltſtadt an der Seine zu bieten im Stande ſei, zu wecken, und ſie reizten, ſich ſelbſt als Muſter darſtellend, dieſelben zur Nachahmung. Unſere Bojaren brauchten nur ihre in den den vorigen Zeiten gefüllten Goldkiſten zu öffnen, um ihre neuen Wünſche zu verwirklichen. Und ſie thaten es auch. Alles ſtrömte nach Paris, ja es verging kein Decennium und die rumäniſchen Hauptſtädte Bukareſt und Jaſſy wurden zu Spiegelbildern von Paris. Mit unglaublicher Haſt wurde auf einmal alles franzöſirt, nach franzöſiſchen Modellen Häuſer, Haushaltungen, Möbel, Kleidung, kurzum alles bis in das kleinſte Detail eingerichtet und ſelbſt in der perſönlichen Erſcheinung, Ton, Mienen und Bewegungen nach dem Muſter der Weltſtadt copirt. Dieſe koſtſpieligen Spielereien erſchöpften bald die Kaſſen, veranlaßten aber nichtsdeſtoweniger fortwährend ungewöhnliche Ausgaben, deren Herbeiſchaffung die Bojarenwelt in Schulden und in immer größere Verlegenheiten verſetzte. Bei den eingewanderten Deutſchen war kein Geld aufzutreiben, dieſe konnten hier nicht helfend einſchreiten. Oeſtreich war wohl Abnehmer für gewiſſe Rohprodukte, aber ebenſowenig wie Deutſchland für das Getreide, das hier die Hauptquelle der Erträgniſſe bildet. In dieſen Nöthen, welche die Ohnmacht der Deutſchen bloslegten, ſtellten ſich plötzlich Helfer von anderwärts ein. Italieniſche Unternehmer bauten großartige Dampfmühlen, welche ſehr bedeutende Getreidequantitäten verarbeiteten und mit daraus erzeugtem Mehle wurden Conſtantinopel und die Levante verſehen; franzöſiſche Spekulanten exploitirten mit anſehnlichen Summen die wallachiſchen Eichenwälder, wo ſie mit aus ihrer Heimath hereingezogenen Arbeitern durch viele Jahre jene Faßdauben erzeugten, die von hier zu Waſſer nach Marſeille verſandt wurden. Die Engländer brachten ihrerſeits bedeutende Baarſummen in Umlauf, legten großartige Anſtalten an, in denen das maſſenhaft im Lande zuſammengekaufte Hornvieh geſchlachtet und das Fleiſch davon zubereitet und in blecherne Büchſen luftdicht verſchloſſen jahrelang friſch erhalten werden konnte; ſie verſahen damit die ganze engliſche Marine. Ebenſo bemächtigten ſie ſich mit den Franzoſen der im Lande aufgefundenen Petroleumquellen, errichteten großartige Raffinerien an mehreren Orten, und brachten auch damit große Baarſummen in Umlauf. Und als

die Bauernemancipation zur Sprache kam, waren es wieder Engländer und Belgier, die das Land mit landwirthschaftlichen Maschinen überschwemmten und selbst im Lande zur Erzeugung derselben mehrere Fabriken anlegten. Diese Fremden, die sich mit namhaften Capitalien im Lande bethätigten, setzten es auch trotz Rußland und Oestreich durch, daß die von den Russen absichtlich den fremden Schiffen unzugänglich gemachten Sulinamündungen denselben geöffnet wurden; und schwedische, dänische, holländische, englische und französische Schiffe, die nunmehr in die rumänischen Donauhäfen einliefen, überschwemmten Rumänien förmlich mit den Erzeugnissen ihrer Heimath, verdrängten die östreichischen Fabrikate und Manufacturen von den hiesigen Märkten, und nahmen als Rückfracht die Rohproducte des Landes, namentlich viel Getreide auf, wodurch die Preise desselben stiegen und viel baares Geld in Umlauf kam. Dem gegenüber konnten sich die Deutschen nur passiv verhalten. Die Eingebornen wandten sich ihnen ab und jenen energischen Helfern zu, die ihren Bedürfnissen so gut entgegenzukommen verstanden.

Aber noch ein anderer Umstand trug dazu bei, die deutschen Sympathien im Lande abzuschwächen. Die militärischen Occupationen der Russen hatten bei ihrer öfteren Wiederkehr und jedesmaligen langen Dauer dem Lande allerdings viel gekostet, aber sie trugen andererseits und namentlich den Städten sehr beträchtliche Summen ein. Die russischen Officiere hatten höchsten Orts den Auftrag, alle in den hiesigen Verkaufsmagazinen vorräthigen Fabrikate und Manufacturen zusammenzukaufen und nach Rußland zu expediren, wozu ihnen Zollfreiheit zugestanden wurde. Bei der russischen Maßlosigkeit und Großthuerei geschah es mehr als ein mal, daß Officiere in die Verkaufsläden der Kaufleute traten und da nicht nach einzelnen Gegenständen, sondern gleich nach dem Preise sämmtlicher Waaren frugen und ohne zu feilschen die begehrte Summe zahlten. Sie warfen überhaupt in den Fürstenthümern das Geld buchstäblich um sich her, und dies geschah bei jeder Occupation und in allen hiesigen Städten, so daß die Russen bei den Städtern als wahre Retter in der Noth angesehen wurden, und man sich noch jetzt, wenn eine Geschäftsstockung eintritt, mit der Aussicht tröstet, „daß die Russen im Anzuge seien". Bei dieser Nachricht, so unwahrscheinlich sie sich auch herausstellt, belebt sich alles wieder mit freudigem Muthe. In dem letzten Krimkriege kam nach der russischen die östreichische Occupation ins Land. Die östreichischen Officiere führen ein mehr geregeltes sparsames Leben und haben im Allgemeinen nicht viel hinauszuwerfen. Der große Abstand zwischen ihnen und den Russen wurde natürlich von der Kaufmannswelt sehr mißliebig empfunden, aber auch die Bojaren fanden bei diesen neuen Gästen ihre Rechnung nicht. An die russischen Schwelgereien, und namentlich an das Hazardspiel gewöhnt, sagte ihnen der deutsche Officier,

nur selten die fürstliche Hand, sie mußten die Füße, die Säume des Kleides ihrer Fürsten küssen, wurden von diesen mit der Tapaze — dem Fürstenstabe — geschlagen, ja sogar zu Bauern degradirt und gleich diesen geprügelt. Die barbarische Willkür der Fanarioten hatte eine vollständige Rechtlosigkeit zur Folge, benahm den Individuen allen Halt, den ihnen die fortwährend entweihten Kreise ihrer Familien nicht mehr zu geben vermochten. Diese beständigen Verletzungen, Demüthigungen, Erniedrigungen und Verhöhnungen der heiligsten Gefühle mußten mit der Zeit die innere persönliche Würde völlig abstumpfen. In dieser heillosen Wirthschaft, wo das Weib nur zu oft durch Preisgebung zur Retterin seiner Familie werden mußte, liegt der Keim jener Entsittlichung, die uns jetzt an den Rumänen so anstößig ist. Wir dürfen nicht vergessen, daß diese Wirthschaft ein volles langes Jahrhundert dauerte, in welcher Dauer sie Zeit hatte, alles höhere Leben bis in den Keim hinein zu ertödten, alles für heilig gehaltene Althergebrachte, selbst die Ehe, das Familienleben, die Verwandtschaftstreue u. s. w. zu zerstören und den inneren ganzen Menschen, in seinen Gefühlen und Begriffen radical und in jeder Beziehung zu demoralisiren. Ist es da zu verwundern, wenn dieser aus solcher Sclaverei zur Selbständigkeit erwachte Adel einer längeren Zeit benöthigt, um wieder zu sich selbst zu kommen, zum Gefühl menschlicher Würde zu erstarken — sich gleichsam selbst wiederzufinden? Wir finden ihn gegenwärtig in einer solchen Uebergangsperiode, welche vor ein paar Decennien natürlich ein noch viel drastischeres Gemälde darbot. Hierin liegt der Schlüssel zur Lösung so manchen Räthsels in diesen Ländern und namentlich zu dem brutalen Auftreten der russischen Consuln, die wie Fanarioten verfahren zu müssen glaubten, um durchdringen zu können. Fühlte sich doch auch der östreichische Beamte jener Zeit versucht, in noch ärgerer Art vorzugehen. Ein östreichischer Consul ließ einem Bojaren aus der Mittelklasse, der einen östreichischen, in seinen Diensten stehenden Unterthan mit Stockstreichen bestrafte, durch seine Corporäle auspassen, und als dieser eines Tages am Consulate vorüberfahren wollte, in dasselbe mit Gutem oder Bösem bringen. Im Hofe angelangt, wurden die Thore gesperrt und der Bojar erhielt nebst einer väterlichen Ermahnung die seinem Diener ertheilten Prügel in voller Zahl und auf dieselbe Weise auf einer Bank ausgestreckt — auf gut östreichisch wieder. Nach dieser Execution durfte er wieder in seinen Wagen steigen und wurde er zu dem gesellten Hause höflich hinauscomplementirt. Die Sache wurde stadtkundig, sie hatte ja die Diener des Bojaren zu Zeugen, aber sie hatte keine weiteren Folgen. — Während der letzten Regierungszeit des Fürsten Stirbej in den fünfziger Jahren machte der russische Consul diesem Fürsten eines Tages seinen Besuch. Der Fürst, obwohl in seinem Cabinette mit dringender Arbeit be-

ſchäftigt, läßt ihn eintreten, blickt aber, in ſeine Arbeit vertieft, nicht ſogleich auf. Der Conſul, über ſolche Mißachtung empört, geht auf den Schreibenden zu, wirft ſeinen Hut auf deſſen Schreibereien, ſich ſelbſt aber in ein Fauteuil und ſtreckt auf gut amerikaniſch die Beine auf den fürſtlichen Schreibtiſch. Stirbej zuckt über dieſe Impertinenz zuſammen, erkennt aber ſogleich, daß er ſich an der Etikette vergangen habe, und ſucht mit Entſchuldigungen ſein Verſehen wieder gut zu machen. „Ah, das iſt was Anderes", entgegnet der Ruſſe, erhebt ſich auch ſeinerſeits und die Viſite hat nach dieſem kleinen Intermezzo ihren normalen Verlauf. Unter Cuſa's Regierung prügelte der Aga (Polizeiminiſter) Marghelloman ſeinen Kutſcher mitten in der Stadt bei hellem Tage und auf der Gaſſe buchſtäblich zu Tode. Der Getödtete war ruſſiſcher Unterthan. Als dieſer letztere Umſtand bekannt geworden, eilten die Bojaren in corpore zum ruſſiſchen Conſul, um den Sturm, der daraus folgen mußte, wenn die Sache weiter zur Sprache käme, zu beſchwören. Dieſer Beamte bekam dadurch die erwünſchte Gelegenheit, ſich alles deſſen, was er gegen die Bojaren auf dem Herzen hatte, zu entledigen, und er that es mit ſo harter Rede und ſo rückſichtsloſen Ausdrücken, daß man in der That zweifelhaft ſein mußte, ob man die Zuhörer, die dies alles geduldig ertrugen, oder den Redner, der ihnen alles das zu ſagen den Muth hatte, mehr bewundern ſollte. Es iſt aber auch in der That erfahrungsgemäß, daß man mit Beſcheidenheit bei den Bojaren nie etwas ausrichtet. — Dieſe Bojaren, welche ſich ſolche und ähnliche Erniedrigungen gefallen ließen, forderten nichtsdeſtoweniger von dem Bauernvolke eine abgöttiſche Verehrung, und behandelten es mit grauſamer Härte. Ich habe perſönlich einer Audienz beigewohnt, die der vor Cuſa regierende Fürſt Alexander Ghika einer zahlreichen Bauerndeputation im Regierungsgebäude gab. Im Hofe waren aus allen Gegenden des Landes, von Nah' und Fern', über 200 Bauern mit Bittſchriften verſammelt. Man ſtellte ſie in ein Spalier, das von der erſten Etage zu beiden Seiten der Treppe bis herab in den Hof an den fürſtlichen Wagen lief. Als ſich oben eine Bewegung kundgab, woraus auf das Erſcheinen des Fürſten geſchloſſen wurde, warfen ſich alle Bauern auf die Kniee, und als der Fürſt in der geöffneten Thüre erſchien, fielen alle vor ihm mit dem Angeſicht zur Erde und verharrten in dieſer Stellung ſo lange, bis er ihre Reihen, ohne ſie auch nur eines Blickes, viel weniger eines Wortes zu würdigen, durchſchritten hatte und ihnen gemeldet ward, daß der Landesvater bereits in ſeinen Wagen geſtiegen und davon gefahren ſei. Hierauf erhoben ſie ihre Häupter vom Boden, fürſtliche Adjutanten nahmen ihnen ihre Bittſchriften aus den Händen, und die Audienz war aus; ſie konnten wieder nach ihrer Heimath wandern ohne ihren Landesvater geſprochen ja ohne ihn auch nur geſehen

Volke zu wecken und groß zu ziehen. Ihre Hoffnung auf das Gedeihen des Landes basirt auf dieſer Grundlage. Um nun dieſes Nationalbewußtſein dem ausgeſprochenen Indifferentismus des Volkes gegenüber wach zu erhalten, mußte dieſem Volke das Fremde als ſolches, als Gegenſatz zu dem nationalen Element gezeigt, beſtändig darauf als auf etwas Feindſeliges hingewieſen werden — und darauf ſind alle jene gegen die Deutſchen gerichtet geweſenen und noch gerichteten Demonſtrationen zu reduciren: Gehäſſigkeiten, die hauptſächlich als künſtliches Mittel angewendet wurden. Man weiß hier ganz gut, was man an den Deutſchen hat, und wird ſich ſehr hüten, ſich ernſtlich an ihnen zu verſündigen. Iſt ja doch die Berufung eines deutſchen Fürſten auf den rumäniſchen Thron hierfür das beſte Beleg. Nichtsdeſtoweniger liegt in dieſem deutſchen Fürſten allein noch lange keine Bürgſchaft für das Gedeihen deutſchen Elements in dieſen Ländern, der rumäniſche Fürſt iſt unter allen conſtitutionellen Souverainen der allerbeſchränkteſte. Was Cuſa den Bojaren zum Trotz durchſetzte, geſchah nicht aus ſeiner fürſtlichen Machtvollkommenheit, ſondern in Folge eines Plebiscits, das ihm eine zeitweilige discretionäre Gewalt verlieh, die er dazu anwandte, um die Bauernemancipation und andere für den Neubau des Staates höchſt wichtige Grundgeſetze durchzuführen. Ob aber jetzt noch zu einem ſolchen Mittel Zuflucht genommen werden könnte — iſt eine große Frage. Cuſa kannte ſeine Leute und war ein feſter, durchgreifend energiſcher Charakter. Mit eben ſolcher Leichtigkeit, wie Cuſa beſeitigt wurde, kann hier noch anderes Unglaubliche ausgeführt werden, wenn es einer gewiſſen Macht daran liegt, daß es geſchehen ſoll. Las man doch, und es war noch kein Jahr nach der Thronbeſteigung des Fürſten Hohenzollern verſtrichen, an dem Palaſte zu Bukareſt affiſchirte Plakate des Inhalts: „daß dieſes Haus wieder zu vermiethen ſei.“ Der jugendliche Fürſt Karl opfert in ſeiner deutſchen treuen Geſinnung dem Lande ſeine Schätze, und wird zum Danke dafür lächerlich gemacht, ja ſogar vernachläſſigt. Bei einem Diner, zu dem ein fremder Gaſt, ein Ausländer, geladen ward, entfaltete der Fürſt neulich ſeine Serviette und es zeigte ſich, daß ſie abgenutzt und zerriſſen war. „Sehen Sie,“ ſprach er lächelnd zu ſeinem Gaſte, „wie ich hier bedient werde.“ Seine ſtrenge Rechtlichkeit und Sittlichkeit iſt den Bojaren ein Dorn im Auge; ſie können nicht begreifen, wie ein kräftiger junger Mann ein ordentliches Leben zu führen vermöge. Ich will hier nicht wiederholen, auf welche Proben man den guten Fürſten ſetzte, welche Streiche man ihm ſpielte. Und dieſe Poſſen beſchäftigten die rumäniſche Diplomatie weit mehr, als die brennenden Fragen ihres eigenen Landes.

Um den rumäniſchen Bojarencharakter richtig zu beurtheilen, muß man nicht damit anfangen, Sittenloſigkeit, Verderbniß u. ſ. w. in den Vordergrund zu ſtellen; die Sache will von ihrem eigentlichen Grunde

aus angeſehen werden. Jeder Bojar iſt geborener Diplomat, ſeine Eigenſchaft als Fürſtenwähler und die Fähigkeit, ſelbſt gewählt zu werden, zudem das Gefühl, Landesherr zu ſein, wie er es bis auf die neueſte Zeit — im ganzen Sinne des Worts — geweſen, alles das gibt ihm ein ſtark ausgeprägtes Bewußtſein. Beſtändige auf den Sturz des jeweilig regierenden Fürſten gerichtete Intriguen, die dabei gemachte Erfahrung, daß mit Geld nicht nur Staatsgeheimniſſe fremder Höfe erkauft werden können, ſondern überhaupt Alles und von allen auch auf noch ſo hohem Piedeſtal ſtehenden Perſonen zu haben ſei, lehrten ſie den Werth der Menſchen und die von ihnen zur Schau getragenen Theorien gering achten, entwickelten in ihnen Schlauheit, Verſtandesfertigkeit und Menſchenkenntniß. Sie lernten mit Menſchen wie mit Zahlen rechnen, ſie eigneten ſich den diplomatiſchen Grundſatz: „keinen Grundſatz zu haben“, an, und wie ſich des Lebens innerer Gehalt auf dieſe Art bei ihnen entwerthete, wurden ſie auch gegen alles gleichgiltig, was ſonſt unter Menſchen für ſchätzenswerth gilt. Schon unter den Fanariotenfürſten, welche über die Vorgänge an den benachbarten chriſtlichen Höfen in Bezug auf die Türkei, bei Todesſtrafe nach Konſtantinopel zu berichten hatten, wurden die Bojaren vielfach als Kundſchafter verwendet und erlangten auf dieſe Art, wie der Conſul Villecocq berichtet, die ſeltene Gabe, ſchon aus Mienen und Geberden die Gedanken Anderer zu errathen. Gewöhnt an einen ſolchen Maßſtab, müſſen ſich ihnen nothwendig die richtigen Geſichtspunkte für Welt und Leben verrücken. Die Rumänen ſind fortwährend auf die Ausübung diplomatiſcher Künſte angewieſen, weil die fremden Mächte auf unnachweislichen Wegen beſtändig Intriguen in dieſen Ländern ſpinnen, ſich gegenſeitig conterminiren, Jeder beſtändig auf ſeiner Huth vor Freund und Feind ſein muß und dabei genöthigt iſt ſich in genaueſter Kenntniß der Dinge um ihn her, ja der Gedanken ſeiner Umgebung ſelbſt, zu erhalten. So lange die Intriguen fremder Mächte das Land durchweben, iſt an eine Aenderung der hieſigen Zuſtände nicht zu denken. In dieſer Erkenntniß, und um dem Adel in dem Bauernſtande ein Gegengewicht zu geben und ihn unſchädlich zu machen, arbeitet die Patriotenpartei an der Hebung der Selbſtändigkeit des Landmanns, aber dieſer iſt aus ſeiner Verdumpfung nicht ſo bald zu heben; mittlerweile iſt alle Intelligenz und alles Geld und ſomit alle Macht in den Händen der Bojaren, und die fremde Intrigue iſt darum um ſo thätiger, die noch günſtige Zeit nach Möglichkeit auszunutzen.

Wie unter der Willkürherrſchaft des Adels der Bauer verthierte, ſo konnte andererſeits der Adel auch den Folgen der hundertjähriger Fanariotendespotie nicht entgehen. Dieſe fremden Fürſten mißhandelten die Landesbojaren in wahrhaft aſiatiſcher Weiſe. Selbſt Bojaren erſten Ranges durften

zu haben; sie fühlten seine Nähe, sie hörten seine Schritte, und sie waren zufriedengestellt. Und Alexander Ghika war ein milder menschenfreundlicher Fürst, von deutscher Bildung, aber dies war hergebrachter Usus, und dagegen ließ sich nichts machen. — Die Bojaren pflegen ja den Plebs — und sie pflegten auch ihre einst verkaufbaren Sklaven, die Zigeuner mit „frale draga“ „theurer Bruder“ anzureden; aber dieser theure Bruder wurde bei jeder noch so kleinen Veranlassung, oft auch nur aus Laune gar rücksichtslos malträtirt, mit Prügeln und Fußtritten behandelt. — Unter dem früheren Drucke war dem Adel diese Grausamkeit gleichsam eine nothwendige Lebensbethätigung, er nahm zu derselben seine Zuflucht, um hiedurch zum Selbstgefühl, zum Bewußtsein dessen, was er eigentlich vorstellt, zu kommen. Nach Aenderung der Zustände blieb der Usus aufrecht, um sich dadurch des unbedingten Gehorsams der niederen Volksklassen zu vergewissern.

Die Arbeit eines Jahrhunderts hat aus diesen einst so stolzen unbändigen Kriegern, die dem Türkenthume am längsten Widerstand zu leisten vermochten, geschmeidige Diplomaten gemacht, die innerlich Barbaren geblieben sind. Seit sie in die europäische Culturwelt eintraten, sind noch nicht vier Decennien verflossen und darnach sind sie zu beurtheilen. Bei dieser Beurtheilung darf das Eine nie außer Acht gelassen werden, daß wir hier an der Schwelle des Orients — des Asiatenthums stehen, und es nicht mit reinen Europäern zu thun haben. Es sind nicht die modernen frivolen französischen Theorien allein, die uns hier in den Eingebornen entgegentreten, sondern auch die asiatische Natur, welcher wesentliche Faktor bei Beurtheilung ihres Charakters nie unberücksichtigt gelassen werden darf. Wer vor ein paar Decennien hier gewesen ist, hatte den Beweis hiefür vor Augen, — einige Decennien aber können keine radicale Umgestaltung zu Wege bringen. Das, was wir hier zu sehen bekommen, und was wir mit dem Namen Verderbniß, Auflösung — bezeichnen, ist im Grunde nichts anderes als ein Prozeß, den West und Ost mit einander eingegangen sind, und der hier nicht mit Worten, sondern mit thatsächlichen Lebenserweisungen ausgetragen wird. An dem Ausgange dieses Prozesses ist unsere nächste Zukunft betheiligt, und schon deshalb muß derselbe für uns von hohem Interesse sein. Es ist demnach nicht allein ein politisches, nationalöconomisches und mercantiles, sondern hauptsächlich culturhistorisches Interesse, welches diese Länder und Völker für uns haben, und es ist in der That höchst auffallend, daß man sie bisher so wenig berücksichtigt hat. — Nirgend läßt sich das Hereinbrechen der neuen Zeit so verfolgen und beobachten, wie in Rumänien, nirgends sind aber auch die Verhältnisse dafür so günstig, wie gerade hier. Hier gibt es keine verknöcherten Begriffe zu bewältigen, keine ehernen Formen zu zerbrechen, keine angehäuften Trümmer hinwegzuräumen. Hier braucht kein blutiger langer Kampf voranzugehen,

um der Zukunft Wege zu bahnen. Hier treibt und gedeiht alles, was hineingelegt und hineingesäet wird, und sprießt schnell und üppig empor, hier kennt man überhaupt die Mühen und Arbeiten des Lebens nicht, denn hier gilt das strenge Wort: „Im Schweiße deines Angesichtes" u. s. w. nicht. Fremde Völker haben es förmlich über sich genommen, diesem Volke in Allem dienend an die Hand zu gehen, ihm alle Anstrengungen zu ersparen. So günstige Verhältnisse können überhaupt nur in einem Staate stattfinden, der eigentlich noch kein Staat, sondern eine von einem Staate getragene Gesellschaft, gleichsam eine sich herausgestaltende Frucht im Mutterschooße ist. — Dieser Staat der doch kein Staat ist, hat Alles, was sonst einen Staat ausmacht, aber alle diese Elemente sind so zu sagen erst im Werden, in der Ausbildung begriffen, wie die Theile, wie die Organe des neugebornen Kindes schon die Gestalt dessen, was sie einst vorstellen sollen, haben, aber noch zu schwach, zu ohnmächtig, zu unzeitig sind, um ihre Functionen selbst zu verrichten. Rumänien hat eine Verwaltung beweglich, schwankend und ohne alle Festigkeit, eine Militärmacht, selbst zur bloßen Vertheidigung zu schwach, Schulen, die nur den Grund zur Ausbildung legen, welche im Auslande weiter gesucht werden muß, eine Justiz so voller Launen,, so feil und so ohne alle Würde, daß die Richter öffentlich von den Parteien mit Schlägen behandelt werden, und daß man auf seine Widersacher in den Gerichtssälen schießt, und sich am liebsten auf eigene Selbsthilfe verläßt, — eine Familie, die nur noch der äußeren Form nach eine solche ist.

Politischer Monatsbericht.

✕ Leipzig, den 23. September.

Die letzten Wochen haben einen neuen Nagel in den Sarg des zweiten Kaiserthums getrieben. Die Krankheit des Staatsoberhaupts hat den Freunden und Feinden des napoleonischen Frankreich den Beweis geliefert, daß die Regierung, welche sich rühmte, das unruhigste Volk der Erde für immer gebändigt zu haben, in der That nur auf zwei Augen steht. Gerade in dem Zeitpunkt, wo ein neues Kapitel der französischen Kaisergeschichte beginnen, der schwierige Versuch gemacht werden sollte, das persönliche Regiment mit dem Parlamentarismus zu versöhnen, als der Kaiser seinen veränderten Planen durch ein neues Kabinet Ausdruck gegeben hatte, versagte die Kraft des

einzigen Mannes, an den die Franzoſen noch glauben, dem Europa die Fähigkeit zutraut, Herr der ſchwierigen Lage an der Seine zu bleiben. Und um allen Zweifel daran auszuſchließen, daß Napoleon III. in der That der einzige kaiſerliche Staatsmann Frankreichs ſei, der nicht allen Credit verloren, brach ſofort nach der erſten Kunde von ſeiner Erkrankung eine Verwirrung, ein allgemeines Angſt- und Nothgeſchrei aus, wie es am Tage nach dem Tode des Kaiſers nicht hätte ſchlimmer ſein können und das ſich allmälig auf alle europäiſchen Börſen ausdehnte. Die oſtenſible Schuld an demſelben trug allerdings das Ungeſchick der officiellen Pariſer Publiciſtik, deren beruhigende Nachrichten nicht nur beſtimmt ſchienen, das Publikum mißtrauiſch und unruhig zu machen, ſondern außerdem ſo formulirt waren, daß man eigentlich erſt durch ſie erfuhr, wie krank der Kaiſer geweſen. Darüber, daß der eigentliche Grund tiefer liegt, daß das Kaiſerthum geblieben iſt, was es geweſen, ein Compromiß egoiſtiſcher Sonderintereſſen der verſchiedenſten Art, — darüber konnte man freilich nicht in Zweifel ſein. Die nur mit dem Glück des dritten Napoleon ihren Bund geſchloſſen, bereiteten ſich zur Flucht ſobald dieſes Glück zu wanken ſchien. Die Furcht davor, bei einer Cataſtrophe in Mitleidenſchaft gezogen zu werden, das Bemühen, im äußerſten Falle zuerſt auf dem Platze zu ſein und ſich die Volksgunſt ſchon vorläufig zu ſichern — dieſe Auswüchſe niedrigen und pietätloſen Egoismus traten ſo ungeſchminkt und brutal hervor, daß man unwillkürlich an die Zeiten erinnert wurde, in denen die Demoraliſation der Stützen des zweiten Kaiſerthums das Lieblingsthema mißgünſtiger Feuilletons bildete. Im Schooß der kaiſerlichen Familie trat ſofort der feindliche Gegenſatz zwiſchen der Kaiſerin und dem Prinzen Napoleon zu Tage, mehr noch durch perſönliche Motive, wie durch principielle Discrepanzen genährt und mit jener formloſen Brutalität ausgefochten, welche neu emporgekommene Dynaſtien trotz allen Strebens nach einer den alten Herrſchergeſchlechtern ebenbürtigen Haltung nicht ſo leicht los werden zu können ſcheinen. Innerhalb der eigentlich gouvernementalen Sphäre herrſchte die vollſtändigſte Rathloſigkeit. Rouher, der als Senatspräſident die Rolle des leitenden Miniſters fortzuführen verſucht, iſt als Vertreter des alten Syſtems doch nur ein Staatsmann von geſtern und die Glieder des gegenwärtigen Cabinets haben eigentlich nie eine Zeit gehabt. Bei Hof als Vertreter des unbequemen neuen Syſtems verhaßt, von der Oppoſition als bloße Uebergangsmänner kaum beachtet, unter ſich geſpalten und verfeindet, üben die neuen Miniſter nach keiner Seite Autorität, war während der Tage der Beſorgniß von ihnen am wenigſten die Rede.

Zu einer Vorſtellung von der ungeheuren Umwandlung, welche ſich während der verhängnißvollen letzten Wochen in den Gemüthern der Franzoſen vollzogen hat, genügt ein Vergleich zwiſchen der Sprache, welche

die Presse vor der ersten Septemberwoche führte und welche seit derselben üblich geworden. Der Zustand des Kaisers, die Beziehungen und Pläne der Glieder der kaiserlichen Familie, die Eventualitäten, welche im Todesfall eintreten würden, werden mit einem geflissentlichen Cynismus besprochen, der sich vor jeder gouvernementalen Verfolgung sicher fühlt und die Tage des Sicherheitsgesetzes und der Proscription jeder freien Meinungsäußerung bis auf die Spur vergessen hat. Ton und Gehalt der publicistischen Erörterung haben sich so gründlich und so allgemein verändert, daß an eine vollständige Wiederherstellung des alten Subordinationsverhältnisses seit den Erörterungen über die Rathsamkeit eines neuen suffrage universel nicht mehr zu denken ist, die Regierung eine thatsächliche Erhöhung des Maaßes geduldeter Preßfreiheit als fait accompli hinnehmen und zum Uebrigen thun muß. — Und während die anti-gouvernementale Stimmung auf diese Weise die raschesten und unerwartetesten Fortschritte gemacht hat, zum Theil schon in eine antidynastische umgeschlagen ist und den Zauber der Unnahbarkeit, der den restaurirten Napoleonismus zu umgeben schien, vollends zerstört hat, ist von der Regierung nichts geschehen, um den veränderten Verhältnissen Rechnung zu tragen oder ihnen entgegen zu treten. Von den Berathungen der Generalräthe sind auf Betrieb der Minister alle Gegenstände von politischer Bedeutung ausgeschlossen geblieben und der Senat hat seine Abhängigkeit und innere Leblosigkeit dadurch bekundet, daß er die die Staatsverfassung abändernden Artikel genau in der von Rouher empfohlenen Form angenommen, die Bonjean'schen Amendements verworfen und die Rede des Prinzen Napoleon desavouirt hat. Daß diese Symptome für die Unfähigkeit der zeitweiligen Machthaber mit dem Zeitpunkt zusammentrafen, in welchem die einzige reale Grundlage des Kaiserthums, die Person des Kaisers, zusammenzubrechen drohte, hat die allgemeine Erregung, welche sich in den letzten Augusttagen bereits gelegt hatte, aufs Neue heraufbeschworen. In der Hauptstadt bildet neben Erörterungen über die Zukunft der Dynastie das leidenschaftliche Verlangen nach Einberufung des gesetzgebenden Körpers den Hauptgegenstand der Allarmartikel der liberalen Presse. Daß die Regierung diese peinliche Nothwendigkeit bis aufs Aeußerste hinausschieben will, ist erklärlich genug, denn bevor die Räthe des Kaisers vor die Volksvertretung treten, muß der Kaiser zu Entschließungen gekommen sein, die durch seinen gegenwärtigen Körperzustand erschwert, wenn nicht ausgeschlossen sind. Grade diese Rechnung auf die wirkliche Verlegenheit der Regierung ist es, welche den Angriffen der Opposition ihre Lebendigkeit gibt und dem vom Grafen Kératay ausgegebenen Stichwort so zahlreiche Anhänger zuführt. Auch in den Departements bekunden die Feinde und die liberalen Freunde des Kaiserthums eine ungewöhnliche Regsamkeit und Activität. Der thörichte

Ausſchluß politiſcher Materien aus den Generalrathsverhandlungen, den Forcade de la Roquette den Präfekten zur Pflicht gemacht hatte, hat das Verlangen nach Decentraliſation der Verwaltung, größere Selbſtändigkeit der Communalbeamten, Wählbarkeit der Maires u. ſ. w. zu einem allgemeinen gemacht und eine ad hoc geſchloſſene Liga der größeren liberalen Provinzial-Zeitungen herbeigeführt. Daß an eine Erreichung des angeſtrebten Zwecks nicht zu denken iſt, dieſelbe wohl auch nur von einem kleinen Theil derer, welche mitmachen, ernſt gemeint iſt, ſchränkt die Unbequemlichkeit dieſer Agitation nicht ein, welche weſentlich dazu beiträgt, die Regierung unſicher, deren Gegner vertrauensvoll und ungeduldig zu machen.

Von einer activen auswärtigen Politik hat bei ſo bewandten Umſtänden natürlich kaum die Rede ſein können, zumal der ehemalige Miniſter des Auswärtigen und jetzige Botſchafter in London, Lavalette, der Befeſtigung ſeines Nachfolgers des Fürſten Latour d'Auvergne, ſichtlich im Wege geſtanden hat. Wenn viel geſchah, nahm man an den Verſuchen Englands Theil, zwiſchen Egypten und der Pforte, Spanien und der nordamerikaniſchen Republik zu vermitteln. — Dieſes momentane Stillſtehen der franzöſiſchen Staatsmaſchine iſt für die inneren Zuſtände des Staats ebenſo verderblich, wie für das übrige Europa vortheilhaft geweſen. Für Frankreich nimmt die Wahrſcheinlichkeit chaotiſchen Zuſammenbrechens der gegenwärtigen Verhältniſſe zu, für den übrigen Welttheil die Erhaltung des Friedens. Ob es für uns Deutſche möglich ſein wird, die Früchte deſſelben einzuheimſen, iſt freilich ebenſo zweifelhaft geblieben, wie vor der neueſten Cataſtrophe in der franzöſiſchen Kaiſergeſchichte. Zunächſt macht ſich geltend, daß Unternehmungsluſt und Selbſtvertrauen der depoſſedirten Fürſten und ihres ſchwindenden Anhangs von Tag zu Tage bergab gehen und daß die öſtreichiſch-ungariſche Diplomatie ſich in die Nothwendigkeit zu finden beginnt, mit der friedlichen Weltlage wenigſtens vorläufig Frieden zu ſchließen.

Inzwiſchen haben die in der Mehrzahl der cisleithaniſchen Provinzen zuſammengetretenen Landtage den Lenker der öſtreichiſchen Staatsgeſchicke aufs Neue daran erinnert, daß die Ausgleichung der nationalen und landſchaftlichen Gegenſätze innerhalb des vielgliederigen Kaiſerſtaates eine nahezu unlösbare Aufgabe iſt. Selbſt die beiden innerhalb des dualiſtiſchen Syſtems vertretenen Gruppen ſind ſchwer in Frieden zu erhalten und die außerordentlich abfälligen Urtheile mit denen die Wiener Preſſe den Schluß der Delegationen begleitete, ließen durchſehen, daß der eine der beiden Füße, auf denen das conſtitutionelle Oeſtreich ſteht, aus Thon uud zwar aus ſchwachem Thon geformt iſt. Nach der etwas kurzathmigen Freude des deutſch-öſtreichiſchen Liberalismus über den Sieg, den die Regierung bei Gelegenheit der Schulrathswahlen in Böhmen erfochten, ſind die Anſprüche der ſlaviſchen Länder der Monarchie

wieder in ihrer ganzen Schroffheit hervorgetreten und wird die Nothwendigkeit von Zugeſtändniſſen, mindeſtens an die Czechen, bis in die höchſten Regierungskreiſe hinauf anerkannt. Zu der Czechennoth droht eine Polennoth zu kommen. Schon bei der Schlußabſtimmung in den Delegationen war man von der Rückſichtsloſigkeit peinlich berührt worden, mit welcher ſich die galiziſchen Repräſentanten von den übrigen Cisleithaniern getrennt hatten, um ihr Gewicht zu Gunſten der Magyaren in die Wagſchaale zu werfen. Gegenwärtig wird im Lemberger Landtagsſaale bei offenen Thüren darüber berathen, ob man ſich der Beſchickung des Reichstages nicht zunächſt vollſtändig enthalten und im Bunde mit den Czechen direct zur Oppoſition übergehen ſoll, um auf dieſe Weiſe die gewünſchte Autonomie und die Adoption eines föderaliſtiſchen Syſtems zu ertrotzen. Wenn der galiziſche Landtag vor dieſem Wagniß zurückſchreckt, ſo wird das nicht das Verdienſt der polniſchen Demokratie und ihres Führers Smolka, ſondern lediglich die Folge von § 11 des im Jahre 1860 angenommenen Wahlgeſetzes ſein, das der zur Regierung und zu Goluchowski haltenden Bureaukratie ſehr viel weiteren Spielraum ſicherte, als man im Lager der kurzſichtigen und leichtſinnigen polniſchen Volksfreunde angenommen hatte. Mit einer Feindſeligkeit, die ebenſo gegen die öſtreichiſche Regierung wie gegen das herrſchende polniſche Element gerichtet iſt, ſehen die Ruthenen Galiziens den Verhandlungen der ſoeben zuſammengetretenen Verſammlung zu, denn zu den dieſer übergebenen Vorlagen gehört ein Antrag auf Abſchaffung des für die Volks- und Mittelſchulen obligatoriſch geweſenen ruſſiſchen Sprachunterrichts (der „zweiten Landesſprache" wie es officiell heißt) deſſen Ertheilung künftig von dem Willen der einzelnen Gemeinden abhängig ſein ſoll. Von der Ablehnung oder Annahme dieſes Antrags wird abhängen, ob die Ruthenen ſich vollſtändig und für immer von Oeſtreich abwenden und nur noch den panſlaviſtiſchen Einflüſterungen des Slavo und der großruſſiſchen Agitation Raum geben, denn in der Abſchaffung des obligatoriſchen Unterrichts ihrer Sprache ſehen ſie zugleich ein Attentat auf ihre Nationalität, die ſie als die von Rechtswegen in Oſtgalizien erſtberufene anſehen. — In der benachbarten Bukowina hat die zahlreiche ruthenische Bevölkerung durchzuſetzen gewußt, daß die Landtagsprotokolle zugleich in ruſſiſcher, rumäniſcher und deutſcher Sprache geführt werden, in den ruthenischen Comitaten Ungarns iſt gleichfalls eine lebhafte Sprachagitation in Wendung — Grund genug für die galiziſchen Ruſſen, welche ſich als Führer des geſammten kleinruſſiſchen Stamms anſehen, ihren Anſprüchen nicht ein Haar breit zu vergeben.

Für die ſlaviſche Welt iſt übrigens nicht ſowohl der Zuſammentritt des galiziſchen Landtags, als die Feier des Hußjubiläums das große Ereigniß des Monats geweſen. Von den auswärtigen Stämmen war der ruſſiſche bei der

Feier in Prag am stärksten vertreten und auch in Petersburg und Moskau ist der Geburtstag des Märtyrers von Constanz mit öffentlichen Feierlichkeiten begangen worden. Für die Czechen selbst hat diese Feier in zwiefacher Beziehung eine politische Bedeutung. Alt und Jung-Czechen denken über den nationalen böhmischen Reformator ebenso verschieden, wie über viele andere wichtige Fragen. Die Ersteren haben schon aus Rücksicht auf den ihrer Sache verbündeten katholischen Clerus an der Hußfeier nicht so lebhaften Antheil nehmen können, wie die Letzteren; dazu kommt, daß die außerböhmischen Panslavisten, namentlich die Russen, schon lange den Wunsch hegen, das Czechenvolk mit Hilfe hussitischer Traditionen dem Katholicismus abwendig zu machen und der Kirche des Morgenlandes anzunähern. Aus diesem Grunde ist nicht nur die Zahl russischer Gäste und Festgrüße eine außerordentlich zahlreiche gewesen, sondern der Erinnerungstag an den Vorläufer der nationalen und kirchlichen Vorkämpfer Böhmens in den russischen Hauptstädten ebenso festlich begangen worden, wie in Prag. Besonderes Gewicht wurde von den russischen Festrednern darauf gelegt, daß Huß entschiedene Sympathien für die griechische Kirche gehabt und auch in dieser Beziehung bewiesen habe, daß er das slavische Interesse richtig verstand und beurtheilte. — Die Meinungsverschiedenheiten im czechischen Lager haben indessen nicht verhindert daß man in Bezug auf die Verfassungsfrage durchaus einig ist und der Regierungspolitik gegenüber nach wie vor die gleichen Wege geht. Für das Maß der den Czechen zu machenden Concessionen (darüber, daß überhaupt nachgegeben werde, sollen die Grafen Beust und Taafe bereits einig sein) werden die Entscheidungen des galizischen Landtags wohl auch mitwiegen, denn die polnischen Demokraten haben sich mit den Czechenführern schon vor einiger Zeit über gemeinsame Action verständigt. — Auf den deutsch-östreichischen Landtagen steht die Frage nach dem künftigen Modus für die Reichstagswahlen im Mittelpunkt der Interessen; man ist hier der Einführung directer Wahlen ebenso geneigt, wie in den slavischen Provinzen feindlich. Möglich daß die Gegensätze in Galizien auch in diesem Königreich eine Wendung zu Gunsten des allgemeinen Wahlrechts herbeiführen; die polnische Demokratie ist demselben an und für sich nicht ungünstig, hat aber das numerische Uebergewicht der Ruthenen zu berücksichtigen. — Jenseit der Leitha haben die Magyaren eine neue Besiegelung des dualistischen Systems durchzusetzen gewußt; am 8. und 9. September fand zu Agram die feierliche Einholung und Beeidigung des Banus statt, durch welche das Verhältniß Croatiens zur Stephanskrone endgiltig geordnet worden ist.

Ungarns eifersüchtigster und turbulentester Nachbar, der junge rumänische Staat, scheint sich mehr und mehr in die friedlichen Bahnen zu gewöhnen, welche ihm durch den Fürsten Karl und das Ministerium Ghika-Cogolnitsche-

ano vorgezeichnet werden. Obgleich Jean Bratiano auf seine Versuche, die Partei der Rothen und damit eine türkenfeindliche Vergrößerungspolitik ans Ruder zu bringen, keineswegs verzichtet und seinen Bruder Demeter in Paris stationirt hat, um Frankreichs Eifersucht auf den preußischen Einfluß in Bukarest wach zu erhalten, ist das Land ruhig geblieben und stehen die Kammern in überwiegender Majorität zu der gegenwärtigen Regierung. Von seinem Besuch am russischen Hoflager in Taurien zurückgekehrt, hat der Fürst eine Reise nach Westeuropa angetreten und zunächst Wien aufgesucht, wo Hof und Ministerium ihm einen überraschend freundlichen Empfang zu Theil werden ließen. Wesentlich dem preußischen Einfluß in Bukarest, ist es zu danken, daß die moldau-wallachische Regierung in Mitten der widerstreitenden ost- und westeuropäischen Interessen eine Position genommen hat, die nach keiner Seite hin Anstoß gibt und für die Entwickelung und Kräftigung des rumänischen Staats wirken kann, ohne die Eifersucht der Pforte zu reizen.

In Constantinopel dauerte der Conflikt zwischen dem Sultan und seinem mächtigen Egyptischen Vasallen fort. Selbst die Specialnachrichten über den Verlauf dieses Handels haben sich als so unzuverlässig erwiesen, daß sich der Ausgang desselben nicht absehen, kaum errathen läßt. Entsprechend ihren Wünschen und Hoffnungen versichern die Organe der Westmächte, daß die Sache einen Verlauf nehme, der eine acute Krisis ausschließe und den Höfen von London und Paris die Möglichkeit sichere, durch Rathschläge nach beiden Seiten hin versöhnend einzuwirken. Im Gegensatz dazu sind die russische und ein Theil der westslavischen Presse der Meinung, durch ihre Erfolge auf der letzten Pariser Conferenz sei die Pforte so anmaßend und selbstvertrauend geworden, daß der Vicekönig zu Gewaltschritten gedrängt werden werde, die eine Katastrophe herbei führen müßten. — Unterdessen hat der griechisch-bulgarische Kirchenstreit seinen ununterbrochenen Fortgang genommen. Durch die Unterstützung der türkischen Minister und die russische Ablehnung des vom Patriarchen vorgeschlagenen abendländischen Concils ermuthigt, beharren die Bulgaren auf der Forderung einer vom griechischen Patriarchen unabhängigen Nationalkirche, die dem constantinopolitanischen Oberhirten nur äußerlich und formell untergeordnet sein, ihre Angelegenheiten aber durch eine selbständige Synode ordnen soll. Griechenland, dem naturgemäß daran gelegen ist, die Einheit der griechischen Kirche in den türkischen Ländern erhalten und den traditionell seine Interessen verbündeten Patriarchen an der Spitze aller morgenländischen Christen des Nachbarstaats zu sehen — Griechenland hat sich noch entschiedener gegen die Bulgaren ausgesprochen als Rußland, und den Concilvorschlag, den der Petersburger Synod aus Opportunitätsgründen ablehnte, gebilligt. Dadurch in die Sache ist ein neues Stadium getreten.

und das ruſſiſche Kirchenregiment wird ſich zu nochmaliger Prüfung der Wünſche des Patriarchen Gregorius entſchließen müſſen. — In Rußland iſt es auf dem Gebiet der inneren Politik während des September eben ſtill geblieben, wie in den Sommermonaten. Der Kaiſer verweilt noch immer am Ufer des ſchwarzen Meeres und die meiſten Miniſter (Fürſt Gortſchakow, Graf Pahlen, General Miljutin) ſind auf Reiſen. Für den Beginn des Winters ſteht dafür eine Reihe wichtiger legislatoriſcher Neuerungen in Ausſicht. Im Reichsrath iſt ein Geſetzentwurf über Reorganiſation des Städteweſens zur Berathung gekommen, der noch zu Zeiten des früheren Miniſters des Inneren, Walujew, ausgearbeitet worden war und für die Provinzialſtädte (die beiden Hauptſtädte ſind bereits im Beſitz neuer Verfaſſungen) von beſonderer Wichtigkeit ſein wird, weil den ſtädtiſchen Communen größere, wenn auch keineswegs genügende Unabhängigkeit von der Adminiſtration zugeſtanden werden ſoll. Ferner iſt von einer Reorganiſation des Kloſterweſens und von Amendirung des am 8. April 1865 „probeweiſe“ erlaſſenen Preßgeſetzes die Rede. Nach den Mittheilungen ruſſiſcher Blätter handelt es ſich um eine beträchtliche Verſchärfung des Verwarnungsſyſtems, gegen welche die Preſſe ſchon gegenwärtig das Mißtrauen der öffentlichen Meinung wachzurufen beſtrebt iſt. An eine Aufhebung jener Monſtroſität, welche nur den in Petersburg und Moskau erſcheinenden Büchern und Journalen Befreiung von der Präventivcenſur ermöglichte, die Provinzialpreſſe dagegen unter ſtrenge Cenſur ſtellte, wird von keiner Seite gedacht, denn man hat allen Grund, das Schweigen, zu welchem die weſtlichen Provinzen des Reichs und deren deutſche und polniſche Bewohner verurtheilt ſind, aufrecht zu erhalten. Für die Oſtſeeprovinzen ſtehen neue Ruſſificationsmaßregeln in Ausſicht; die Geſchäftsführung in den ſtaatlichen Provinzialbehörden ſoll vollſtändig ruſſiſch in den Gymnaſien der Mathematikunterricht künftig in ruſſiſcher Sprache ertheilt werden. Daß das Ende davon vollſtändige Ruſſificirung und Gräciſirung ſein ſoll, geht aus dem Beiſpiel der polniſchen und litthauiſchen Ländern unzweideutig hervor. Im Königreich Polen iſt die ausſchließliche Herrſchaft der ruſſiſchen Sprache in Univerſitäten, Gymnaſien und Verwaltungsbehörden bereits angeordnet, im Generalgouvernement Wilna wird nur noch darüber geſtritten, ob die katholiſchen Gottesdienſte künftig ruſſiſch oder aber litthauiſch, lettiſch und ſhmudiſch gehalten werden ſollen, über die Ausrottung des polniſchen iſt man längſt einig. — Von der turkeſtaniſchen Grenze liegen keine neuen Nachrichten über weitere Ausbreitung der ruſſiſchen Macht vor, dagegen hat der bereits vor vier Wochen todtgeſagte Kirgiſenaufſtand neue Lebenszeichen von ſich gegeben. Die ungeheuren, ſchwachbevölkerten Ebenen, welche das Theater dieſer Emeute bilden, machen dieſelbe aller-

dings ungefährlich, sie erschweren aber zugleich eine rasche und vollständige Beseitigung der Wirren, welche die den Kirgisischen Nomaden zugemuthete Annahme einer streng bureaukratischen Organisation hervorgerufen hat.

Von der politischen Windstille, welche auf dem größten Theil unseres Continents herrschte und die in England nach der angreifenden und wichtigen Parlamentssession besonders gründlich war, sind eigentlich nur die beiden südlichen Halbinseln ausgenommen gewesen, welche in das mittelländische Meer ragen. In Italien kann das Cabinet Menabrea-Cambray-Digny nicht leben und nicht sterben, nehmen die Anzeichen innerer Auflösung und Zersetzung fortwährend zu, ohne daß sich Keime einer neuen Ordnung zeigten, welche an die Stelle der alten treten könnte. Parteiumtriebe und politische Intriguen, welche an der Grenze gemeiner Verbrechen stehen, ja diese überschreiten, tragen immer wieder dazu bei, den Credit der Volksvertretung in den Augen der Nation wie der Regierung herabzubringen. Das Cabinet steht einer vielgespaltenen, nur in der Negation der Regierungsvorschläge einigen Opposition gegenüber, die kaum darauf Anspruch macht, auch nur sich selbst für regierungstüchtig zu gelten, und wird durch die stets zunehmende Finanznoth an eingreifender Verbesserung der Staatsmaschine und Hebung der noch ziemlich primären Anstalten zur Förderung der Volkswohlfahrt gehindert. — In Rom wird an den Vorbereitungen zum ökumenischen Concil rüstig weiter gearbeitet, aber mit dem Herannahen des Termins für den Zusammentritt desselben nehmen die Chancen für einen Ausgang im Sinne der Unternehmer ab. Die katholischen Regierungen haben ausnahmslos eine zurückhaltende Stellung eingenommen, die Mißtrauen gegen Uebergriffe der Kirchenfürsten auf das politische Gebiet, an der Stirn trägt. Bayern hat seine bezüglichen Befürchtungen ganz direkt ausgesprochen, Frankreich den Entschluß gefaßt, sich auf dem Concil diplomatisch nicht vertreten zu lassen. Sehr viel wichtiger noch sind die Kundgebungen innerhalb der Kirche selbst, welche im Voraus gegen die Prätensionen der Jesuitenpartei Verwahrung einlegen. Dahin gehören das Gutachten Döllingers, die Adresse der rheinischen Katholiken und vor Allem die Kundgebung der in Fulda versammelt gewesenen Bischöfe, welche die verdiente Aufmerksamkeit im Auslande früher gefunden zu haben scheint, als in Deutschland, und mit welcher sich die liberale französische Presse besonders eifrig beschäftigt hat, während der Univers bemüht war, dieser außerordentlich geschickt formulirten Erklärung ihre gegen den Ultramontanismus gerichtete Spitze abzubrechen. Innerhalb der katholischen Kirche ist die Jesuitenpartei so lange die rührigere und vorherrschende gewesen, daß die Kundgebung abweichender Anschauungen von Seiten der deutschen Bischöfe Rom ebenso überraschend war wie der protestantischen Welt, und um so nachhaltigeren Eindruck machte.

In Spanien, wo die durch den karliſtiſchen Einfall beunruhigten Nordprovinzen noch immer nicht ganz pacificirt zu ſein ſcheinen, dauert das Interregnum fort, ohne daß der König ausfindig gemacht werden kann, der die Entſcheidung für die Monarchie zur Wahrheit machte. Während die neu in Vorſchlag gebrachte Candidatur des Herzogs von Genua hier unterſtützt, dort angefochten wird, befeſtigt ſich der Einfluß der republikaniſchen Partei unaufhaltſam, werden die Ausſichten für die Behauptung Cubas täglich ungünſtiger und tritt die nordamerikaniſche Union mit ihren Abſichten auf dieſes reiche Eiland immer deutlicher hervor.

In Deutſchland iſt der September ſchon ſeit geraumer Zeit der Monat der wiſſenſchaftlichen Congreſſe und dieſe ſind — ſoweit es ſich nicht um Berichte über die Manoeuver in Pommern und Oſtpreußen handelte — die Hauptgegenſtände aller Zeitungsnachrichten der letzten Wochen geweſen. Allen Nachfragen und Provocationen zum Trotz haben die Berliner Offiziöſen über die Vorlagen zum bevorſtehenden preußiſchen Landtage ein ſo gründliches Schweigen beobachtet, daß Preſſe und Publikum ausſchließlich auf ihre eigenen Gedanken über dieſelben angewieſen geblieben ſind, und ſelbſt Gerüchte wie das von der bevorſtehenden Einbringung eines Miniſterverantwortlichkeits-Geſetzes auftauchen konnten. In Sachen des heſſiſchen Kirchenſtreites, der einen Augenblick die Proportionen einer brennenden Frage annehmen zu wollen ſchien, iſt es inzwiſchen wieder ruhig geworden. Das Organ der Berliner Fortſchrittspartei, welches auch in dieſer Angelegenheit gegen die Regierung Front zu machen für Pflicht hielt, hat für ſeine Thätigkeit andere bequemere Spielplätze gefunden: an der Seite des von Parriſius herausgegebenen „Volksfreundes“ hat die „Volkszeitung“ den Verſuch gemacht, den volkswirthſchaftlichen Congreß um das verdiente Anſehen zu bringen und im Bunde mit der „Zukunft“ agitirt daſſelbe Blatt dafür, des würdigen Waldeck erledigten Platz im Abgeordnetenhauſe mit einem der Führer der Jacoby'ſchen Zukunftspartei, dem Hauptmann a. D. von der Leeden, zu beſetzen. Nachdem man ſich über die demokratiſche Rechtgläubigkeit des Candidaten geeinigt hat, ſtreiten die Herren darüber, ob „Verweigerung des Budgets“ der alleinige Inhalt eines politiſchen Programms ſein könne oder nur die Bedeutung eines zu Zeiten zweckmäßigen Mittels habe! Was das Organ der Fortſchrittspartei ſich bei einem Compromiß mit Politikern denkt, die im vorigen Jahre den Friedenscongreß beſchickten und an der Proclamation der „Vereinigten Staaten von Europa“ Theil nahmen, werden auch viele Freunde dieſes Berliner Journals nicht begreifen können: das Bekenntniß zur „reinen Doctrin“ hat nachgerade auf allen Seiten an Wirkung und Bedeutung eingebüßt und iſt im vorliegenden Fall mit einer Schwenkung gleichbedeutend,

die dem Faß, mit welchem die Berliner Fortſchrittsmänner bisher ſchöpften, leicht den Boden ausſchlagen kann. Waldeck, der jeden Zoll und zu allen Zeiten ein guter Preuße war, ſoll durch einen Mann erſetzt werden, deſſen Leiborgan mit Vorliebe von Welfen und Welfengenoſſen citirt wird. Dieſes neueſte Capitel in der Entwickelungsgeſchichte unſerer politiſchen Gattungen und Arten wird hoffentlich im Betracht gezogen werden, wenn es zu der längſt nothwendig gewordenen Reorganiſation der nationalliberalen Partei kommt.

Die Grenze nach rechts iſt bereits mit genügender Deutlichkeit gezogen worden, der Grenze nach links kann es nicht ſchaden, wenn ſie auf's Neue möglichſt ſcharf gezogen und damit allen Irrthümern über politiſches Mein und Dein vorgebeugt wird. Die Erfahrungen der letzten Jahre, namentlich die im preußiſchen Abgeordnetenhauſe gemachten, haben mit einer Gründlichkeit, die Nichts zu wünſchen übrig läßt, bewieſen, daß es im parlamentariſchen Leben auf die numeriſche Stärke der Parteien ſehr viel weniger ankommt, als auf eine gehörige Disciplin derſelben. Wie viel dieſe Disciplin zu wünſchen übrig läßt, hat ſich jedesmal gezeigt, wenn (wie bei Gelegenheit des hannoveraniſchen Provinzialfonds) vergeblich der Verzicht auf individuelle Meinungsverſchiedenheiten gefordert wurde, oder wenn den Parteirednern zugemuthet wurde, ihre Beredtſamkeit auf das Maß des Bedürfniſſes zu beſchränken und an der gehörigen Stelle aufzuhören, wie es bei Gelegenheit der Debatte über das das Cultusminiſterium (December 1868) der Fall war. Soll die beabſichtigte Reorganiſation der liberalen Nationalpartei wirklich zu etwas führen, ſo muß mit Herſtellung einer wirklichen Disciplin unter den Parteigenoſſen im Parlamente der Anfang gemacht und damit ein gutes Beſpiel gegeben werden. Weder im Parlament, noch in der Preſſe, noch in Sachen der Wahlagitation hat für die Nationalliberalen bis jetzt eine Organiſation beſtanden, die auf dieſen Namen wirklichen Anſpruch machen kann, und das Verdienſt derer, welche dieſelbe begründen, wird nicht geringer ſein als das Maß der ihnen entgegenſtehenden Schwierigkeiten.

Literatur.

Des Ariſtophanes Werke, überſetzt von Joh. Jul. Droyſen. Zweite Auflage. Erſter Theil. Leipzig, Veit u. Comp. 1869.

Die berühmte Ariſtophanesüberſetzung von Droyſen, welche von 1835 bis 1838

in drei Bänden erſchien, war nachgerade ein Buch geworden, das nicht nur im eigentlichen, ſondern auch im buchhändleriſchen Sinne ſelten genannt werden mußte. Nur noch ſchwer war es zu erlangen und es war dringende Nothwendigkeit, eine neue Auflage davon zu veranſtalten, welche in einem dem Werthe des Inhalts angemeſſenen Gewande dieſes Werk bringt, das zu allen Zeiten als eine wahrhaft geniale Leiſtung genannt werden wird, trotz mancher Einwände, die ihm bei ſeinem erſten Erſcheinen begegneten, und die, da ſie principieller Natur ſind und mit den Anſchauungen über das Weſen und die Aufgabe einer Ueberſetzung zuſammenhängen, auch jetzt in dem Leſer wieder auftauchen werden.

Der berühmte Verfaſſer verhehlte ſich dies nicht und als er ſeine ſogenannten „Stiefkinder" (Bd. 1 pag. XX der erſten Auflage) zum erſten Male in die Welt ſchickte, legte er (ebendaſ. pag. VIII) kurz die Grundſätze dar, nach denen er ſeine Ueberſetzung geſchrieben oder richtiger nachgedichtet hat. Wir bedauern es, daß er bei der neuen Auflage dieſer Vorrede keine Stelle einräumte, oder, wenn er dies nicht wollte, daß er nicht ein neues Vorwort geſchrieben hat. Ohne Zweifel würde man von ihm, den wir leicht den Meiſter deutſcher Ueberſetzungskunſt nennen mögen, manches intereſſante und geiſtvolle Apercü über eine Aufgabe vernommen haben, deren Weſen zu den anziehendſten literariſch-äſthetiſchen Problemen gehört. Die neue Ausgabe trägt im Text wie in den erläuternden Anmerkungen und den Einleitungen zu den einzelnen Stücken vielfach die Spuren beſſernder Hand und verwendet die Reſultate der philologiſchen und hiſtoriſchen Arbeiten, die dem Ariſtophanes in den letzten zwanzig Jahren zugewendet waren, in beſcheidenen Grenzen, wie ſie uns bei der eigenthümlichen Beſchaffenheit des Buches und dem hiſtoriſchen Recht, welches ſich ſeine urſprüngliche Geſtalt erworben hat, ganz angemeſſen erſcheinen. Die Ordnung der Stücke, welche in der erſten Auflage durch äußere Rückſichten bedingt war, iſt verlaſſen worden, und der vorliegende Band bringt im Anſchluß an die Ausgaben des Urtextes in gewohnter Reihenfolge die Acharner, Ritter, Wolken, Weſpen und den Frieden. — Etwas zur Empfehlung dieſer Ueberſetzung zu ſagen, wäre in Wahrheit überflüſſig. Die Kunde von der Thatſache, daß ſie wieder zu erlangen iſt, wird zu ihrer Verbreitung genügen. Zwar iſt der Leſerkreis, den ein ſolches Buch hat und haben wird, ein verhältnißmäßig kleiner. Der ungezogne Liebling der Grazien bietet keine Speiſe für Frauen und Kinder. Aber Männer, welche einen vollen und kräftigen Dichtergeiſt kennen lernen wollen, welche Verſtändniß haben für die bezaubernde Fülle poetiſcher Erfindung und phantaſtiſcher Schöpfung, und welche es lieben, in eine längſt begrabene und immer neu lebendige Welt voll äſthetiſcher, ſittlicher und pſychologiſcher Räthſel ſich zu verſenken, werden immer wieder zu Ariſtophanes zurückkehren und dem Ueberſetzer danken, der die ſtaunenswerthen Schwierigkeiten ſeiner Aufgabe mit ſolcher Freiheit und Sicherheit zu verſtehen und zu überwinden wußte. —

Aristotelische Forschungen von Gustav Teichmüller. Zweiter Band. Aristoteles' Philosophie der Kunst. Halle, Emil Barthel. 1869.

Bereits bei einer Anzeige des ersten Bandes (Grenzboten 1868 Nro. 41 pag. 79 f.) ist auf die Vorzüge dieses Werkes hingewiesen worden, und da der vorliegende Band sich mit der streng historisch-philosophischen Reconstruction der Aristotelischen Kunstlehre beschäftigt, so muß sich eine Anzeige an diesem Orte mit der Bemerkung begnügen, daß auch dieser neue Band dem ersten ebenbürtig ist, ja ihn vielfach in Akribie der Untersuchung und Klarheit der Darstellung übertrifft. Einem dritten Bande soll die Aristotelische Theorie der einzelnen Künste vorbehalten bleiben, und von ihm darf wiederum auch ein größerer Leserkreis eine Reihe interessanter Aufschlüsse erwarten, während der vorliegende zweite Band fast ausschließlich den Fachgenossen zugänglich ist. — Schließlich sei hinzugefügt, daß, wenn der Verfasser II. pag. XI. unsern früher ausgesprochenen Zweifel betreffs der Aristotelischen Notiz über Epos und Tragödie zurückzuweisen versucht, Referent seine abweichende Ansicht unter Berufung auf die Entwickelungsgeschichte der Tragödie durchaus aufrecht erhalten muß. An einem anderen Orte wird sich demnächst die Gelegenheit bieten, auf diese interessante Controverse einzugehen.

Für Freunde der Tonkunst von Friedrich Rochlitz. 4 Bände. Dritte Auflage. Leipzig. Carl Cnobloch 1868.

Mitten inne zwischen den Gebieten der Kunst und der Wissenschaft ist ein weites Feld von jeher der Tummelplatz einer großen Menge von Talenten gewesen, deren Begabung und schöpferische Kraft in keinem rechten Verhältniß zu der Liebe und Begeisterung stand, die sie der Kunst wie der Wissenschaft entgegentrugen. Die große und ehrenwerthe Reihe der Kunstfreunde, vorzüglich auf musikalischem Gebiete, erzänzte sich in früherer Zeit fast nur aus solchen Naturen, welche, in der richtigen Erkenntniß, daß ihre Flügel zum künstlerischen Fliegen nicht ausreichten, ihre Federn genügsam zum Schreiben über und für die Kunst verwendeten. Es wäre nicht wohlgethan, wenn die fortgeschrittene Kunstwissenschaft von heute auf jene Männer verächtlich herabsehen wollte, die während der Zeit etwa von Mozart's erstem Auftreten bis ungefähr zu Beethoven's Tode mit Rath und That, in Rede und Schrift redlich für die Würdigung unserer großen Musiker und ihrer Werke im großen Publicum gewirkt haben. Ihre Zeitgenossen verdanken ihrer rastlosen Begeisterung unermüdete Anregung, lehrreichen und zu rechter Zeit auftretenden Unterricht über die Werke und ihre Schöpfer, mannigfache Aufklärung über die Aufgaben, die Mittel und die Grenzen der Kunst. Aber auch die Nachlebenden sind ihnen Dank schuldig. Ihre Schriften sind zu einer werthvollen historischen Quelle geworden, aus der manche wichtige Einzelnotiz und nicht selten die bedeutsamsten

Thatſachen geſchöpft werden, welche ohne ihren treuen Fleiß für immer in Vergeſſenheit gerathen ſein würden. Freilich ſind dieſe Männer von ungleichem Werth. Für die Heroen der Muſik beſitzen wir keinen, der dem für Goethe's Geſtalt unerſetzlich werthvollen Eckermann verglichen werden könnte. Zumeiſt ſchadet ihnen die eigenthümliche Zwiſchenſtellung, die ſie ſich zwiſchen Wiſſenſchaft und Kunſt gewählt haben. Ihre phantaſtiſche Begabung iſt gerade groß genug, um ihnen einfache wahrheitsgetreue hiſtoriſche Berichterſtattung zu erſchweren, während ſie zu einer nennenswerthen ſelbſtändigen Thätigkeit in der Kunſt, ſei es Muſik oder Poeſie, nicht ausreicht. Eine Geſtalt, welche ſo recht als der Typus dieſer eigenthümlichen Gattung in ihren Vorzügen und Mängeln erſcheint, iſt der 1769 zu Leipzig geborene und ebenda 1842 verſtorbene Hofrath Friedrich Rochlitz, bekannt als langjähriges Vorſtandsmitglied der Leipziger Gewandhausconzerte, als Begründer und thätiger Leiter der einflußreichen (Leipziger) Allgemeinen muſikaliſchen Zeitung, als Redacteur des Leipziger Geſangbuches, ſowie als geſchickter Verfertiger von Texten zu geiſtlichen und weltlichen Compoſitionen, endlich als der Verfaſſer der gebräuchlichſten Ueberſetzung des Don Juan-Textes. Es iſt daher ein ganz dankenswerthes Unternehmen, die oben angezeigte Sammlung ſeiner muſikaliſchen Schriften in neuer Auflage, der im vierten Bande eine kurze von A. Dörffel geſchriebene Biographie des Verfaſſers beigegeben iſt, erſcheinen zu laſſen. Nur hätte ſich eine ſtrenge Auswahl empfohlen, die Sammlung wäre kleiner und verwendbarer geworden, und die herzlich ſchwachen vermiſchten Aufſätze in ſchlechter Nachahmung Jean Paul'ſchen Humors wären billig weggeblieben, wogegen noch manches Brauchbare aus Rochlitz' zerſtreuten Aufſätzen hätte Aufnahme finden können. Zum Schluß ſei noch darauf hingewieſen, daß ſich in O. Jahn's Mozartbiographie, und zwar beſonders in der erſten vierbändigen Ausgabe mehrfache wichtige Beiträge zu einer gerechten Würdigung von Fr. Rochlitz als Aeſthetiker und Hiſtoriker der Muſik finden; zu Nutz und Frommen von Leſern, welche einen richtigen Standpunkt ſeinen Anſchauungen und Notizen gegenüber gewinnen wollen, werde hier auf das genannte Werk III., S. 165, 223, 423, 496, und IV., 4 verwieſen. Wer ein Auge für dergleichen hat, wird leicht erkennen, daß die dort nachgewieſenen Schwächen des verdienten Mannes weniger ihm ſelbſt als ſeiner Zeit und ſeinem Bildungsgange zur Laſt fallen. —

Conſonanzen und Diſſonanzen. Geſammelte Schriften aus älterer und neuerer Zeit von J. C. Lobe. Leipzig, Baumgärtners Buchhandlung. 1869.

Ein tüchtiger Muſiker und Theoretiker bietet hier geſammelte Aufſätze, allerdings von ſehr ungleichem Werth. Als beſonders gelungen heben wir daraus hervor: Sendſchreiben über Preisaufgaben S. 215, Briefe von Jenſeits S. 17 ff.,

aus Gesprächen mit C. M. v. Weber S. 122 ff., Gespräche mit Felix Mendelssohn S. 360; gut auch ist der Aufsatz über das Judenthum in der Musik S. 5 ff. Dagegen kann man nicht übereinstimmen mit Anschauungen, wie sie sich finden in: für die Oper mit gesprochenem Dialog S. 319, Entreakte im Schauspiel S. 382, Franz Schuberts Erlkönig S. 390, am wenigsten mit dem Franz Liszt gewidmeten Abschnitt S. 329, und mit vielen Wunderlichkeiten in Gedanken und Form, die den Leser nicht von der Lektüre eines Buches abschrecken mögen, aus dem sich Vergnügen und Belehrung schöpfen läßt. —

Wanderungen auf dem Gebiete der Sprache und Literatur. Vorträge vor gebildeter Zuhörerschaft gehalten von Dr. Gustav Sauppe. Halle a. S. Georg Schwabe. 1868.

Dem auf philologischem Gebiete mit Recht geschätzten Verfasser auf einem Irrwege zu betreffen, ist uns leid. Aber wir können nur wünschen, daß er sich hüten möge, so leichte Waare ins Künftige zu veröffentlichen. Mit unendlicher und ermüdender Redeseligkeit werden Stoffe behandelt, die an sich Interesse zu erregen höchst geeignet sind, allerhand Notizenkram, Wichtiges und Unwichtiges wird nach unerkennbaren Gesichtspunkten aneinandergereiht und aufgezählt; neben manchem hübschen Einfall findet sich Triviales, Halbrichtiges und Unrichtiges in unerfreulichster Fülle. Dazu ist die Darstellungsweise sehr ungleich, in manchen Abschnitten aber salopp und ungefüge über alles Maß hinaus. Es entschuldigt nicht, wenn in der Vorrede erwähnt wird, die Vorträge seien zum großen Theil gehalten, wie sie vorliegen, frei im Conversationstone gesprochen. In einer Zeit, wo so viele sogenannte populäre Schriften gedruckt werden, die das Wort, daß für das Volk das Beste gerade gut genug sei, bedenklich vernachlässigen, sollte sich ein tüchtiger Gelehrter zweimal besinnen, ehe er drucken läßt, was ihm geträumt hat, während bonus Homerus einmal schlief.

Mit **Nr. 40** beginnt diese Zeitschrift ein **neues Quartal**, welches durch alle **Buchhandlungen** und **Postämter** zu beziehen ist.

Leipzig, im September 1869.

Die Verlagshandlung.

Verantwortliche Redacteure: **Gustav Freytag** u. **Julius Eckardt.**
Verlag von **F. L. Herbig.** — Druck von **Hüthel & Legler** in Leipzig.

Digitized by Google

Im Verlage von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig ist erschienen und in allen Buchhandlungen und guten Leihbibliotheken vorräthig:

Novitäten 1869.

Kessel, E. v, Königstreu. 2 Bände 2 Thlr. 20 Ngr. — **Mels,** A., Herzenskämpfe. 3 Bände 4 Thlr. — **Herbert,** Luc., Das Testament Peters des Großen. 5 Bände 6 Thlr. 20 Ngr. — **Braun,** T. S., Ein häßliches Mädchen. 3 Bände 4 Thlr. — **Hallervorden,** J., Das Haus Bernhard. 2 Bände 2 Thlr. 20 Ngr. — **Emilius,** H., Lucia. 2 Bände 2 Thlr. 20 Ngr. — **Grabowski,** St. Graf, Aus Welt und Haus. 2 Bände 2 Thlr. 20 Ngr. — **Mels,** A., Gebilde und Gestalten. 3 Bände. 4 Thlr. — **Wilibald,** D., Kleines Treiben. 1 Thlr. 15 Ngr. — **Wartenburg,** K., Französisches Leben. 2. Ausgabe. 2 Bände 1 Thlr. 15 Ngr. — **Stein,** P., Aus Andalusien. 2. Ausgabe. 2 Bände 2 Thlr. — **Leopold's** Irrfahrten. 2. Ausgabe. 2 Bände 2 Thlr. — **Herbert,** Luc., Die todte Hand. 2 Ausgabe 4 Bände 4 Thlr. — **Großmann,** A. von, Wahn und Wahrheit. 2. Ausgabe. 2 Bände 2 Thlr. — **Schirmer,** Ad., Aus aller Herren Ländern. 2 Ausgabe. 3 Bände 3 Thlr.

Obige gediegene Novitäten halte ich Freunden guter Lectüre bestens empfohlen.

Soeben erschien im Verlage von **Veit & Comp.** in Leipzig und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Friedrich Wilhelm I.

König von Preußen.

Von

Joh. Gust. Droysen.

Groß Octav. Zwei Bände. 900 Seiten. Preis elegant geh. 4 Thlr. 24 Sgr.

(Geschichte der Preußischen Politik. IV. Theil. 2. und 3. Abtheilung.)

Von der Geschichte **Friedrich Wilhelm I.** sind bisher nur einzelne Abschnitte, namentlich solche, die für die bewegten Schicksale des Kronprinzen (Friedrich II.) von Bedeutung sind, gründlicher erforscht worden. Gegenüber der Unzulänglichkeit und Verworrenheit der traditionellen Geschichte dieses Königs, zum Theil entstellt durch hergebrachte Ueberlieferung von mit Vorliebe festgehaltenen Hunderten von unbeglaubigten, halbwahren und ganz falschen Anecdoten, hat es der berühmte Verfasser unternommen, in den vorliegenden Bänden **auf Grund sorgfältigsten Quellenstudiums zum ersten Male ein treues Charakterbild dieses Fürsten hinzustellen, der für den Aufbau und Ausbau des Preußischen Staates von so hervorragender Bedeutung gewesen ist.**

Verlag der **Weidmann**'schen Buchhandlung in Berlin:

Mit dem Erscheinen der Schlußlieferung des dritten Theiles liegt nun vollständig vor:

Handbuch der Erdkunde

von

G. A. von Klöden.

Zweite Auflage. 3 Theile. Gr. 8. Geh. 13 Thlr. 20 Sgr.
In vier Halbfranzbänden 15 Thlr. 25 Sgr.

Die einzelnen Theile sind auch für sich unter folgenden Titeln beziehbar:

1. Theil. **Handbuch der physischen Geographie.** Mit 274 Holzschnitten. Geh. 4 Thlr.
2. Theil. **Handbuch der Länder- und Staatenkunde von Europa.** Geh. 1 Thlr.
3. Theil. **Handbuch der Länder- und Staatenkunde von Asien, Australien, Afrika und Amerika.** Geh. 4 Thlr. 20 Sgr.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Bei **Fr. Wilh. Grunow** in Leipzig erschien und ist in allen Buchhandlungen vorräthig:

Für das Haus von **Moritz Horn.** eleg. carton. 1 Thlr.

Dieses Buch wird in jedem Hause willkommene Aufnahme finden, in dem Familiensinn und Anhänglichkeit zu befreundeten Familien herrschen.

Inserate aller Art werden gegen den Betrag von 2 Ngr. für die gespaltene Zeile angenommen. Die Beilagegebühr für die Grenzboten beträgt 3 Thr.

Verlag von Friedrich Ludwig Herbig. — Druck von Hüthel & Legler in Leipzig.

Princeton University Library
32101 064469628